This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

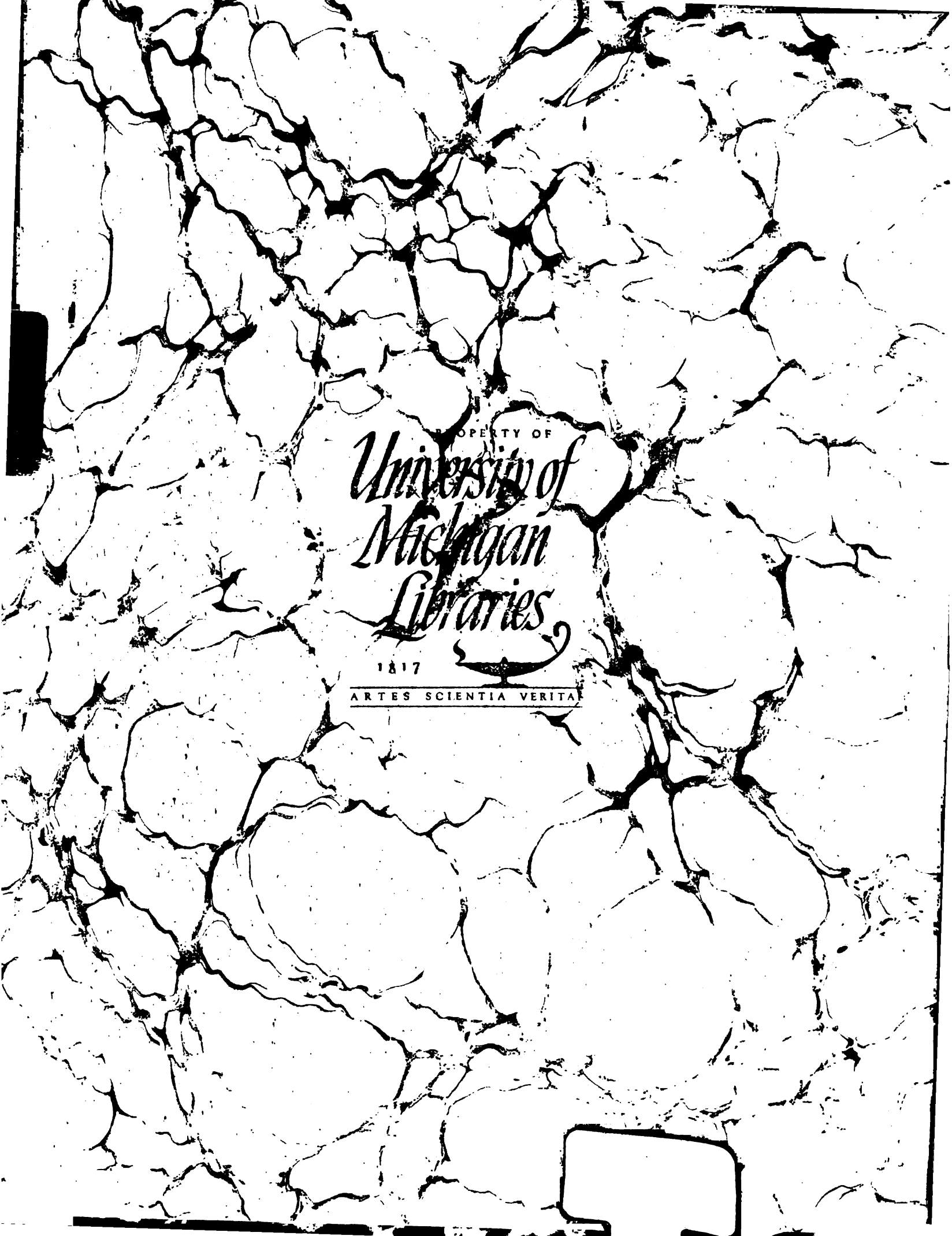
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

C 482,744


PROPERTY OF
University of
Michigan
Libraries
1817
ARTES SCIENTIA VERITAS

Ant

FRA

MITTHEILUNGEN

der

Anthropologischen Gesellschaft in Wien.

Redactions-Comité:

FRANZ RITTER v. HAUER, CARL LANGER RITTER v. EDENBERG, M. MUCH,
FRIEDRICH MÜLLER, S. WAHRMANN, J. WOLDŘICH.

Redacteur:

FRANZ HEGER.

XVII. BAND.

(Der neuen Folge VII. Band.)

(Mit 6 Tafeln und 69 Abbildungen im Texte.)

WIEN.

In Commission bei ALFRED HÖLDER, k. k. Hof- und Universitäts-Buchhändler.

1887.

377
2
.A7
v. 17

Druck von Wilhelm Köhler, Wien, VI. Mollardgasse 41.

INHALT.

Abhandlungen.

Seite

Finsch, Otto, Dr. Hausbau, Häuser und Siedelungen an der Südostküste von Neu-Guinea. (Mit 16 Text-Illustrationen) 1

Krauss, Friedrich S., Dr. Das Bauopfer bei den Südslaven 16

Uhle, Max, Dr. Angebliche Elephantendarstellungen der prähistorischen Zeit Amerikas 24

Ortvay, Theodor, Dr. Vergleichende Untersuchungen über den Ursprung der ungarländischen und nordeuropäischen (dänischen, schwedischen, norwegischen) prähistorischen Steinwerkzeuge 29

Ratzel, Friedrich, Dr. Zur Beurtheilung der Anthropophagie 81

Dzieduszycki, Adalbert Graf. Mythen und Märchen bei den Nordslaven 85

Andree, Richard, Dr. Das Zeichnen bei den Naturvölkern. (Mit 3 Tafeln) 98

Uhle, Max, Dr. Ueber die Wurfhölzer der Indianer Amerikas. (Mit 1 Tafel) 107

Heil, Max, Dr. Ueber die in Tirol vorkommenden Schädelformen. Dritter Beitrag. (Mit 1 Tafel) 129

Finsch, Otto, Dr. Abnorme Eberhauer. Pretiosen im Schmuck der Südseevölker. (Mit 1 Tafel) . . . 153

Baumann, Oscar. Beiträge zur Ethnographie des Congo. (Mit 31 Text-Illustrationen) 160

Kleine Mittheilungen.

Krahuletz, J. 1. Prähistorische Gräber und Ansiedlungen bei Eggenburg in Niederösterreich 65

Krauss, F. S., Dr. 2. Der Name Šijaci 66

— 3. Ein Vergleich 67

— 4. Vampirglaube in Serbien und in Lithauen . 67

— 5. Brautkauf bei den Bulgaren 68

Haberlandt, M., Dr. 6. Indischer Glücksglaube . . . 115

— 7. Griechisch γυνή-γυναικός 115

— 8. Zum Ursprung des Bogens 116

Jelinek, Břetislav. 9. Prähistorisches aus Böhmen . . 116

Heger, Franz. 10. Ausstellung in Jekaterinenburg . . 116

Literaturberichte.

Seite

Atti, della Reale Accademia dei Lincei 1887. Vol. III. . 191

Bastian, Adolf. Zur Lehre von den geographischen Provinzen 127

Begović, Nikolas. Srpske narodne pjesme iz Like i Banije 202

Beltz, Robert, Dr. Untersuchungen zur jüngeren Bronzezeit in Mecklenburg 187

Berg, L. W. C. van den. Le Ḥadhramont et les colonies arabes dans l'archipel indien 199

Berlin. Führer durch die Sammlungen des Museums für Völkerkunde 79

Blumentritt, F. Die Tinguianen (Luzon). Aus dem Spanischen des D. Isabelo de los Reyes 79

Boas, F., Dr. Die religiösen Vorstellungen und einige Gebräuche der centralen Eskimos 203

Boucher de Molandon, M. et Beaucorps, A. de. Le Tumulus de Reuilly 186

Buchner, Max, Dr. Kamerun. Skizzen und Betrachtungen 122

Campi, Luigi de. Tombe della prima età del ferro scoperte presso Romagnano nel Trentino 70

— Ein Massenfund alter Bronzen bei Obervintl im Pusterthal 189

Cecchi, Antonio. Da Zeila alle frontiere del caffa. Vol. III. 198

Chavanne, Josef, Dr. Reisen und Forschungen im alten und neuen Congostaate in den Jahren 1884 u. 1885 121

Cleuziou, Henri de. La création de l'homme et les premiers âges de l'humanité 185

Collignon, R., Dr. Les âges de la pierre en Tunisie . 120

Daily, Dr. De la sélection ethnique et de la consanguinité chez les Grecs enciens 188

Deblerre, Ch. L'homme avant l'histoire 191

Dennet, R. E. Seven years among the Fjort 122

Deschmann, Carl. Ueber Funde von gallischen Münzen und anderer Gegenstände bei Ober-Laibach . . 189

Devéria, G. La frontière Sino-Annamite 73

Dorr, Dr. Der Burgwall bei Lenzen 118

Dorsey, James Owen Rev. Omaha sociology 80

Dümmler, Ferd., Mittheilungen von den griechischen Inseln. IV. Aelteste Nekropolen auf Cypern . . 70

Seite

Dujam Srećko Karaman. Marjanska vila 202
Eidam, H., Dr. Ausgrabungen römischer Ueberreste in und um Gunzenhausen 185
Erckert, R. von. Der Kaukasus und seine Völker . . 124
Fellenberg, Edm. v., Dr. Das Gräberfeld bei Elisried . 118
Forster, S. von, Dr. Ueber Hügelgräberfunde bei Nürnberg 187
Fraipont, Julien. La poterie en Belgique à l'âge du Mammouth 188
Fraipont, Julien et Lohest, Max. La race humaine de Néanderthal ou de Canstadt en Belgique . . . 188
Gaidoz, Henri. Les vallées françaises du Piemont . . 72
Gittée, Auguste. Le folklore et son utilité générale . 123
Glaser, K., Dr. Pârvati's Hochzeit. Ein indisches Schauspiel 79
Gottschall, Rudolf von. Das Theater und Drama der Chinesen 196
Gozzadini, Giovanni. Scavi governativi in un lembo della Necropoli Felsinea. 1885—1886 120
Gray, James. Ancient proverbs and maxims from Burmese sources; or, the Nîti-Literature of Burma . 127
Haardt, Vincenz von. Uebersichtskarte der ethnographischen Verhältnisse von Asien und von den angrenzenden Theilen Europas 71
Hampel, Josef. Trouvailles de l'âge de bronze en Hongrie 69
Hartmann, Aug., Dr. Unterirdische Gänge 118
Hassaurek, F. Vier Jahre unter den Spanisch-Amerikanern 200
Hauser, Karl, Freiherr von. Das Gräberfeld zu Frögg im Jahre 1886 190
Haushalter, B. Die Grenze zwischen dem hochdeutschen und dem niederdeutschen Sprachgebiete östlich der Elbe 73
Hoffmann, W. J. Natives of Alaska . . . . . [7]
Holmes, William H. The use of Gold and other Metals among the ancient inhabitants of Chiriqui . . . 194
Horowitz, Victor J. Marokko 126
Hovelacque, A. et Hervé G. Précis d'Anthropologie . . 68
Hunfalvy, Paul. Neuere Erscheinungen der rumänischen Geschichtsschreibung 76
Ihm, Max. Der Mütter- oder Matronencultus und seine Denkmäler 191
Jacob, Georg. Der nordisch-baltische Handel der Araber im Mittelalter 200
Jadrinzew, M. Sibirien 122
Johnston, H. H. Der Kilima-Ndjaro 71
Jung, Emil, Dr. Polyandrie und Polygamie 203
Kaer, Pierre. Pierres sépulcaires Dalmates 70
Keller, C., Dr. Volkselemente und Volksleben in Madagaskar 206
Kingsmill, Thos. W. The Sêrica of Ptolemy and its inhabitants 80
Klemenc, D. Drevnosti Minusinskago Muzeja 77
Klose, W. Bronze- und Eisenzeit oder Metallzeit . . . 120
Krek, Georg, Dr. Einleitung in die slavische Literaturgeschichte 202
Le Bon, Gustav, Dr. Les civilisations de l'Inde . . . 74
Lippert, Julius. Culturgeschichte der Menschheit in ihrem organischen Aufbau . . . . . 75 u. 194

Seite

Marc, Fournel. La Tripolitaine 199
Martin, K. Westindische Skizzen 125
Maška, Karl. Der diluviale Mensch in Mähren . . . 192
Mason, Otis T. The Guesde collection of antiquities in Pointe à Pitre, Guadeloupe, West Indies . . . 127
Mayet, P. Japanische Bevölkerungsstatistik 195
Mestorf, J. Katalog der im germanischen Museum befindlichen vorgeschichtlichen Denkmäler . . . 69
Meyer, Gustav. Essays und Studien zur Sprachgeschichte und Volkskunde . . . . . [8]
Mirković, P. Srpske narodne pjesme 202
Mooney, James. The medical Mythology of Ireland . . 193
Morse, Eduard S. Japanese homes and their surroundings [6]
— Ancient and modern method of arrow release . [7]
Naue, J. Die figürlichen Darstellungen auf Gürtelblechen und Situlen von Bronze aus der Hallstatt-Periode 71
— Die Grabhügelfelder zwischen Ammer- und Staffelsee 117
Neubourg, Hermann. Die Oertlichkeit der Varusschlacht 186
Nicolucci, G., Dr. Antropologia dell' Italia 182
Nokomis. Märchen und Sagen der nordamerikanischen Indianer 197
Notizie degli scavi di antichità 119
Obyčai i pjesni tureckichŭ Serbovŭ 201
Oldenberg, Hermann. The Grihya-Sûtras, Rules of Vedic Domestic Ceremonies translated 205
Original-Mittheilungen aus der ethnologischen Abtheilung der königlichen Museen zu Berlin 79
Osborne, W. Das Beil und seine typischen Formen in vorhistorischer Zeit 187
Parkinson, R. Im Bismarck-Archipel . . . . . [8]
Pauli, Gustav. Von Täbris bis Wan 199
Pavlović, Stefan, Dr. Mala poetica 202
Pichler, Fritz, Dr. Urgeschichtliche Studien zur kärntischen Orte-Bildung 117
— St. Peter im Holze 190
Pigorini, L. Le antiche stazioni umane dei dintorni di Cracovia e del comune di Breonio Veronese . . 70
— Cause dello sviluppo della ceramica nella prima età del fero 119
Poestion, J. C. Lappländische Märchen, Volkssagen, Räthsel und Sprichwörter 76
Priklonski, V. L. Ueber das Schamanenthum der Jakuten 77
Quatrefages, A. de. Histoire générale des raçes humaines 68
Radde, Gustav, Dr. Aus den Daghestanischen Hochalpen 79
Radloff, W. Proben der Volksliteratur der nördlichen türkischen Stämme 72
Riedel, J. G. F. De sluik-en kroesharige Rassen tusschen Selebes en Papua 123
Rio de Janeiro. Archivos do Museu Nacional 126
Rivière, Émile. De l'antiquité de l'homme dans les Alpes maritimes 69
Rovinski, P. A. Die Weltanschauung der Crnogorcen . 78
Salamon, Franz. Ungarn im Zeitalter der Türkenherrschaft 201
Savorgnan de Brazza, P. Conférences et lettres sur ses trois explorations dans l'ouest Africain de 1875 à 1886 78

Seite

Scarabelli, Gommi Flaminj G. Stazione preistorica sul monte del Castellacio presso Imola scoperta et interamente esplorata 185
Scheidemandel, Heinrich, Dr. Ueber Hügelgräberfunde bei Parsberg (Oberpfalz) 186
Schrader, Otto, Dr. Ueber den Gedanken einer Culturgeschichte der Indogermanen auf sprachwissenschaftlicher Grundlage 204
Schreck, Emmy. Finnische Märchen 76
Schröder, L. v., Dr. Indiens Literatur und Cultur in historischer Entwicklung 198
Schubert, Hermann, Dr. Zählen und Zahl 197
Schwebel, Oscar. Tod und ewiges Leben im deutschen Volksglauben 201
Siewers, W., Dr. Reise in der Sierra Nevada de Santa Marta 125
S. N. S. Životûtû na Bûlgaritje vû srjednja Rodopa . 80
Spinner. Das japanische Sternenfest „tanabata no serku" 196
Steiner, Fr. Theod. Der Rubin und seine Umgebung . 117
Strobel, P. L'Organomia nella Paletnologia e nell' Archeologia 119
Trumbull, H. Clay. The blood covenant 75
Ubie, M., Dr. Holz- und Bambusgeräthe aus Nordwest-Neu-Guinea 126
— Ueber die ethnologische Bedeutung der malaiischen Zahnfeilung 204
Undset, Ingvald. Le Préhistorique Scandinave 119
Voss, Albert, Dr., und Gustav Stimming. Vorgeschichtliche Alterthümer aus der Mark Brandenburg . 184
Wieser, Fr. R. v., Dr. Germanischer Grabfund von Trient 189
Wilken, G. A., Dr. Het tellen bij nachten bij de volken van het maleisch-polynesische ras 73
Wills, C. J., Dr. Persia as it is 121
Wosinsky, Mauritius. Das prähistorische Schanzwerk von Lengyel, seine Erbauer und Bewohner 192
Zampa, Raf., Dr. Vergleichende anthropologische Ethnographie von Apulien 181

Eingelangte Druckschriften

[6], [32], [44], [50], [85]

Sitzungsberichte.

Seite

Nr. 1. Monatsversammlung am 11. Jänner 1887 . . . [1]
1. Neue Mitglieder . . . . . [1]
2. Geschäftliche Mittheilungen . . . . . [1]
3. Dr. **M. Haberlandt.** Ueber altbabylonische Steincylinder . . . . . [1]
Discussion, Polak . . . . . [1]
4. Dr. **M. Hoernes.** Die diesjährigen Ausgrabungen auf dem „Grad" von St. Michael bei Adelsberg in Krain . . . . . [2]
5. Dr. **J. N. Woldřich.** Funde aus der Stein- und aus der Metallzeit Böhmens . . . . . [5]
6. **J. Spötti.** Aquarellbilder . . . . . [5]
7. Eingelangte Geschenke für die Bibliothek . . [6]
Literaturberichte . . . . . [6]

Seite

Nr. 2. Jahresversammlung am 8. Februar 1887 . . . [9]
1. und 2. Jahresbericht . . . . . [9]
3. Rechnungsabschlüsse . . . . . [11]
4. Neuwahl in die Vereinsleitung und für den Ausschuss . . . . . [12]
5. Wahl von correspondirenden Mitgliedern . . [12]
6. Dr. **Woldřich.** Niederlegung seiner Stelle als Cassier . . . . . [13]
7. Begrüssung des Dr. Tappeiner . . . . . [13]
8. Geschäftliche Mittheilungen . . . . . [13]
9. **Karner.** Erdhöhlen in Niederösterreich . . . [13]
10. **Heger.** Einweihung des neuen Museums für Völkerkunde in Berlin . . . . . [15]
Mitgliederverzeichniss . . . . . [20]

Nr. 3. Jahresversammlung am 8. März 1887 . . . . [25]
1. Neue Mitglieder . . . . . [25]
2. Dr. **Friedr. S. Krauss.** Das Bauopfer bei den Südslaven . . . . . [25]
3. Custos **J. Szombathy.** Die Nekropole von Santa Lucia im Küstenlande . . . . . [26]
4. **Ignaz Spötti** legt eine durch ihre Dimensionen und Verzierungen auffallende Kupferaxt mit angegossenem Stiele vor . . . . . [29]
5. Dr. **Friedrich S. Krauss.** Der „Weltverkehr" von Dr. Michael Geistbeck . . . . . [30]
6. Eingelangte Geschenke für die Bibliothek . [32]
Ausserordentliche Versammlung am 15. März 1887 . [32]
1. **Adalbert Graf Dzieduszycki.** Die Felsburg zu Bubniska in Galizien . . . . . [32]
2. **Adalbert Graf Dzieduszycki.** Märchen und Mythen bei den Nordslaven . . . . . [32]
3. Nachtrag . . . . . [32]

Nr. 4 und 5. Monatsversammlung am 19. April 1887 . [33]
1. Neue Mitglieder . . . . . [33]
2. Dr. **C. Langer von Edenberg.** Die Cranien dreier musikalischer Koryphäen . . . . . [33]
Discussion: Schaaffhausen, Meynert . [35], [36]
3. Dr. **Moriz Winternitz.** Einige Bemerkungen über über das Bauopfer bei den Indern . . . . [37]
Monatsversammlung am 10. Mai 1887 . . . . . [40]
1. **O. Baumann.** Einige ethnographische Gegenstände von den Bubes auf Fernando Po . . [40]
2. Dr. **M. Hoernes.** Ueber eine Reihe prähistorischer und römischer Fundstücke aus Krain und dem Küstenlande . . . . . [40]
3. Prof. Dr. **Woldřich.** Eine Bronzenadel . . . [41]
4. Dr. **M. Haberlandt.** Ueber das Bauopfer . . [42]
5. Eingelangte Geschenke für die Bibliothek . . [44]
Sitzung des Ausgrabungs-Comité's am 10. Mai 1887 . [44]
Notiz . . . . . [44]

Nr. 6. 1. Dr. **M. Hoernes.** Bericht über die Excursion der Anthropologischen Gesellschaft am 30. Juni 1887 zum Besuche der Erdställe von Gösing und Hohenwarth in Niederösterreich . . . [45]
2. Eingelaufene Geschenke für die Bibliothek . [50]
3. Schriftentausch-Verzeichniss . . . . . [51]

Seite

Nr. 7. Ausschuss-Sitzung am 8. November 1887 . . . [53]
1. Demissionsgesuch des Vice-Präsidenten Hofrath Prof. Dr. C. Langer von Edenberg . . . . [53]
2. Neue Mitglieder . . . . . [53]
3. Verstorbene Mitglieder . . . . . [53]
4. Comité zur anthropologischen Untersuchung der Ueberreste von Gluck, Mozart, Beethoven und Schubert . . . . . [53]
5. Vornahme von Körpermessungen in der Bukowina durch Hauptmann Himmel . . . . . [54]
Monatsversammlung am 8. November 1887 . . . . [54]
1. Begrüssung . . . . . [54]
2. **J. Mestorf.** Gebräuche bei Bauopfern . . . [54]
3. **v. Schulenburg.** Alterthümliche Stampfmühlen [54]
4. **Baron Hauser.** Bronzekelte aus dem Glanthale [55]
5. **Götting.** Grabstein des bosnischen Fürsten Batić [55]
6. **Karner.** Gefässfunde von Thürnthal . . . . [56]
7. **Hoernes.** Ueber einige prähistorische Fibelformen . . . . . [57]
8. **Winternitz.** Ueber einen altindischen Schlangencult . . . . . [60]
9. **Krauss.** Medizinische Zaubersprüche aus Slavonien, Bosnien, der Hercegovina und Dalmatien [60]
Discussion: Haberlandt . . . . . [67]
10. **Spöttl.** Neue Bronze- und Kupferbeile . . . [67]

Seite

Nr. 8. Dr. Carl Langer Ritter von Edenberg † . . . [69]
Ausserordentliche Versammlung am 3. December 1887 [69]
1. Dr. **A. Brezina.** Urgeschichtliche Meteorite . [69]
2. Dr. **W. Tomaschek.** Kritik der Nachrichten Herodot's über einen alten Tauschhandel zwischen den pontischen und innerasiatischen Völkern [70]
Ausschuss-Sitzung am 13. December 1887 . . . . [71]
1. Aufnahme neuer Mitglieder . . . . . [71]
2. Rücktritt des Prof. Dr. Friedrich Müller . [71]
3. Schriftentausch-Angelegenheit . . . . . [71]
Monatsversammlung am 13. December 1887 . . . [71]
1. Begrüssung . . . . . [71]
2. Dr. **Meyaert.** Nachruf für Hofrath von Langer [72]
3 Dr. **F. Pichler.** Ein neues Grabungsgebiet . . [73]
4. Dr. **F. Pichler.** Höhen-Besiedelungen . . . [77]
5. Dr. **O. Müller.** Prähistorische Ansiedelung und Gräber am „Burgstall" bei Oedenburg . . . [79]
6. Dr. **M. Hoernes.** Musealverein der Stadt Cilli [83]
7. Dr. **A. Weisbach.** Das Soldatenmateriale der Hercegovina in anthropologischer Beziehung . [84]
8. **F. Heger.** Ethnographisches von der Landesausstellung in Krakau . . . . . [85]
9. Einläufe für die Bibliothek . . . . . [85]

Berichtigungen.

Seite 28, 2. Spalte, letzte Zeile lies: péremptoire statt pésemptoire.
„ 112, 2. „ „ „ „ 67 cm „ 40 cm.
„ 113, 1. „ Zeile 18 von oben desgl.
„ 114, 1. „ „ 14 „ „ lies: Abschuss statt Abschluss.
„ 124, 2. „ „ 21 „ unten „ nicht „ wohl.
„ 180, 2. „ „ 27 „ oben „ Schoka „ Lehoka.
„ 180, 1. „ „ 4 „ unten „ Siwa-Siwa „ Liwa-Liwa.
„ [48], 2. „ „ 9 „ „ „ Bürghofer „ Burghofer.
Erklärung zur Tafel IV, Fig. 9 lies ($^1/_5$ nat. Gr.) statt ($^1/_3$ nat. Gr.)
„ 25 „ Makoko's „ „Makoko".
„ 39 „ Basoko „ „Busoko".
„ 47 „ Schoka „ „Lehoka".

In den Sitzungsberichten Nr. 1 und Nr. 6 kommt zweimal Fig. 1 vor; die Sitzungsberichte haben demnach 22 Figuren Auf Seite [49], Fig. 6, ist die mit B bezeichnete Strichzeichnung rechts oben wegzulassen.

Autoren-Register.

Seite

Andree, Richard. Das Zeichnen bei den Naturvölkern . 98
— Referate 72, 73, 193, 194
Baumann, Oscar. Beiträge zur Ethnographie des Congo 160
— Einige ethnographische Gegenstände von den Bubes auf Fernando Po . . . . . [40]
— Referate 121, 122
Brezina, Aristides, Dr. Urgeschichtliche Meteorite . . [69]
Dzieduszycki, Graf Adalbert. Die Felsburg zu Bubniska in Galizien . . . . . [32]
— Mythen und Märchen bei den Nordslaven . 32 u. 85
Finsch, O., Dr. Hausbau, Häuser und Siedelungen an der Südostküste von Neu-Guinea 1
— Abnorme Eberbauer, Pretiosen im Schmuck der Südsee-Völker 153
Götting. Ueber den Grabstein des bosnischen Fürsten Batić [55]
Haberlandt, M., Dr. Indischer Glücksglaube 115
— Griechisch γυνή-γοναικός 115
— Zum Ursprung des Bogens 116
— Referate . . . . . 73—75, 80, 194—198, [6], [7]
— Ueber altbabylonische Steincylinder . . . . . [1]
— Ueber das Bauopfer . . . . . [42]
Hauser, Karl, Freiherr von. Bronzebeil aus dem Glanthale [55]
Heger, F. Ausstellung in Jekaterinenburg 116
— Referate . . . . 78, 79, 123—127, 203, 204, 206
— Berichtigung 207
— Die Einweihung des neuen Museums für Völkerkunde in Berlin . . . . . [15]
— Ethnographisches von der Landesausstellung in Krakau . . . . . [85]
Hein. Referate 199, 200
Hoernes, M., Dr. Referate . . 68—71, 117—120, 184—191
— Die diesjährigen Ausgrabungen auf dem „Grad" von St. Michael bei Adelsberg in Krain . . . [2]
— Ueber eine Reihe prähistorischer und römischer Fundstücke aus Krain und dem Küstenlande . . [40]
— Erdställe von Gösing und Hohenwarth in Niederösterreich (Excursionsbericht) . . . . . [45]
— Ueber einige prähistorische Fibelformen . . . [57]
— Notizen aus dem zweiten Thätigkeitsbericht des Musealvereins der Stadt Cilli 1886 . . . . . [83]
Holl, M., Dr. Ueber die in Tirol vorkommenden Schädelformen 129
Jelinek, Bŕt. Prähistorisches aus Böhmen 116
Karner, P. Lambert. Künstliche Höhlen . . . . . [13]
— Gefässfunde von Thürnthal, Niederösterreich . . [56]
Krahuletz, J. Prähistorische Gräber und Ansiedlungen bei Eggenburg in Niederösterreich 65
Krauss, F. S., Dr. Das Bauopfer bei den Südslaven 16 u. [25]
— Der Name Šijaci 66
— Ein Vergleich 67
— Vampyrglaube in Serbien und in Lithauen . . 67
— Brautkauf bei den Bulgaren 68

Seite

Krauss, F. S., Dr. Referate 76—78, 80, 122, 123, 201, 202, [8]
— Der Weltverkehr von Dr. Michael Geistbeck . . [30]
— Medicinische Zaubersprüche aus Slavonien, Bosnien, der Hercegovina und Dalmatien . . . . [60]
Langer von Edenberg, C., Dr. Die Cranien dreier musikalischer Koryphäen . . . . . [33]
Martin, K. Berichtigung 207
Mestorf, J. Zu den Gebräuchen bei Bauopfern . . . [54]
Meynert, Prof. Dr. Die Cranien dreier musikalischer Koryphäen (Discussion) . . . . . [36]
— Nachruf an Prof. Dr Carl von Langer . . . [72]
Much, M., Dr. Referate 192
Müller, Friedrich, Dr. Referate . . . . . 71, 72, [8]
— **Otto, Dr.** Prähistorische Ansiedlung und Gräber am „Burgstall" bei Oedenburg . . . . . [79]
Ortvay, Theodor, Dr. Vergleichende Untersuchungen über den Ursprung der ungarländischen und nordeuropäischen (dänischen, schwedischen, norwegischen) prähistorischen Steinwerkzeuge 29
Pichler, Fritz, Dr. Ein neues Grabungsgebiet . . . [73]
— Höhen-Besiedelungen . . . . . [77]
Pilschke, Dr. Referat 200
Polak, J. E., Dr. Referat 121
Ratzel, F., Dr. Zur Beurtheilung der Anthropophagie . 81
Schaaffhausen, Dr. Die Cranien dreier musikalischer Koryphäen (Discussion) . . . . . [35]
Schmiedburg, Willibald von. Alterthümliche Stampfmühlen . . . . . [54]
Spötti, J. Aquarellbilder . . . . . [5]
— Ueber eine durch ihre Dimensionen und Verzierungen auffallende Kupferaxt mit angegossenem Stiele . . . . . [29]
— Eine Anzahl neu erworbener Bronze- und Kupferbeile . . . . . [67]
Szombathy, J. Die Nekropole von Santa Luzia im Küstenlande . . . . . [26]
Tomaschek, Wilhelm, Dr. Kritik der Nachrichten Herodot's über einen alten Tauschhandel zwischen den pontischen und innerasiatischen Völkern . . . [70]
Uhle, Max, Dr. Angebliche Elephantendarstellungen der prähistorischen Zeit Amerikas 24
— Ueber die Wurfhölzer der Indianer Amerika . . 107
Weisbach, A., Dr. Referate 181, 182
— Das Soldatenmateriale der Hercegovina in anthropologischer Beziehung . . . . . [84]
Winternitz, Moriz, Dr. Referate 79, 127, 204, 205
— Einige Bemerkungen über das Bauopfer bei den Indern . . . . . [37]
— Ueber einen altindischen Schlangencult . . . [60]
Woldřich, Prof. Dr. Funde aus der Stein- und aus der Metallzeit Böhmens . . . . . [5]
— Eine Bronzenadel . . . . . [41]

Hausbau, Häuser und Siedelungen an der Südostküste von Neu-Guinea.

Von

Dr. O. Finsch (Bremen)

correspondirendes Mitglied der Anthrop. Gesellschaft in Wien, der Italienischen Anthrop. Gesellschaft in Florenz etc.

(Mit 16 Abbildungen.)

Vorbemerkung.

Das Nachfolgende wurde im März 1882 in Neu-Guinea von mir niedergeschrieben unter den unmittelbaren Eindrücken des Selbstgesehenen und Erlebten. Dabei musste sich mir die Ueberzeugung aufdrängen, dass es hohe Zeit sei, nicht nur in flüchtigen Reiseschilderungen, sondern in etwas gründlicherer Weise über jene Erzeugnisse des Fleisses und der Geschicklichkeit eines Naturvolkes Aufzeichnungen zu machen, die wie Bauwerke nicht eingepackt und nach Hause gesendet, sondern nur mit Feder und Stift festgehalten werden können. Die Periode des Steinalters geht auch in jenen, bis vor wenigen Jahren noch wenig berührten, Gebieten schnell ihrem Untergange entgegen und es wird gut sein, darüber Documente zu besitzen, ehe es zu spät ist.

Die nachfolgende Mittheilung ist zugleich als eine Fortsetzung einer früheren [1]) von mir zu betrachten, in welcher ich Bekleidung, Schmuck und Tätowirung der Papuas jener Küste Neu-Guineas behandelte.

Bremen, im Januar 1887. **Dr. O. Finsch.**

Inhalt.

Siedelungen im Allgemeinen. — Anordnung eines Pfahldorfes. — Gründe für diesen Baustyl. — Form der Pfahlhäuser im Allgemeinen. — Beschreibung eines Hauses in Port Moresby. — Abweichungen. — Construction. — Pfähleeinbohren. — Bretter. — Hausbau-Material. — Feuerstelle und innere Einrichtung — Häuser in Hall-Sund. — Häuser der Koitapu. — Kohoros oder Baumhäuser. — Dörfer und Häuser der Koiäri im Innern. — Pfahldörfer im Meere. — Verschiedenheit der Häuser. — Pfahldörfer auf dem Lande. — Dorf Keräpuno. — Wechsel des Wohnsitzes. — Bauart der Häuser in Keräpuno. — Eigenthümliche Bretter. — Papageien. — Häuser mit Thurmspitze. — Auffallend grosses Haus. — Anfänge von Ornamentik. — Grosse Häuser in Kalau. — Schweineschädel als Zierrat. — Aroma-District. — Maupa. — Bauart der Häuser. — Giebelschilder. — Plafond. — Innere Hauseinrichtung. — Fischerdorf Paramatta. — Reinlichkeit der Dörfer. — Hausthiere. — Hunde. — Schweine. — Plantagen und deren Bearbeitung. — Zierpflanzen. — Eine Papuamahlzeit. — Arbeitstheilung. — Tauschhandel. — Handelsflotten. — Tanz- und Festplätze. — Das Dubu. — Verschiedenheit derselben. — Schädeltrophäen. — Dubus mit Schnitzerei. — Werkzeuge zum Häuserbau. — Die Steinaxt. — Die Lachela eine Papua-Erfindung.

* * *

[1]) „Ueber Bekleidung, Schmuck und Tätowirung der Papuas der Südostküste von Neu-Guinea“ in: Mittheilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien, Bd. XV (Neue Folge V. Band) 1885. — Uebersetzt in: Revue d'Ethnologie 1886, S. 49—116.

Mein verehrter Freund, Herr Custos Franz Heger, war so freundlich zu dieser Abhandlung eine kurze „Einleitung“ zu schreiben, in welcher bezüglich Tätowirung folgende Stelle vorkommt: „Leider erfahren wir von Herrn Dr. F. sehr wenig über die Bedeutung der Tätowirung, und das Wenige, was er hierüber sagt, scheint ungenügend.“ Diesen vorwurfsvoll klingenden Worten gegenüber darf ich mir wohl eine kurze Erklärung gestatten, da ich auf meinen Reisen gerade der Tätowirung die grösste Aufmerksamkeit schenkte, wie auch jene Abhandlung zeigen wird, welche diese Sitte sehr ausführlich beschreibt. Wenn ich dabei gleich im Eingange (S. 16) sage, dass die Tätowirung „lediglich als Verzierung des Körpers gilt“, so habe ich damit zugleich auch die Bedeutung derselben genügend bezeichnet. Denn ausser gewissen Mustern, die wie der Gato (S. 19) für verheirathete Frauen oder für Heldenthaten bei Männern (S. 16 Anm. und S. 22) eine bestimmte Bedeutung haben, ist es mir nicht gelungen, andere symbolische oder religiöse Bedeutungen oder Zeichen von Rang und Würde (wie dies z. B. auf den Marshalls-Inseln der Fall ist) herauszufinden. Auch jetzt, nachdem ich auf meinen letzten Reisen in Neu-Guinea viel mehr von Tätowirung (übrigens sehr sporadisch verbreitet) kennen lernte und meine frühere Ansicht überall bestätigt fand, kann ich nur wiederholen: dass die Tätowirung lediglich eine Verzierung des Körpers ist.

Die Motu [1]) und andere Stämme der Küsten von Port Moresby und Nachbarschaft sind, wie wohl alle Bewohner Neu-Guineas, sesshafte Menschen. Ihre Siedelungen von 20 bis 80, zuweilen noch mehr Häusern, verdienen daher wohl die Bezeichnung von Dörfern. Die Häuser selbst sind natürlich nicht Häuser wie wir uns solche unter diesem Namen vorstellen, aber immerhin mehr als blosse Hütten, so dass die erstere Benennung den Vorzug verdient. Der Hausbau wie die Anlage der Dörfer führt uns in unsere europäische Steinzeit mit ihren Pfahlbauten, deren moderne Anlage man hier also am besten studiren kann.

Gewöhnlich stehen die Häuser in einer langen Reihe am Ufer, unmittelbar am, zuweilen im Meere oder vielmehr auf den Untiefen des Korallenriffes. Manche Dörfer werden bei der Fluth unterspült und sind bei Ebbe auf dem Trockenen, wie z. B. Anuapata, andere werden zur Fluthzeit zur förmlichen Insel, wie Ellewalla, und wiederum andere stehen, wie erwähnt, permanent im Wasser.

Die Pfahldörfer werden in der Regel nur von einer Reihe Häuser gebildet, zuweilen aber auch aus zwei Häuserreihen, die dann eine Strasse freilassen. Selbstredend läuft die Frontseite einer solchen Dorfstrasse nicht in einer schnurgeraden Linie, sondern manche Häuser stehen weiter zurück oder vor, manche sind so dicht aneinander gerückt, dass man von einer Plattform auf die andere treten kann.

Die Gründe für den Pfahlbaustyl sind durchaus praktischer Natur. Einmal war das Bedürfniss der grösseren Sicherheit gegen Ueberfälle der benachbarten Stämme des Innern massgebend, dann aber auch die eigenthümlichen Verhältnisse in der Lebensweise und Beschäftigung der Eingeborenen, die vorzugsweise mit dem Meere zu thun haben und mit ihren Küstennachbarn zur See verkehren. Auch empfiehlt sich diese Bauart aus Gründen der Reinlichkeit, indem aller Unrath durch die Fluth mit weggespült wird. Vor der Häuserreihe ist auf dem Lande eine meist mehr oder minder breite offene Strasse, die als Arbeitsplatz für verschiedene Gewerbe, sowie als Spiel- und Tanzplatz dient. Diese Pfahlbautendörfer machen im Allgemeinen einen zwar höchst originellen, aber nicht sehr properen Eindruck, da die Häuser schon wegen des unbehauenen Materials meist baufällig aussehen und es nach unseren Begriffen zum Theil auch sind.

Was die Form der Häuser im Allgemeinen anbelangt, so entspricht sie der üblichen, d. h. sie werden aus 2 schmäleren Front- und 2 längeren Seitenwänden gebildet, haben ein mehr stumpfwinkeliges, überstehendes Dach, eine Diele aus Planken und stehen auf 3 bis 4 Meter hohen Pfählen. In Folge dessen ist eine Art Leiter zum Ersteigen erforderlich. Fenster fehlen, dagegen besitzt das Haus eine Vorder- und Hinterthür, von denen indess nur die erstere als Eingang dient; doch kann man nur gebückt eintreten. Sie ist nicht in der Mitte, sondern etwas seitlich angebracht. Die Hinterthür verschafft Luft und so viel Licht, dass man alle Gegenstände erkennen kann, sobald das Auge den ersten Eindruck der Dunkelheit überwunden hat.

Der Giebel der Vorderfront ist mit der Spitze etwas zurückstehend, bildet also ein steilspitzwinkelig herablaufendes Dach. Die vordere Wand des Hauses steht ebenfalls etwas zurück, so dass unmittelbar vor der Thüre ein überdachter, mehr oder minder breiter Vorplatz entsteht. Zu demselben führt die Leiter selten direct, sondern meist ist etwa in halber Höhe der Pfähle eine zuweilen ebenfalls überdachte Plattform angebracht. Man gelangt in's Innere des Hauses also zunächst über eine 2—3sprossige rohe Leiter, von der Breite der Plattform auf diese und von derselben auf einer schmäleren, 2—3sprossigen steilen Leiter zur Thür selbst. Die dem Wasser zugekehrte Hinterseite ist meist zu einer Art Balcon verlängert, der zum Theil durch das überstehende Dach selbst oder ein besonderes schräges Dach bedeckt wird und meist ganz offen ist oder doch nur Seitenwände besitzt. Wie erwähnt, ist hier kein Aufgang.

Zur besseren Veranschaulichung gebe ich die Beschreibung und Messungen eines Pfahlhauses in Anuapata, Port Moresby (Fig. 1).

Das Haus wird der Länge nach von 4, in der Breite von 3 Reihen Pfählen getragen, die Diele von 8 Querstangen; Balcon und Plattform ruhen ebenfalls auf Querstangen, die auf Pfählen stehen.

Selbstredend finden, ganz abgesehen von der Grösse, mancherlei kleine Abweichungen statt. Es gibt grössere Häuser als das beschriebene, obschon nicht viel grössere. Manche Häuser stehen hochbeiniger, andere niedriger, bei diesem hängt das Dach mehr über, bei jenem nicht; bald ist die Plattform mit

[1]) Der Motu-Stamm siedelt von Manumanu in Redscar-Bai bis Kapakapa östlich, das Centrum desselben ist der Hafen Moresby mit 3 Dörfern: Anuapata, Tanapata und Ellewalla. Ueber diesen Stamm, sowie die Bewohner der Südostküste vergleiche Seite 34—51 in: „Anthropologische Ergebnisse einer Reise in der Südsee etc." von Dr. O. Finsch (mit einem Vorwort von Prof. Rud. Virchow. Berlin, A. Asher & Co. 1884). Supplement zum 15. Jahrg. der „Zeitschr. für Ethnologie".

Vordach versehen, bald fehlt letzteres, wie die Plattform überhaupt; zuweilen ist der Vorplatz vor der Thür nur so schmal, dass man eben sitzen kann, bei anderen viel breiter, u. s. w. Ganz besonders ist die Zahl der Pfähle verschieden, je nachdem dickere oder dünnere Stangen verwendet wurden.

Wie bei allen Häusern der Steinperiode, sind Sparrenwerk, Dach, überhaupt alle Theile des Hauses nur durch Binden mittelst gespaltenem Bambu, Rottang, Bast oder Lianen verbunden und befestigt, wodurch übrigens eine grosse Haltbarkeit erzielt wird. Fast alle Pfähle, auf denen das Haus steht,

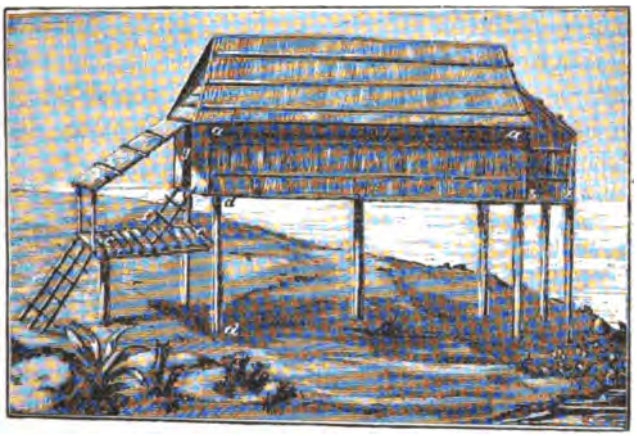


Fig. 1. Seitenansicht eines Hauses in Anuapata.

a — a	Länge des Hauses	6·00	Meter
b — b	„ „ Balcons	0·75	„
c — c	„ der Plattform	2·25	„
d — d	Höhe „ Pfähle auf der Landseite . .	2·75	„
c — d	„ „ Plattform über der Erde . .	1·75	„
e	Leiter zur Plattform.		
f	„ „ Thüre.		
g	Thüre.		
	Breite des Hauses	3·30	„
	Von der Diele bis unter die Dachfirst . .	2·75	„
	Höhe der Seitenwände	1·25	„
	Breite des Hauses, innen	3·20	„

sind ungleich, zuweilen krumm und auffallend dünn, da sie selten mehr als Armsdicke erreichen. Für Steinbeile ist dies schon eine gewaltige Arbeit, was bei Beurtheilung des Häuserbaues der Papuas nicht vergessen werden darf. In Port Moresby waren Steinbeile übrigens schon 1882 gänzlich durch eiserne verdrängt worden und an anderen Plätzen wird es ebenso gehen; die Steinzeit stirbt eben aus!

Die vier Eckpfähle, welche bis unter das Dach reichen, sind stets dicker als die übrigen, welche meist nur bis zur Diele reichen und in ein Gabelende auslaufen, in welchem die Längsträger ruhen.

Das Einschlagen der Pfähle ist bei so ungleichem und meist dünnem Material keine leichte Sache, zumal es den Eingebornen an geeigneten Werkzeugen fehlt und der wenige Schlick des Korallenbodens nur schlechten Halt bietet. Die Eingebornen wissen sich diesen Schwierigkeiten gegenüber in folgender Weise zu helfen. Der Pfahl oder das zugespitzte Baumstämmchen wird von den in Canus befindlichen Männern mittelst Stricken festgehalten, die durch Hin- und Herschwenken und Drehen die Spitze des Pfahles einzubohren versuchen. Das erfordert natürlich viel Zeit und Arbeitskräfte, aber beim Bau eines Hauses pflegen sich alle Dorfbewohner zu betheiligen, die Frauen nicht ausgeschlossen. — Den Hauptpfählen des Hauses pflegt man zuweilen durch angelegte Steine grösseren Halt zu verleihen.

Die Diele besteht aus dicken Planken oder Brettern von der Länge des ganzen Hauses. Sie haben circa 1 m Breite, so dass 3—5 Bretter ausreichen. Vorplatz, Balcon und Plattform sind mit schmäleren, quergelegten Brettern gedielt oder vielmehr belegt, da die Dielenbretter überhaupt in keiner Weise befestigt werden. In einem Papuahause muss man daher sehr achtsam sein, da die Bretter leicht umkippen, sowie sich vor Ritzen und Spalten in Acht nehmen, die übrigens zur leichteren Entfernung des Kehrichts praktisch sind.

Die zum Theile mit der Steinaxt behauenen Bretter haben keine glatten Flächen, da ihre Bearbeitung ohnehin schon enorme Zeit und Mühe kostet. In Port Moresby und überhaupt da, wo man viele Canus besitzt, verwendet man daher gern die Seitenborde alter Canus als Bretter. Auch kennen die Eingeborenen einen Baum, dessen Holz leicht spaltet, und stellen auf diese Weise Bretter her.

Zu den Pfählen wird meist das sehr harte und feste Eisenholz (Mangrove) verwendet, das sich im Wasser trefflich hält, zum Sparrenwerk irgendwelche passenden dünnen Stämmchen und Stangen. Dach und Seitenwände bestehen aus Bihri (einer Art Riedgras) oder den breiten, spitzzulaufenden Blättern einer Art Sagopalme. In Büschel zusammengebunden, geben sie ein treffliches Material. Dasselbe findet sich übrigens nicht überall nahe der Baustelle, sondern muss zuweilen weiter herangeführt werden. Aufgelegte Querstangen halten diese Blätterbüschel, wie bei unseren Strohdächern. Kurukuru, eine lange Grasart, wird ebenfalls zum Hausbau verwendet, doch ist Bihri das Hauptmaterial, an anderen Orten dagegen Pandanusblatt, ganz in der Weise an-

gewendet, wie in den Marshalls; auch Palmblätter finden häufig Verwendung.

Da die Motu nur unbehauenes Holz zum Hausbau verwenden, so findet sich an ihren Häusern keinerlei Schnitzwerk, auf das wir aber später kommen werden. An der Giebelspitze sind häufig bänderähnliche Büschel aus Bast- oder Pandanusstreifen als Schmuck befestigt, zuweilen die Schwanzflosse einer grossen Makrele, Dahudahu genannt, letztere als Gewerkszeichen oder zur Erinnerung an einen glücklichen Fang.

Als Thür dienen mehrere, zu einem Ganzen verbundene Stücke harten Bastes oder Baumrinde, welche man Nachts innen vor die Thür setzt.

Die Bretter des Vorplatzes vor der Thür sind meist verstellbar. Verlassen die Bewohner das Haus, so setzen sie diese Bretter auf die hohe Kante zum Zeichen, dass Niemand zu Hause ist.

Die innere Einrichtung des Hauses ist sehr einfach und besteht im Wesentlichen aus der Feuerstelle, welche sich nicht genau in der Mitte, sondern etwas mehr nach rückwärts befindet. Sie besteht in einem 1 m breiten und 1 m langen Holzrahmen, in welchem Sand und Steine liegen und auf denen beständig Feuer unterhalten wird, wie fast stets grosse Kochtöpfe auf diesem Herde stehen.

Eigentlichen Hausrath, wie Kasten und dergl. kennt der Papua nicht, ebensowenig besondere Lagerstätten zum Schlafen. Die wenigen Utensilien u. s. w. hängen daher an den Wänden des Hauses umher, oder liegen auf Horden, die unter dem Dache hängen. Durch die zurücktretende Thürwand *a* und den vorspringenden Giebel *b* wird eine Thürborde (Fig. 2)

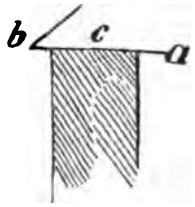


Fig. 2. Thürborde.

gebildet (*c*), welche als Reole dient. Ueber dem Feuer hängt ebenfalls eine kleinere Horde (Nokä) für Lebensmittel und zum Trocknen derselben. Obwohl man im Hause aufrecht stehen kann, so muss man sich der Horden halber doch stets bücken. Das Innere dieser Häuser ist übrigens nicht schmutzig zu nennen, wenn auch in Folge des Rauches und der Nahrungsstoffe die Luft eben nicht angenehm und Alles eingerusst ist. Betrachten wir uns das Innere eines Hauses etwas näher. In der einen oder anderen Ecke steht einer oder mehrere der grossen Töpfe, die als Vorrathsbehälter für Sago, Arrowroot u. dergl. dienen, oft von riesigen Dimensionen; an den Wänden hängen Trommeln, Grasschurze, Fischnetze, Stricke, Tapa, gestrickte Beutel, Stücke Bast welche Seitenbüschel vom Paradiesvogel und andere Federn enthalten; auf den Horden liegen Speere, Pfeil und Bogen, auf der Thürborde meist eine ziemlich roh geflochtene Matte. Um die Feuerstelle stehen Töpfe mit Wasser, Schüsseln und Cocosnussschalen als Wasserschöpfer. Das wäre ungefähr Alles! Die besten Sachen an Schmuck [1]) und Zierrath sind selbstredend verwahrt und sorgfältig in Blätter eingehüllt, in Beuteln versteckt. Kopfkissen, d. h. hölzerne, oft reichgeschnitzte Unterlagen für den Kopf beim Schlafen, wie sie sonst so häufig in Neu-Guinea vorkommen, kennen die Papuas dieser Küste nicht.

Auf dem Vorplatze der Thür ist gewöhnlich auch das Eine oder Andere untergebracht, wie Töpfe, Fischnetze und die kolossalen Netze zum Fange wilder Schweine und Kängurus. An den Seiten des Hauses sind wenigstens in Port Moresby, dem Centrum der Töpferei dieser Küste, häufig Topfformen aufgehangen.

In Hall-Sund, gegenüber Jule Insel, westlich von Port Moresby, fand ich die Bauart der Häuser ganz übereinstimmend mit der der Motu. Das Dorf Deräni (Deleni [2]) zählt nur 15 Häuser, da vor Kurzem ein feindlicher Ueberfall stattgefunden hatte, wobei etliche Häuser niedergebrannt worden waren. Die noch übrigen waren in Hufeisenform errichtet und ihre der See zugekehrte Seite kam mit der Fluth theilweise unter Wasser. Die Häuser standen auf Pfählen und waren durch eine breite Plattform zum Theile mit einander verbunden. Von der Plattform führte eine kurze Leiter zu dem Vorplatz vor der eigentlichen Hausthür. In kurzer Entfernung von diesem Häusercomplex standen einige andere Pfahlhäuser. Eins davon war mehr abseits auf dem Lande errichtet und zeichnete sich durch hohe Pfähle und den hohen, schmalen, spitzen Giebel aus. Letzterer hatte ein schräges, langes, abgerundetes Vordach, ähnlich einem Schirme, wie ich es sonst nirgends beobachtete.

Die Häuser der Koitapu, eines von den Motu verschiedenen Stammes, der aber mit letzterem gemein-

[1]) Vergl. Jahrgang 1885 (Neue Folge, V. Band) dieser Zeitschrift, S. 15.

[2]) Es verdient bemerkt zu werden, dass *r* und *l* in fast allen Papuasprachen gleichlautend sind.

schaftlich siedelt, weichen in Nichts von den beschriebenen ab, sind aber etwas ärmlicher wie der ganze Stamm.

Die Koitapu wie die ihnen naheverwandten Koiäri [1]), welche im Innern von Port Moresby und auf dem Plateau des Astrolabegebirges wohnen, haben aber noch eine besondere Art Häuser, die Kohoros oder Baumhäuser. Dies sind kleine Gebäude mit Vorplatz und Diele, welche mit wunderbarer Geschicklichkeit im Gezweige oder den Wipfeln grosser Bäume, oft in 50 Fuss Höhe und mehr errichtet werden. Sie dienen als Ausguck und Veste, in welche sich bei einem feindlichen Ueberfalle die Bewohner des Dorfes zurückziehen, sind also nicht eigentliche Wohnungen, und sollen deshalb hier nur beiläufig erwähnt werden. Diese Kohoros werden mittelst einer rohen Leiter aus Lianen und Querhölzern bestiegen, was nicht immer leicht ist. Im Innern enthalten sie Vertheidigungsmaterial, mächtige Bündel Speere und grosse Haufen Steine, mit denen die Angreifer empfangen werden, aber auch eine Feuerstelle und mit Wasser gefüllte Töpfe.

Die Dörfer der Koiäri, welche ich im Innern von Port Moresby kennen lernte, sind sehr klein und ärmlich, wie die Häuser selbst. Selten zählt ein Dorf mehr als 10—15 Häuser und solche mit 20 werden schon als grosse gerechnet. Die Eingebornen dieses Stammes lieben es, sich auf zerklüfteten Felsenbergen anzusiedeln, die eine natürliche Festung bilden und zuweilen fast uneinnehmbar sind. Die Häuser kleben hier zuweilen wie Schwalbennester an den Felsen und hängen, von Pfählen unterstützt, über das zerklüftete Gestein herab, da sich selten geeigneter ebener Grund findet. Die Häuser sind, wie erwähnt, meist kleiner als die in Port Moresby und noch ärmlicher als diese, entsprechen aber im Baustil. Bei der Ungleichheit des Terrains sind die Stangen und Pfähle, auf denen sie stehen, von sehr ungleicher Höhe. Das Dach, aus einem langen, schilfartigen Grase, hängt tief an den Seiten herab, die wie die Hinter- und Vorderseite aus gespaltenem Bambus oder Stäben bestehen. Von demselben Material ist die schwache und mit Vorsicht zu betretende Diele. Vor der Thür ist über die ganze Breite des Hauses ein mehr oder minder breiter Sitz angebracht, unterhalb desselben eine Plattform aus Brettern oder Stangen, gewöhnlich so niedrig, dass keine Leiter nöthig wird. Die Thür besteht aus gespaltenem Bambus und aus gleichem Material ist unter dem Hause eine Horde zum Aufbewahren von Lebensmitteln u. dergl. errichtet, da gewöhnlich das Haus an der Hinterseite über die Felsen vorragt und auf hohen Pfählen steht. Zuweilen geht mitten durch das Haus der Stamm des Baumes, auf dessen Wipfel das Kohoro gebaut ist.

Wir kommen nun zu den permanent im Wasser stehenden oder eigentlichen Pfahlbaudörfern. Hierher gehören östlich von Port Moresby Tupuselé, Kaire, Kapakapa und Hula in Hood-Bai.

Was zunächst den Standort dieser Dörfer anbelangt, so befindet sich derselbe meist 200—300 Schritt vom Ufer entfernt. Ein Dorf besteht gewöhnlich aus mehreren Häusercomplexen, die in zwei mehr oder minder langen Reihen einander mit der Vorderfront so gegenüberstehen, dass eine breitere Wasserstrasse zum Verkehr mit Canoes freibleibt. Diese Strassen sind zuweilen untereinander verbunden, wie die beifolgende Planskizze (Fig. 3) zeigt.

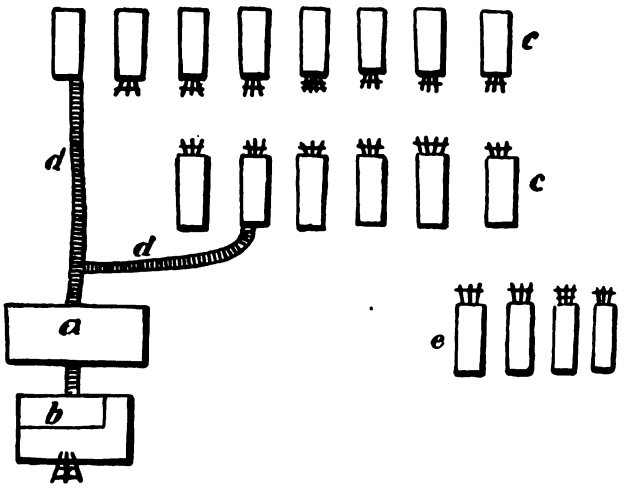


Fig. 3. Plan des Pfahldorfes Kaire.

a Missionskirche.
b Missionshaus.
c — *c* Häuserreihen, deren Vorderfront sich gegenüber steht.
d — *d* Gebrechliche Leiterstege auf Pfählen.
e Isolirter Häusercomplex.

Selbstredend finden sich in der Anlage jedes Dorfes Abweichungen. So besteht das grösste dieser Pfahldörfer, Hula, aus ca. 100 Häusern, die sich, mit der Eingangsfront dem Lande zugekehrt, in einem Halbzirkel ca. 300 Schritt vom Ufer hinziehen. Diese Reihe Häuser wird zum Theil unterbrochen und in einer Entfernung von 15—20 Minuten stehen zwei kleinere Siedelungen von 6—8 Häusern, die ebenfalls zu Hula gehören.

[1]) Ueber Koitapu u. Koiäri, vrgl. die citirte Abhandlung S. 48 u. 51.

Die Bauart der Häuser dieser eigentlichen Pfahldörfer weicht von der des oben beschriebenen Hauses in Anuapata etwas ab. Zunächst sind die Pfähle, auf denen das Haus steht, meist dicker und fester, weil sie mehr vom Wasser auszuhalten haben, und etwas höher (4—5 m), im Uebrigen bestehen sie aber ebenfalls aus unbehauenen, noch mit der Rinde versehenen, zum Theile krummen und schiefen Stämmchen und Stangen.

Die wesentlichsten Abweichungen von dem beschriebenen Hause in Anuapata sind folgende (vgl. Fig. 4):

Fig. 4. Vorderfront eines Hauses in Kaire.

a Dach und Seiten aus Gras.
l Giebel, senkrecht.
c Vordach (Gras).
e Seitenwände des Vordaches schief herablaufend.
f Plattform zur Thür, zu welcher
p eine Leiter führt.
i Leiter zur Plattform.

1. Das Dach geht in sanftem Bogen bis zur Seitenbasis herab, das Haus bildet daher, von vorn gesehen, eine Art Spitzbogen;

2. der Vorplatz vor der Thür ist zu einer breiten Plattform verlängert;

3. die Thür liegt in der Mitte und etwas erhöht, so dass eine 2—3sprossige rohe Leiter zu ihr führt;

4. über der Thür, die Plattform zum Theil bedeckend, ist ein schräges Dach angebracht, das meist seitlich durch eine schräg abfallende Seitenwand mit der Seitenwand des eigentlichen Hauses verbunden ist;

5. das Material zu Dach und Wänden besteht hauptsächlich aus Gras, in Büscheln zusammengebunden.

Die Hinterseite des Hauses besitzt eine schmälere balkonähnliche Plattform, zu der indess nur ausnahmsweise eine Leiter führt.

Diese Häuser sind vielleicht etwas, aber nicht viel grösser als in Anuapata, haben jedoch eine bedeutend breitere Plattform, welche als Hauptaufenthaltsort der Bewohner dient. Sie besteht aus Brettern oder Stangen, und hier sieht man auch Schweine und die nie fehlenden Hunde; letztere sind im Erklettern der Leitern sehr geschickt. Die Häuser stehen zuweilen so nahe an einander, dass man von einer Plattform auf die andere treten kann; meist sind sie aber etwas entfernt von einander, und dann durch sehr primitive, leiterähnliche Stege, oft nur einen unbehauenen Baumstamm verbunden. Diese halsbrecherischen Stege, für Europäer kaum praktikabel, machen den Eingebornen keine Schwierigkeiten. Nicht selten sieht man schwangere Weiber mit einem grossen Topfe oder dergl. auf dem Kopfe, ein Kind auf dem Rücken, von einem Hause zum andern balanciren. Kleine Kinder, die noch nicht laufen können, spielen sorglos am Rande der Plattform, ohne dass sich die Mütter im mindesten ängstigen, wie dies bei uns der Fall sein würde. Ich habe auch nie gehört, dass ein Kind in's Wasser gefallen und ertrunken wäre, da sie ja ohnehin sehr früh schwimmen lernen und mit Wasser bald vertraut werden. Nicht selten sieht man Eingeborne, eine Schüssel voll Essen auf einem Brette schwimmend an ihren Bestimmungsort dirigiren.

Die innere Einrichtung dieser Häuser weicht von der vorher beschriebenen nicht ab.

Wie bereits erwähnt, stehen nur die wenigsten Pfahldörfer im Wasser, die meisten sind auf dem Lande errichtet, und hier findet man dann weit stattlichere Häuser, die im Baustyl wesentlich abweichen.

Wie Hood-Bai mit Pfahlbauten im Wasser, so excellirt es auch mit solchen auf dem Festlande. Besondere Aufmerksamkeit verdient das Dorf Keräpuno, an der inneren westlichen Spitze der schmalen Halbinsel erbaut, welche die Ostseite der grossen Lagune von Hood-Bai begrenzt.

Das Dorf besteht aus einem grösseren, dicht stehenden Häusercomplex, mit einer breiten Hauptstrasse und ein paar Querstrassen, dem eigentlichen Keräpuno, welches an 100 Häuser zählt. Durch Bananenplantagen und Cocoshaine unterbrochen, liegen

längs dem Ufer der Lagune einige weitere Siedelungen, vielleicht 3—4 von je 8—10 Häusern, die eigene Namen haben, aber doch mit zu Keräpuno gehören.

Mit diesen Dependenzen mag Keräpuno an 800 bis 1000 Einwohner besitzen, ohne das Fischerdorf Alt-Hula, welches an der Ostseite der Halbinsel, unmittelbar an dem dünenartigen Sandstrande liegt und 50 bis 60 Häuser mit vielleicht 250 bis 300 Einwohnern zählt. Die Häuser in Alt-Hula sind gleich denen in Keräpuno, aber im Ganzen ärmlicher, wie sich dies stets bei einer vorwiegenden oder ausschliessenden Fischereibevölkerung bemerkbar macht.

Fig. 5. Seitenansicht eines Hauses in Keräpuno.

a Plattform, ca. 1 m hoch.
b Hausdiele.
c Leiter zum Söller.
d — *d* Seitenstangen mit Querstange zum Trocknen von Netzen u. s. w.

Einige wenige Häuser auf dem Riff mitten im Wasser errichtet, zeigen die Stelle, wo die Bewohner des jetzigen Hula früher siedelten. Es pflegt nämlich bei den Papuas zuweilen ein Wechsel der Siedelung stattzufinden, wie ich dies auch im Binnenlande beobachtete. Die Gründe dafür hängen theils mit Kriegsverhältnissen, theils mit der Nahrung zusammen, um neuen Boden für Plantagen zu benutzen. Dieses oft freiwillige Verlegen des Wohnortes verdient ethnologisch Beachtung.

Die Bauart der Häuser in Keräpuno zeigt die beigegebene Fig. 5. Ihre wesentlichen Eigenthümlichkeiten sind die folgenden: sie stehen auf Pfählen, haben ein hohes Dach, eine breite Plattform und sind an den Seiten offen; von der Diele führt eine Leiter zu dem gedielten Bodenraume.

Im Verhältniss zur Länge sind diese Häuser ziemlich schmal, mit hohem, längs der Firste geradem, an den Giebelseiten etwas spitzbogig zulaufendem Dach aus Gras oder Pandanus- oder Palmblatt. Dasselbe wird von 2—2½ m hohen Pfählen, aus abgeschälten, geraden und ziemlich starken Baumstämmen, getragen, von denen 2—3 die Vorderfront, 2—5 die Seiten bilden und die in der halben Höhe eine Diele aus dicken Planken tragen. Dieselbe erstreckt sich meist nur über die vordere Hälfte des Hauses.

Wie erwähnt, fehlen Seitenwände; doch ist die Diele an den Seiten und vorn durch ein auf die hohe Kante gestelltes Brett eingefasst. Zuweilen sieht man statt dieser Bretter eigenthümliche, mehr oder minder rundliche Platten von der Grösse einer Tischplatte, die den Eindruck von Querschnitten eines Baumstammes machen. Da die Herstellung solcher Querschnitte ohne Sägen für blosse Steinäxte nicht wohl denkbar ist, so zerbricht man sich

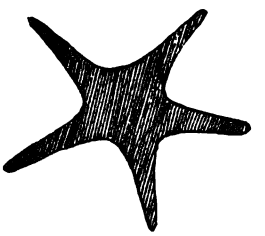


Fig. 6. Querschnitt der Basis eines Baumes.

anfänglich vergebens den Kopf über den Ursprung dieses Materials. Es besteht aus den brettdicken, gewaltigen Wurzelständern gewisser tropischer Bäume, die oft so weit vorstehen, dass sich ein Mensch zwischen ihnen bequem verbergen kann. Der Querschnitt der Basis eines solchen Baumes bildet daher keine Scheibe, sondern in den Umrissen die nebenstehende Fig. 6, ist also mehr sternförmig.

Von der Diele führt eine Leiter zu dem Bodenraume oder Söller, der die ganze Länge der Dachbasis einnimmt und mit geschälten Baumstämmen gedielt ist. Dieser Bodenraum hat keine Fenster oder Oeffnungen und dient bei schlechtem Wetter als Schlafstelle, wie zum Aufbewahren von allerlei Geräth und Proviant.

Vor der Hausdiele, zuweilen in gleicher Flucht mit derselben, ist eine ca. 1 m hohe Plattform angebracht. Dieselbe besteht aus geschälten Baumstämmen und ist nur selten vom Giebel aus etwas überdacht. Die Vorderseite der Plattform, zu der ein mit derselben parallel laufender, schräger, zuweilen mit Kerben versehener Baumstamm als Aufgang dient, ist je seitlich oder mit mehreren in die Erde gesteckten, dünnen, hohen Stangen versehen. Sie sind meist durch eine Querstange verbunden,

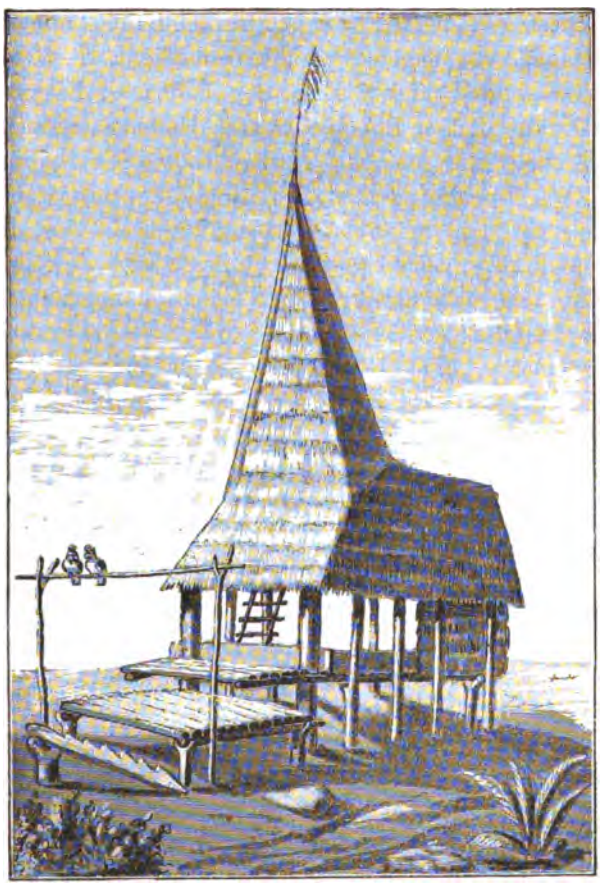


Fig. 7. Haus mit Thurmspitze in Keräpuno.

zuweilen an der Spitze mit Blätterbüscheln, Cocosnüssen etc. verziert und dienen zum Trocknen der Netze, häufig aber auch als Sitz für zahme Papageien. Letztere sind in sinnreicher Weise mittelst eines Ringes aus dem Querschnitt einer Cocosschale befestigt. Ausser weissen Cacadus (Cacatua Triton) werden meist nur die rothen Weibchen des Edelpapagei (Eclectus polychlorus) gehalten, und zwar nur der Federn wegen. Man rupft ihnen dieselben aus, um sie zur Verzierung, namentlich der hölzernen Schilde, zu benutzen. Ich erwähne das Halten gezähmter Thiere deshalb, weil es im Ganzen so selten ist. Beiläufig bemerkt werden Hühner, die ebenfalls nur spärlich und vereinzelt vorkommen, nur der Federn wegen gehalten. Hahnenfedern sind allenthalben ein beliebter Kopfputz der Männer und werden Paradiesvögeln vorgezogen.

Das Dorf Keräpuno besitzt noch 5—6 besonders hervorragende Häuser, die erwähnt zu werden verdienen. Sie zeichnen sich vor Allem dadurch aus, dass der Giebel der Vorderfront in eine hohe, thurmartige, schlanke Spitze ausläuft (Fig. 7). Diese Spitze hat drei Seiten, wovon die eine senkrechte die Giebelfront bildet, während die beiden seitlichen schräg abfallen und allmälig mit der Firste verlaufen. Die Spitze selbst ist mit einem langen Bambu verziert, an dem Büschel trockener Blätter flattern. In halber Dachhöhe verlängert sich der untere Theil der Giebelfront zu einem den oberen Vorplatz schützenden, schrägen Dache. Die Höhe der Thurmspitze reicht bis in die Blätter hoher Cocospalmen und mag leicht an 10 m und mehr betragen.

Diese an sich schon auffallenden Häuser werden durch eines mit doppeltem Thurme noch bedeutend übertroffen, von dem ich hier die Maasse gebe, da es mit zu den grössten Bauwerken gehört:

Länge des Hauses	12·75 m
Breite „ „	3·65 „
Höhe „ „ bis unters Dach . . .	4·20 „
Breite der Plattform	5·00 „
Höhe „ „	1·40 „
„ von der Plattform bis zum Vorplatze der Hausdiele	1·25 „
Höhe der Diele bis unter die Decke des Bodenraumes	1·65 „

Der Umfang der Baumstämme, welche die vorderen Pfeiler bildeten, misst 1·65 m.

Die Höhe der Dachgiebelfront mochte an 9 bis 10 m betragen, die ganze Höhe des Thurmes vom Erdboden an ca. 14—15 m. An der Thurmspitze war eine 3—5 m lange Stange befestigt und diese mit flatternden Bast- und Blätterstreifen verziert, wie die ganze Giebelfront in ähnlicher Weise. Der Thurm der Hinterfront ist ansehnlich niedriger und minder reich verziert.

An diesem Hause sind bereits, was besondere Beachtung verdient, rohe Holzschnitzereien als Ornamentirung angebracht, wie die nebenstehende Skizze (Fig. 8) des rechten Eckpfostens zeigt. Die Mittellinie desselben ist erhaben (Fig. 9), das Uebrige vertieft gearbeitet. Ausserdem sind die seitlichen

Träger des Hauses rund behauen und ihre lang vorragenden Enden laufen in roh dargestellte, aber nicht zu verkennende Krokodilköpfe aus. Auch die Hölzer, welche an den Frontseiten des Thurmes vorstecken, sind mit etwas Schnitzerei geziert, ebenso die schrägen Träger des Vordaches.

Unter dem Vordache hängen schmale, künstlich wie Plissé gefaltete Streifen Pandanusblatt gleich Bändern herab und die Mitte der Dachfirste ist mit zwei rohen Puppen, einen Mann und eine Frau darstellend, verziert. Diese Puppen sind aus Bast von der Rippenbasis des Cocospalmblattes verfertigt. Die

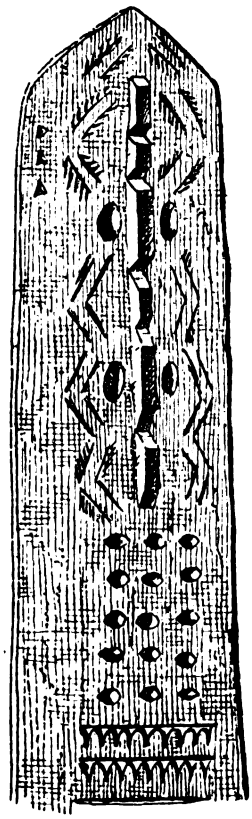


Fig. 8. Holzschnitzerei eines Hauses in Keräpuno.

Fig. 9. Erhabene Schnitzerei.

Frau trägt den gewöhnlichen Grasschurz der Weiber, den Lami, und ihre Brüste sind durch zwei angebundene Säcke aus Palmbast repräsentirt. Der Mann trägt das Scrotum in den Leibgürtel (Tikini) eingebunden.

Eine andere Bedeutung als die einer Verzierung haben diese rohen, plastischen Darstellungen, die einzigen, welche ich in dieser Art in Neu-Guinea sah, übrigens nicht.

Malerei irgend welcher Art findet sich an dem Hause nicht; dasselbe gehörte übrigens einem Häuptling und war kein öffentliches Gebäude.

Wenn man bedenkt, dass dieses Haus nur mit der Steinaxt hergestellt wurde, dass die saubere und kühne spitze Thurmspitze nur zusammengebunden ist, so wird man diesem Bauwerk [1]) und dem Fleiss und Geschick seiner Erbauer volle Anerkennung schenken müssen.

Solche Häuser als das zuletzt beschriebene gehören übrigens an der ganzen Küste zu den Ausnahmen und werden nach Herrn Chalmers nur durch einige Häuser in dem Dorfe Kalau in Hood-Bai übertroffen. Hier sollen die Eckpfeiler einzelner Häuser, zum Theil aus behauenen Baumstämmen, so dick sein, dass sie kaum zwei Menschen umspannen können. — Als das englische Kriegsschiff „Wolverine" im Jahre 1881 Kalau wegen des Massacres von vier eingebornen Lehrern (Teachers) zu strafen hatte, begnügte sich Commodore Wilson nur mit dem Tode des Hauptanstifters, des Häuptlings Kwaipo, und liess diese Denkmäler der Baukunst der Steinzeit unberührt, was ihm gewiss sehr zur Ehre gereicht.

Das Innere der Häuser in Keräpuno enthält die bereits früher erwähnten Geräthschaften, wozu noch die hier gebräuchlichen hölzernen Schüsseln und Schilde hinzukommen. Letztere werden, des Federschmuckes wegen, meist in Blätter oder Tapa eingehüllt verwahrt.

Eine weitere Zierrath der Häuser Keräpunos, die sich übrigens auch anderwärts findet, sind Schädel von Schweinen, die am Mittelpfosten aufgehangen werden. In einem Hause zählte ich 36 solcher Trophäen, Erinnerungszeichen grosser Festlichkeiten, auf die ich noch zurückkomme.

Im Osten grenzt der Aroma-District an Hood-Bai. Er umfasst die Westküste von Keppel-Bai und ist einer der reichsten an der ganzen Südostküste Neu-Guineas. Aroma zählt an 30 Dörfer und Siedelungen, die indess von See aus nicht sichtbar sind. Das Ufer besteht nämlich aus einem breiten Strande festen Sandes, der von niedrigen Dünen begrenzt wird, die mit dichtem Pandanus von baumartiger Grösse bekleidet sind. Hinter diesem Pandanusgürtel ist fruchtbarer, schwarzer, zum Theil sandiger Boden, und hier liegen die Niederlassungen der Eingebornen, zum Theil von wahren Cocoswäldern umgeben.

[1]) Dasselbe wird unter den von mir gesehenen, mittelst Steinwerkzeugen hergestellten Bauwerken nur durch das grosse Versammlungshaus (den sogenannten „Tempel") in dem Dorfe Tobadi in Humboldts-Bai übertroffen.

Unter den Dörfern des Aroma-Districtes ist Maupa das grösste, wie die grösste Niederlassung überhaupt, welche mir in der Südsee zu Gesicht kam. Als ich die niedrige Dünenkette überschritt, welche das Dorf vom Strande aus verdeckt, war ich erstaunt, fast eine kleine Stadt vor mir zu sehen. Denn einen solchen Eindruck machte dieser dichte und geregelt angelegte Complex von Häusern, deren hohe, spitze Giebel und Grasdächer an gewisse kleinere, alte Landstädte mit ihren Strohdächern daheim erinnerten. Um das Bild vollständig zu machen, fehlte nur ein alter, wettergebräunter Kirchthurm. Die Häuser stehen mit der Giebelfront einander zugekehrt, zum Theil dicht aneinander und bilden 9 mehr oder minder gerade Längsstrassen [1]), die durch eine Menge

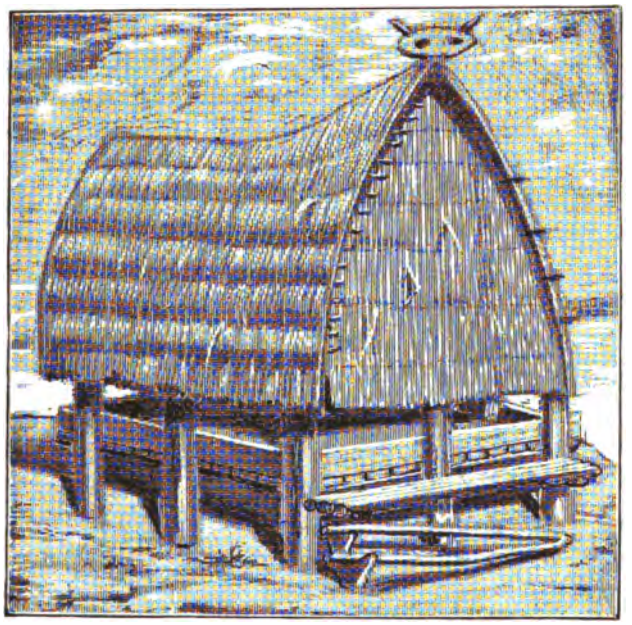


Fig. 10. Haus in Maupa.

Quergassen und schmaler Gässchen verbunden sind. Maupa hat 250 Häuser mit einer Bevölkerung von 1200—1500 aufzuweisen, ist also recht ansehnlich.

Die Bauart stimmt insofern mit der in Keräpuno üblichen überein, dass das Haus (vergl. Fig. 10) im Wesentlichen aus einem auf Pfählen stehenden, hohen Dache besteht, eine erhöhte Diele und offene Seiten besitzt, weicht aber in verschiedenen Einzelheiten nicht unerheblich ab. Im Ganzen sind die Häuser Maupas schmäler, aber hoch, und es fehlt ihnen die breite Plattform vor der Thür. — Fast alle Häuser Maupas haben gleiche Dimensionen, weshalb das Dorf einen mehr einheitlichen Eindruck macht; besondere hervorragende Gebäude fehlen. Die Breite des Hauses in der Vorderfront beträgt 3—3½ m, die Länge 10, die Höhe bis unter das Dach an 3 m, die des Daches selbst 5—6 m. Das Dach ruht auf dicken, runden Pfosten aus etwas behauenen Baumstämmen und senkt sich in der Firstenlinie etwas gebogen nach dem niedrigeren Giebel der Hinterseite herab. Beide Giebelseiten verlaufen senkrecht, bilden in den Seitenlinien einen Spitzbogen und sind mit keinem Vordache versehen.

Ein eigenthümlicher Schmuck der Häuser in Maupa sind die Verzierungen der Giebelspitze (Fig. 11), die zum Theil an Wappenschilder erinnern oder an die Pferdeköpfe an den niedersächsischen Bauernhäusern. Diese Giebelschilder, übrigens weder mit Schnitzerei noch Malerei versehen, haben, nach meinen Erkundigungen, nichts mit Hausmarken zu thun, sondern gehören zu jenen Verzierungen, wie sie so häufig der Laune der Papuas entspringen.

Die Hausdiele ist etwas über 1 m über den Erdboden erhöht und zu ihr führen ein oder zwei dicke,

Fig. 11. Giebelschilder in Maupa.

runde Baumstämme, etwas schräg, aber parallel mit der Vorderfront des Hauses laufend, als Aufgang. Häufig ist an der Seitenfront ebenfalls ein schräger Balken angebracht, auf dem man zur Diele gelangt. Sie ist an allen Seiten offen oder doch nur von Brettern eingefasst, die auf der hohen Kante stehen. Die Diele selbst besteht aus breiten, dicken Planken, die grossentheils noch mit der Steinaxt hergestellt wurden. Welche Zeit und Mühe dies erfordert, kann man daraus ersehen, wenn man erfährt, dass ein ziemlich dicker Baum nur zwei solcher Planken liefert. Noch mühsamer sind die Planken, welche die Decke des Hauses und Diele des Söllers bilden, hergestellt, indem sie häufig rohe Schnitzarbeit zeigen. Dieselbe besteht meist in zwei Reihen an 8 cm hoher, an der Basis breiter und fast viereckiger Sägezähne (Fig. 12), so dass der ganze Plafond wie mit Längsreihen mächtiger Zähne herabgähnt. Diese Sägezähne sind aus der Dicke der Planke ausgehauen und zu-

[1]) Eine treffliche Abbildung hat Dr. Finsch seitdem in der „Gartenlaube“ (Nr. 3, 1885) veröffentlicht. Anm. d. R.

weilen noch mit Borden von eingeschnitzten VV Zickzacklinien in V Form verziert. Die Breite der Plafondplanken beträgt ca. 65 cm, so dass etwa 15 ausreichen. Der Plafond ist so hoch von der Diele, dass man aufrecht stehen kann, und hat im vorderen Theile eine viereckige Oeffnung als Thür, zu welcher eine schmale Leiter auf den Bodenraum oder Söller führt. Derselbe dient als Schlafstelle oder zum Aufbewahren von Provisionen, Waffen u. dgl. In der Mitte der Hausdiele befindet sich in üblicher Weise die Feuerstelle, mit einer Horde darüber zum Aufbewahren von Lebensmitteln. An der einen Längsseite des Hauses läuft eine Stellage, auf der weiteres Hausgeräth: hölzerne Schüsseln, Töpfe, Pandanusblatt als Material zu Matten, Lebensmittel in Bananenblätter eingepackt, geräucherte Känguruschinken u. s. w. ihren Platz finden. Die vorderen Pfeiler, welche

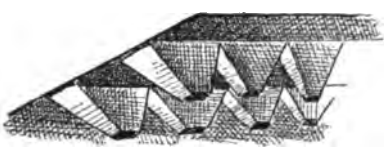


Fig. 12. Deckenverzierung.

die Träger des Plafonds bilden, sind häufig mit Schädeln von wilden Schweinen verziert, und hier hängen, sorgfältig in Tapa oder Cocosblattbast eingehüllt, die Schilde, vielleicht noch eine Trommel oder dergleichen. Im Hause des Häuptlings Goapäna war hier dessen mit einem fast cirkelrunden Schweinshauer gezierte Staatskette, sein kostbarster Schmuck, aufgehangen, gewiss ein gutes Zeugniss für die Ehrlichkeit der Bewohner.

Die Maupaer betreiben vorzugsweise Landbau, nebenbei Jagd. Sie sind keine Fischer und besitzen nicht einmal Canus, sondern werden mit Meeresproducten von Parematta aus versorgt, einem Dorfe, das circa 25 bis 30 Minuten westlich von Maupa, ziemlich am westlichen Ende von Keppel-Bai, liegt. Es besteht aus ca. 30—40 Häusern, die eine breite Dorfstrasse zu beiden Seiten begrenzen und mag an 200 Einwohner zählen, die fast ausschliessend vom Fischfang leben. Doch fehlt es nicht an schönen Plantagen und Cocoshainen.

Die Bauart der Häuser in Parematta ist fast identisch mit der in Keräpuno üblichen; wie dort verlängert sich die Hausdiele zu einer breiten Plattform, die indess mit keinem Vordach versehen ist, da die Giebelfront des Hauses senkrecht läuft.

Wie in den vom Wasser berührten Pfahldörfern das Meer mit seiner Ebbe und Fluth am besten für Reinlichkeit sorgt, so geschieht es in den auf dem Lande befindlichen durch Menschenhand. Sehr häufig sieht man die Weiber und Mädchen mit Strassenkehren beschäftigt, wozu sie sich Palmwedel bedienen. Zum Ausfegen der Häuser benutzt man sehr praktische Besen aus den Rippen der Seitenfahnen des Cocosblattes. Menschliche Auswurfsstoffe, welche z. B. so häufig in Städten Unteritaliens beleidigen, findet man in den Strassen eines Papuadorfes nie, denn wenn auch keine Bedürfnissanstalten vorhanden sind, so begeben sich die Eingebornen doch stets abseits vom Dorfe in's Gebüsch, und hier sorgt wiederum die ekelhafte Gefrässigkeit der selbstgezähmten Schweine für Reinlichkeit.

Ich will hierbei erwähnen, dass ausser Schweinen nur noch Hunde als Hausthiere gehalten werden, und zwar beide zu culinarischen Genüssen. Die Hunde gehören einer eigenthümlichen, kleinen, dingoähnlichen Rasse an, die sich dadurch auszeichnet, dass sie nicht bellt, sondern nur heult. Die Papuahunde, übrigens scheue und feige Thiere, haben die eigenthümliche Gewohnheit, zu gewissen Stunden des Tages und der Nacht gemeinschaftlich zu heulen; diese Hundeconcerte sind daher für das Leben in einem Papuadorfe charakteristisch. — Von Schweinen besitzt Neu-Guinea zwei eigenthümliche, wilde Arten, die, jung eingefangen, zu Hausthieren erzogen und sehr zahm werden. Nur in Port Moresby und einigen anderen Missionsplätzen ist unser Hausschwein eingeführt und durch dasselbe die eingebornen Arten bereits stark gekreuzt worden.

Dass Hühner nur sehr spärlich und nicht im Sinne von Hausthieren gehalten werden, erwähnte ich bereits.

In Keräpuno und Maupa sah ich zuerst die zweite Art Wildschweine [1]), hochbeinige, schlanke, gewaltige Thiere, die sich leicht durch ihre schwarze Färbung auszeichnen. Sie wurden in Maupa in besonderen, aus Pfahlwerk errichteten, übrigens sehr engen Umzäunungen gehalten, eine Vorsicht, die namentlich im Interesse der Pflanzungen geschieht, in welchen die Wildschweine ohnehin zuweilen schon Schaden genug anrichten. Die Plantagen müssen daher stets eingezäunt werden. Diese Zäune sind in verschiedener Weise, am häufigsten aus eingerammtem Pfahl- und Stangenwerk, errichtet und ihre Her-

[1]) Sus niger, Finsch, Proceed. Zool. Soc. London (1886) S. 217.

stellung erfordert nicht minder Mühe und Anstrengung, als das Ueberwachen selbst. Die grossen Bäume werden durch Feuer zu Fall gebracht, und ihre vom Astwerk befreiten Stämme bleiben liegen, um zu verwittern. Unterholz und Gesträuch wird durch Abbrennen vernichtet, Arbeiten, die den Männern anheimfallen, während das Ausroden von Wurzeln, Strauchwerk, sowie das Aufgraben von den Frauen besorgt wird. Zur letzteren Verrichtung dient nur ein zugespitzter Stock als Werkzeug. Selten sind die Plantagen in unmittelbarer Nähe der Dörfer, wie dies z. B. in Keräpuno der Fall ist, sondern meist abgelegen, oft eine Stunde und weiter. Die Dorfbewohner gehen daher stets vereint und bewaffnet zur Feldarbeit, weil sie dabei am leichtesten von feindlichen Nachbarn angefallen werden. Dies gilt besonders für die Bewohner der im Wasser stehenden Pfahldörfer, die nur in den Pflanzungen angreifbar sind. Wie überall in Neu-Guinea bilden Taro, Yams, Bananen und Zuckerrohr die Hauptproducte des Ackerbaues, wie die Haine der Cocospalme ihr Entstehen nur Menschenhand zu verdanken haben. Allenthalben sieht man die reihenweise zum Keimen resp. Auswachsen niedergelegten Nüsse und, wie anderwärts in Melanesien, schützt ein zeitweiliges „Tabu“ die Bäume. Zum Zeichen desselben fand ich in Keräpuno genau in derselben Weise als in Neu-Britannien die Stämme der Palmen mit einem Palmblatte umstrickt. Dies genügt, um das Abnehmen der Nüsse zu verbieten. Brotfrucht ist in Neu-Guinea nur spärlich vertreten und minder schmackhaft als in Polynesien, aber die Sagopalme bildet für manche Districte ein natürliches Nahrungsmittel von grosser Bedeutung.

Auch Ziergewächse werden in eingezäunten Gärten gezogen, besonders Croton-Arten, deren buntfarbige Blätter als Schmuck dienen, wie die rothe Blüthe des Hibiscus. — Zum Schutze gegen heftigen Wind sind die nahe dem Meere gelegenen Plantagen an der Seeseite mit einer oft an 5 m hohen Wand aus senkrecht in die Erde gesteckten Palmblättern versehen, wie z. B. in Keräpuno. Ich sah hier auch künstlich angepflanzte und gepflegte Betelpalmen, deren Nüsse im Leben der Papua eine so wichtige Rolle als der ebenfalls cultivirte Tabak spielen.

Wenn mit der Bezeichnung „Tropen“ zugleich auch die Vorstellung von Reichthum und Ueberfülle verbunden wird, so ist diese Vorstellung, wenigstens so weit sie die Nahrungsquellen betrifft, zumeist eine unrichtige. Auch in den Tropen mangelt es nicht an ärmlichen Districten, für deren Bewohner selbst Hungersnoth nicht ausgeschlossen ist. Hierher gehört z. B. Port Moresby, das zum Theil nur durch Zufuhren von Sago aus dem Westen und Taro und Yams aus dem Osten erhalten wird. Aber auch in sonst reichen Gebieten kann zeitweilig Mangel eintreten, wie überall in der Welt. Im Allgemeinen leben aber die Papuas an der Südostküste recht gut und viel besser als Tausende daheim. Jedermann kann sich wenigstens satt essen und Armuth, die Anderen zur Last fällt, gibt es nicht, ausgenommen Blinde und ähnliche Unglückliche, die aber sehr selten sind. Wie reichlich es bei einer Papua-Mahlzeit hergehen kann, das zeigt ein Besuch im Hause von Goapäna, dem grossen Häuptlinge Maupas.

Ich kam gerade zum Essen zurecht, an dem die ganze Familie, Männer, Frauen und Kinder, gemeinschaftlich theilnahm und aus derselben Schüssel speiste. Das Essen, in grossen Töpfen gekocht, wurde in hölzernen Schüsseln aufgetragen und auf Bananenblättern servirt. Es bestand in gekochtem Schweine- und Kängurufleisch, Bananen, Yams und einer Art Klössen aus Arrowroot oder Sago in Fett gekocht, sah sehr appetitlich aus und war ganz wohlschmeckend. Man bot mir nämlich von dem Essen an, eine Gastfreundschaft, die mir bisher nicht bei den Papuas vorgekommen war. Freilich wurde ich bald darauf um Tabak angebettelt.

Wie der mit der Civilisation noch wenig vertraute Papua die naive Ansicht hat, dass jeder Weisse im Stande ist, Alles, was er trägt und bei sich führt, selbst anzufertigen, so geht es auch bei uns vielfach bei Beurtheilung dieser Naturmenschen. Aber auch bei ihnen herrscht Arbeitstheilung, wie dies namentlich bei dem Dorfe Keräpuno und seiner Nachbarschaft so deutlich hervortritt.

Während die Bewohner des Fischerdorfes sich ausschliessend diesem Gewerbe widmen und nichts Anderes betreiben, sind die Bewohner des eigentlichen Keräpuno entweder Landbauer oder Holzarbeiter, berühmt in der Anfertigung von Canus und hölzernen Schüsseln. Es hat sich dadurch ein wechselseitiger Verkehrsaustausch der Erzeugnisse entwickelt und es findet bereits eine Theilung in gewisse ausschliessende Erwerbsthätigkeiten statt, wie sie nur eine höhere Culturstufe hervorbringt.

In dem Fischerdorfe Alt-Hula findet jeden Morgen früh ein lebhafter Markt von frischen und bereits gerösteten Fischen statt, wie solche auch in getrocknetem Zustande in Nachbarorte verhandelt werden.

Namentlich nach Kalau hin, welches mit seinem Ueberfluss an Cocosnüssen, Yams und Bananen das ärmere Gebiet von Keräpuno mit ernährt. In gleicher Weise vertauschen die Holzarbeiter ihre Fabrikate gegen Erzeugnisse des Bodens und Meeres, und so hat sich aus diesem Tauschhandel an manchen Orten ein zu gewissen Zeiten reger Verkehr, eine Art von Messen, herausgebildet, der viel zum friedlichen Verkehre der Stämme untereinander beiträgt. So erscheinen alljährlich mit Eintritt des Nordwest-Monsuns die Handelsflotten aus dem Papua-Golf in Port Moresby und bringen Sago an, den sie gegen Cocospalmen umrahmt, vorhanden. Derselbe liegt fast ausnahmslos ausserhalb des Dorfes, und bei den im Wasser stehenden Pfahldörfern selbstredend auf dem Lande. In der Mitte dieses Festplatzes ist gewöhnlich eine besondere Baulichkeit, das Dubu, errichtet, welche Aufmerksamkeit verdient. Das Dubu besteht im Wesentlichen aus einer viereckigen, etwas erhöhten Plattform aus Brettern oder Stangen, an einer oder mehr Seiten von einem galgenartigen Stangengerüst umgeben. Die hohen Querbalken des letzteren dienen zum Aufhängen von Trophäen, hauptsächlich in Schädeln erschlagener Feinde bestehend,

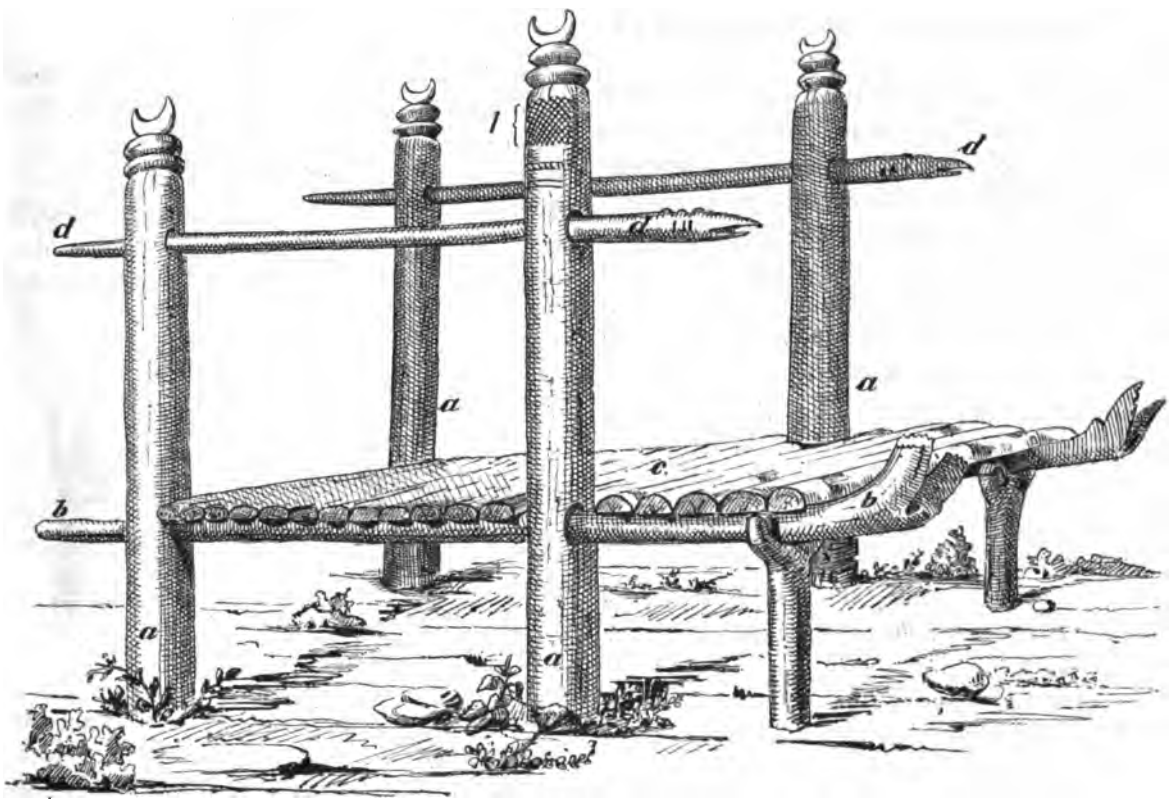


Fig. 13. Dubu in Tupuselé.

Toias (Armbänder aus dem Querschnitt eines Conus) anderen Putz und Töpfe vertauschen. Letztere sind wiederum für Port Moresby ein Hauptartikel und werden weithin vertrieben.

Bei den Siedelungen dürfen wir auch der Fest- und Tanzplätze nicht vergessen, denn die Papuas sind ein vergnügungssüchtiges Völkchen, das, sobald es ihm nur einigermassen gut geht, stets zu Festlichkeiten geneigt ist. Häufig werden die letzteren, wie im Eingange erwähnt, auf der breiten Dorfstrasse abgehalten, gewöhnlich ist aber ein besonderer, sorgfältig geebneter, freier Platz, zuweilen von auf der Plattform selbst nehmen die Häuptlinge und hohe Gäste Platz. Auch werden auf derselben die oft weither angebrachten Lebensmittel aufgestapelt, welche beim Feste zur Vertheilung kommen. Oft ist das Dubu so klein, dass es nur dem letzteren Zwecke dient. So besitzt das sonst so reiche Dorf Keräpuno einen arg vernachlässigten Festplatz mit einem sehr roh aus Stangen und Knüppeln gebauten Dubu, an dem nur zwei alte, verwitterte Schädel paradirten.

Weit reicher war das Dubu in Maupa ausgestattet. Dasselbe steht auf einem rings von Häusern umgebenen, grossen, freien Platze, der an einen Markt-

platz bei uns erinnert. Das Dubu selbst besteht aus einer grossen, aber nicht sehr hohen Plattform aus unbehauenen, dünnen Baumstämmen und ist an der Vorderseite mit einer Querstange auf zwei Seitenpfählen versehen, die eine Art Galgen darstellen. Diese Stellage entsprach umsomehr der Bezeichnung Galgen, als 19 Menschenschädel an der Querstange befestigt waren, darunter 7 von Chinesen, die sich hier unnütz gemacht und ihr Schicksal provocirt hatten. Die Schädel, ohne Unterkinnlade, sahen übrigens meist ziemlich alt und verwittert aus, wie die Büschel von bandartig gespaltenem Pandanusblatt, mit denen sie verziert waren und die an einzelnen Schädeln nur noch als Rudimente im Winde flatterten.

An einigen Orten sind die Dubus mit besonderer Sorgfalt gebaut, ihre Eckpfosten bestehen aus ziemlich dicken, rund behauenen Stämmen von 6 m Höhe und mehr, und sind mit roher Schnitzarbeit verziert. Da die letztere in der Baukunst der Papuas dieser Küste im Ganzen eine unbedeutende Rolle spielt, so verdienen diese Bauwerke besondere Beachtung, umsomehr, da sie ohne Hilfe eiserner Werkzeuge, nur mit Steinäxten, hergestellt wurden.

Ich beschreibe das grösste der vier Dubus in Tupuselé (Fig. 13):

a) die 4 Eckpfeiler; dicke, behauene Stämme von ca. 6 m Höhe, die ein ca. 5 m langes und ca. 3 m breites, längliches Viereck bilden.

In einer Höhe von ca. 1·30 m sind diese Eckpfähle der Länge nach durchbohrt, durch welche Löcher je seitlich

b) ein dünnerer, runder Baumstamm gesteckt ist, welche als Träger für die Querstücke dienen, aus denen

c) die Plattform gebildet wird.

In ca. 2 m Höhe von dieser Plattform ist durch Löcher in den Eckpfeilern je seitlich

d) eine zweite Längsstange gesteckt, welche mit Querhölzern belegt werden kann und dann für die untere Plattform gleichsam das Dach bildet.

Die Träger der Plattform ragen ca. 2 m nach vorn vor und enden in flügelartige Fortsätze, die an einen Fischschwanz erinnern und aus zwei der (S. 7) beschriebenen Wurzelständer bestehen.

Zuweilen sind gerade Baumstämme ohne die flügelartigen Ausläufer zu Trägern gewählt und dann am Ende roh in Form einer Krokodilschnauze ausgeschnitzt, wie dies die oberen Träger (d) der Abbildung zeigen.

Beide Formen sind übrigens zuweilen an demselben Dubu vertreten, bei anderen herrscht Uebereinstimmung.

Reicher als die Trägerbalken (Fig. 14a) sind meist die Enden der 4 Eckpfähle verziert, wie Fig. 14b und c, die in der Form wesentlich von

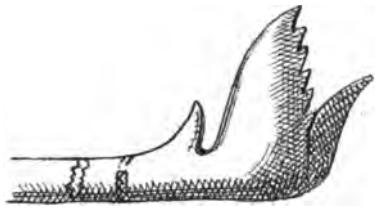


Fig. 14a.

dem Dubu in Tupuselé (Fig. 13) abweichen, das an der Spitze fast in Halbmonde ausläuft. Unterhalb des ornamentirten Endes sind zuweilen rohe Verzierungen (Fig. 13 l) in Netz- oder Punktform, vertieft eingravirt. Malerei fehlt an den Dubus, wie an den Häusern. Besondere Beachtung bei der Construction der Dubus verdienen die weiten Bohrlöcher,

Fig. 14b.

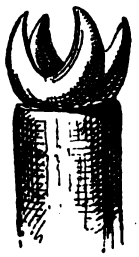


Fig. 14c.

welche sonst in der Baukunst der Papuas gar nicht vorkommen.

Wenn in der vorstehenden Schilderung wiederholt auf die nicht zu unterschätzenden Leistungen in der Baukunst der Papuas hingewiesen wurde, sowie auf die primitiven Geräthschaften, so wird es zum Schluss nothwendig, der letzteren zu gedenken. Denn erst bei einer klareren Vorstellung der Werkzeuge ist es möglich, die Bauwerke selbst richtig zu beurtheilen; sie erscheinen dann in einem ganz anderen Lichte, und Niemand wird ihnen die lebhafteste Anerkennung versagen können.

In der Hauptsache handelt es sich nur um ein Geräth, die Steinaxt, die allerdings mehr und mehr in Abnahme kommt und in einigen Orten, wie z. B. Port Moresby, durch die Eisenaxt bereits vollständig verdrängt ist.

Die gewöhnlichste Form von Steinäxten (Ira der Motusprache) an diesem Theile der Südostküste von Neu-Guinea stellt die beigegebene Abbildung (Fig. 15)

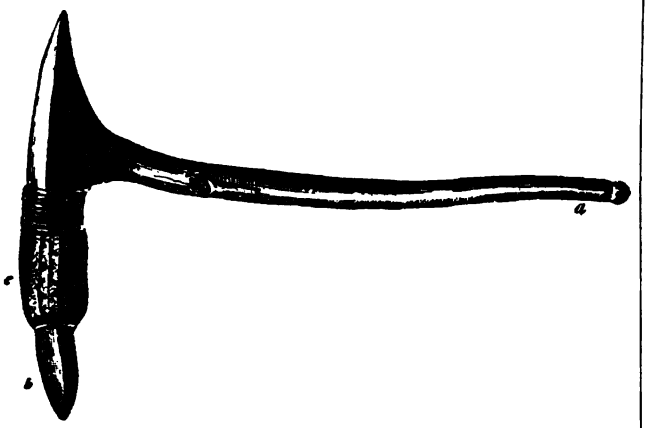


Fig. 15. Ira, Motu-Steinaxt.

Fig. 16. Lachela, Steinaxt von Keräpuno.

a Hölzerner Stiel.
b Hölzernes Futter, drehbar.
c Befestigung aus Rottan.
d „ „ „ für die
e Steinklinge.

dar. Der hölzerne Stiel (*a*) ist aus einem passenden knieförmigen Aststück hergestellt und an dieses die Steinklinge (*b*) mittelst eines feinen Geflechtes von gespaltenem Rottang (*c*) befestigt, zuweilen auch nur in roherer Weise mit Rottang oder Lianen festgebunden. Die Klinge ist aus einem festen Gestein (meist Basalt, Kieselschiefer oder dergl.) durch Schleifen hergestellt. Sie ist mehr oder minder flach, breit, an den Seiten abgerundet und hat eine breite Schärfe, die nicht in der Richtung des Stieles, sondern quer mit demselben steht. Die Form einer Steinaxt entspricht daher am meisten einer Schiffszimmermannaxt und erweist sich als sehr praktisch. Die Grösse dieser Steinklingen variirt sehr bedeutend, die gewöhnliche hat ca. 15 cm Länge, ca. 10 cm Breite und 18 mm Dicke. Aber es gibt Steinäxte in den verschiedensten Grössen und Dicken, darunter so schwere, dass sie mit beiden Händen geführt werden müssen. Sägen und Bohrer kommen, um dies beiläufig zu erwähnen, beim Hausbau nicht in Anwendung, wie erstere überhaupt durchaus fehlen.

In Keräpuno findet sich eine andere Art Steinäxte, die Lachela (Fig. 16), welche in sehr sinnreicher Weise mit einer drehbaren Klinge versehen ist. Dieselbe steckt in einem besonderen Futter (Fig. 16 *b*) aus Holz, kann also nach verschiedenen Richtungen gestellt werden, eine Vorrichtung, die mir bei eisernen Aexten nicht bekannt ist und für den Erfindungsgeist der Papuas spricht. Diese Lachelas werden übrigens weniger beim Haus- als Canubau verwendet, der in Keräpuno schwunghaft betrieben wird. In der That erleichtert die Drehbarkeit der Klinge ganz besonders das Aushöhlen des Canu, und ich sah selbst Leute an dieser Arbeit, welche gute eiserne Aexte neben sich liegen hatten. Die von uns mit verächtlichen Augen angesehene Steinaxt muss also wohl nicht so schlecht sein, wird aber erst in der geübten Hand des Papua wirkungsvoll.

Verzeichniss der Abbildungen.

Fig. 1. Seitenansicht eines Hauses in Anuapata.
„ 2. Thürborde „ „ „ „
„ 3. Plan des Pfahldorfes Kaire.
„ 4. Vorderfront eines Hauses in Kaire.
„ 5. Seitenansicht eines Hauses in Keräpuno.
„ 6. Querschnitt der Basis eines Baumes.
„ 7. Haus mit Thurmspitze in Keräpuno.
„ 8. Holzschnitzerei eines Hauses in Keräpuno.
Fig. 9. Erhabene Schnitzerei.
„ 10. Haus in Maupa.
„ 11. Giebelschilder in Maupa.
„ 12. Deckenverzierung in Maupa.
„ 13. Das Dubu in Tupuselé.
„ 14 (a, b, c) Schnitzereien an Dubus.
„ 15. Motu-Steinaxt (Ira).
„ 16. Lachela, Steinaxt mit drehbarer Klinge von Keräpuno.

Das Bauopfer bei den Südslaven.

Von

Dr. Friedrich S. Krauss.

Am tiefsten wurzelt im gläubigen Gemüthe der Völker aller Zeiten, besonders jener, die auf einer primitiven Culturstufe sich befinden, die mythische Vorstellung von der Belebtheit eines jeden Gegenstandes in der Natur. Mit anderen Worten, um mich volksthümlich verständlicher auszudrücken, jedes Ding in der Welt hat seinen besonderen Herrn als innewohnenden Geist. Will der Mensch z. B. von dem betreffenden Dinge Besitz nehmen, so muss er vorerst mit dem unsichtbaren, als Geist gedachten Inhaber desselben unterhandeln, ihm das Ding förmlich Rechtens abkaufen. Der Ethnograph nennt solchen Glauben Animismus.

Der Animismus ist so tief in der menschlichen Natur begründet, dass man sein Vorhandensein bei jedem Volke getrost voraussetzen darf. Primitive Völker sind bei den einfachsten Elementen dieses Glaubens stehen geblieben, während ihn culturell fortgeschrittenere in mannigfacher Weise ausbildeten. Der Animismus ist ja eine der ersten und wichtigsten Grundlagen aller Mythologien und auch aller religiösen Systeme.

Die Erscheinungsformen des Animismus sind im Volksglauben der Völker von grösster Mannigfaltigkeit, gewisse Formen sind aber überall vertreten. Eine der allergewöhnlichsten ist das Bauopfer. Der Grundgedanke ist bei allen Völkern wesentlich derselbe. Einmal will man dem Geiste des Bodens das Baurecht abkaufen, ihn versöhnen, das andere Mal dem Neubau einen Schutzgeist beigeben. Man denkt eben, wo der Körper weilt, dort muss auch sein Geist hausen. Darum mauert man in den Neubau ein lebendes Wesen als Schutzgeist ein. Wo humane Anschauungen bei höherer Culturstufe vorwalten, wird statt eines lebenden Bauopfers ein lebloser Gegenstand als Symbol des Opfers in den Bau eingefügt.

Die Thatsache kann nicht angezweifelt werden. Das Bauopfer im angedeuteten Sinne ist fast bei allen bekannten Völkern alter und neuer Zeit nachweisbar. Es liesse sich ohne grosse Mühe ein stattlich Büchlein darüber schreiben [1]).

Das Bauopfer bei den Südslaven bietet eigentlich keine neuen Anhaltspunkte zur Erklärung der Erscheinung dar. Die einschlägigen Ueberlieferungen sind beinahe ausnahmslos auch im deutschen Volksglauben vertreten. Mir obliegt demnach nur die Aufgabe, das Vorkommen des Bauopfers bei den Südslaven des Näheren darzustellen. Einige besondere Eigenthümlichkeiten des slavischen Volksglaubens werden hiebei doch auch zum Vorschein kommen.

Die Geister des Bodens müssen nach dem Volksglauben des Südslaven auch dann gewonnen werden, wenn man ein Feld urbar macht oder ein gekauftes Grundstück als neues Eigenthum zum ersten Mal bestellt. In solchem Falle pflegt noch gegenwärtig der Bosnier die Hälfte einer Silbermünze auf den Acker zu werfen. So meint man, werden Erdrutschungen verhütet. Die andere Hälfte der Münze bewahrt man sorgfältig auf, förmlich um allezeit einen Beweis für das geleistete Opfer in der Hand zu haben. Findet Jemand zufällig die halbe Münze auf dem Acker, so soll er sie nicht mitnehmen, denn sie wird für den Finder eine Unglücksmünze.

Eine jede neue Baulichkeit heischt ein Bauopfer. Unser Correspondent Herr Toma Dragičević berichtet aus Bosnien an unsere Gesellschaft über den Opferbrauch bei der Errichtung eines neuen Bienenhauses: „Damit dein Bienenstand wohl gedeihe, nimm vor Allem, bevor du Bienen einwirthschaftest, ein kleines, säugendes Ferkel und einen Igel, und vergrabe sie lebendig im Bienenhaus, gerade unterm Bienen-

[1]) Literaturnachweise bei J. Grimm, D. Mythologie II, S. 1095—1097. Julius Lippert in: Christenthum, Volksglaube und Volksbrauch. Geschichtliche Entwicklung ihres Vorstellungsinhaltes, Berlin 1882, S. 457—460. Am Ausführlichsten bei Felix Liebrecht in: Zur Volkskunde. Alte und neue Aufsätze, Heilbronn 1879, S. 284—296 (Die vergrabenen Menschen).

korbe, dann bohr' mit dem Bohrer ein Loch in den Hausthürpfosten nahe am Angelbande, fang' eine Biene ein, steck' sie lebendig in jenes Lückchen hinein und stopf darauf die Oeffnung mit Wachs zu. Ebenso sollst du es machen, wann der Schwarm ausfliegt. Da fang eine von jenen Bienen ein und steck' sie gleichfalls zu jener Biene in die Lücke im Pfosten hinein. Alsdann werden dir die Bienen nie davongehen." [1])

Der Bauer ist sehr vorsichtig in der Wahl des Ortes, wo er auf seinem Grunde ein neues Haus erbauen will. Bei den Gebirgsbewohnern in Herceg-Bosna sind die Dörfer nicht regelmässig gebaut. Jeder führte sich schon in alter Zeit sein Haus auf, wo es ihm am besten erschien. Rücksichten auf den Nachbar obwalteten wohl höchst selten. Hat sich der Bauer für eine Stelle entschieden, so legt er weit auf dem Plane herum grosse Steine. Dort, wo er am dritten Tage darauf unter einem der Steine Gewürm vorfindet, baut er auch sein Haus hin. Die Würmer, die sich von selber unterm Stein eingestellt, sind nun das erste Bauopfer. Der Erdenherr (sahibija zemlje) hat die Stelle also selber angezeigt, die ihm genehm ist. Die Stelle ist glücklich gewählt.

Recht deutlich erzählt eine Sage aus Serbien [2]), wie der „Erdenherr" um seinen Boden feilscht, was für Opfer er fordert. Ein Bauer hatte das Kind eines Flussgeistes durch Zuruf vor einem leise heranschleichenden Wolfe gerettet. Darauf erschien dem Bauer der Wassergeist in der Gestalt eines weissbärtigen Greises. Er sprach: „Was wünschest du dafür, dass du mein Kind errettet?" Antwortete ihm der Mann: „Mir hat Gott Alles in Hülle und Fülle bescheert, da wüsst' ich wirklich nicht, was ich mir noch wünschen soll." Entgegnete jener Alte mit dem weissen Barte: „Doch, doch, eins fehlt dir noch immer. Dein Haus steht auf einem schlechten Platz; komm' denn, ich will dir einen guten weisen; da wirst in Ewigkeit glücklich sein, du und deine Nachkommen."

Nun ging der Alte voraus, hinter ihm schritt der Mann einher. So kamen sie denn in den Hofraum des Mannes. Jener Alte, der Weissbart, schlug mit dem goldenen Stock auf die Erde und sprach: „Grundherr, wie viel Zins forderst du auf's Jahr, wenn ich hier ein Haus erbaue?" Antwortete ihm eine Stimme aus der Erde: „Alles, was im Hause Leben hat!" „Na, so viel geb' ich nicht", sagte der weissbärtige Alte, suchte eine andere Stelle auf, schlug wieder mit dem Stock auf die Erde und fragte: „Grundherr, wie viel Zins forderst du auf's Jahr, wenn ich hier ein Haus erbaue?" Und es antwortete ihm eine Stimme aus der Erde: „Den Hausherrn und die Hausfrau!" „Na, na," sagte der Alte, „so viel geb' ich nicht." Ging zu einer dritten Stelle, schlug mit dem goldenen Stock auf die Erde und fragte an: Grundherr, wie viel Zins forderst du auf's Jahr, wenn ich hier ein Haus baue?" Antwortete eine Stimme aus der Erde: „Die Henne und das Küchlein!" „Na", sagte der Alte, „so viel geb' ich nicht!" Begab sich auf eine vierte Stelle, schlug mit dem Stock auf die Erde und fragte: „Grundherr, wie viel Zins forderst du auf's Jahr, wenn ich hier ein Haus baue?" Und es antwortete ihm eine Stimme aus der Erde: „Ein Häuptchen Knoblauch!" „Na", sagte der Alte, „so viel geb' ich nicht!" Gingen an eine fünfte Stelle; auch hier schlug der Alte mit dem Stock auf die Erde und fragte: „Grundherr, wie viel Zins forderst du auf's Jahr, wenn ich hier ein Haus erbaue?" Und es antwortete ihm eine Stimme aus der Erde: „Ich fordere dir gar nichts, ja ich will dir noch Jahr aus Jahr ein von jeder Gattung Hausthiere ein Stück Zuwachs geben, wenn du hier ein Haus erbaust!" Da wandte sich der alte Weissbart zu dem Manne um, der ihm sein Kind vor dem Wolfe errettet: „Hier führ' ein Haus auf!" Sprach's und verschwand. Der Mann befolgte die Weisung, führte daselbst ein Haus auf, und es gab keine glücklicheren Menschen als er und seine Sippe war."

Unter „Henne und Küchlein" sind „Mutter und Kind" und unter „Häuptchen Knoblauch" alle Lebensmittel zu verstehen. Scharfen Lauch isst der Südslave über alle Massen gern. Lauch darf bei keiner Mahlzeit fehlen. Daher die metaphorische Ausdrucksweise.

In Slavonien wird unter dem Grundstein eines Hauses zuweilen ein lebendiger Hahn oder eine Fledermaus vergraben. Der Bauer sagt, das geschehe,

---

[1]) Da ti se pčele dadu: prvo i prvo kad pčelu nabaviš uzmi jedno malo sisanče prase i jednog ježa pa žive zakopaj u zemlju u pčeljnjaku, biva pod pčelami. Onda zavrti burgijom u direk od kućní vrata blizo baglame pa uvạtí jednu pčelu pa je živu u onu škuljicu turi pa voskom začepi; isto kad ti se roj pusti a ti od oni' pčela uvati jednu i opet u oni direk u škuljicu k onoj turi pa ti pčele nikada otići ne će." Wörtlich nach dem Dictat des Bošnjaken Novak Opalić aus Zabrgje. Ich führe den Text hauptsächlich darum an, um ein Beispiel der ungefügen Prosa des bosnischen Bauernvolkes zu geben.

[2]) Bei Krauss: Sagen und Märchen der Südslaven II, Nr. 141, S. 366 ff.

damit der Bau nicht einstürze. Karanov [1]) erzählt, bei den Bulgaren wäre es hie und da Brauch gewesen, in ein neues Gebäude ein Lamm oder einen Hahn einzumauern. Dieser Brauch habe aber besonders unter den Türken vorgeherrscht. Türken nennt er wohl die mahomedanischen Slaven, die ihres Glaubens wegen, nachdem Bulgarien selbstständig geworden, zur Auswanderung genöthigt wurden. Der Brauch des Einmauerns eines Hahnes als Bauopfer ist bei den Serben wohl älter als das Auftreten der Türken in Europa. Der hochehrwürdige greise Archimandrit Simić zu Banja an der Tavna im bosnischen Drinagebiet erzählte mir vor zwei und ein halb Jahren als Merkwürdigkeit Folgendes: „Bei dem Umbau unserer im Jahre 1876 zerstörten Klosterkirche, die eine Stiftung der ersten serbischen Könige aus dem Herrscherhause Nemanjić (12. Jahrhundert) ist, fanden die Maurer beim Eingange unter der Kirchenschwelle in einer ausgemauerten Höhlung das Skelett eines Hahnes (vielleicht war es eine Henne?) und ein ganz unversehrt erhalten gebliebenes Ei. Dieses Ei war mindestens 600 Jahre alt."

Ebenso fand man in einem Loch im Gemäuer der Kirchspielskirche zu Iserlohn ein eingemauertes Ei; beim Abbrechen eines Waldhauses zu Altenhagen fanden sich im Fundament des Schornsteins Eierschalen [2]). Altbekannt ist die Sage von der Gründung Neapels auf einem Ei. Liebrecht meint, dass die Thier- und andere Opfer für ursprünglichere Menschenopfer eintreten. Das lässt sich doch nicht beweisen, denke ich, denn erst müsste man unwiderleglich darthun, dass einst nur Menschenopfer bei Bauten verwendet wurden. Wahrscheinlicher ist es, dass das Thieropfer das gewöhnlichere, das Menschenopfer das weitaus seltenere gewesen. Man mochte es nur bei besonders wichtigen und bedeutenden Bauwerken, bei Festungs- und Brückenbauten darbringen. Das wird uns auch ganz ausdrücklich durch die Volkssagen bezeugt. Das Menschenbauopfer, das schrecklichste und grauenhafteste aller Opfer, war in altvordersten Zeiten gewiss auch nur äusserst selten, es wären denn zur Opferung Feinde, Kriegsgefangene eines fremden Volkes verwendet worden.

Lippert meint: „Weder das Rührende dieser Erzählungen, noch das Barbarische des Stoffes darf uns abhalten, die so vielfältig bezeugte Uebung für irgend eine Zeit anzuerkennen. Vielleicht hat man mitunter Verbrecher dazu verurtheilt, oder wohl auch, wie die Sagen angeben, Kinder von Landstreichern hierfür gekauft." [1]) Lippert widerruft auf der nächsten Seite halb und halb seine Meinung, indem er sich doch für die Möglichkeit dieses barbarischen Opfers in historischer Zeit ausspricht. Wirklich lässt sich an der Thatsache nicht zweifeln. Für die Südslaven ist das Menschenbauopfer durch Sagen unmittelbar wohl bezeugt.

Dass sich der gräuliche Opferbrauch aber noch vor 22 Jahren bei den Südslaven ereignet haben soll, wie dies im Jahre 1865 der Ragusaer Correspondent des „Echo" von Liège voll Rührung und Entrüstung erzählt, halte ich für durchaus unglaubwürdig. Ich führe die Stelle im Wortlaut an [2]): „Nous lisons dans une correspondance de Raguse, publiée par l'agence Bullier: ‚La plus grossière ignorance et par suite une superstition qui dégénère souvent en cruauté regnent ici dans la population musulman [3]). Ainsi chaque fois qu'il y a une forteresse à construire un enfant chrétien a été sacrifié. Les pères de ces malheureuses victimes n'étaient pas sans soupçonner l'affreuse vérité, mais ils se taisaient, parcequ'ils auraient payé de leur vie toute révélation de ces faits. — Il n'y a que quelques jours cependant, les ouvriers chrétiens qui élèvent le blockhaus de Duga entendant des cris plaintifs sortir d'un petit bois voisin, accoururent aussitôt et virent deux jeunes enfants chrétients entre les mains de deux Arnauts musulmans qui les avaient garottés et s'apprêtaient à les ensevelir vivants sous le blockhaus de Duga. Délivrer ces enfants et massacrer les Arnauts fut pour eux l'affaire d'un instant. Ils se retirèrent ensuite, au nombre de plus de cent, sur une colline et demandèrent à parlementer avec le pacha qui dirige les travaux. Mis aux courant de l'affaire le pacha ne leur adressa aucun reproche etc."

Vielleicht hat der Correspondent etwas sagen gehört, noch eher glaube ich, dass er die Sage irgendwo gelesen und dann flugs daraus seinen sensationellen Bericht aus „halbbarbarischem Lande",

---

[1]) Njekolko dumi za „Kadinŭ mostŭ" i za vjervanija pri sŭgraždanieto novi zdania, sŭobštava Efremŭ Karanovŭ, im Period. spisanie, Srjedec 1884, S. 133 f.

[2]) F. Liebrecht, Zur Volkskunde, a. a. O. S. 295 f.

[1]) a. a. O. S. 457.

[2]) Citirt bei Liebrecht a. a. O. S. 286.

[3]) Liebrecht schaltet ein: „d. i. wohl, wie aus dem Folgenden erhellt, auf dem benachbarten türkischen Gebiet, also gar nicht weit von Skutari." Und ob! Von Ragusa bis zum Duga-Pass sind ausgerissene drei Tagereisen zu Pferde. Den Weg von der Duga bis Skadar an der Bojana macht Keiner unter vier Tagen.

„von dort weit hinten in der Türkei“ aufgestutzt. Die südslavische Volksüberlieferung weiss nur einmal vom Einmauern eines Kindes zu sagen, gewöhnlich heisst es aber, „eine junge Frau“. Der Correspondent erhebt eine entsetzliche Beschuldigung gegen die mahomedanischen Slaven, eine Anklage, die nicht einmal den erbittertsten Türkenhassern, den bosnischen Priestern, jemals eingefallen. Wenn der Bericht wahr wäre, so müsste doch wohl irgend ein serbisches Buch aus Dalmatien dessen gedenken. Wenn sich die erzählte Gräuelthat wirklich ereignet hätte, in ganz Bosnien und dem Herzogslande wäre ein furchtbarer Volksaufstand ausgebrochen, um die Mohamedaner zu vertilgen.

Die südslavische Sage kennt in allen Varianten hauptsächlich das eine Motiv von der eingemauerten jungen Frau. Die Sage tritt zumeist dort localisirt auf, wo bedeutende alte Bauwerke bestehen. Auf der alten Burg zu Tešanj in Bosnien zeigte mir ein Bauer, mein Führer, eine Stelle, wo aus dem Gemäuer Milch aus den Brüsten der als Bauopfer eingemauerten jungen Gojkovica hervorquelle. Hieher kommen die Mahomedanerinnen, denen die Milch in den Brüsten versiegt ist, schaben von dem schneeweissen Cement ein wenig ab und nehmen den Staub in Milch ein. Sie glauben nämlich, dann müsse ihnen die Milch wiederkehren. Der Bauer erzählte, die eingemauerte Frau habe die Maurer gebeten, man möge in der Mauer so viel freien Raum lassen, als ihre Brüste einnähmen, damit sie ihre Säuglinge ernähren könne. Es glückte mir, einen Monat später vom Guslaren Ilija Krstić Jukić in Osovi bei Žepče im Gebirge die Sage als Guslarenlied aufzuzeichnen. Der Schluss enthält aber die obige, auch der deutschen Sage geläufige Ausschmückung nicht. Offenbar fehlt sie darum, weil der Guslar den für seine Zuhörer unbegreiflichen und unglaublichen Zug übergehen musste. Das Lied lautet:

Tešanj zigju do tri neimara
sve tri brata od jedne matere.
Najstariji Rado neimare
pa za njime Petar neimare,
najmlagji je Gojko neimare.
Štogod za dan ozidaju zida
to sve za noć obaraju vile.
Ondar veli Rado neimare:
— „mi ne mremo grada sazidati,
valja kurban u grad uzidati.
Kad dogjemo večer svojoj kuli
ne kazujte nitko svojoj ljubi;
a koja bi nam śjutra donijela ručak
onu ćemu u grad uzidati.“
Kad do večer došli svojoj kuli
svaki ode š ljubom u ložnicu.
Ondar veli Rade neimare:
— „Čuješ mene moja vjerna ljubo,
ako śjutra ti doneseš ručak
mi ćemo te u grad uzidati.“
Tak i Petar svojoj kazivaše:
— „Čuješ dobro moja virna ljubo,
ako śjutra ti doneseš ručak,
mi ćemo te u grad uzidati.“
Gojko šuti, ništa ne kazuje.
Kad u jutro jutro osvanulo
svekrva him ručak zgotovila
pa mi viče svoje nevistice:
— „Radinice moja nevistice!
ajd odnesi majstorim nam ručak.“
Al govori mlada Radinica:
— „Majko, mi se čédo rasplakalo,
ja ne mogu ručka odnijeti.“
Ona viče mlade Petrovice:
— „Petrovice, moja nevistice!
ajd majstorima ti odnesi ručak.“
— „Ja ne mogu moja mila majko,
ja sam bjelo platno poparila.“
Ona viče mlade Gojkovice:
— „Gojkovice, mlada nevjestice!
ajd majstorim ti odnesi ručak.“
Ona mlada teško dočekala.
Ona nosi majstorima ručak.
Ugleda je Gojko neimare
pa je crne objesio brke.
Njega pita mlada Gojkovica:
— „Što je tebi moj medeni Gojko?“
— „Joj, ne pitaj moja virna ljubo!
Ja sam imo dva prstena zlatna,
jutros mi se ukidoše s ruke,
oba mi se u grad uzidaše.“
Opet veli mlada Gojkovica:
— „Ne budali, moj medeni Gojko.
u mene su do dva brata mlada,
oba jesu brata kujundžije;
saliće ti zlatne prstenove.“
Opet veli Gojko neimare:
— „Ja sam imo od zlata jabuku,
jutros mi se u grad uzidala.“
Opet veli mlada Gojkovica:
— Ne budali moj medeni Gojko,
u mene su do dva brata mlada,
oba brata jesu kujundžije,
saliće ti od zlata jabuku.“
A nu vidi do dva neimara!
Spodbiše mladu Gojkovicu,
spodbiše, u grad uzidaše
i bijeli grad sazidaše.
Kad bijeloj kuli dolaziše;
al u Gojka do dva sina biše,
obadva se sina rasplakala.
Njiha tiši Gojko neimare,
daje njima groše i talire,
al se oni utišit ne mogu.

Do pola jih noći utišio
a ot pola uteče iz kule.
Kaže: „Tešanj gradu, moj veliki jadu,
teško mojim prez matere sincim!“ [1])

* * *

Grosse Meister bau'n die Burg von Tešanj.
Drei Gebrüder sind's von einer Mutter:
Meister Rado heisst der Erstgebor'ne,
Meister Peter kam nach ihm als zweiter,
Meister Gojko ist der jüngste Bruder.
Was sie tags an Mauerwerk auch schufen,
alles rissen nächtlich ein die Vilen.
Meister Rado sprach nun zu den Brüdern:
— „Nimmer können wir die Burg vollenden.
Eingemauert muss ein Opfer werden.
Wann wir Abends heim zur Warte kehren,
sagt es Keiner seinem Eheliebchen.
Die uns morgen bringt den Morgenimbiss,
die muss in die Burg vermauert werden.“
Als sie Abends heim zur Warte kamen,
ging auf's Zimmer Jeder mit dem Liebtraut.
Alsdann sprach zum Feinslieb Meister Rado:
— „Hör' mich an, o Du mein treues Ehlieb,
bringst Du morgen hin den Morgenimbiss,
werden wir Dich in die Burg vermauern.“
Also sprach auch Peter zu der sein'gen:
— „Merk' Dir's gut, o Du mein treues Ehlieb,
Ueberbringst Du morgen uns das Frühstück,
werden wir Dich in die Burg vermauern.“
Gojko schweigt, er sagt kein Sterbenswörtchen.
Als am Morgen früh der Morgen anbrach,
fertigte die Schwieger an das Frühstück,
und sie rief nun ihre Schwiegertochter:
— „Radinica, meine Schwiegertochter,
geh' und trag' den Meistern hin das Frühstück!“
— „Mütterchen, mein Kindlein hat den Weinkrampf,
also kann ich nicht vom Hause fortgeh'n,
kann den Imbiss nicht den Meistern bringen.“
Jene rief die junge Petrovica:
— „Petrovica, liebe Schwiegertochter!
geh', trag Du den Meistern hin den Imbiss.“
— „Kann nicht fort, o meine liebste Mutter.
Meine weisse Wäsche liegt im Laugen.
Geh' ich fort, verdirbt die weisse Wäsche.“
Und sie rief die junge Gojkovica:
— „Gojkovica, junge Schwiegertochter,
trag mir Du den Meistern hin das Frühstück!“
Wohl erfreut beeilt sich 's junge Frauchen.
Und sie trägt den Meistern hin den Imbiss.
Meister Gojko sieht sein Lieb von Weitem,
lässt den schwarzen Schnurrbart niederhangen.
D'rob verwundert, frägt sein junges Weibchen:
— „Fehlt Dir was, mein honigsüsser Gojko?“
— „Weh, o frag mich nicht, mein treues Liebchen!
Ich besass aus reinstem Gold zwei Ringe.
Heut' entglitten sie mir aus den Händen,
beide Ringe wurden eingemauert.“
— „Sei kein Narr, mein honigsüsser Gojko!
Hätt' ich nicht zwei liebe, junge Brüder,
beide Brüder schmelzen Gold und schmieden's,
schmieden Dir halt neue, gold'ne Ringe.“
Wieder spricht zu ihr der Meister Gojko:
— „Ach, ich hatte einen gold'nen Apfel,
heute hat man mir ihn eingemauert.“
— „Nur gescheit sein, honigsüsser Gojko,
ich berühm' mich zweier lieber Brüder,
zweier Brüder, Gold zu schmieden kundig,
schmieden leicht 'nen neuen gold'nen Apfel.“
Schau dir an die That von zweien Meistern!
Banden rucks die junge Gojkovica
und vermauerten sie in die Mauer.
So erbauten sie die weisse Veste.
Abends gingen wieder heim die Meister.
Meister Gojko hat zwei kleine Söhnchen,
beide Söhnchen klagten laut und weinten.
Meister Gojko suchte sie zu stillen;
Groschen gab er ihnen, blanke Thaler,
doch die Kinder liessen sich nicht stillen.
Bis um Mitternacht ertönt's Gewimmer,
bis um Mitternacht erträgt's der Vater,
doch nach Mitternacht, da lässt's ihn nimmer,
Und es zieht ihn hin zur Burg von Tešanj:
— „Burg von Tešanj, namenloser Jammer,
meinen Söhnchen ohne Mutter, ach und weh!“

Man beachte besonders den Umstand, dass das Menschenopfer erst dann eingemauert wird, als sich alle Bemühungen, den Bau aufzuführen, als fruchtlos erwiesen. Der eingemauerte Mensch soll also die Festigung des Baues verbürgern. Das Opfer wird natürlich nicht den Vilen, sondern dem Dämon des Ortes dargebracht. Die Vilen, sonst Rathgeberinnen und Freundinnen der Baumeister, übernehmen hier blos die Rolle des Ortsgeistes. Die serbische Fassung der Sage von der Erbauung der Burg von Skadar (Scutari) [1]) ist wenig verschieden von der obigen aus Bosnien. Die Alpen-Vila sagt zu den drei Gebrüdern Mrljavčević, sie werden nicht eher die Burg erbauen können, als bis sie ein Geschwisterpaar, Bruder und Schwester fänden und in den Bau vermauerten. Der Bursche müsste Stojan, die Maid Stojana heissen. Wir würden sagen Constanz und Constanze. Nun finden sie nirgends in der Welt so ein Geschwisterpaar. Darauf wird zum Ersatz die junge Frau des jüngsten der Brüder eingemauert. Der Schluss ist

[1]) Meine Uebersetzung des Liedes ist ein klein wenig freier gehalten. Durch eine ängstlich wortgetreue Verdeutschung thut man der deutschen Sprache weh. J. Grimm übersetzte einmal: grad gradila mit: burgten Burg, d. h. „sie führten eine Burg auf“. Ich weiss nicht, wem man eigentlich durch derartige, gezwungene und durchaus harte Verdolmetschung einen Gefallen erweist.

[1]) Bei Karadžić in Srpske nar. p. II, Nr. 26.

ergreifend. Auf das heisse Flehen der Frau lässt man in der Mauer eine kleine Oeffnung. So kann die Mutter ihren Säugling noch lange Zeit stillen. Von dieser Sage mit solchem Abschluss kenne ich auch zwei bulgarische Varianten [1]).

Die Sage von der Erbauung der Burg Novi [2]) erzählt von der Einmauerung eines Kindes. „Der Paša von Novi baute eine Burg. Was er Tags aufführte, rissen Nachts die Vilen ein. Nachts erschienen ihm die Vilen und sagten: „Bau' keine Burg, Paša von Novi. Bau' sie nicht, spar Dein Geld. Du wirst die Burg niemals fertig bringen, bis Du Dich nicht in's Lateinergefilde begeben und ein weisses Lateinerkind gefangen genommen. Schau, Paša, dass Du einer Mutter einzig Kind bekommst, mauer es in den Stadtwall ein; so wirst Du die Burg erbauen, sonst niemals in aller Zeit!" Am Morgen früh begab sich der Paša in's Lateinergefilde, fing ein weisses Lateinerkind ein; es war just einer Mutter einzig Kind, und mauerte es in den Stadtwall ein. Also hat der Paša die Burg fertig gebracht."

Rührender ist die deutsche Sage von der Burg von Liebenstein. Die Mutter gab ihr Kind für schnödes Gold her. Das Kind soll beim Einmauern eine Semmel gegessen und gerufen haben: „Mutter ich sehe Dich noch", dann später: „Mutter, ich sehe Dich noch ein wenig", und als der letzte Stein eingefügt wurde: „Mutter, ich sehe Dich nun nicht mehr!" [3])

Bezüglich der Bauopfer bei Brücken erzählt Herr Dr. Moriz Hoernes in seinen ausgezeichneten Berichten über die Alterthümer der Hercegovina [4]) Folgendes: Die Mostarer Bogenbrücke erbaut Meister Rade, nachdem er auf Rath der Vila vom Berge Velež ein Liebespaar in die Grundvesten der Brücke vermauert. — Als die Trebinjaner vor 15 Jahren eine Brücke über die Trebinjčica bauen wollten, vermauerten sie in das Fundament derselben eine auf ragusäischem Gebiet gestohlene Kindesleiche.

Die Sage von der in eine Brücke eingemauerten Frau erscheint in Bulgarien an mehreren Orten localisirt, so z. B. bei der grossen, steinernen Brücke über den Strumafluss auf der Strasse von Küstendil nach Dupnica. Die Brücke heisst Kadiin most. Zutreffend leitet Karanov das Wort Kadiin von Kadin, türkisch Kaden (Frau), ab. Das Dorf an der Brücke heisst Nevjestino („Jungefrauendorf"). Die eingemauerte Frau nährte gleich der von Skadar ihr Kind noch lange Zeit. Und wie auf Tešanj die Bosnierinnen, so kommen die Bulgarinnen zu dieser Brücke, um vom Cement abzuschaben und den Staub dann in Milch zu trinken. Dieselbe Sage knüpft sich auch an die Brücke über den Fluss Strjema in der Srjedna gora.

Wie tief der Glaube im südslavischen Volke wurzelt, dass man beim Bau grösserer Gebäude zu deren Festigung Menschen einmauern müsse, ersah ich aus folgendem Falle, den ich miterlebt habe. Vor drei Jahren wurde zu Brod an der Save eine Weberschule für Bauernmädchen errichtet. Zwölf Mädchen aus den umliegenden Dörfern fanden hier Aufnahme. Einige Broder Einwohner, denen diese Schule und ihr Gründer zuwider war, sprengten aus, man hätte die Mädchen unter falscher Vorspiegelung nach Brod gelockt, um sie an das kaiserliche Aerar nach Bosnien zu verkaufen, wo sie in die neuzuerbauenden Fortificationen eingemauert werden sollen. Es kostete nicht geringe Ueberredung, bis man die Mädchen wieder zurückbekam, als sie auf diese Schreckensnachricht hin in's Elternheim geflüchtet.

Nach bulgarischer Volksüberlieferung wird häufig statt des Menschen blos sein Schatten eingemauert. Darum weichen so Viele gerne dem Orte aus, wo ein neues Haus aufgeführt wird; sie fürchten, ihr Schatten könnte vermauert werden und dann müssten sie sterben. Auch glaubt man, wenn Jemand bald nach der Grundsteinlegung eines Hauses stirbt, man habe seinen Schatten eingemauert. Karanov erzählt: Bei der Grundsteinlegung einer Brücke in Mazedonien wurde der Schatten eines Mädchens eingemauert, auf welches das Los gefallen unter allen Mädchen der Stadt, wo man die Brücke baute. Das Mädchen stand gegen die Sonne, während die Maurermeister des Mädchens Schatten übermauerten. Karanov gedenkt noch eines Volksliedes „Lang Neda ohne Schatten" (dülga Neda sjenka njema).

Die Vorstellung von der Nothwendigkeit eines Bauopfers denke ich in dem Volksglauben erkennen zu sollen, wonach das erste Geschöpf, welches in ein fertiggestelltes neues Haus tritt, erkranken und an der Krankheit sterben müsse. Deshalb pflegt der Hausvorstand eine Katze, einen Hund oder eine Henne, bevor er zum erstenmale die Schwelle beim Einziehen übertritt, vor sich hin in's Haus hineinzu-

---

[1]) Bei den Miladinovci in Bülgarsk. n. p., Nr. 162, S. 253 f. und bei Kačanovski im Zbornikŭ Nr. 120 und 121, S. 248—254.

[2]) Bei B. Petranović in Srpsk. n. pjesme, Sarajevo 1867, S. 11 f., Nr. 13.

[3]) Bei Bechstein, Thüringer Sagen 4, 157.

[4]) Wien 1881, S. 12 f.

werfen. Diesen Glauben fand ich bei den Serben im Gebirge von Kamensko in Slavonien[1]). Auch die Polen kennen ihn, wie dies O. Kolberg, der hochberühmte Ethnograph der Polen, anmerkt[2]). Derselbe berichtet auch, dass es in Polen Brauch sei, beim Bau eines Hauses unter die vier Ecksteine im Fundamente grüne Kräuter oder geweihte Kränze zu legen. Darnach wäre in diesem Falle das Pflanzenopfer anstatt des älteren Blutopfers getreten.

Besonders merkwürdig ist die weitere Angabe Kolberg's, dass in Polen die Baumeister ängstliche Scheu tragen, eine Kirche bis auf den letzten Stein fertigzubauen. Irgendwo muss noch immer eine unausgebaute Lücke bleiben. Wer die Kirche fertig baut, lebt das Jahr nicht aus.

Da fällt mir ein, dass auch der Thurm der Pfarrkirche sowie der Franziskanerkirche in Požega von innen bei den Glocken oben nicht ganz fertig gebaut ist. Als Knabe bin ich unzählige Mal hinaufgeklettert, um mit den übrigen Jungen die Glocken zu ziehen. Bei der Franziskanerkirche ist das Fenster, das auf den Hauptplatz zeigt, nicht fertig gemauert. Ich erinnere mich dessen ganz deutlich. Vielleicht hat auch die Baumeister dieser uralten Kirche der genannte Glaube beherrscht.

Alle diese Gebräuche beruhen auf animistischen Vorstellungen und haben einen religiösen Hintergrund. Sie sind ihrer ursprünglichen Bedeutung nach Opfer, theils zur Sühnung des bösen Erdengeistes, theils um die Gunst der schützenden Macht zu gewinnen oder, falls sie als beleidigt gedacht wird, auch zu versöhnen. Das eingemauerte Opfer kann zuletzt auch als ein dem Neubau zugemittelter Schutzgeist gelten. Damit glaube ich, ist das Wesen der Sache ausreichend erklärt.

* * *

[1]) Mein alter Vater erzählt mir, vor 12—14 Jahren habe der katholische Bauer Aleksa im Dorfe Treštanovci bei Kaptol, nördlich von Požega in Slavonien, nächst der Kirche ein neues Haus aufgebaut und dasselbe mit Ziegeln eingedeckt. Aleksa, ein starker, kräftiger Mann, war ein sogen. Bauernphilosoph. Die Leute im Dorfe sagten zu ihm, er soll, bevor er in das Neugebäude einzieht, einen Hahn in's Zimmer werfen. Er verlachte aber diesen Rathschlag und zog ohne Weiteres ein. Zufälligerweise rührte ihn drei Tage nachher der Schlag. Dieser Zufall befestigte nur den Glauben des Volkes. Die deutschen Bauern bei Ofen in Ungarn hegen den Glauben, dass im Neugebäude das erste Jahr entweder die Frau des Hauses oder sonst ein weibliches Mitglied der Familie das Zeitliche segnen müsse.

[2]) Im Lud. Jego zwyczaje, sposób życia, mowa, podania u. s. w. Serya VII. Krakau 1874, S. 134, Nr. 1, 2.

Eine Variante zum mitgetheilten Lied.

Mit dem Guslaren Ilija Krstić Jukić verkehrte ich am 17. und 18. März 1885 in Osovi. Ilija ist sin unscheinbares Männchen von etwa 50 Jahren, struppig und braunfarbig. Er zwinkert mit seinen kleinen, verschmitzten Aeuglein so gutmüthig drein, dass man sich schliesslich mit seinem abscheulich unmusikalischen Genäsel beim Vortrag der Lieder aussöhnt. Mein Diener und Begleiter, der Guslar Milovan Ilija Crljić Martinović aus Rgovi in Bosnien war in seiner Eigenschaft als mein Čibukdžija (Pfeifenstopfer) während Krstic's Recitationen auch zugegen. Milovan war vor 30 Jahren Omer Paša's Kammerdiener und verstand sich daher vortrefflich darauf, wie man einen vornehmen Herrn bedienen muss. Ich war seit jeher mein eigener Diener, doch auf meiner Reise war mir mein schwadronirender Begleiter Milovan von hohem Werthe. Durch seine Wichtigthuerei imponirte er den Leuten ganz ausnehmend; er verstand es, seinem Herrn Ansehen zu verschaffen. Milovan ist ein vortrefflicher Gedächtnissmensch. Hatte ich mitunter keine Zeit oder Lust, das Lied eines Guslaren aufzuzeichnen, brauchte ich blos zu sagen: „Milovan, pass' auf, was Der sagt, dann wirst mir das Lied morgen vorsingen, damit ich's niederschreibe. Du, Bruder, merk' Dir alle sprachlichen Eigenthümlichkeiten (kako zanosi pijevo) des Sängers; denn darauf kommt es mir an."

Nach einem einmaligen Anhören hatte sich Milovan mit Leichtigkeit Lieder von 4—500 Versen gemerkt. Dank seinem treuen Gedächtnisse habe ich mehrere sehr werthvolle Lieder erhalten, die ich sonst nicht aufgezeichnet haben würde.

Milovan war mir auch nach Wien gefolgt. Ich hatte ihm versprochen, die weisse Stadt aus Stein und den kaiserlichen Palast zu zeigen. Waren wir Abends beisammen in meiner Stube, so liebte ich es, Reiseerinnerungen aufzufrischen. Milovan war mein lebendiges Tagebuch.

Am 4. October 1885 ordnete ich meine Sammlungen und stiess unter Anderem auf Jukić's obiges Lied.

— „Heda, mein Geliebter", sagte ich zu meinem Diener, „Jener in Osovi hat uns doch ein rührendes Lied von Tešanj gesungen?"

— „Geh', lass' mich in Ruh', Der weiss nichts und hat nie etwas verstanden. Der kann ja nichts."

Das harte Wort verdross mich, umsomehr als Jukić uns gegenüber sehr anständig und willfährig sich benommen hatte. Etwas piquirt, sagte ich zu

Milovan: „Na, ich dächte, sein Lied ist doch ganz hübsch. Kannst Du's denn etwa besser sagen?“

— „Das mein' ich auch.“

— „So, hattest Du's schon früher einmal gehört, von einem anderen besseren Sänger?“

— „Nein, von Jukić Ilija zum ersten Mal. Wer könnte auch alle Lieder wissen, die in Bosnien gesungen werden. Aber ich kann sein Lied besser sagen als er.“

Ich nahm Papier und Feder und sagte: „So lass' es mich hören. Wollen es festnageln.“

Milovan ergriff die Guslen und den Bogen und sang das Lied:

Tešanj zida do tri naimara,
sve tri brata od jedne matere.
Najstarije [1]) Rado naimare
pa za njime Petar naimare
a najmlagji Gojko naimare.
Štogod za dan ozidaju zida
sve to za noć obore im vile.
Dok besjedi Rado naimare:
— Braćo moja oba naimara,
ne meremo ozidati zida
dok s u njega kurban ne uzida.
Već čujete oba brata moja,
kad dojgjemo bijelome dvoru,
ništa ljubam kazivat nemojte.
Koja sutra donese nam ručak
onu ćemu u zid uzidati
ne bi l bjela načinili grada.
Kad u večer dvoru dalaziše
pa odoše š ljubam u ložnicu
onda veli Rado naimare:
— Čuješ mene, moja vjerna ljubo
ako sutra ti doneseš ručak
mi ćemo te u zid uzidati
ne bi l bjela načinili grada.
Tako veli Petar naimare
u ložnici svojoj vjernoj ljubi:
— Čuješ mene moja vjerna ljubo,
ako sutra ti doneseš ručak
mi ćemo te u zid uzidati
ne bi l bjela načinili grada.
Gojko šuti ništa nekazuje.
Kad u jutra jutro osvanulo,
ja" odoše sve tri naimara.
Vakat dojgje odnijeti ručak
a majka im ručak zgotovila,
ona viče Radinice mlade:
— Snaó moja Radinice mlada
hajd odnesi ti majstorim ručak
— Ja ne mogu moja mila majko,
moje mi se čedo rasplakalo
Ona viče Petrovice mlade:
— Snaó moja Petrovice mlada,
'Ajd odnesi majstorima ručak
— Ja ne mogu moja mila majko
ja sam bjelo poparila platno.
Ona viče Gojkovice mlade:
— Snaó moja Gojkovice mlada
Ajd odnesi ti majstorima ručak!
A to ona jedva dočekala
i odnese majstorima ručak.
Opazi je Gojko naimare.
Kad on vjernu opazio ljubu
svoje vrane objesio brke
a prida se oči oborio.
U ta doba Gojkovica mlada
ona dojgje i donese ručak.
Kada Gojka kârna opazila,
onda Gojku tijo beśjedila:
— Gospodare Gojko naimare
ja" što si Gojko okahrio?
— Ne pitaj me moja vjerna ljubo.
Ja sam imo dva prstena zlatna
jutros mi se s ruke uskidoše,
oba sam ji u zid sazidao.
— Ne kahri se mili gospodare;
Ja imadem do dva brata mila
oba su mi brata kujundžije
salit će ti zlatne prstenove.
— Čuješ mene moja vjerna ljubo;
Ja imadoh od zlata jabuku,
jutros mi se s ruke uskinula
pa i nju sam u zid uzidavo.
— Ne kahri se mili gospodare,
moja oba brata kujundžije,
salit će ti od zlata jabuku.
Dok skočiše oba naimara
pa spodbiše Gojkovicu mladu,
Gojkovicu u zid zazidaše
i bijela načiniše grada.
Pa odoše bijelome dvoru.
A u Gojka dva sina blizanca,
oba mu se rasplakala sina
a tješi ji Gojko naimare
a daje im groše i talire.
Do po noći djecu utješio;
Gojko roni suze niz obraze
jer se djeca utješit ne daju;
od pol noći uteče iz kule.
Pa on bježi gradu Tešanj gradu:
— Tešanj gradu moj golemi jadu!
ja uzidah i načinih grada
mojoj djeci do vijeka majke!

Ich lachte hell laut auf. „Aber Bruder Milovan, Du singst ja ganz genau das Lied so wie Dein Namensbruder in Osovi.“

— Kann nicht sein, Herr!

— So horch, jetzt les' ich Dir Jukić's Lied vor.

Nachdem ich es ihm vorgelesen, sagte er ganz ruhig: „Da siehst Du ja selber, dass es nicht dasselbe ist!“

[1]) V. 3. Najstarije für najstariji je.

— Mensch Gottes, der ganze Unterschied besteht darin, dass Du um 12 Furchen (brazdâ) breiter die Geschichte ausführst und das Wort okahrio (traurig geworden) anwendest.

— Herr, sagte er ärgerlich, Jukić kann nicht rhythmisch (slično) singen, und sein Schluss ist doch nicht so treffend wie bei mir.

— Da hast Du wohl recht. Jukić versteht es nicht so gut wie Du.

* * *

Milovan meinte Gott weiss was für einschneidende Aenderung vorgenommen zu haben, indem er die Pointe ein wenig anders gab. Die Worte Jukić's:

> Burg von Tešanj, o mein grosser Jammer,
> meinen Kindern ohne Mutter, ach und weh!

verbesserte mein Milovan also:

> Tešanj Burg, o mein gewalt'ger Jammer!
> hab' erbaut die Burg und sie vollendet,
> meinen Kindern lebenslang die Mutter!

Demnach apostrophirt Gojko die Burg als die Mutter seiner Kinder. Der Gedanke ist wohl hübsch dichterisch, das Lied hat aber dadurch noch immer keine so eingreifende Veränderung erfahren, dass nach unseren Begriffen vom geistigen Eigenthum, Milovan mit Recht von Jukić so gering sprechen dürfte. Man ersieht aus diesem einen Falle schon recht deutlich, wie gewissenhaft die Ueberlieferung festgehalten wird, und wie unbedeutend die Stoffe sich ändern. Es wäre nothwendig und nützlich, wenn ein Guslar irgend ein längeres Lied etwa fünf oder sechs anderen Guslaren vorsänge, und wenn ein Schreiber vielleicht nach Jahr und Tag das Lied von jedem einzelnen Guslar besonders aufzeichnen würde. Da läge ein sicheres Vergleichungsmateriale vor für die Entscheidung der Frage, welchen Veränderungen ein Lied durch die Ueberlieferung unterworfen ist. So eine Probe ist freilich nicht leicht zu machen. Man kann sie aber auch so anstellen, indem man dasselbe Lied von demselben Guslar nach geraumer Zeit wieder notirt. Auf diese Weise habe ich mir von Milovan zwei Fassungen eines längeren Liedes verschafft. Das erste Mal schrieb ich das Lied am 22. Jänner 1885, das zweite Mal am 16. October desselben Jahres. Die erste Fassung des Liedes „Nakić Husein i Vide Žeravica" zählt 459, die zweite 465 Verse. So geringfügig die Unterschiede der zwei Fassungen auch scheinen mögen, so sind sie dennoch sehr beachtenswerth, weil wir uns so vielleicht ein ziemlich richtiges Urtheil werden bilden können in der Werthschätzung von Varianten eines Volksliedes. Die Sache scheint mir so belangvoll zu sein, dass ich schon demnächst die gedachten zwei Fassungen besprechen und veröffentlichen will.

Angebliche Elephantendarstellungen der prähistorischen Zeit Amerikas.

Von

Dr. Max Uhle.

In den Berliner Verhandlungen für Anthropologie, 15. Mai 1886, XVII 322 fg., ist ein Aufsatz von mir veröffentlicht, in welchem ich die Bedeutung der 2 Elephantenpfeifen von Davenport für die Frage der Coexistenz cultivirter Indianer mit Elephanten in Amerika darzustellen suche. Zwei Monate früher, am 4. März 1886, hat Herr von Nadaillac in der Pariser Anthropologischen Gesellschaft über einen anderen Gegenstand, der mit der Frage des prähistorischen Elephanten in Verbindung stand, gesprochen, was mir damals noch nicht bekannt sein konnte. Das Heft der Bulletins de la soc. d'anthrop. de Paris, das den Vortrag des Herrn von Nadaillac vom 4. März enthält (1886, 2. fasc. fevr.-mars p. 118—121), ist seitdem erschienen, und seitdem ist bekannt, was die neuen und neuerlich geäusserten Ansichten des bekannten Amerikanisten in der Frage sind (s. auch Globus, 1886, L, 286, wo sich ein Referat des Aufsatzes befindet).

Darnach stellt sich Folgendes klar: Eine besondere Bedeutung der Elephantenpfeifen existirt für Herrn von Nadaillac nicht. Für ihn selbst (dass es auch für Andere sein muss, sagt er nicht) ist die Echtheit der Pfeifen, um die man sich bekanntlich noch streitet, erwiesen. Für ihn gibt es eine ganze Anzahl Beweise, die es ihm (schon lange offenbar)

zur Gewissheit erheben, dass lebende Elephanten Gesellschafter noch später sehr hoch cultivirter prähistorischer Indianer waren. Vergl. l. c., S. 120: Or si le pierre de Lenape est authentique, il ne peut être douteux que l'artiste connaissait l'éléphant, sinon de vue, tout au moins par une tradition récente. Cette dernière réponse me paraît la plus plausible en présence des représentations nombreuses d'éléphants qu'il est facile de citer. Sein Vortrag ist nicht der Erhärtung eines dieser Beweise (unter denen auch schon die Elephantenpfeifen von Davenport bei ihm auftreten), sondern der Besprechung eines neu aufgetauchten Gegenstandes gewidmet, der, wenn er echt ist, als neues Document für eben dasselbe würde zugefügt werden können.

Nicht als ob man der Meinung sein soll, dass elephantenartige Thiere nicht mehr mit späten Indianern in Amerika zusammengelebt haben könnten (ich selbst bin für die Möglichkeit, ja allgemeine wissenschaftliche Wahrscheinlichkeit in meinem oben citirten Aufsatz nachdrücklich eingetreten), aber man muss doch die Meinung zerstreuen, als wären die Beweise die Hülle und Fülle vorhanden, und handelte es sich nicht noch darum, nur erst das Erste, was als positiver Beweis dafür dienen könnte, zur Gewissheit zu erheben.

Herr von Nadaillac ist nicht der Erste, welcher die Meinung von der Existenz einer Menge solcher Beweise hat. Die ganze, noch nicht eben sehr entwickelte, wie gerade das Beispiel gut zeigt, amerikanistische Literatur steckt davon voll. F. von Waldeck 1838 war der Erste, welcher Darstellungen von Elephanten an yukatekischen Bauwerken (Voy. pittor. et archéol. dans le pays d'Yucatan 1838), ja auch in Palenque gefunden zu haben glaubte. Seitdem ist das Märchen ohne genaue Prüfung, ohne durchschlagende Widerlegung in der Literatur forterzählt, durch Homoiogenese um andere ähnliche märchenhafte Beweise fortvermehrt worden, und Bücher, wie M. H. Bancroft's Native Races of the Pacific States (1875, IV 163) ein Werk, das zwar nicht eben kritisch gearbeitet ist, aber als ausgebreitetes Quellenwerk viel benützt wird, und Leute wie Herr von Nadaillac können sich als Vertreter dieser wenngleich durchaus fehlerhaften, von Grund aus verwerflichen Stützen der Coexistenz cultivirter Indianer mit jetzt ausgestorbenen Elephanten ausgeben.

Es gibt Gründe, kein grosser Verehrer derjenigen Theorie zu sein, welche annimmt, dass das Fusang, welches die Chinesen entdeckten, als gleichwerthig mit Mexiko erwiesen ist, und noch weniger ein Freund derjenigen Ansichten zu sein, welche darin gipfeln, dass die Chinesen nicht nur Mexiko entdeckt, sondern auch in Folge der Entdeckung durch Ueberbringung des ostasiatischen Buddhismus die mittelamerikanischen Culturen neu befruchtet haben. Die Vertreter dieser Ansichten fussen zum nicht geringen Theil mit auf den angeblich in Mittel-Amerika an heiligen Bauten vorhandenen Darstellungen von Elephanten (die sie dann für Nachbildungen des asiatischen Elephanten ausgeben), so F. A. Allen, nach Congrès des américanistes à Nancy 1875, I 100, auch Herr Vining in: An inglorious Columbus 1885, 606, Le Plongeon, Vestiges of the Mayas 1881, S. 34). Diese Theorien werden in einem Theile ihrer Stützen mitgetroffen, wenn die Irrthümlichkeit jener Elephantendarstellungen sich nachweisen lässt.

Herr von Nadaillac überhebt Denjenigen, welcher den von ihm zusammengestellten, angeblich nachgewiesenen Elephantendarstellungen aus Amerika nachgehen will, auch auf das Erdwerk in Wisconsin näher einzugehen, von welchem man früher sagte, dass es eine Elephantenform habe. In meinem früheren Aufsatz (S. 322) ist dasselbe erwähnt als ein solcher Beweis für prähistorische Kenntniss von Elephanten in Nordamerika, welchen man allgemein hat fallen lassen. Auch Herr von Nadaillac legt auf dieses Beispiel keinen Werth. Dagegen sagt er: Nous possédons d'autres faits; certains ornements des monuments d'Uxmal, ceux du palais des nonnes notamment, où bien encore ceux de la Casa Grande de Zayi, imitent assez exactement la trompe d'un éléphant. Das ist die älteste und am meisten gefährliche Fabel. Perpendiculär aus der Karniessmauer vorspringende Steine (immer Theile eines gigantischen Gesichts und an der Stelle der Nase in demselben) in Uxmal und Zayi sollen ganz deutlich den Rüssel eines Elephanten nachahmen. Die, man kann nicht anders sagen, als thörichte Auffassung, dass es sich um eine wirkliche Nachahmung des Elephantenrüssels handle, verdanken wir dem Ursprunge nach F. von Waldeck. Dieser, der überhaupt in den Einzelheiten der yukatekischen Denkmäler überall Spuren der Einwirkungen abendländischer Culturen — von Isis, Osiris, Apollo, Buddha etc. neben einander — sehen wollte, glaubte das vorspringende steinerne Ornament einer blossen Aehnlichkeit wegen nicht anders erklären zu dürfen, denn als Nachbildung eines Elephantenrüssels. Eine flache bartartige Verzierung unter demselben sah er für Stosszähne an,

wobei ihm die Kenntniss davon, dass der indische Elephant kleinere Stosszähne als andere seiner Art haben sollte, convenirte, um aus jenem zweiten Ornament abzuleiten, dass der dargestellte Elephant der indische sei. Folglich wieder Einwirkung der asiatischen Cultur! Die Amerikanisten haben F. von Waldeck's wirklich komische Aufstellungen doch sehr vielfach wirklich ganz ernst genommen. Es wird dies bewiesen dadurch, dass Diejenigen, welche die vorspringenden Steine von Uxmal und Zayi als Nachbildungen von Elephantenrüsseln anführen wollen — und das sind nicht Wenige — sich immer auf die Autorität von F. von Waldeck berufen. Es herrscht überhaupt ein bedenkliches Nachschwören in dieser Sache in der amerikanistischen Literatur von Einem zum Anderen, welches man bei der charakteristischen Wichtigkeit der Frage überhaupt als symptomatisch für einen grossen Theil der amerikanistischen Literatur anzusehen geneigt sein könnte. Herr Bancroft, der leider, durch seine Art der Anführung der ganzen Sache, die Annahme derselben auch mehr verbreitet als neutral gelassen hat, sagt: a curved projection (eben die vorspringenden Steine) supposed by more than one traveller to be modelled after the trunk of an elephant. Es scheint aber nächst Waldeck kaum Jemand gegeben zu haben, der als Reisender von Ruf eine ähnliche Ansicht geäussert hätte ausser John Stephens. Dieser aber drückt sich so aus (Begebenheiten auf einer Reise in Yukatan, übers. v. Meissner 1853, S. 76): „es gleicht in Etwas einem Elephantenrüssel, welcher Name ihm, vielleicht nicht ganz unpassend, von Waldeck gegeben worden ist, wiewohl der Bildhauer ihn nicht beabsichtigt haben konnte, denn der Elephant war auf dem Festlande von Amerika unbekannt.“ Wenn wir jetzt auch wissen, dass der Elephant in Amerika bekannt war, so zeigen doch schon Stephens' Worte, dass für ihn eine Nothwendigkeit (auf die doch Alles ankäme) in dem Ornament, einen Elephantenrüssel zu sehen, nicht bestand. In Herrn Bancroft's Werk kommt das Ornament auf Abbildungen von Uxmal, Zayi-Casa grande und Kabah vor. Soll man es nicht als eine oberflächliche Nachahmung der schon gekürzten Behandlung bei Herrn Bancroft betrachten, wenn sich auch Herr von Nadaillac nur auf Uxmal und Zayi-Casa grande, Herr Vining in seinem Buch: An inglorious Columbus (über Fusang) 1885, S. 607, wie Bancroft auf Uxmal, Zayi-Casa grande und Kabah bezieht, wie es Herr F. Allen in der schwierigen Fusang-Frage bezüglich dieses Punktes gleichfalls thut (s. Congrès des américanistes l. c.), während die Abbildungen in John Stephens angeführtem Werk es doch im Ganzen von folgender Reihe yukatekischer Ruinenstätten aufzeigen: Uxmal (Nr. 6), Kabah-1. Casa (Nr. 11, 12), Kabah (N. 12), Zayi-Casa Grande (Nr. 19), Sabactsché (Nr. 22), Sacbey (Nr. 29), Chichen-Monjas (Nr. 44), Chichen-Eglesia (Nr. 46), vergl. noch Taf. 1, Fig. 8; 2, Fig. 7 daselbst? Herr Charnay in seinem Werk: Les anciennes villes du nouv. monde 1885, 285, drückt sich sehr abfällig über die Meinung, Elephantenköpfe in diesen Ornamenten zu finden, aus. Er sagt: Ces masques étranges ont été baptisées du nom de têtes de mastodonte par certains voyageurs fantaisistes, insinuant par là l'antiquité prodigieuse des monuments ..... il faut admettre chez ces explorateurs une furieuse imagination pour apercevoir une tête d'éléphant dans cette tête sans oreilles, aux vastes prunelles, à l'immense bouche garnie de moustaches et plantée de dents à crochets; le nez seul, avec une grande bonne volonté, pourrait rappeler une trompe. Und da führt Herr von Nadaillac noch 1886 die sogenannten Elephantenrüssel von Uxmal und Zayi als beglaubigte Darstellungen von Elephanten an. Man braucht sogar nicht Herrn Charnay's Worte. Man sehe sich nur die Abbildung z. B. einer mit jenen gigantischen Gesichtern bedeckten Mauer von Kabah in seinem Werk S. 323 an, und jeder Unbefangene wird nicht anders als den Eindruck erhalten, dass diese plumpen, scharfkantigen, rechtwinkligen Steine, welchen nur nach ihrer Stellung im Gesicht und ihrem selbstständigen Vortreten eine gewisse Aehnlichkeit zu Elephantenrüsseln beigelegt werden kann, diese selbst nicht vorstellen können. Die Aehnlichkeit ist so geringfügig, die Differenz so gross, dass man selbst nicht nöthig hätte, den Versuch zu machen anzugeben, was sonst diese vorspringenden Steine vorstellen könnten. Trotzdem soll auf einige andere Beziehungen dieses eigenthümlichen Ornaments hingewiesen werden, welche eine Deutung des Ornaments allerdings nicht augenblicklich herbeiführen, aber doch zeigen, dass eine Deutung vielleicht mit Erfolg in anderen Richtungen gesucht werden kann, wenn man es aufgibt, in den Steinen immer und immer nur Elephantenrüssel zu sehen.

F. von Waldeck hat l. c. pl. 19 eine Terracotta von Ocosingo abgebildet, mit einem Gesicht, dessen Oberkiefer eigenthümlich schnauzenartig verlängert ist; und doch ist nur eine menschliche Figur darin

dargestellt. In jener Gegend scheinen also Veranstaltungen der Oberkieferpartien an Gesichtsdarstellungen stilistisch veranlasst zu sein. Reliefdarstellungen von Schlangen finden sich in Copan, Tikal, Mentsche, an denen Herr Maudsley, der dieselben neuerlich sah, die übertriebene Länge der Oberkiefer bemerkte (Proc. R. Geogr. Soc. 1886, VIII, 592). Der aufwärts gebogene Oberkiefer der Schlange l. c. Fig. 9 gleicht in der Form dem an der Mauer von Sabactsché sichtbaren, vorspringenden Ornament (aus der Gattung der „Elephantenrüssel", Stephens Nr. 22), der Oberkiefer l. c. Fig. 10 dem „Elephantenrüssel", wie er bei Stephens Taf. 1, Fig. 8 abgebildet ist. Es muss also die Möglichkeit offen gehalten werden, dass das letztere Ornament aus dem ersteren zu erklären sein wird, statt aus einem Rüsselthiere. Dasselbe so oft als Rüssel bezeichnete Ornament erscheint in Labná (Stephens Nr. 26) ganz deutlich als hornartiger Aufsatz des Oberkiefers einer mächtigen Schlange, vergl. eine gehörnte Schlange bei v. Waldeck, pl. 13. Es ist also sogar sehr möglich, dass der „Rüssel" vielmehr nur ein thierischer hornartiger Aufsatz ist, vergl. auch die Abbildung bei Herrn Charnay l. c. 287, sowie den Schlangenrachen an dem Rand des noch in der Cathedrale von Mexiko eingemauerten Calendersteins. Vielleicht kommen die erwähnten Ornamententheile von Tikal und Mentsche auf dasselbe zurück. Dann wird es sogar in hohem Grade wahrscheinlich, dass die angeblichen „Rüssel" vielmehr Hörner, vielleicht sogar ganz speciell solche von mythischen Reptilien vorstellen.

Herr von Nadaillac fährt in seiner Aufzählung angeblich nachgewiesener Elephantendarstellungen so fort:

La coiffure du grand prêtre dans un des basreliefs de Palenqué ne peut laisser aucun doute; on reconnaît facilement la tête d'un proboscidien avec sa trompe et ses défenses.

Auch diese angebliche Elephantendarstellung ist von F. v. Waldeck aufgebracht worden. Sie findet sich in der Abzeichnung eines Basreliefs von der Westseite des Palastes von Palenque durch v. Waldeck, welche in Brasseur de Bourbourg's Anciens monuments de Mexique 1866 erstmalig aufgenommen ist. Wenige Jahre nach F. v. Waldeck nahm Catherwood für John Stephens dasselbe Basrelief auf; dasselbe findet sich in des letzteren Autors: Incidents of travel in Central America 1841, II, zu S. 316, No. 3. Gegenwärtig dürfte von dem ganzen Basrelief nichts mehr erhalten sein, obwohl der Westflügel des Palastes baulich der noch jetzt am besten erhaltene ist (s. Herrn Charnay, l. c. Abbildung S. 205; S. 206). Man ist also auf die früheren Leistungen der Zeichner allein angewiesen. Von der Waldeck'schen Originalzeichnung, welche in dem Kopfputz der einen Person einen deutlichen Elephantenkopf zeigt, sind Copien die Abbildungen des Basreliefs bei Herrn Bancroft (l. c. IV, 305), Herrn Vining, Inglorious Columbus 1885 (pag. 607) u. A. Die Abbildung in Herrn v. Nadaillac's L'Amérique préhistorique 1883, 320 ist auf Grund der Waldeck'schen Zeichnung, scheinbar mit Herübernahme einiger Details im Kopfputz von der Catherwood'schen Zeichnung, entstanden und hat den Elephantenkopf der ersteren. Die Zeichnung von Catherwood zeigt nichts von dem Elephantenkopf. Es würde irrig sein, zu sagen, zur Zeit, als Waldeck das Basrelief abzeichnete, sei dieses im Elephantenkopf noch besser erhalten gewesen. Es waren allerdings zwischen Waldeck's und Catherwood's Aufnahme gewisse Theile des Basreliefs verschwunden oder unkenntlich geworden (die Theile rechts unten). Der fragliche Kopfputz war jedoch davon nicht mit betroffen, wie sich daraus ergibt, dass dieselbe Zahl der Linien am Kopfputz, wie bei Waldeck, noch bei Catherwood vorhanden ist. Der mögliche Einwand, als habe gerade auch an dieser Stelle Waldeck möglicherweise mehr sehen können, muss daher als unberechtigt zurückgewiesen werden. So spitzt sich die Frage ausschliesslich auf eine Frage der Glaubhaftigkeit der beiden Zeichner zu. Bei der über allen Zweifel erhabenen Glaubwürdigkeit Catherwood's gegenüber den mannigfach nachgewiesenen Ungenauigkeiten Waldeck's kann die Entscheidung nicht zweifelhaft sein. Waldeck sah nicht blos nicht immer richtig (vrgl. seine Indianerfiguren von griechisch-klassischem Wuchs von Uxmal, Voyage pittoresque pl. 11 und 13 gegenüber der bei J. Stephens, Begebenheiten Nr. 4), er fälschte auch bekanntlich. Herr v. Nadaillac hat vielleicht mit Bewusstsein die 4 Elephantenköpfe nicht mit angeführt, die v. Waldeck unter den Inschriftenzeichen in dem kleinen, nordwestlich vom „Palast" gelegenen kleinen „Tempel der Hieroglyphen" in Palenque entdeckt zu haben angab (s. Brasseur de Bourbourg l. c.). Die Fälschung ist hier offenkundig und nachgewiesen. Die Inschriften sind noch erhalten, die Fälschung ist daher jederzeit nachcontrolirbar. Weder Catherwood's Zeichnungen (Stephens, Incidents in Central America 1841, II, zu pag. 342, Nr. 1—2,

zu pag. 343), noch die Abdrücke, welche Herr Charnay mitbrachte, enthalten sie. Der letztere Autor bemerkt dazu l. c. 209: Dans quel but ce voyageur faussait il ainsi l'histoire? Dans le but de présenter ces ruines comme de véritables fossiles, puisqu' il est bien établi que l'éléphant n'a jamais été connu en Amerique qu'à l'état fossile [1]) . . . . . Voilà où conduisent le parti pris et l'amour du merveilleux. Ein Grund, F. v. Waldeck irgend eine seiner angeblich entdeckten Elephantendarstellungen zu glauben, liegt darum nicht vor. Damit verschwindet auch die von Herrn v. Nadaillac angeführte eine von Palenque aus der Reihe der glaubwürdigen, hoffentlich endlich einmal für immer.

Herr v. Nadaillac fährt fort: Un des mes amis, le Comte de Sartiges, alors jeune attaché d'ambassade, a vu au musée de la Paz (Bolivie) deux vases récemment découverts portants des figures d'éléphants. Dieser neuentdeckte Beweis soll die Gruppe der angeblichen Elephantendarstellungen auch über Südamerika ausdehnen. Um zu verhindern, dass derselbe unnöthig in so und so viel andere Werke erst übertragen, ehe er wieder aufgegeben wird, sei hier Folgendes bemerkt:

La Paz hat eine geschichtliche Beziehung zu den elephantenartigen Thieren, jedoch zunächst eine moderne. In den 30er oder 40er Jahren des Jahrhunderts wurde ein Elephant durch die Schluchten der Cordilleren bis nach La Paz geführt, das in der bedeutenden Höhe von 3650 m über dem Meere liegt. Dort hatte man wohl noch nie einen Elephanten gesehen. Noch heute bewahrt ein Gasthaus in La Paz darnach den Namen zum Elephanten und die indianischen Töpfer von La Paz haben seit jener Zeit unzählige Male den Elephanten als Gefäss nachgebildet. Herr A. Stübel, welchem ich auch diese Notizen verdanke, besitzt zwei solche Gefässe in Elephantengestalt. Sie sind glasirt und als moderne nicht zu verkennen. Nun sollen allerdings die Gefässe, von denen der Herr Graf von Sartiges berichtet, prähistorisch und nur neu entdeckt sein. Aber bei der Fülle von Verdrehungen, die in spanisch-amerikanischen Ländern so häufig an der Geltung von ethnographischen Gegenständen bewerkstelligt werden, durch die dieselben gewöhnlich einen höheren Werth als den mit Recht ihnen zukömmlichen erhalten sollen, kann man schon jetzt mit völliger Ruhe annehmen, dass die von Herrn von Sartiges gesehenen keines anderen Charakters oder anderen Werthes sind, als die modernen im Besitze des Herrn A. Stübel befindlichen. Ich hoffe übrigens in einiger Zeit authentisch die hier gegebene Auffassung bestätigen zu können.

Indem alle übrigen Beweise von Elephantendarstellungen, welche Herr von Nadaillac anführt, widerlegt sind, bleiben jetzt nur noch die beiden Pfeifen von Davenport und der Lenape-Stein, wegen dessen Herr von Nadaillac überhaupt die anderen Beweise von Elephantendarstellungen erst angeführt hat.

Was nun die beiden Elephantenpfeifen von Davenport betrifft, so ist es möglich, dass der Pariser Amerikanist mit seiner Ansicht Recht hat, dass das Fehlen der Stosszähne, welches von anderer Seite gegen die Echtheit der Pfeifen angeführt ist, für die Echtheit mit spricht. Doch scheint es bedenklich, zumal in einer so wichtigen Sache, die ganze Ueberzeugung, den ganzen Beweis der Echtheit auf ein derartiges, rein psychologisches Moment zu gründen, wie wenn man folgert: „Wenn die Pfeifen das Werk eines Fälschers wären, so würde derselbe nicht verfehlt haben, die für das Thier so charakteristischen Stosszähne nachzubilden“ [1]). So wie in Herrn Johnston's Encyklopädie aus Versehen der Elephant ohne Stosszähne abgebildet ist (s. Ch. E. Putnam, Elephant Pipes, and Inscr. Tablets, 1886, 18. — S. A. aus Proc. Acad. Davenport IV), so hätte es wohl auch einem Fälscher passiren können, dass er die Stosszähne vergass, ganz abgesehen davon, dass er sie auch absichtlich hätte weglassen können. Es scheint darum, dass man auch heute noch nicht der Aufgabe überhoben ist, durch materiellere, mehr exacte Beweise den Glauben an die Echtheit der beiden Elephantenpfeifen zu festigen, und es ist zwar nicht das Schlimmste, aber es ist auch bedenklich, wenn Herr von Nadaillac schon mit der Echtheit der Elephantenpfeifen wie mit einer festgegebenen Thatsache umgeht. Je voreiliger von der einen Seite die Echtheit als eine unumstössliche angenommen wird, desto später wird man natürlich auch von der anderen Seite aufhören, an der Echtheit zu zweifeln.

Ueber den Lenape-Stein, die neueste Erscheinung auf dem Gebiete prähistorischer Elnphantendarstellungen, welche Herr von Nadaillac in seinem Pariser Vortrag bekannt gemacht hat, braucht man sich

[1]) Worin sich übrigens Herr Charnay möglicherweise doch irrt, s. u.

[1]) Mais, ai je répondu, si les pipes étaient l'oeuvre d'un faussaire, il n'aurait pas manqué d'imiter les défenses si characteristiques de l'animal; c'est là, il semble, un argument pésemptorire.

noch nicht zu äussern, da gewiss noch mehr als durch Herrn von Nadaillac über denselben geschrieben werden wird. Doch lässt sich nicht verhehlen, dass, wenn die Darstellung der „Mammuth"-Scene an dem Steine (Mammuth gegen ein Dorf laufend, 4 Indianer, einer rauchend, einer kämpfend, einer vom Mammuth zertreten, ein Blitz, der auf das Mammuth herabfährt) sich so verhält, wie sie von Herrn von Nadaillac beschrieben wird, dies wenig für die Echtheit des Steines sprechen würde. Auf keinen Fall ist anzunehmen, dass eine solche prähistorische Darstellung noch so genau und. in den Einzelzügen einer modernen, bei den Indianern verbreiteten Legende entsprechen kann, wie es nach der Schilderung durch Herrn von Nadaillac der Fall sein würde, sei es, dass die Fälschung in dem Steine, sei es, dass sie in der Beschreibung des Steines oder aber dass sie in der Legende liegt.

Demgemäss gibt es noch immer keine „Reihe" von prähistorischen Elephantendarstellungen, ja überhaupt noch keine einzelne nachgewiesene. Die beglaubigtste ist bis jetzt noch immer die in den beiden Elephantenpfeifen von Davenport. Das erhöht ihren augenblicklichen Werth und darum wird sich wohl in Zukunft für sie das Bemühen zeigen, wie es auch gelingen wird, in noch exacterer Weise, als bisher geschehen ist, ihre Echtheit zu begründen, was ihnen wegen ihrer hohen Bedeutung zu wünschen ist.

Vergleichende Untersuchungen

über den

Ursprung der ungarländischen und nordeuropäischen

(dänischen, schwedischen, norwegischen)

prähistorischen Steinwerkzeuge.

Von

Dr. Theodor Ortvay.

Einleitung.

Ungarn ist bekanntlich überaus reich an den ältesten Artikeln der Steinindustrie: an prähistorischen Steinwerkzeugen. Unsere Aufmerksamkeit hat sich aber erst seit der letzten Zeit diesen eigenthümlichen Producten des urzeitlichen Gewerbfleisses zugewendet, seitdem wir nämlich durch die höchst erfolgreichen Forschungen auf dem Gebiete der europäischen vorzeitlichen Archäologie darauf aufmerksam gemacht worden sind. Gar bald zeigte es sich, dass diese primitiven, aber hochinteressanten Artikel der prähistorischen Industrie nicht nur in den nordischen Ländern an der Meeresküste, sondern auch in Mittel- und Südeuropa und namentlich im mittleren Donaubecken, in Ungarn, in grosser Menge vorkommen[1]). Auf dem VIII. internationalen prähistorischen Congresse konnten wir thatsächlich bereits 12.000 Steinsachen ausstellen[2]). Seither hat sich die Zahl derselben nahezu verdoppelt.

Angesichts dieser Steinwerkzeuge tauchte natürlich sofort die Frage auf, woher dieselben ihren Ursprung haben? An ihre inländische Herkunft wagten wir in der ersten Zeit der Ueberraschung kaum zu glauben. Manche behaupteten, sie seien nicht heimischen Ursprungs, sondern aus fernen Ge-

[1]) Worsaae hielt noch 1844 die Steinwerkzeuge für nordeuropäische Erscheinungen. Er betonte deren höchst zahlreiches Vorkommen in Dänemark, machte aber gleichzeitig darauf aufmerksam, dass man auch in den Küstengegenden der Ostsee auf dieselben stosse, in Hannover, Holland, England, Schottland, Irland, sowie an mehreren Orten Frankreichs, Spaniens und Portugals. „Wahrscheinlich ist auch in diesen Ländern eine Zeit gewesen", — schreibt er wörtlich, — „wo die Cultur auf keiner höheren Stufe, als in unserem Vaterlande gestanden hat. Vereinzelter scheinen die Steinsachen im südlichen und östlichen Europa vorzukommen." (Dänemarks Vorzeit durch Alterthümer und Grabhügel beleuchtet. Kopenhagen, 1844, pag. 16.)

[2]) Compte-rendu de la huitième Session. Budapest, 1876, I. 19 und Arch. Ért. X, 240.

genden, ja aus fremden Welttheilen importirt. Die Obsidiane hielt man für amerikanisches, die Flinte für skandinavisches Fabrikat. Noch in den Fünfzigerjahren erklärte ein namhafter siebenbürgischer Alterthumsforscher, dass unsere Steinwerkzeuge „wahrscheinlich altgermanischen Ursprungs“ seien [1]). Uebrigens erschien die Ansicht von der ausländischen Provenienz gar nicht so unwahrscheinlich. Den Archäologen, welche die Lehren der Geologen nicht berücksichtigten, schien es, als wäre in unseren Steinwerkzeugen ein Material vertreten, das in unserem Vaterlande unbekannt ist. Ueberdies zeigten sich die Steinwerkzeuge auch in Gegenden, wo das Steinmaterial durchaus fehlt. Dazu kommt, dass unsere Steinwerkzeuge den ausländischen und überseeischen Steinartefacten äusserlich auffallend gleichen, was gleichfalls die Meinung von dem fremden Ursprung unserer Steinwerkzeuge unterstützen konnte.

Wie falsch jedoch diese Ansicht ist, zeigt sich sofort, wenn man die anscheinenden Beweisgründe näher untersucht. Auf Amerika, welches die Breite des Oceans von Ungarn trennt, brauchen wir hier kaum Rücksicht zu nehmen; vor Allem müssen wir vielmehr untersuchen, was für ein Zusammenhang zwischen der ungarischen Steincultur und der der Nachbarländer besteht? Gibt es einen Zusammenhang zwischen der ungarischen Steinzeit und der west- und nordeuropäischen, und was für einen?

Offenbar kann die prähistorische Forschung diese Frage blos unter stricter und sorgfältiger Anwendung der vergleichenden Methode meritorisch und zuverlässig entscheiden. Das ist jene Methode, welche Cuvier in der Zoologie, Nilsson aber in der Archäologie zuerst mit so grossem Erfolge einbürgerte und deren Anwendung Ipolyi schon vor Jahren urgirte [2]). Zu diesem Zwecke machte ich mich daher in den Monaten Juli und August des Jahres 1883 auf eine Studienreise in's Ausland, um auf Grund vergleichender Untersuchungen wenigstens die theilweise Lösung dieser wichtigen culturgeschichtlichen Frage zu versuchen.

Meine Reise führte mich aus Schleswig-Holstein über den grossen Belt nach Seeland und dann über den Sund nach Schweden und Norwegen, endlich über das Kattegat nach Jütland. Bei dieser Gelegenheit lernte ich folgende Gegenden kennen: Schonen, Smaland, Götaland, Oesterland, Nerike, Sodermanland, Uppland, Gestrikland, Dalarne, Westmanland, Wermeland, Romerike, Hedemarken, Osterdalen, Guldal, Trondhjem, Fosen, Romsdalen, Nordhordlan, den Sogne-Fjord, Valdres, Hadeland, Ringerike, Buskerud, Smaalenend, Dalsland und Bohuslan. Die von mir eingehend studirten Sammlungen sind die von Kiel, Kopenhagen, Lund, Göteborg, Stockholm, Upsala, Fahlun, Trondhjem, Bergen uud Christiania. Man kann sagen, dass in diesen Sammlungen das prähistorische Steinmaterial von Schleswig-Holstein, Dänemark, Schweden und Norwegen beisammen zu finden ist. Auf Grund desselben glaube ich in der mir vorgesteckten Frage umsomehr ein zuverlässiges Urtheil fällen zu können, als das Verständniss der in den erwähnten Sammlungen ausgestellten Steinalterthümer durch das directe Studium der Fundorte mir wesentlich erleichtert wurde [1]).

Die Frage, deren Lösung ich mir bei dieser Gelegenheit zur Aufgabe machte, ist folgende: Kann durch Vergleichung der ungarischen und nordeuropäischen Steinwerkzeuge die Zusammengehörigkeit der Steincultur dieser beiden grossen Gegenden erwiesen werden? Hat namentlich die mittlere Donaugegend ihre prähistorischen Steinsachen aus der nordeuropäischen Gegend erhalten? Kann man behaupten, dass die mittlere Donaugegend eine selbstständige Steincultur besass? War dies der Fall, hatte diese wieder Einfluss auf die nordeuropäische Steincultur?

Die Wichtigkeit dieser Fragen geht eigentlich auch daraus hervor, dass eben Skandinavien jener Theil des Continents ist, an den sich die ungewöhnlichsten Traditionen knüpfen. Von der Nord- und

---

[1]) Ackner: Die röm. Alterthümer u. deutschen Burgen in Siebenbürgen, pag. 37.

[2]) „Sowie jener namhafte Fortschritt, den seit Cuvier die Naturlehre und neuestens auch die Sprachwissenschaft gemacht, das Resultat der vergleichenden Studien ist, so kann auch die Archäologie nur auf diesem Wege ihr wissenschaftliches System zuverlässiger begründen und vollkommener entwickeln.“ (A magyar régiségtan. Mitgetheilt in den Kisebb Munk. I, 560.)

[1]) Wenn Hildebrand's Behauptung richtig ist, dass nämlich „ein Alterthumsforscher, der seine Studien gründlich betreibt, ohne detaillirte Terrainkarten, selbst geologische, nichts ausrichten kann“ (Das heidnische Zeitalter in Schweden. J. Mestorf'sche Hamburger Ausgabe v. 1873, pag. 66), so muss offenbar jener Forscher, welcher sich bemüht, die Gegend selbst und deren, die urzeitliche Cultur bedingenden, natürlichen Einfluss aus directer Anschauung kennen zu lernen, seine Arbeit um so besser vollführen.

Ostsee eingefasst, bildet es die äusserste westliche Verlängerung der gleich einer Brücke von Asien nach Europa hinüberführenden grossen sirjänisch-finnisch-lappischen Niederung. Es gibt kaum einen Theil des Continents, wo die mythische und phantastische Einbildungskraft des menschlichen Gehirns in grösserem und ungewöhnlicherem Masse aufgetreten wäre, als dort. Skandinavien ist das Land der Märchen und Erzählungen. Einestheils die langen Winterabende, anderntheils die Sommerszeit, in der es kaum Nacht wird, die dichten, dunklen Wälder und der ausserordentliche landschaftliche Charakter des Landes boten gleichmässig der Träumerei reiche Nahrung [1]). Das Volk findet auch jetzt noch seine Lieblingsunterhaltung im Anhören von Wundermären aus den vergangenen alten Zeiten. Und obwohl sich in neuerer Zeit die historische Kritik dort immer mehr Terrain erobert, so kann man doch noch lange nicht behaupten, dass Skandinavien aufgehört habe, das Land der Märchen zu sein. Jene Zaubertradition, welche aus dem isländischen Sagenkreise, aus den Fabeln des Saxo Grammaticus, aus den geheimnissvollen Traditionen der Druiden, hauptsächlich aber aus der absonderlichen Philosophie der Rudbeck'schen Atlantica ihre unerschöpfliche Nahrung nimmt, hat auch heute ihren verlockenden Zauber für die Ohren des nordischen Eingeborenen noch nicht ganz verloren. Der Glaube, dass Skandinavien die Wiege der Civilisation ist, zählt auch heute factisch noch eifrige Anhänger in dem Gebiete jenseits des Belt [2]). Offenbar ein Umstand, der die eingehendere Untersuchung doppelt rechtfertigt.

Die Natur des Gegenstandes erforderte es gleichwohl, dass ich, obwohl es meine nächste Aufgabe war, die ungarischen und nordeuropäischen Steinwerkzeuge zu vergleichen, mich doch nicht ausschliesslich auf diese beiden Gegenden beschränkte. In der That wollte ich auch jene Erfahrungen verwerthen, welche ich in früheren Jahren in anderen Ländern Europas, in der Schweiz, in Frankreich, Spanien, England, Italien, Deutschland, Belgien und Oesterreich gesammelt hatte. Ich wünschte überdies auch die allgemeine Literatur, die sich auf die Steinwerkzeuge bezieht, insoferne sie mir zugänglich war, zu berücksichtigen und so hat denn meine Arbeit natürlich einen grösseren Hintergrund gewonnen, als der Titel anzuzeigen scheint. Ich hoffe indess, dass die in meinem Vortrag gezogenen Analogien als gerechtfertigt werden anerkannt werden, sowie andererseits die unbescheiden klingende Behauptung sich als richtig erweisen wird, dass durch meine gegenwärtige Arbeit unsere auf die prähistorischen Steinalterthümer bezüglichen Kenntnisse in mehr als einer Beziehung auf neue kritische Grundlagen gestellt wurden.

I. Capitel.

Aus der Menge der nordeuropäischen Steinwerkzeuge darf man nicht den ausländischen Ursprung der ungarländischen Steinwerkzeuge folgern.

Ueberfluss des Materials in den nordeuropäischen Museen. — Eigenthümlichkeit dieser Sammlungen gegenüber den anderen grossen Sammlungen Europas. — Die grosse Menge des Materials beweist nicht den Einfluss der nordischen Steincultur auf die Steincultur Mitteleuropas. — Sie kann auch nicht das nördliche Uebergewicht der Bevölkerung der Steinzeit beweisen. — Erklärung der geringeren Zahl der Steinwerkzeuge Mittel- und Südeuropas. — Im Norden werden die Ueberbleibsel der Steinzeit durch den Einfluss der Natur und durch die Cultur seit kürzerer Zeit vernichtet als in Mittel- und Südeuropa. — Im Norden besitzt das Material der Steinwerkzeuge grössere Widerstandsfähigkeit als in Mittel- und Südeuropa. — Im Norden geriethen die Steinwerkzeuge in viel geringerer Zahl unter das Alluvium als in Mittel- und Südeuropa. — Im Norden werden die Steinwerkzeuge seit längerer Zeit gesammelt als in Ungarn.

Man kann nicht leugnen, dass die ungeheure Menge von Material, die in den nordischen Museen gesammelt ist, grosses Erstaunen erregt. Das gilt besonders von Kopenhagen und Stockholm, wo ganze Säle mit Steinwerkzeugen gefüllt sind. Doch was Christiania, Bergen, Upsala und Lund bieten, ist gleichfalls überaus bemerkenswerth [1]). Die Wirkung,

[1]) Nilsson: Das Steinalter und die Ureinwohner des skandinavischen Nordens. Hamburg 1868, Vorwort pag. VII.

[2]) Der 1702 verstorbene Olaf Rudbeck suchte in seinem grossen Werke „Atlantica sive Manheim vera Japheti posterorum sedes ac patria" zu beweisen, dass Schweden die von den alten Schriftstellern erwähnte Atlantis, die Wiege der gesammten europäischen Cultur sei. Für die heutigen Verhältnisse ist folgende Bemerkung eines ausgezeichneten Schweden jedenfalls sehr charakteristisch: „Ich lasse es dahingestellt, ob der Rudbeckianismus jetzt völlig ausgestorben ist oder hier und dort noch fortlebt, d. h. nicht offenkundig, vielleicht aber in einem grossen Theil des schwedischen Volkes als eine gewisse Tendenz in der Auffassung der ältesten Zustände im Lande. (Dr. H. Hildebrand: „Das heidnische Zeitalter in Schweden". Hamburg 1873, pag. 4.).

[1]) Bis 1874 zählte man nach Dr. Montelius' Bericht, die Flintsplitter nicht eingerechnet, 37.000 Stück. Im Kopenhagener Museum belief sich bis 1864 die Gesammtzahl der Steinsachen auf 11—12.000, im Stockholmer Museum auf 15—16.000. (Lubbock: „Die vorgeschichtliche Zeit". Jena 1874, I., 70—71. Rauber: „Urgeschichte des Menschen". Leipzig 1884, I, 46.)

welche der Fremde an diesen Orten spürt, übertrifft in dieser Hinsicht die von den Sammlungen der grossen europäischen Metropolen in dieser Gattung von Alterthümern geübte Wirkung. Die grossartigen Collectionen von Paris, London, Berlin enthalten „heimische" Funde nicht in so grossem Masse wie Skandinavien. Dort verschwindet das „fremde" Material ganz und gar neben den heimischen Fabrikationsartikeln, und das ist eine besondere Eigenthümlichkeit der nordischen Sammlungen.

Wenn man diesen Ueberfluss an heimischem Material sieht, ist es nicht unverständlich, dass ein weniger kritischer Beschauer zu der Ansicht gebracht wird, ein Land, dessen prähistorische Steinzeit-Bewohner soviel producirt haben, könne nicht ohne Einfluss auf die nahen und fernen Länder geblieben sein.

Das numerische Uebergewicht des Stoffes kann aber kaum viel beweisen, am allerwenigsten das, was man damit beweisen möchte. Es kann eigentlich nicht einmal das Uebergewicht der Steinzeit-Bevölkerung gegenüber andern Ländern beweisen. Denn meiner Ansicht nach kann dieser grosse Reichthum Skandinaviens an Steinsachen nicht den positiven Satz involviren, als ob die vorgeschichtliche Besiedelung dieser Länder bedeutender gewesen wäre, als die urzeitliche Besiedelung der Wassergebiete des Po, des Rhein oder der Donau. Wenn die Zahl der Steinsachen in Italien, Deutschland und Ungarn verhältnissmässig kleiner ist[1]), so kommt dies nicht daher, weil hier die ursprüngliche Production fehlte; oder wenn sie da war, weil sie nicht genug fruchtbar und so der nordischen Production gegenüber nicht genug concurrenzfähig war, — der Grund ist vielmehr einfach in der grösseren Entwicklung und den bedeutungsvolleren Culturverhältnissen der südlichen Länder zu suchen. Wir müssen aus mehreren Gründen die prähistorische Bevölkerung des Nordens für bedeutend jünger halten als die des Südens. Alles spricht dafür, dass der Gebrauch der Metalle, in Ungarn die Anwendung des Kupfers und der Bronze, anderswo vielleicht blos der Bronze, früher eingetreten ist, als in den Küstenländern der Nord- und Ostsee. So kommt es, dass in den nordischen Ländern der natürliche Einfluss und die Cultur erst seit kürzerer Zeit die Reliquien der Steinzeit vernichten. Dies gilt umsomehr, als die Bevölkerung der südlichen Länder nachträglich verhältnissmässig viel intensiver wurde, als dies im Norden der Fall war[1]). Die Länder des Südens waren durch Jahrhunderte hindurch allen möglichen Stürmen ausgesetzt, während sich die nordischen Länder, die isolirte Inselwelt und die abseits gelegenen, oft kaum zugänglichen Thäler und Felsenkessel der Fjorde einer unendlichen Ruhe erfreuten. Man kann sagen, dass der grösste Theil der Steinsachen der südlicheren Culturländer in Folge der vielfältigen Umwälzungen und in nicht geringem Masse der Beunruhigung des Bodens durch Pflug und Hacke zugrunde ging. Eine nicht geringe Rolle spielten in dieser Hinsicht aber auch noch zwei andere Umstände: 1. Die Verschiedenheit der Widerstandsfähigkeit des Materials, und 2. die ungleiche Ausdehnung des Alluviums.

Die nordischen Steinsachen sind, wie wir sehen werden, vorwiegend aus Feuerstein verfertigt. Im Süden tritt der Feuerstein vor anderen weicheren Steinarten immer mehr in den Hintergrund.

Die grössere Widerstandsfähigkeit des Feuersteins und der Quarze überhaupt ist bekannt[2]). Sie sind besser im Stande, den Einflüssen von Wasser, Luft, Hitze und Kälte zu trotzen, als andere Steinarten, wie z. B. der Feldspath oder einige orthoklasreiche Granite, welche durch die Kohlensäure der athmosphärischen Agentien angegriffen, sehr bald verwittern. Auch der Serpentin, Amphibol, Augit, Glimmer und andere Silicate werden schneller zersetzt als der Feuerstein.

Dies gilt auch von den Basalten, Melaphyren und Trachyten. Die Zersetzung der Kalksteine wird durch das mit Kohlensäure imprägnirte Wasser besonders schnell verrichtet. Im Norden sind demnach die Steinsachen vorwiegend aus einem Mineral verfertigt, dessen Härte um 2—4 Grade höher ist, als die jener Mineralien, aus denen vor-

[1]) Wie unten nachgewiesen werden wird, war in der Urzeit blos ein Theil Skandinaviens besiedelt, Italien, Deutschland und Ungarn dagegen in ihrer ganzen Ausdehnung.

[1]) In Schweden und Norwegen entfallen auf einen Quadratkilometer 8·3, in Ungarn 48, in Deutschland 84, in Italien 98 Bewohner.

[2]) Auf diesen Umstand hat auch Nilsson aufmerksam gemacht. (Das Steinalter des scandinavischen Nordens, pag. 25.) Und mit Recht. Wohl wissen wir, dass der Feuerstein in Folge der Einwirkung der Sonnenhitze in schuppige, aber nicht in prismatische Späne zerfallen kann. Aber dieser natürliche Zerfall tritt nur bei solchen Stücken ein, welche noch nicht durch die weitestgehende Ausnützung auf einen so kleinen Umfang reducirt sind, dass jene Bedingungen, unter welchen die Bildung von Spänen einzutreten pflegt, bei ihnen gar nicht mehr gegeben sind. (Much: Mittheil. d. anthrop. Gesellsch. in Wien, 1882. XI, 29.)

wiegend unsere Steinsachen gemacht sind[1]). Wir können also annehmen, dass bei uns auf diesem Wege auch mehr zu Grunde gegangen ist, als in Skandinavien.

Was das Alluvium betrifft, so haben wir die grossartige Rolle, welche es in dieser Hinsicht spielt, eigentlich erst erkannt, seitdem wir den prähistorischen Funden mehr Aufmerksamkeit schenken. In Frankreich und England fanden sich die bemerkenswerthesten urzeitlichen Funde unter mächtigen Alluvial-Schichten, in diese oder in noch ältere geologische Formationen eingebettet. Es genügt, wenn wir die in den Thälern der Somme, Oise, Seine und Ouse gemachten Funde erwähnen, welche sich auf die urzeitliche Fauna, Anthropologie und Industrie beziehen[2]). Auch in Ungarn war es sehr überraschend, dass an einzelnen Orten über den in der ursprünglichen Lage aufgefundenen römischen Reliquien eine meterdicke Alluvialschicht entstanden war[3]). Um wie viel mehr muss es uns daher zweifellos sein, dass das Alluvium auch von den noch viel älteren Steinsachen noch einen sehr bedeutenden Theil birgt, was die Funde zum Theil auch erwiesen haben. Und eben in Hinsicht auf das Alluvium unterscheidet sich Mitteleuropa und namentlich Ungarn wesentlich von Skandinavien. In Ungarn — um mich blos auf dieses Land zu beschränken — ist das Alluvium in der Reihenfolge der geologischen Bildungen in ungeheurer Menge vertreten. Die beiden ungarischen Becken werden von ihm ausgefüllt. Ja, es findet sich nicht blos in deren innerem Gebiete. Die Alluvialbildungen der Neuzeit ziehen sich auch auf dem Gebiete der älteren Formationen weit hin. Namentlich längs der Flüsse, welche den bevorzugten Aufenthaltsort des prähistorischen Menschen bildeten, stossen wir überall darauf. Die March berührt nur in ihrem unterem Laufe zum Theil neogene Bildungen. Die Alluviumgrenze des Waagthales reicht bis Puchó hinauf, die der Gran bis in die Gegend von Schemnitz, die der Neutra bis Privigye, die der Eipel bis Bucsa, die der Zsitva bis Ebedecz, die der Hernad bis in die Gegend von Kaschau, durchschnittlich in der Breite von einer halben und ganzen Meile. Ausserdem besitzen auch die Thäler der Topla, Bodrog, Ung, Latorcza, Nagyág und Szamos bedeutende Alluvialgebiete. Die Alluvialbildungen der Theiss kann man bis nahe zum Ursprung verfolgen; sie haben eine Breite von 1—6 Meilen. Die Temes, Bega, Berzava, Karas und Nera bewegen sich in ihrem unterem Laufe bereits in breiten Alluvialthälern, während sich die Alluvialthäler der Save, Drau, Donau und Raab gleich mächtigen geologischen Bändern auf dem Terrain der älteren Formationen erstrecken. Sogar in Siebenbürgen, dessen Becken rücksichtlich der geologischen Formation von den pannonischen schon wesentlich abweicht, kann man den Alluvialboden längs der Flüsse weit hinauf verfolgen. Der des Maros- und des Kokelthales erscheint als dicke geologische Linie auf dem Tertiärbecken. Aber auch die Flüsse Olt, Feketeügy und Zsil wälzen ihre Fluthen wesentlich in Alluvialbetten, so dass die Grösse des ungarländischen Gebietes, welches mit reinen Alluvialschichten bedeckt ist, wenigstens auf 900 Quadratmeilen geschätzt werden kann[1]).

Anders ist dies in Skandinavien. Skandinavien ist das Reich der Klippen und Seen. Dort ist eine solche Ausdehnung, ein solches Wachsthum des Alluviums nicht nachzuweisen. Auch in Folge der Unbedeutendheit seiner Flüsse wurde es nicht zu einem solchen Alluvialland wie Ungarn oder die deutsche Ebene. Es ist auffällig, dass dort das ursprüngliche Gestein fast überall unbedeckt an die Oberfläche drängt. In der Inselwelt aber fehlen die Agentien, welche das Alluvium bilden, die fliessenden Wässer, ganz und gar. Man kann annähernd sagen: Wenn in Mitteleuropa drei Viertel der prähistorischen Steinsachen unter die Erde gelangt sind, so sind in Nordeuropa gewiss drei Viertel derselben auf der Oberfläche geblieben[2]). Die Torfgründe von Schonen,

[1]) Nach Hauer ist die Härte des Quarz 7, die des Amphibol 5—6, die des Augit 5—6, die des Feldspath 6, die des Serpentin 3—4, die des Calcit 3, die des Dolomit 3·5—4·5, die des Talk 1 Grad. (Die Geologie und ihre Anwendung auf die Kenntniss der Bodenbeschaffenheit. Wien 1875, pag. 11—20 und 104—108.)

[2]) Genaueres darüber bei Lyell: Das Alter des Menschengeschlechtes auf der Erde. Leipzig 1867, pag. 60—141.

[3]) Dr. Josef Szabó macht darauf aufmerksam, dass sich in Altofen über dem in der ursprünglichen Lage gebliebenen Neptun-Altar die durch Wasser angeschwemmte Erde bereits auf 12 Fuss verdickt hatte. (Budapesti Szemle. 1859. VI, 183.)

[1]) Vgl. die III. verb. Ausgabe von Hauer's Geologischer Karte von Oesterreich-Ungarn, und Johann Hunfalvy: A magy. birod. term. viszonyainak leirása. III. 6—14.

[2]) Die skandinavischen Gelehrten preisen allerdings ihre „aus der Erde geholten" Alterthümer. Doch muss, glaube ich, dieser Ausdruck vorzugsweise auf die Grabfunde bezogen werden. Das sind also keine durch das Alluvium absorbirten, sondern von den Menschen in die Erde, resp. in die Tumuli eingegrabene Alterthümer.

Smaland und Halland haben kaum ein Viertel der urzeitlichen Schätze verschlungen und diese Behauptung gewinnt um so grössere Wahrscheinlichkeit, je mehr die neueren Forschungen darthun, dass die angebliche Senkung des südlichen Theiles von Schweden eine grundlose Hypothese ist [1]).

Man kann demnach aus der grossen Menge der skandinavischen Steinsachen absolut nicht die Folgerung ziehen, als ob im Sinne des alten und modernen Rudbeckianismus die Production des Nordens schon aus diesem Grunde auf den Süden Einfluss gehabt haben müsste. Die grosse Menge der Steinzeitsachen in Skandinavien kann keinesfalls als Beweis gelten gegen die Selbstständigkeit der Steincultur der mittleren Donau [2]).

II. Capitel.

Untersuchung des Grundtypus und der typischen Abweichung der ungarländischen und der nordeuropäischen Steinwerkzeuge.

Es wäre ein Irrthum, aus der Grundform auf den nordeuropäischen Ursprung der ungarischen Steinwerkzeuge zu schliessen. — Die Grundformen der skandinavischen und der ungarischen Steinwerkzeuge weichen kaum von einander ab. — Die vorherrschenden Steinwerkzeug-Individuen. — Die Art ihrer Anfertigung. — Natürlicher Grund und Erklärung der Formenähnlichkeit. — Fehlerhafte Theorien. — Das physikalische Gesetz des Zweckes und des Materials erklärt die Form. — Hildebrand's und Jussieu's Erklärung. — Kapp's Organprojection. — Noiré's Ansicht. — Einfache und complicirte Formen. Die Bestimmung der einfachen Formen ist leicht zu erkennen. — Die Bestimmung der complicirten Formen ist schwer zu erkennen. Hieher bezügliche Beispiele. — Consequenz des physikalischen Gesetzes. — Nachweisung desselben am Obsidian, Flint und Hornstein. — An Steinarten anderer Zusammensetzung. — An einem hieher bezüglichen speciellen Beispiele. — Die Untersuchung der Bronzen kann diese Thatsache noch mehr beleuchten. — Die englischen Bronzen. — Die merowingischen Alterthümer. — Die Stockholmer Fibeln. — Die ungarischen Bronzen und ihr eigenthümlicher Typus. — Alle diese zeigen einen speciellen Typus, die Steinwerkzeuge haben keinen speciellen Typus. — Die Seltenheit der Steinwerkzeuge ist nicht auf mangelnde Entwickelung des Bedarfs zurückzuführen. — Nachweisung am Schwert, an der Nadel und am Celt. — Beschränktheit der Kunstentwicklung der Steinwerkzeuge. — Vom gewöhnlichen Typus abweichende Steinwerkzeuge stammen bereits aus der Metallzeit. — Der Dadaer Serpentin-Streitkolben. — Abweichungen der Steinwerkzeuge in der Manier. — Provinzialismus der ungarischen Steincultur. — Provinzialismus der skandinavischen Steincultur. — Die Besonderheiten in der Manier der Formgebung zeigen sich in der technischen Behandlung und in der Wahl des Materials. — Im Norden spielt der Flint die Hauptrolle, bei uns ist die Rolle des Flint eine untergeordnetere. — Besonderheiten in der Formgebung. — Im Norden ist die technische Entwicklung grösser als in Mittel- und Südeuropa. — Erklärung dafür. — Die localen Abweichungen sprechen für die Selbstständigkeit der Steincultur der betreffenden Gegend.

Ein eben solcher Fehler wäre es, wenn wir aus der Grundform der Steinwerkzeuge schliessen wollten, dass die ungarischen Steinwerkzeuge aus dem Norden zur Mittel-Donau gekommen sind. Die Basis dieser Folgerung wäre verfehlt.

Wohl darf man nicht leugnen, dass die skandinavischen Steinsachen in der Grundform kaum von den ungarischen abweichen [1]). Die vorherrschenden Typen von Steinsachen gehören da und dort zu der Gruppe der unentbehrlichen Waffen und Werkzeuge. Die hauptsächlich vorkommenden Gebrauchsartikel sind: Messerklingen, Feilen, Sägen, Meissel, Kratzer, Hobel, Hämmer, Beile, Streitäxte, Hacken, Keile, Schleudersteine, Pfeil- und Lanzenspitzen, Dolche, Schleifsteine, Amulete, Gewichte, Angeln, Fischstecher, Knöpfe, mit einem Worte, all die verschiedenen Werkzeuge und Waffen, welche überhaupt auf Steinzeitgebieten Europas, Amerikas, Asiens und Afrikas vorkommen. Aber ausser der Form stimmt

---

[1]) Vgl. Lubbock: Die vorgeschichtl. Zeit. I. 224.

[2]) Hier darf auch nicht unerwähnt bleiben, dass man sich im Norden um ein ganzes Jahrhundert früher an die Sammlung der Steinsachen machte. Stobäus trat schon 1738 im Wege der Presse gegen die Ansicht auf, welche in den Steinwerkzeugen „Gottespfeile“ und „Opfermesser“ erblickte, während dieselben seiner Ansicht nach Instrumente und Waffen sind. In Ungarn begannen Nicolaus Jankovich, Franz Kubinyi, Johann Érdi und Franz Kiss zuerst auf die Steinalterthümer zu achten und dieselben zu sammeln. Doch begann eigentlich erst seit dem Zusammentritt des Pariser internationalen archäologischen Congresses von 1867 (Compte rendu pag. 10, Arch. Ért. X, 238) in Folge der Aneiferung Rómer's das zielbewusstere Sammeln, während in Nord- und Mitteleuropa bereits Niederlagen von Steinalterthümern bestanden.

[1]) Franz Pulszky hat sich schon auf dem VIII. internationalen archäologischen Congress in diesem Sinne geäussert. (Compte-rendu de la VIII. Sess. 1876. I. 5 u. Arch. Ért. X. 237.) Seither haben auch Andere hervorgehoben, dass neben den dänischen gebogenen Messerklingen, Lanzen- und Pfeilspitzen auch die Kratzmesser der Eskimo in Siebenbürgen ihres Gleichen finden. (Téglás: A Petákvölgyi őstelepek Hunyadmegyében. Arch. Ért. Neue Folge. II. 106.) Sophie v. Torma hat auf die Aehnlichkeit einiger Exemplare von Steinwerkzeugen des Tordoser und Nándorer Thales mit den dänischen, schweizerischen, englischen, irländischen und denen von Mikenä aufmerksam gemacht. (Neolith kőkorszakbeli telepek Hunyadmegyében. Erd. Múzeum. VI. 140—142. 193. 204.)

auch die Verfertigungs- und, man möchte sagen, die Ausstattungsart der Werkzeuge in der ganzen Welt überein. Die Stich- und Hiebwaffen sind scharf und spitzig. Die Pfeilspitzen sind im Umrisse dreiseitig mit feingezahntem Rande, mit oder ohne in der Mitte vorstehendem Dorn. Die Lanzenspitzen und Dolche sind gebogen, unten mit einem kreissegmentförmigen Ausschnitt. Die Schleudersteine haben meist die Gestalt einer zusammengedrückten Kugel. Die Meissel sind mehrseitig, an der Spitze flach oder hohl geschliffen und oben mit einem Helm oder einer rundlichen Steinhandhabe versehen. Die Beile und Hacken sind dreiseitig, d. h. mit elliptischen, oder länglich vierseitig, d. h. mit parallelen Randrissen. Die Schaber sind unten breiter und ausgehöhlt. Die Stiellöcher der Steinbeile sind entweder nahe unter dem Helm oder in der Mitte. Die Stiellöcher selbst sind in der Regel rund gebohrt. Die Steinkeile sind entweder ohne Helm, oder sie besitzen einen vierseitig abgerundeten und zugespitzten Helm, oder aber sie sind flach. Die Schneide der Hacken und Meissel ist entweder gerade oder halbmondförmig gekrümmt. Die Amulete sind durchlöcherte, flache, viereckige oder birnförmige Steine [1]).

Mit einem Worte: In Hinsicht auf Grundform und Ausstattung gleichen sich die ungarischen und nordischen Steinsachen so sehr, dass wir uns im ersten Augenblick wahrlich nicht einmal in der Region einer fremden prähistorischen Cultur fühlen.

Daraus kann man aber noch lange nicht folgern, dass die ungarischen Steinsachen aus dem Norden herrühren. Die augenfällige Aehnlichkeit hat allerdings eine sehr naheliegende natürliche Ursache und Erklärung. Was nämlich nicht nur bei den ungarischen und skandinavischen, sondern bei sämmtlichen Steinsachen der alten und neuen Welt als Aehnlichkeit wahrzunehmen ist, kann durchaus nicht einzig aus der intellectuellen Gleichheit der fabricirenden Rassen, beziehungsweise aus dem gemeinsamen natürlichen Triebe, sondern muss grossentheils aus dem Bedarfszwecke der Werkzeuge, sowie aus dem Zwange des physikalischen Gesetzes, welches den Stoff beeinflusst, erklärt werden. Unrichtig ist auch die Theorie, welche die Werkzeuge „auf den Conflict des menschlichen Willens und der menschlichen Denkfähigkeit mit den vielfältigen Einflüssen der Aussenwelt“ zurückführen will [1]). Denn diese Theorie erklärt nicht die universelle Aehnlichkeit der Werkzeuge. Der Bedarfszweck und das physikalische Gesetz sind allein im Stande, neben der supponirten intellectuellen Kraft diese überraschende Erscheinung zu erklären. Der Zweck, welcher die Formen bedingte, war, man kann sagen, überall derselbe, da die menschlichen Bedürfnisse unter ähnlichen Verhältnissen immer und überall sich gleich manifestiren. Hildebrand leugnet daher mit Recht den Ursprung der Typen aus absichtlicher Thätigkeit, sowie er andererseits die überraschende Aehnlichkeit der ägyptischen und peruanischen Sachen gleichfalls als identisches Resultat der gemeinschaftlichen Bedürfnisse nachweist [2]). Schon lange vor ihm hat Jussieu die Aehnlichkeit der europäischen und amerikanischen Steinwerkzeuge als Resultat der „gemeinsamen Bedürfnisse“ erklärt [3]). Entsprechender ist gleichwohl die Erklärung, welche die Gestaltung der ersten Werkzeuge direct auf die Wirksamkeit der als Werkzeuge gebrauchten Körper-Glieder und Theile zurückführt. Kapp's sogenannte Organprojection lässt die urzeitlichen Werkzeuge aus der Function der Organe entstehen [4]). Noiré sieht in den urzeitlichen Werkzeugen die unbewusste Reproduction der Organe, hervorgegangen aus dem Bestreben, vor Allem die Wirkung der Glieder zu unterstützen und dann diese durch die Hand allein zu ersetzen, wobei der Mensch nothwendig zu solchen

---

[1]) Die Beschreibung der Form der heimischen Steinwerkzeuge verdanken wir Römer, Lehoczky, Lipp, Ebernhöch, Baron Eugen Nyáry, Sophie v. Torma und Anderen. Die skandinavischen sind von Thomsen, Hildebrand, Montelius, Worsaä, Engelhardt, Aspelin, Lorange, Steinhauer und Anderen beschrieben worden, aber von Niemandem mit so musterhafter Genauigkeit und so systematisch, wie von Nilsson in seinem grossen und werthvollen Werke: Das Steinalter oder die Ureinwohner des skandinavischen Nordens, Capitel I und II, wo auf XVI Tafeln dem Texte auch zahlreiche Abbildungen beigegeben sind. Deutliche, aber allgemeine Beschreibungen finden wir auch bei Lubbock (Die vorgeschichtliche Zeit. I, 70—101) und bei Rauber (Urgeschichte des Menschen. I, 46—49), bezüglich der Beile aber bei Fischer (Vergleichende Betrachtungen über die Form der Steinbeile auf der ganzen Erde. Mitgetheilt im Kosmos 1881—1882. V. Jahrg. X. Bd., pag. 117—133, Tafel II—IV und 38 Holzschnitte).

[1]) Das ist namentlich Reuleaux' Theorie. Siehe: Ueber die Entwicklung des Werkzeugs bei den Völkern des Südens und des Orients. Kosmos. 1882. VI. Jahrg. XI. 303—305.

[2]) Das heidnische Zeitalter in Schweden. pag. 19 und 23.

[3]) De l'origine et de l'usage des pierres de foudre. Ersch. in d. Mém. Acad. Scien. Jahrg. 1723. pag. 6.

[4]) In seinem Werke: Grundlinien einer Philosophie der Technik. Vgl. auch Kosmos 1882. VI. Jahrg. XI. 304.

Formen und Gegenständen gelangte, wie sie die Natur selbst hervorzubringen pflegt [1]). So sind denn die Formtypen bei den Steinsachen factisch nicht so das Resultat der intellectuellen Kraft des Handwerkers, als wie es Typen der Thon- oder Metallartikel sind. Die Form der Steinsachen beruhte auf ihrem Zwecke. Ihr Zweck war, für Wirthschaft und Haushaltung (insoferne man diese Worte auf jene gesellschaftlich unentwickelten Urzeiten anwenden kann), für Vertheidigung und Kampf, zum Theil auch als Schmuck zu dienen. Es gibt kein primitives Werkzeug, dessen Gestalt nicht der Zweck vorgeschrieben hätte. Für die zum Schlagen bestimmten Werkzeuge lieferte die Faust, für die zum Schneiden die offene Handfläche, für die zum Graben und Bohren der gekrümmte oder ausgestreckte Finger, für die zum Hauen der ausgestreckte Arm das Muster. Durch die Faust wurde die Stumpfheit, durch die flache Hand die Schärfe vorgeschrieben. Der Zweck bestimmte auch die Gestaltung des Griffes und der Lanzenspitze. Die Pfeilspitzen mussten nothwendig mit unten breiter werdenden spitzigen Enden, den sogenannten Widerhaken, versehen sein. Ihr Zweck war, dass sie, in den Körper eingedrungen, aus der Wunde nicht herausgezogen werden konnten. Das erreichten sie auch durch die vorstehenden Widerhaken. Der Zweck der Lanzenspitze war, in den Körper einzudringen, jedoch so, dass sie ihr Handhaber sofort wieder herausziehen konnte. Die Lanzenspitze musste daher den Widerhaken entbehren, wie er denn auch allen ohne Ausnahme fehlt, indem sie insgesammt unten abgerundet sind. Diejenigen haben also Recht, welche den Grund der auffallenden Aehnlichkeit der nordischen, amerikanischen, asiatischen und polynesischen Steinwerkzeuge in der „grössten Natürlichkeit der Form" finden. Das sind die ersten Formen, wie sie der Geist einfacher und natürlicher nicht erdenken konnte [2]).

Es ist also auch nicht überraschend, dass wir die Bestimmung der Steinwerkzeuge sofort erkennen. Wenn es einige Steinsachen der Steinzeit gibt, deren Zweck wir nur errathen und nicht bestimmt wissen, so rührt das hauptsächlich daher, dass wir in den Formen nicht die auf der Function der Körperorgane beruhenden Werkzeug-Typen vertreten sehen. Das sind willkürliche, also schon aus rein intellectueller Auffassung hervorgegangene complicirte Werkzeuge und daher verschiedenartig zu deuten [1]). Der grösste Theil der Steinsachen lässt uns jedoch keinerlei

[1]) In seinem Werke: Das Werkzeug und seine Bedeutung für die Entwicklungsgeschichte der Menschheit. Vgl. Dr. A. Rauber: Urgeschichte des Menschen. I. 31, und Kosmos 1882, VI. Jahrg. XI. 304.

[2]) Worsaä: Dänem. Vorz. pag. 19. Lubbock: Die vorg. Zeit. I. pag. 56.

[1]) Hieher gehören einige an der Seite mit einer Furche versehene massive Steine, dann einige ausgehöhlte und einige in der Mitte durchlöcherte, ringförmige Steine. Nach Römer sind die gefurchten Steine Schleudersteine und die Furche diente für den Riemen. (Mürégészeti Kalauz. I. 13.) Offenbar ist aber diese Behauptung irrig, da man nicht annehmen kann, dass der Urmensch auf die Verfertigung solcher Steine, die er von sich warf, viel Sorgfalt, grosse Mühe verwendet hätte. Aus diesem Grunde glaube ich auch, dass die Behauptung Lubbock's, wonach „wunderschön gearbeitete" Schleudersteine existiren (Die vorg. Zeit. I. 94.), nicht mit der Wahrheit vereinbar ist. Uebrigens hat auch schon Nilsson diesbezüglich gründliche Bemerkungen gemacht. (Das Steinalter p. 27 u. 44.) Zum Gegenbeweis darf man sich absolut nicht auf einige hübsch gearbeitete Pfeilspitzen berufen. Der Pfeil ist wohl eine Waffe, welche der Benützer von sich fortfliegen lässt; doch hat er offenbar stets Hoffnung, sie nach dem Schusse wiederzufinden. Bei dem Schleudersteine hat eine solche Hoffnung kaum vorgewaltet. Römer erwähnt den Weinhüter der Hegyalja, welcher auch heute noch gegen die Staare die Schleuder braucht; ob er sich aber dabei gefurchter Steine bedient? Er nimmt die Steine, wie er sie im nächsten Bache oder an der Berglehne findet. Auch dem Urmenschen haben nur die Rollsteine der Bäche und die Bruchstücke des Berggesteins als Schleudersteine gedient. Die Furchen-Steine hatten ohne Zweifel einen andern Zweck. Sie dienten wohl eher als Fischnetzbeschwerer oder sonst zum Versenken. Die ausgehöhlten Steine hält man für Arbeitssteine. (Lubbock l. c. 118. Abbild., I, 96, und Nilsson: Das Steinalter, pag. 17—21. Montelius: Führer durch das Museum in Stockholm. Ausgabe 1876, pag. 4.) Diese Bedeutung derselben hat jedoch Breitenbach in Zweifel gezogen, obwohl er ihren Zweck nicht bezeichnete. (Eine ethnologische Sammlung aus der südbrasilianischen Provinz Rio Grande do Sul. Mitgetheilt im Kosmos v. 1882, VI. Jahrg. XI. 282.) Dass es Arbeitssteine sind, dafür ist die Evidenz wahrlich nicht zwingend. Eben Breitenbach hält auch den Zweck der als Fischnetzgewichte bezeichneten Steinsachen nicht für evident. Nach ihm wäre es möglich, dass sie diesem Zwecke gedient haben, doch macht er darauf aufmerksam, dass ähnliche Steine in Südamerika beim Einfangen der Rinder als Bolas benützt werden. Er glaubt, dass sie eher zu diesem Zwecke dienten, und seiner Ansicht schliesst sich auch die Redaction des Kosmos an. (Kosmos. XI. 282.) Darauf bemerke ich jedoch, dass wir uns dieser Ansicht insolange nicht anschliessen können, bis wir nicht mit der Frage im Reinen sind, wann der Urmensch die Hausthiere in der Hauswirthschaft zu benützen begann. — Endlich können wir über den Zweck der in der Mitte durchlöcherten Ringsteine nicht bestimmt entscheiden. Baer hält sie für Netzbeschwerer. (Der vorgeschichtliche Mensch. 170.—171. Abbildung.) Die Deutschen möchten sie als Spinnwirtel ansehen, weil sie den unter diesem Namen in den schweizerischen Pfahlbauten figurirenden Thon-

Zweifel über ihre einstige Bestimmung. Dies erklärt sich aus der Einfachheit der Form. Und dass es wirklich die einfachste Urform ist, zeigt der Umstand, dass sie auch heute noch nicht aus der Mode gekommen ist. Unsere Hacken, Beile, Meissel, Aexte und Hämmer sind auch heute noch, was sie vor Jahrtausenden waren; dagegen hat wieder die Bronzezeit Formen und Werkzeuge, deren Gleichen wir heute nicht mehr im Gebrauche der Völker finden, ja, die wir uns überhaupt nicht erklären können. Ich nenne nur die Spiralen, die flachen Drahtgewinde, die brillenförmigen Draht-Convolute oder einige armringartige Fabrikate. Die Spiralen, welche täuschende Ebenbilder der Metallfedern unserer Sitzmöbel sind, hat man Armwehren getauft. Unter diesem Namen sind sie allgemein bekannt; aber der Umstand, dass sie an einem Ende mit einem Deckel-Drahtblatt geschlossen sind, macht es zweifellos, dass sie — von anderen charakteristischen Eigenthümlichkeiten abgesehen — keine Armwehren sein konnten. Bezüglich der flachen Drahtgewinde glaubte man, dass sie Hand-Schutzwaffen seien, welche am Arme angebracht, die Handoberfläche schützten. Sobald wir aber ein solches Zeug auf unsern Arm nehmen, überzeugen wir uns sofort, dass diese Annahme in das Reich der Absurditäten gehört. Den brillenförmigen Draht-Convoluten hat man nachgesagt, dass sie Fibeln seien, obwohl ihnen doch das unausbleibliche, wichtigste, weil nothwendigste Merkmal der Fibel fehlt, nämlich die Nadel. Zahlreiche Armring-Fabrikate werden nur ihrer Form wegen für Armringe gehalten, doch für was für Hände konnten sie gemacht sein? Bei gar vielen wäre auch noch die kleinste Kinderhand zu gross im Verhältniss zu ihrem Durchmesser. — Man hat sie auch Ringgeld genannt. Diese Ansicht ist jedenfalls verständlicher, aber entschieden ist auch sie nicht bis zum heutigen Tage.

Es kann demnach keinem Zweifel unterliegen, dass die Gleichförmigkeit der Steinsachen eine nothwendige ist, während die der Bronzen es nur zum Theil ist. Wenn wir in der Reihe der Bronzen und der Metalle überhaupt gleichförmige Gestalten und Typen finden, so ist dies eine Folge der Einfachheit der Form. Aber die Gleichförmigkeit der Bronzen ist, wenn sie nicht in den einfachsten, schon aus der Steinzeit übernommenen Geräthen erscheint, schon keine nothwendige mehr. Sie kann zufällig oder die Folge gemeinsamen Ursprungs sein.

Doch ich habe erwähnt, dass wir die Formengleichheit auch aus dem Zwange des das Material beeinflussenden physikalischen Gesetzes erklären müssen. Dies ist auch in der That so. Der Obsidian, der Flint, der Hornstein spalten sich nach demselben Gesetze. Die Beschaffenheit der Spaltung ist bei den beiden ersten durch den vorzugsweise muschligen, bei dem dritten aber vorzugsweise faserigen Bruch bedingt; sodann auch durch die äussere Beschaffenheit des spaltenden Instruments und beziehungsweise durch die Qualität der Spaltungsmethode. Wenn wir die Flächen eines Feuersteines mit einem abgerundeten Hammer schlagen, so erzeugt der Schlag einen muschligen Bruch. Seine Form hängt in der Regel von der Form des Hammers ab. Wenn der Schlag nicht die Seite, sondern eine Kante des mehr, weniger viereckigen Feuersteines trifft, dann erhalten wir einen im Beginn ganz oder fast ganz halbkegelförmigen Bruch, der unten mehr und mehr flach wird. Das Resultat ist ein klingenartiger Span mit einem schiefen, dreieckigen Querschnitt [1]).

Bei anderen Steinarten hängt die Bearbeitung durch Bohren, Poliren und Schneiden in gleicher Weise von ihren krystallinischen, klastischen oder locker gefügigen Eigenthümlichkeiten ab. Aus den Felsgesteinen mit schiefriger oder den Mineralien mit blättriger Structur lassen sich keine so convex gearbeiteten Sachen herstellen, wie aus den nicht schiefrigen und nicht blättrigen Steinarten. Daher die zahlreichen Verschiedenheiten der flachen und convexen Sachen [2]). Doch lässt sich die Frage auch an einem speciellen Beispiele klar verstehen. Der skandinavische Handwerker der Steinzeit hatte es zweifellos in der Technik der Steinspaltung und Bearbeitung weit gebracht. Er verstand sich nicht blos auf das prächtige Poliren, sondern auch auf das Durchbohren der Steinsachen. Auch bei uns und anderswo hat man dieselben durchbohrt. Die Feuersteinsachen sind dagegen nirgends durchbohrt; denn

---

scheiben gleichen. Nach Breitenbach haben sie gelegentlich vielleicht auch zu diesem Zwecke gedient; doch leugnet er, dass sie ausschliesslich dazu verfertigt worden wären. In diesem Falle hätte man sie allerdings nicht so regelmässig verfertigen und dann auch noch glätten müssen. Er macht darauf aufmerksam, dass ähnliche Gegenstände in Amerika als Streitkolben, Streitäxte gebraucht werden und hält es daher für wahrscheinlich, dass sie auch vor Alters zu einem solchen Zwecke dienten. (Kosmos XI. 281.) Es ist übrigens klar, dass dies nur als eine neuere Ansicht gelten kann. Die Sache selbst bleibt uns auch in Hinkunft räthselhaft.

[1]) Lubbock: Die vorg. Zeit. I. 78—79.

[2]) Fischer: Kosmos, V. Jahrg., X. Bd., pag. 123.

jene Technik, welche im Stande war, den Basalt, Trapp, Gneiss ohne Inanspruchnahme von Metallwerkzeugen mit überraschender Präcision zu durchlöchern, litt beim Obsidian, Feuerstein und Kiesel schon an der physikalischen Beschaffenheit des Materials Schiffbruch. Wenn hie und da ein durchlöcherter Flint vorkommt, wie in den Museen von Kopenhagen und Stockholm, so ist dies keine Errungenschaft der gewerblichen Kunst, sondern blos die Folge eines in den Stein eingeschlossenen und aus demselben herausgefallenen Kreidekernes [1]).

Die primitive Technik ist demnach bei der Verfertigung der Steinsachen durch das Physicum des Materials viel mehr beeinflusst worden, als bei der Aufarbeitung des nachgiebigeren und nach Belieben zu behandelnden Thons und später der Metalle [2]). Daher kommt es, dass während die äussere Gleichförmigkeit der Steinsachen Europas, Amerikas, Indiens, Australiens und der Inselwelt der Südsee auffallend ist [3]), die Thonsachen der Neolithperiode bereits nicht nur durch ihre Nuancen bildenden verschiedenen Manieren, sondern auch als Typen zu

[1]) So erklärt es auch Montelius (Führer, pag. 10) und Lubbock (Die vorg. Zeit. I, 89).

[2]) Es ist eigenthümlich, dass die Alterthumsforscher diesen auf der Hand liegenden Umstand bisher nicht gehörig gewürdigt haben. Selbst Nilsson, der den richtigen Satz aufgestellt hat, dass „die Aehnlichkeit zweier Gegenstände durchaus nicht für deren gemeinsamen Ursprung zeugt", neigt zu der Ansicht, die Aehnlichkeit verschiedener Steinsachen könne uns nur vermuthen lassen, dass die Menschen, welche dieselben verfertigten, in Kunstfertigkeit einander gleich waren und dass man die Aehnlichkeit ihrer Fabrikate aus dem „Instinct" erklären müsse. (Das Steinalter. Vorwort pag. XII und XIII und ebenda pag. 34 und 81.) Wurmbrand erkennt richtig die „Zweckmässigkeit" und die „directe Nachahmung der Natur" als Einflüsse, welche die Formgebung bestimmen. (Ueber die Elemente der Formgebung und ihre Entwicklung. Mitgetheilt in den Mittheil. d. Anthr. Gesellschaft in Wien. 1882. XII, 26—27.) Aber er hat den Einfluss des Materials ganz aus den Augen verloren. Das letztere kann man auch von Lyell sagen, welcher in dem identischen Charakter der Steinwerkzeuge verschiedener Orte und Zeiten blos die gemeinsame intellectuelle Unfähigkeit erkennen will. Des Materials gedenkt er mit keinem Worte. (Das Alter d. Mensch., pag. 306—307.) Fischer und nach ihm Rauber möchten wohl auch das Material berücksichtigen, doch auch nicht ganz in dem hier von uns gebrauchten Sinne. Nach ihnen muss man bei der Bearbeitung der Steinsachen wohl die Natur des Materials auch in Betracht ziehen, Hauptsache ist aber die Form. (Urg. d. Menschen. I, 42—44.) Da aber die Form bei den glasartigen Steinmaterialien mit muschligem Bruch nothwendig, durch die Natur bestimmt ist, kann die Form bei Bestimmung der Steinsachen doch thatsächlich nicht mehr die Hauptsache sein.

[3]) Dies konnte man auf der Wiener Weltausstellung gut beobachten, wo spanische, italienische, schweizerische, dänische, österreichische, amerikanische und indische Exemplare nebeneinander gestellt waren. (S. Dr. Much: Ueber die Resultate der Weltausstellung in Wien in urgeschichtlicher Beziehung. Mitgetheilt in den Mittheilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien. Jahrg. 1874, IV. 19.) Uebrigens verkündigen auch die ethnographischen Sammlungen laut die überraschende Aehnlichkeit der Steinfabrikate der urzeitlichen und der heutigen Naturvölker. Jussieu hat schon 1723 die grosse Aehnlichkeit der europäischen und amerikanischen Steinwerkzeuge wahrgenommen. (De l'origine et de l'usage des pierres de foudre, pag. 6.) Worsaä hat 1844 auf die auffallende Formenähnlichkeit der nordischen urzeitlichen und der japanischen, amerikanischen und polynesischen neueren Steinsachen aufmerksam gemacht, „als ob sie insgesammt von der Hand eines und desselben Menschen verfertigt worden wären". (Dänemark's Vorzeit, pag. 19.) Noch später hat Nilsson auf die vollkommene Aehnlichkeit der skandinavischen urzeitlichen, und der südamerikanischen, cálifornischen, pennsylvanischen, chilenischen, patagonischen, neuseeländischen, otaheitischen, pitcairnischen und der von den Kurilen-Inseln stammenden Steinsachen aufmerksam gemacht. (Das Steinalter d. skand. Nordens. VI, pag. 1 u. 29, 30, 33, 34, 36, 40, 47—49, 51, 75, 79, 81.) Nach ihm ist die Aehnlichkeit Mancher so gross, dass sie, selbst durch das Mikroskop betrachtet, in Hinsicht auf Form und Arbeit bis in die kleinsten Details so vollkommen übereinstimmen, als ob sie am selben Tage und von derselben Hand verfertigt worden wären. Wer die auf seinen Tafeln mitgetheilten prähistorischen Urformen mit den auf den Tafeln von Strobel's Materiali di paleontologia comparata mitgetheilten vergleicht, wird sich von der Wahrheit der Behauptung überzeugen müssen. Aus demselben Gesichtspunkte erwähnt Hildebrand die Werkzeuge der Inselbewohner der Südsee (Das heidnische Zeitalter in Schweden, pag. 19), Semper hingegen die Aehnlichkeit der Steinsachen der europäischen Pfahlbauten mit den auf den Philippinen vorfindlichen (Die Philippinen. Würzburg, 1869, pag. 61) und Doughty die auffallende Aehnlichkeit der Maaner Steinsachen im Edomiter-Gebirge mit denen des Somme-Thales. (Prähistorische Steinwerkzeuge aus dem Edomiter-Gebirge. Ersch. in den Mittheil. der Anthr. Gesellsch. in Wien. VI, 57—58.) Dawkins führt als besonderes Beispiel ein in der Victoriahöhle Englands in einer Neolithschichte vorgefundenes Beil an (das eine Grünstein-Varietät bildende Material desselben hat Windham Melaphyr genannt), welches gegenwärtig Eigenthum der Philosophical Society von Leeds ist. Dieses Beil hat eine auffallende Aehnlichkeit mit den bei den Südsee-Insulanern, namentlich bei den Tahitiern gebräuchlichen Steinbeilen. Die Aehnlichkeit ist so gross, dass mancher Archäologe, wenn er nicht wüsste, dass es aus den Händen des Entdeckers Jackson direct in die Leedser Sammlung gelangt ist, es für eines aus der Südsee halten würde. (Die Höhlen u. d. Ureinw. Europas, pag. 87, mit Abbildg.) Lubbock macht auf die Aehnlichkeit der schweizerischen Hacken, Steinbeile und Splitter mit den afrikanischen und amerikanischen Exemplaren aufmerksam (Die vorgesch. Zeit. I, pag. 86, 244); derselbe ferner auf

betrachtenden Abweichungen auffallen [1]). Die Untersuchung der Bronzen mag diese Thatsache noch besser beleuchten. In England, besonders in Kent, Berkshire und Cambridgeshire sind die Bronzetypen unvergleichlich mehr charakterisirt, als die ebendaselbst reich vertretenen Formvariationen der Steinzeit. Die sogenannten merowingischen Alterthümer, welche von den Pyrenäen bis zur Weichsel, von den Alpen bis zu den Karpathen, jenseits des Pas de Calais und des Sund so häufig vorkommen, zeigen neben einer und derselben nicht zu verkennenden, nicht klassischen Hauptgrundform eine fast endlose Reihe von Nebengrundformen und decorativen Variationen. Die Formenmannigfaltigkeit der im Stockholmer Museum sichtbaren Fibulae bildet einen in die Augen fallenden scharfen Gegensatz zu der consequenten Starrheit und Gleichförmigkeit der Steinsachen. In Russland, Italien und Griechenland wiederholt sich diese Erscheinung [2]). Aber auch die Bronzen des Beckens der mittleren Donau sind viel zu entwickelte Typen gegenüber den Erzeugnissen der übrigen Bronzegegenden, als dass sie in dieser Hinsicht mit den Abweichungen unserer Steinsachen auch nur verglichen werden könnten. Es charakterisirt eben unsere Bronzen, dass sie einen besonderen Typenkreis bilden, der sich scharf abhebt von allen jenen Bronzen, die von Japan bis zum atlantischen Ocean verfolgt werden können [3]). Und die Kenner der Bronzen leugnen auch nicht, dass man in den ausländischen Museen unsere Bronzen fast immer leicht erkennen kann, meist nach der Form, aber daneben auch nach der technischen Ausführung und manchmal auch nach den hie und da erscheinenden Verzierungen. Die siebenbürgischen und ungarischen Sicheln, deren Eigenthümlichkeit es ist, dass sie an den in den Stiel gehörigen Enden einen hakenförmigen Fortsatz besitzen, sind so charakteristisch, dass ihre Specialität auch im Auslande anerkannt wird. Ausserhalb unserer Grenzen ist bisher kein einziges Exemplar dieses Typus gefunden worden, und man kann daher mit Recht annehmen, dass das die eigenthümliche Form des ungarischen Bronzegebietes ist, welche sich ausschliesslich in dieser Gegend entwickelt hat [4]). Andererseits besitzen die Schalenschwerter, welche unter unseren Bronzen so häufig sind, ein so grosses Verbreitungsgebiet, dass es beinahe mit der mittleren Donaugegend zusammenfällt [5]). Auch die aus den Funden von Hódmezővásárhely, Szeged, Ordas, Keszthely, Tiszafüred und Nagyfalu, sowie die aus anderen geöffneten urzeitlichen Gräbern unseres Vaterlandes bekannten Bronze-Riemenschlüsse kommen kaum im Auslande vor und gehören gewiss zu den Eigenthümlichkeiten der ungarischen Funde [6]). Auch

---

die haarscharfe Aehnlichkeit der urzeitlichen Kratz- und halbmondförmigen Werkzeuge mit den heutigen Kratzwerkzeugen der Eskimos und der Neuseeländer (ebenda, I, 89, 91. II, 202). Die Beile der dänischen Kjökkenmöddinger nennt er ähnlich den Steinbeilen der Südsee-Insulaner (ebenda, I, 238). Mestorf macht gleichfalls aufmerksam, dass eine Steinhacke aus der Ufergegend des Rio Negro im Hamburger ethnographischen Museum das täuschende Ebenbild der skandinavischen urzeitlichen Hacken ist. (In einer Anmerkung zur deutschen Uebersetzung von Nilsson, a. O. p. 55, 3. Anm.) Sophie v. Torma endlich macht auf die Aehnlichkeit einiger Steinwerkzeuge von Nándorválya mit australischen und caledonischen Steinwerkzeugen aufmerksam. (Erdélyi Múzeum, VI, 193.)

[1]) Dies hat Römer im Mûrégészeti Kalauz I, 16, sehr richtig hervorgehoben.

[2]) In Hinsicht auf all dies s. Worsaä's Studie: Trouvailles de l'age du bronze in d. Compte-rendu 1876, I, 236—243. Ausserdem d. Mittheilungen der Anthropolog. Ges. in Wien. VIII, 28 und d. Arch. Ért. X. 250.

[3]) Die Typeneigenthümlichkeit der ungarischen Bronzen hat Pulszky auf dem VIII. internationalen archäologischen Congress hervorgehoben. (Compte-rendu I., pag. 5—6 und Arch. Ért. X, 237.) Bei derselben Gelegenheit machte auch Römer den Congress auf den besonderen Charakter unserer Bronzen, nicht blos in den Hausgeräthschaften und Waffen, sondern auch in den Schmucksachen, aufmerksam und eben diese Besonderheit unserer Bronzen sprach am eindringlichsten dafür, dass der Stockholmer Congress Ungarn zum nächsten Versammlungsorte wählte. (Compte-rendu I, pag. 14—15. Arch. Ért. X, 239. Mittheilungen d. Anthr. Gesellschaft in Wien, VIII, 20.) Unter den Ausländern erklärt Worsaä, dass es in Ungarn Bronzetypen gibt, die sonst nirgends vorkommen. (Trouvailles de l'age du bronze. Compte-rendu, I, 236—243. Mittheil. der anthr. Gesellschaft, VIII, 28.) Evans hat gleichfalls hervorgehoben, dass der Typus der ungarischen und altskandinavischen Schwerter ein ganz anderer ist, als der der englischen und bretagnischen Schwerter. (Compte-rendu, I, 302.) Hildebrand anerkennt ebenfalls eine besondere ungarische Bronze-Provinz, deren Grenzen sich nach ihm bis nach Galizien und vielleicht auch nach Rumänien erstreckten. (L'age du bronze au Nord. Compte-rendu, I, 246—247. Arch. Ért. X, 251.) Noch eingehender behandelte Ingvald Undset in seinem 1880 in Christiania erschienenen Werke „Études sur l'age du bronze de la Hongrie" diese Frage.

[4]) Dies wird zwar von Lindenschmit in seinem neuesten Werke (Handbuch d. deutschen Alterthumskunde 1880) geleugnet, aber Pulszky hat richtig auf die Irrthümer des berühmten deutschen Gelehrten hingewiesen. (Arch. Ért. neue Folge, I, 147.)

[5]) Hampel: Ueber d. ungarischen Bronzeschwerter. Arch. Ért. XI, 50. S. ausserdem Arch. Ért. XIV, 228.

[6]) S. ihre Abbildg. im Arch. Ért. neue Folge I, p. 151 u. 158, bei Ortvay: A magy. nemz. múz. érem-és régiségosztálya, 1874-ben.

jene ackergeräthähnlichen Fibulae[1]), sowie die aus der Zeit der ungarischen gefächerten Goldschmiedarbeiten stammenden cicaden- und auclaphusähnlichen Gewandspangen, welche sich im Nationalmuseum in grosser Zahl finden, bilden eine eigenthümliche, bisher im Auslande nicht gefundene Form[2]). Und so können wir uns bezüglich der Thone und Bronzen auf wahrhaftige Typen berufen. Bezüglich der Steinsachen aber kann bei uns und anderswo höchstens von Modificationen, abweichenden kleineren Nuancen die Rede sein, welche an der nach dem Gebote des physikalischen Gesetzes gebildeten Urgrundform wahrnehmbar sind.

Können wir ferner verkennen, dass, sowie man zur Bearbeitung der Metalle gelangte, auch die Werkzeuge sich sofort beträchtlich vermehrten? Die Kupfer- und Bronzezeit brachte Werkzeuge in Gebrauch, wie sie die Steinzeit nicht kannte, nicht gebrauchte; so die Schwerter, Sicheln, Spiralen, Ohrgehänge, Armringe, Brustnadeln, Ringe und eine ganze Menge anderer Dinge[3]). Ist dieser grosse Fortschritt aus den entwickelteren Ansprüchen hervorgegangen? Im ersten Augenblicke möchte man dies glauben, und doch wäre diese Annahme sehr verfehlt. Wohl ist es unleugbar, dass in dem Masse, als die Ansprüche sich vermehren, auch die zu deren Befriedigung nöthigen Werkzeuge sich vermehren; dass aber die neuen Werkzeuge der Bronzezeit durchaus nicht ausschliesslich das Resultat der grösseren Culturentwicklung sind, das lehrt uns eins und das andere der neuen Werkzeuge deutlich verstehen. So das Schwert und die Nadel. Das Schwert und die Nadel sind durchaus keine Erfindung der Metallzeit. Ihre Nothwendigkeit fühlte auch schon der Mensch der Steinzeit. Das beweist zweifellos das Holz- und Knochenschwert und die Knochennadel der Steinzeit[4]).

Gleichwohl gibt es kein Steinschwert und keine Steinnadel weder bei uns noch anderswo, noch bei denjenigen Völkern, welche auch heute noch in der Steinzeit leben. Jene Menschen also, welche das lebhafte Gefühl der Nothwendigkeit des Schwertes und der Nadel besassen, haben weder ein Schwert noch eine Nadel aus Stein bereitet. Der Grund dafür ist: weil sie sie vom Gesichtspunkte des Materials aus nicht verfertigen konnten. Erstens verfügte der Mensch des Steinalters nicht über passende Steinstücke, welche für ein Schwert ausgereicht hätten. Die grössten Flintsplitter gehen nicht über 45 cm Länge[1]). Und

---

[1]) Hampel: Arch. Ért. XIV, 314—315.

[2]) Pulszky: Rekeszes ötvösség Magyarországon. Arch. Ért. neue Folge 1881, I, 150.

[3]) Sehr richtig schreibt Lubbock: Niemand kann die Eintönigkeit verkennen, die in einer der Steinzeit entnommenen Sammlung herrscht. Wie gering und einfach müssen die Hilfsmittel der Steinarbeiter gewesen sein! Im Bronzealter hat sich die Sachlage geändert. Man trifft nicht nur wie früher Aexte, Pfeile und Messer, sondern noch ausserdem Schwerter, Lanzen, Sicheln, Ohrringe, Armspangen, Nadeln, Ringe und eine Fülle von anderen Gegenständen. (D. vorg. Zeit. I, 14.) Uebrigens hat auch schon Lyell eine hieher gehörige Bemerkung in solchem Sinne gemacht. (D. Alt. d. Mensch., pag. 299.)

[4]) Der Gebrauch des Holzschwertes hat, wie er bei den heutigen polynesischen Wilden, ferner bei den Mexikanern und Yucatekern herrscht (Peschel: Völkerkunde, pag. 188 und 198), auch in der europäischen Ursteinzeit geherrscht. Nach Peschel wäre gerade das Schwert die älteste und wirklichste Kriegswaffe gewesen. Die Schneide des Holzprügels wurde mit scharfen Steinen ausgelegt, oder er wurde auch ohne diese Steine als Schwert gebraucht. Den Gebrauch des Holzschwertes in der Ursteinzeit beweist der Fund von Drumkollin. In Irland hat man nämlich in dem Moor von Drumkollin, in einer Tiefe von 14 Fuss, unter den Ueberresten einer aus Baumstämmen erbauten Hütte neben Steinwerkzeugen auch ein Holzschwert gefunden. Möglich, dass in den schlammbedeckten Ueberresten von Pfahlbauten noch mehr solche Holzschwerter zum Vorschein kommen werden, welche, ehe sie verbrennen oder verfaulen konnten, unter den Schlamm geriethen. (S. Stefan Pauer v. Kápolna: A kőkorszakban használt kardok. Ersch. im Pulszky-Album. Budapest, 1885. pag. 37—38.) Bemerkenswerthe Exemplare von Knochenschwertern sind in der Steetener Höhle erhalten worden. Dieses Schwert ist aus Mammuthsknochen verfertigt worden und konnte nur in einer Zeit verfertigt werden, wo der Knochen noch in frischem Zustande war. Es beweist also die Gleichzeitigkeit des Menschen mit den Urthieren. (Schaaffhausen: Annalen d. Vereins für nassauische Alterthumskunde 1879, XV. Bd. Derselbe: Funde von Mammuthresten in Niederösterreich. Mitth. d. Anthr. Ges. in Wien, 1882, XII, 62—63.) Ein ähnliches Knochenschwert fand Zawisza in der Krakauer Mammuth-Höhle. (Mitth. d. Anthr. Ges. XII, 63.) Was aber die Knochennadel betrifft, so ist dieselbe sehr häufig in den Funden und so alt, dass Schmerling sie in den belgischen Höhlen mit den Knochen der ausgestorbenen Urthiere in derselben geologischen Schichte fand. (Lyell a. a. O. pag. 38.)

[1]) Der bei Montelius beschriebene prächtige Flintdolch von Westgotland, der grösste Dolch des Stockholmer Museums, ist etwas länger als 26 cm. (Führer durch das Museum in Stockholm, pag. 17, 20. Abbildg.) Das grösste Flintbeil desselben Museums hat 42 cm (ebenda, pag. 6). Ein anderes Beil, das als ausserordentlich gross bezeichnet ist, hat 41·9 cm (ebenda, pag. 19). Bei Engelhardt wird die grösste Flint-Lanzenspitze als 44 cm lang beschrieben. (Das Mus. für Nord. Alterth. in Kopenhagen 1880, pag. 6.) Lubbock erwähnt, dass der grösste Feuersteinsplitter, den er gesehen, der von Pauilhaic, 13½ Zoll lang ist. (Die vorg. Zeit, I, 80.)

auch solche sind nur in Skandinavien zu finden, anderswo sind sie schon viel kleiner. Unser grösster Obsidian-Nucleus ist der von Debreczin. Seine Grösse beträgt im Ganzen 7·1 cm [1]). Die Breite der Flint- und Obsidiansplitter kann mit Rücksicht auf die für ein Schwert nöthige Klingenbreite absolut gar nicht in Betracht kommen. — Aus einer anderen Steinart wäre vielleicht eher ein Schwert herauszubekommen gewesen, aber offenbar nur, wenn dem Verfertiger ein Metallwerkzeug zur Verfügung gestanden wäre; aber dieser Fall kam nicht vor. Das Fehlen des Steinschwertes hat aber auch noch einen andern Grund. Auch dieser liegt blos im Material selbst. Denn angenommen, der Mensch der Steinzeit hätte über das zu einem Schwert erforderliche Steinmaterial verfügt, so würde er doch auch in diesem Falle kein Steinschwert verfertigt haben, weil es kein Steinmaterial gibt, das ein daraus geschnitztes oder gespaltenes Schwert praktisch verwendbar gemacht hätte. Sei nun das Steinmaterial hart oder weich, spröde oder zäh, das daraus verfertigte Schwert würde unbedingt sofort beim ersten Hieb zerbrechen; denn es gibt keinen Stein, welcher über die Rückwirkung des aus dem Schlag entstehenden Stosses mit der gleichen Consistenz wie das Metall triumphiren könnte. Aus diesem Grunde halte ich auch die Ansicht Derjenigen für unannehmbar, welche in einigen Steinsachen knüttelähnliche Schlagwerkzeuge, Streitkolben zu erkennen meinen [2]). Gleichfalls in Folge der Unverwendbarkeit des Materials kannte und gebrauchte die Steinzeit auch keinen Steinkolben. Sie gebrauchte den Holzknüttel, den Prügel, der ihrem Bedürfnisse vollkommen entsprach. Von einem Steinkolben könnte nur insofern die Rede sein, als durchbohrte Steinkugeln oder Steinsterne am Ende eines Holzstieles verwendet wurden. Der Griff bestand bei Beiden jedenfalls aus Holz.

Die Steinnadel, die ich auch als Beispiel erwähnte, fehlte dem Menschen der Steinzeit gleichfalls. Er bediente sich der Knochennadel, welche in zahlreichen Exemplaren überall erhalten blieb, wo der Steinzeitmensch Spuren hinterliess [1]). Um aus Steinen Nadeln zu erzeugen, hätte er sehr geeignete Instrumente und überdies eine entwickelte Technik besitzen müssen; aber auch da wäre er mit seinem Versuche offenbar an der Untauglichkeit des Materials gescheitert. So verhielt es sich auch mit zahlreichen anderen Gegenständen, die im Bronzealter allgemeine Verwendung erlangten. Auch bei diesen erklärt nicht die mangelnde Kunstfertigkeit, sondern die Natur des Materials das Fehlen derselben in der Steinzeit. Als specielles Beispiel dafür möchte ich hier noch den Bronzecelt besprechen. Stoff und Natur des Steins hätten nie gestattet, den Celt zu Stande zu bringen. Dies ermöglichte in zweckmässiger Weise nur das nachgiebigere und leichter zu formende Erz. Er ist eigentlich nichts Anderes, als eine Nachahmung des einfachen Steinbeiles oder Steinmeissels. Das Erz gestattete dem Verfertiger, die Seitenränder des Werkzeuges aufzubiegen. So kam der Palstab, d. i. ein Werkzeug zu Stande, welches man nicht mehr in das gespaltene Ende eines Holzstieles einklemmen musste, sondern bei welchem man den Holzstiel zwischen die aufgebogenen Seitenränder klemmen konnte. Aber das Erz gestattete auch noch ferner, die aufgebogenen Seitenränder zu Henkeln zu vergrössern und diese sodann zusammenzuschweissen. So entstand Meissel und Beil mit der Oese für den Stiel [2]). Aus dem Gesagten erhellt demnach, dass dem Steinzeitmenschen nicht die Idee des Werkzeuges fehlte; — denn, ich wiederhole es, der Celt ist nur eine Nachahmung des Steinbeiles — es hinderte ihn blos die Natur des ihm zur Verfügung stehenden Stoffes, seine Idee zu verwirklichen, wie sie von dem Handwerker der Kupfer- und Bronzezeit verwirklicht wurde. Aus diesem Grunde ist auch die Bemerkung des Grafen Wurmbrand, als ob in der Culturgeschichte von einem „Wachsthumsverhältnisse“ des Celt gesprochen werden könnte [3]), nicht gutzuheissen. In der Culturgeschichte

[1]) Römer: Ó-kőkori eszközök Magyarországon. Mitgeth. im A. É. I. 5.

[2]) Römer zeigt im Műrég. Kalauz I, pag. 9, Fig. 3 u. 4 solche Schlagwerkzeuge. Das von ihm „nyelüczés“ genannte Exemplar hat die Gestalt eines Knüttels, und offenbar hat diese Form den ausgezeichneten Gelehrten bewogen, in diesem Kieselstein ein Schlagwerkzeug zu vermuthen. Da der Gegenstand aus Kieselstein ist, konnte er offenbar dem supponirten Zwecke nicht entsprechen. Das Exemplar ist nichts Anderes als ein Nucleus. In den Händen des Urmenschen konnte der Holzknüttel ohne Zweifel bessere Dienste leisten.

[1]) Beispiele führt Lubbock an (Die vorgesch. Zeit I, 98, Fig. 127) und Nilsson: (Das Steinalter, pag. 71—72 und Taf. XVI, Fig. 263, 264. 265, 268.) Ueber die schwedischen Knochennadeln l. d. Antiquar. Tidskr. I. Bd, pag. 262, über die schwedischen d. Aarböger for Nord. Oldk. III. Bd., pag. 213.

[2]) Die Entwicklung des Celt wird von Montelius in seiner Abhandlung: Sur les celts en bronze (Compte-rendu de la VIII. Sess. I. Bd., pag. 304—308) schön erläutert.

[3]) Mitth. d. Anthr. Gesellsch. in Wien. VII, 32.

gibt es nur eine Entwicklung des Celts. Der Celt ist keine complicirte Form. Seine Form ist so einfach wie die des steinernen Hobels oder Beiles; nur entspricht seine Einfachheit der Natur des Metallmaterials, wie die des Steinbeils der Natur des Steinmaterials.

Wie die Steinwerkzeuge durch die Widerspänstigkeit des Materials in ihrer Mannigfaltigkeit beschränkt wurden, lässt sich auch durch eine andere Thatsache beleuchten. Bekanntlich hat keine Culturperiode einen plötzlichen Anfang, ein plötzliches Ende. Die ältere Cultur wirkt, wo von natürlicher Entwicklung die Rede ist, noch lange fort, was einerseits durch die Macht der Gewohnheit, andererseits durch den höheren Preis der Erfindungen der neuen Cultur bedingt ist. So erhielt sich auch die prähistorische Steinindustrie noch lange in der Zeit der Metallindustrie. Bei den meisten indoeuropäischen Völkern herrschte die Steincultur in Wirklichkeit noch zu einer Zeit, als sie schon ihre Götter- und Heldenmythen geschaffen hatten. Häufig kamen die Steinsachen zugleich mit Bronzen zum Vorschein, so in England in der Cat-hole von Gower und zahlreichen Tumuli; in Spanien in den Höhlen von Cesareda; in Portugal bei D'Elvas; in Frankreich in den Dolmen der Cevennen; in Italien in der Höhle von Reggio, in der Umgebung Roms, in der Campagna und überhaupt vom Fusse der Alpen angefangen bis herab zur äussersten Spitze Calabriens und bis Sicilien; in Griechenland in Attika, Euboea, Argolis, Aegina und andernorts; in Kleinasien bei Hissarlik; in Oesterreich, in der Schweiz und in anderen Ländern, namentlich auch in Skandinavien [1]). Ein deutlicher Beweis, dass die Erfindung und Verwendung der Bronze dem Steine in der That kein plötzliches Ende bereitet hat. Dass auch bei uns die Steinsachen häufig zugleich mit Bronzen vorkommen, darauf sind wir schon seit längerer Zeit aufmerksam gemacht worden [1]). Uebrigens wird diese Thatsache durch immer neue Funde [2]) fortwährend ebenso bestätigt, wie durch die Beweise der Sprachwissenschaft, die Tradition und die historischen Relationen. Es ist bekannt, dass in den baskischen Worten zur Bezeichnung von Waffen und Werkzeugen der Begriff „Stein" enthalten ist [3]). Ebenso ist es bekannt, dass die Aegypter in den Kupferbergwerken des Sinai Flintmeissel und Granithämmer gebrauchten. In dem Granitbergwerke von Syene fanden sich Steinwerkzeuge. In den ägyptischen Gräbern und besonders in den einstigen Lagerplätzen der ägyptischen Heere sind steinerne Pfeilspitzen sehr häufig. In den Goldbergwerken Oberägyptens wurde auch noch in der römischen Zeit das durch Feuer erweichte Quarzgestein mittelst steinerner Meissel zerkleinert. Die Assyrier gebrauchten in der Glanzperiode ihres Reiches neben Metallwaffen auch Steinbeile. Die Chinesen stiegen um 2000 v. Chr. mit Steinwaffen zu den von ihnen besiegten Stämmen der Ebene herab, welche damals bereits in der Metallcultur lebten. Bei den Phöniciern und Etruskern wurden die Opfermesser aus Stein verfertigt; auch die Aegypter bedienten sich der Steinmesser bei der Einbalsamirung, die Hebräer, wie auch heute noch, bei der Beschneidung. Zu einem ähnlichen Zwecke wurden die Steinmesser von den Priestern der Cybele in Kleinasien gebraucht. In Chaldäa sind die Steinwerkzeuge in Gräbern sehr häufig. Die Germanen kannten zur Zeit des Tacitus noch kaum das Eisen. In den Händen der Helden von Troja und Marathon

[1]) S. Lubbock: Die vorg. Zeit. I. pag. 11, 12, 72, 134 u. folg. — Nilsson: Das Bronzealter, pag. 71. — Chantre: Monographie de l'age du bronze dans le bassin du Rhone. (Compte-rendu de la VIII. Session, 1876, I, 256.) — Evans a. a. O. Compte rendu, I. Bd., pag. 302. — Dawkins: Die Höhlen u. d. Ureinwohner Europas. Leipzig-Heidelberg, 1876, pag. 110—113. — Internationaler Congress. Brüssel 1872, 363. — Peschel: Völkerkunde. 6. Aufl. pag. 148, 198. — Wurmbrand: Mitth. d. anthr. Gesellsch. in Wien, 1871. I. 284. — Montelius: Führer durch d. Museum vaterl. Alterth. pag. 17. 18. — Schliemann in seinen Werken: Mykenä, Leipzig 1878, und Troja, Leipzig 1874. — S. ausserdem d. Mitth. d. Anthr. Gesellsch. in Wien, III, 23, 24. Die Fortschr. der Urgesch. VIII. pag. 14, 56.

[1]) Römer: Mürég. Kalauz I, 14. Derselbe: Illustrirter Führer 1873, pag. 22. Mitth. d. Anthr. Ges. VIII, 19. Arch. Ért. X, 238.

[2]) Solche sind z. B. die von Szihalom, von der Bodrog-Ebene, von Szabadbattyán, Bereg, Somló und zahlreiche andere. (A. É. I. 7, ebenda neue Folge II, 146, und bei Ipolyi: Kisebb Munk. I. 541—546. Lehoczky: Beregm. I. 75.

[3]) Das Beil wird „Hochstein", die Haue „Scharrstein", das Messer „Steinchen" (= Steinscherben) genannt. Der heilige Speer des Indra heisst „Akman", welches Wort einen Werfstein, Schleuderstein (Donnerkeil) bedeutet. Das deutsche „Hammer" bezeichnete ursprünglich „Stein", „Felsen"; später verband man damit den Nebenbegriff „Stein zum Schlagen". Das deutsche „Messer" ist ursprünglich „Met-Sas", d. i. „Essstein". Das deutsche „Hellebarde" entspricht dem Worte „bartförmiger Stein" (Steinhacke). (Reyer: Anwendung der Steinwerkzeuge. Ersch. in d. Mitth. d. Anthr. Gesellsch. in Wien 1883. XIII. pag. 74. Ausserdem Much: Ueber einige auf den Gebrauch von Steinwaffen weisende Ausdrücke der deutschen Sprache. Mitgeth. in den c. Mittheilgn. 1878. VII. 7—15.)

spielten die Steinwaffen noch eine namhafte Rolle. Herodot erwähnt die Steinpfeile der afrikanischen Stämme, welche im Lager der in Griechenland eingefallenen Perser dienten. Nach dem Ynglinga-Mythus kämpften die Esthen gegen die Schweden noch im 6. Jahrhundert n. Chr. mit Steinwaffen. In den spanischen und sardinischen Bergwerken waren gleichfalls noch in historischer Zeit Steinhämmer in Gebrauch. Die Engländer bedienten sich in der Schlacht bei Hastings, im XI. Jahrhundert, noch häufig der Steinwaffen. In dem Kriege, welcher zwischen den Flamändern und Franzosen wüthete, wurden bis zum XIV. Jahrhundert die Lanzenspitzen aus Stein verfertigt. Zur Zeit der Entdeckung Amerikas, am Ende des XV. Jahrhunderts, gebrauchten die Mexikaner, obwohl sie die Bronze sehr wohl kannten, noch immer Obsidiansplitter als Messer und Rasiermesser; ja, gänzlich entsagten sie nicht einmal nach Einführung des Eisens dem Gebrauche der verschiedenen Steinwerkzeuge. Bei der Eroberung Sibiriens, im XVII. Jahrhundert, fanden die Russen bei sämmtlichen dort wohnenden Völkerschaften, mit Ausnahme der Jakuten, blos Steinwaffen. Die Verwendung des Steines hat in einigen Gegenden Sibiriens selbst heutzutage noch nicht aufgehört. Die Lappen gaben erst zu Beginn dieses Jahrhunderts den allgemeinen Gebrauch der Steinwaffen auf. In Schottland und Persien sind sogar heute noch Steinmesser nicht ungewöhnlich. In Amerika, Australien und Polynesien herrschte noch vor kurzer Zeit ununterbrochen der Gebrauch von Steinwerkzeugen, ja, in einigen Gegenden dieser Erdtheile ist dies auch heute noch der Fall [1]).

Muss nun angesichts dieser Erscheinung nicht natürlicherweise gefolgert werden, dass wir an den Steinwerkzeugen einen fortwährenden Fortschritt, eine fortwährende Kunstentwicklung erblicken müssen? Gleichwohl überschreitet diese Entwicklung selbst bei den vollkommensten Steinwerkzeugen niemals jene Grenze, welche durch die physikalische Beschaffenheit des Steins der sich immer mehr entwickelnden intellectuellen Kraft, der Kunstfertigkeit, gesteckt ist. Die Natur des Steins gestattet eine bewundernswerthe Geschicklichkeit der technischen Behandlung, aber sie setzt jener Invention der Kunstfertigkeit die engsten Schranken, welche auf dem Gebiete der Thon- und Metallindustrie so viele Entwicklungsstadien zeigt. Wo wir auch die Metallsachen betrachten mögen, immer werden wir uns überzeugen, dass ihre Typen in steter Fortbildung begriffen sind. Wo immer wir aber die Steinsachen betrachten, und zwar sowohl die prähistorischen, als die historischen und die der Gegenwart, überall werden wir dieselben Grundtypen sehen, blos verschieden durch die Fortschritte der Technik und mit geringen Abweichungen in der Manier.

Es gibt, ich leugne es nicht, auch Steinobjecte, deren Typus von dem gewöhnlichen Typus der Steinsachen entschieden abweicht. Solche fallen denn auch in den Sammlungen sofort auf. Es ist, als wollten diese Exemplare die durch das Steinmaterial bedingte Formeneinfachheit verleugnen. Mir fielen einige Exemplare in den nordischen Museen auf. Eines ist auch im Budapester Napinalmuseum: der Serpentin-Streithammer von Dada. Diese prächtigen Stücke vermögen jedoch nicht unsere oben entwickelte Behauptung zu widerlegen, denn diese Exemplare fallen schon ausserhalb der eigentlichen Steinzeit. Ich bin überzeugt, dass ebenso die Stockholmer Exemplare, wie das Dadaer aus der Metallzeit stammen [1]). Sie bilden Nachahmungen von Bronzeexemplaren, und Diejenigen irren sehr, welche einen Beweis für die directe Entwicklung der Bronzezeit aus der Steinzeit und für den einheimischen Ursprung der Bronzeindustrie darin erblicken, dass sie die Bronzewerkzeuge für Imitationen der ihnen ähnlichen Steinwerkzeuge halten und erklären. Ganz im Gegentheil werden vielmehr die Bronzen von diesen ausnahmsweise vorkommenden Steinsachen, die mit Hilfe von Metall verfertigt sind, imitirt.

Wenn man diese aussergewöhnlichen Steinexemplare so auffasst, dann schwindet sofort jede Schwierigkeit. Innerhalb des Steinalters gelangte die physikalische Beschaffenheit des Materials in jedem einzelnen Falle zur Geltung und die Grundform blieb, zufolge des verei-

[1]) Rauber: Urgesch. d. Menschen. I. 54—57. — Reyer: Anwendung d. Steinwerkzeuge l. c. XIII. 73 bis 74. — Lubbock: D. vorgesch. Zeit. I, 72, 101. — Nordenskjöld: Die Fortschritte d. Urgesch. VIII, 17. — Much: Ueber d. natürlichen u. künstlichen Ursprung v. Feuersteinmessern u. andern Objecten aus Stein. Mitgetheilt in d. Mitth. d. Anthr. Gesellsch. in Wien. 1876. VI, 101—102. — Lenormant: Die Anfänge der Cultur. I, 111.

[1]) Bezüglich der Exemplare im Stockholmer Museum hat es schon Montelius für möglich erklärt, dass sie aus der Bronzezeit sind. (Führer durch das Museum vaterl. Alterthümer in Stockholm. Ausg. 1876, pag. 7, Anm.)

nigten Einflusses des Materials und des Zweckes, immer und überall dieselbe. Es kann also durchaus nicht überraschen, dass die skandinavischen Steinwerkzeuge den polnischen und russischen gleichen [1]), wie die aus der Umgebung von Madrid denen von Amiens [2]), die mährischen den französischen und belgischen [3]), die Dürkheimer denen der schweizerischen Pfahlbauten [4]). Die Thatsache wird durch den Gegenstand selbst gerechtfertigt. Die Grundformen der ungarischen Steinsachen gleichen nicht darum denen der skandinavischen, weil sich die ungarische Steincultur etwa aus der skandinavischen entwickelt hat. Die skandinavischen Steinsachen gleichen bezüglich der Grundformen nicht darum den englischen oder französischen, weil die nordische Steincultur etwa von der Bretagne oder von Irland ausgegangen ist. Die indischen Steinsachen gleichen nicht darum den algierischen oder polynesischen, weil die Grundformen dieser Steinwerkzeuge aus Asien in die Inselwelt der Südsee oder in die Gegenden jenseits des Nils importirt worden sind. Die Aehnlichkeit ist hier überall eine nothwendige, keine zufällige. Was nicht nothwendig ist, das ist die Manier, beziehungsweise die Abweichungen in der Manier.

Die Modificationen, die abweichenden Nuancen, sind bei den Steinsachen in der That unverkennbar und unleugbar. Aber sie beweisen gerade das Gegentheil von dem, was Einige aus der Identität der Grundtypen für bewiesen erachteten. Die localen Abweichungen zeugen für die Selbstständigkeit der Steincultur der einzelnen Gegenden. Es kommt darin bereits die intellectuelle Kraft oder die locale Gewohnheit zur Geltung, mit einem Worte ein gewisser Provinzialismus oder Regionalismus, dessen Grenzen sich, wenn uns grössere Massen von Steinwerkzeugen zur Verfügung stehen, in mehr als einem Falle genauer bestimmen lassen. Die Abweichungen treten um so deutlicher zu Tage, wenn man Gegenstände verschiedenen Ursprungs nebeneinander vor Augen stellt. Auf der Wiener Weltausstellung verriethen die amerikanischen Steinsachen, welche blos irrthümlich unter die dänischen Ausstellungs-Steingegenstände gerathen waren, dem aufmerksamen und geübten Beschauer trotz der Gleichheit der Urform factisch ihren fremden Ursprung. Auch die indischen Steinhacken und sonstigen Steingegenstände, welche unter die von der Universität Rom ebendaselbst ausgestellten peruginischen Praehistorica gerathen waren, vermochte der Kenner leicht herauszufinden [1]). Wenn man die ungarischen und die nordeuropäischen Steinfabrikate nebeneinander stellt, bemerkt man trotz der Identität der Grundform gleichwohl manche Abweichungen in der Manier. Ja, sogar die ungarischen Steinsachen selbst unterscheiden sich nach den einzelnen Gegenden von einander [2]). Die Steinsachen mit den langen, spitzigen Enden, welche man im ungarischen Nationalmuseum sieht [3]), unterscheiden sich, wenn auch nicht in der Grundform, so doch in der Ausstattung einigermassen nicht nur von den skandinavischen Fabrikaten, sondern überhaupt von den europäischen und amerikanischen [4]). Bei Nándorválya fand sich ein

---

[1]) Montelius: Sur quelques objets de silex trouvés en Russie et en Pologne. (Compte-rendu. 1876, I, 207, 208 Arch. Ért. X, 248. Mitth. d. Anthr. Gesellsch. VIII, 26.)

[2]) Lubbock: Die vorg. Zeit. II, 70.

[3]) Maška: Mitth. d. Anthr. Gesellsch. in Wien. XII, 36, und Fortschritte d. Urgeschichte. VIII, 102.

[4]) Mehlis: Studien zur ältesten Gesch. d. Rheinlande. Leipzig, 1883. VI. Abth. Z. 44, und Kosmos 1882—83. VI. Jahrg. XII, 540.

[1]) Dr. Much: Mitth. d. Anthr. Gesellsch. in Wien. VI, 18.

[2]) Sophie v. Torma hebt hervor, dass, obwohl die Form und Grösse der Steinsachen von Nándorválya mit der der Tordoser identisch ist, jene dennoch viel schöner ausgearbeitet sind, ja an ihnen ein gewisser unbeschreiblicher Unterschied wahrzunehmen ist. (Erdélyi Múzeum. VI, 194.)

[3]) Erstes Zimmer, IV. Schrank, Z. 42—49.

[4]) Nach Hampel „sind diese inländischen Specialitäten bisher vorzugsweise in Ungarn zum Vorschein gekommen, und ist es wahrscheinlich, dass die ausländischen Fachgelehrten bald auch in ihrem Vaterlande dergleichen, vielleicht zerstreut vorkommende Abweichungen als solche erkennen werden, die aus der Gegend der mittleren Donau gekommen sind". (Kalauz a. m. n. múzeum érem-és régiségtárában. Budapest, 1881, pag. 6.) Wenn man diesen Ausspruch Hampel's in dem Sinne verstehen soll, dass solche Steinsachen in neuerer Zeit in's Ausland gelangt sind, dann haben wir für den Fall, dass die supponirte Specialität wirklich vorliegt, keine Bemerkung dazu zu machen. Ist er aber so zu nehmen, als ob jene Exemplare noch in der Steinzeit aus unserem Vaterlande hinausgekommen wären, dann könnten wir ihn nicht mehr zu dem unserigen machen. In diesem Falle würden jene Exemplare nicht beweisen, dass die mittlere Donau ihr Fabrikationsort ist, da man für die Steinzeit einen umfangreicheren, sogenannten „internationalen" Handel und Verkehr nicht voraussetzen kann; sie würden vielmehr beweisen, was die gesammten Steinsachen überhaupt beweisen, dass nämlich durch die natürliche Beschaffenheit des Materials und die Gemeinsamkeit des Bedürfnisses überall Formenähnlich-

wegen seiner kleineren Bohrlöcher auffallender Meissel, welcher vielleicht einzig in seiner Art ist [1]). Gewiss würden wir auch in unseren Provinzmuseen auf mehr als eine Abweichung der Manier stossen. Aber auch in Skandinavien erkennt das Auge des Eingeweihten bei sorgfältiger vergleichender Forschung an einzelnen Exemplaren gleichfalls manche Besonderheiten, welche in ihrer Cumulirung der ganzen Sammlung einen gewissen fremdartigen, localen Charakter verleihen. Diese Besonderheiten zeigen sich nicht in neuen Typen, sondern zum Theil in der Manier, wie die Urtypen geformt werden, zum Theil in der technischen Behandlung, hauptsächlich aber in der Wahl des Materials. In Nordeuropa sind gewisse Werkzeuge, z. B. die concaven und flachen Meissel, die sichel- und halbmondförmigen Messer, die Dolche, Sägen und Fischangeln aus Feuerstein verfertigt. Dergleichen Werkzeuge kommen bei uns und anderwärts nicht vor [2]). In Hinsicht auf Formgebung scheinen einige Werkzeuge, wie einige mit einem fischschwanzähnlichen Griff versehene Dolche, die Steinscheiben mit scharfem Rande, die kahnförmigen Hämmer, eine Art der sternförmigen Hämmer, die löffelähnlichen Kratzer, die kleinen Steine mit tassenähnlicher Vertiefung, deren Verwendung derzeit noch im Dunkeln ist, und andere Werkzeuge, im Norden neuere Specialitäten zu bilden [1]), das Wort Specialität aber nicht in dem Sinne verstanden, als ob es sich auf den Grundtypus bezöge [2]). Während die Beile von Seeland meistens, ja fast immer geradseitig sind, haben die von Jütland und Nordwesteuropa grösstentheils schiefviereckige, die der Schweiz rechtwinklige Seiten. Die sich oben kegelförmig verschmälernden Beile sind in Dänemark selten, in den übrigen Gegenden Europas häufig [3]). Die Fremdartigkeit der technischen Behandlung ist meiner Ansicht nach vor Allem an den Feuerstein-Nuclei und an den durch Spaltung aus ihnen erzeugten Gebrauchswerkzeugen, vorzugsweise aber an den aus Feuerstein verfertigten Pfeilspitzen, Fischangeln, sowie bei einigen Werkzeugen an den Ausschmückungsversuchen zu erkennen. Dieselben zeugen von einer solchen Präcision und Regelmässigkeit, die Pfeilspitzen und Angeln von einer so hochgradigen Kunstgewandtheit, dass sich in dieser Beziehung weder die heimischen, noch die österreichischen und italienischen, noch die südfranzösischen und spanischen Exemplare mit ihnen messen können. Unsere Feuersteinsachen sind nicht blos kleiner, sondern factisch

---

keiten erzeugt werden. Doch noch aus einem anderen Gesichtspunkte muss ich hier auf Hampel's Bemerkung reflectiren. Er vermuthet in den fraglichen Werkzeugen Typus-Specialitäten. Ich erblicke in denselben gleichfalls nur Abweichungen in der Manier. Die Grundform dieser Werkzeuge ist gewiss nicht local-typisch. Die Grundform sah ich auch im Stockholmer Museum und Montelius veröffentlicht auch ihre Abbildung. (S. La Suède préhistorique. Stockholm, 1874, pag. 9. Derselbe: Om Lifuet i Sverige under Hednatiden. Stockholm, 1878, pag. 11, Fig. 10. Derselbe: Antiquités Suédoises. Stockholm 1873, pag. 1, Fig. 2.) Im Anschluss daran bemerke ich noch, dass für jene Hobel-Werkzeuge, welche Römer unter den heimischen Funden als solche hervorhebt, „deren Gleichen er bisher noch nirgends gesehen" (Mürégész. Kalauz I, 12—13, Fig. 15), sich unter den skandinavischen Steinsachen unverkennbare Analogien finden. (Vgl. Nilsson: Das Steinalter, Taf. IX, Fig. 186.) Andererseits hat jener eigenthümliche Steinstreithammer, den Reboux im Compte-rendu (I, 87) aus der Gegend von Paris vorführt, in dem zu Veczel gefundenen Syenit-Streithammer sein Gegenstück gefunden. (Sophie v. Torma: Erd. Múzeum, VI, 142.)

[1]) Sophie v. Torma: Neolith kőkorszakbeli telepek Hunyadmegyében. Erd. Múz. VI, 194.

[2]) Much: Mitth. d. Anthr. Ges. in Wien, 1874, IV, 19—20.

[1]) Abbildungen solcher ungewöhnlicher Werkzeuge sind zu sehen bei Montelius: Bohuslänska Fornsaker fran Hednatiden. Stockholm 1874, pag. 5, Fig. 9, pag 8, Fig. 19. Bei demselben: Antiquités Suédoises. Stockholm 1873, pag. 10, Fig. 37, 38, pag. 11, Fig. 41, 42. Bei demselben: Führer durch d. Mus. vaterl. Alterth. in Stockholm, 1876, pag. 5. Bei Worsaä: Nordiske Oldsager det kongelige Museum i Kjöbenhavn. Kopenhagen, 1859, pag. 10, Fig. 14, pag. 12, Fig. 28, pag. 13, Fig. 41—42, pag. 15, Fig. 57. Bei Lubbock: Die vorg. Zeit. I, 90, Fig. 103—104.

[2]) Früher hielt man auch die halbmondförmigen Steinsachen für nordische Specialitäten. Lubbock hebt besonders hervor, dass sie in Dänemark häufig sind (ich füge hinzu: auch in Schweden), in England, in der Schweiz, in Frankreich und Italien aber selten vorkommen oder ganz fehlen. (Die vorg. Zeit. I, 92, 186.) Bei uns jedoch sind diese Artikel nicht selten. In Siebenbürgen fand man sie an mehreren Orten. (S. Sophie v. Torma: Erd. Múz. 1879, VI, 203. Ausserdem: Catalogue de l'exposition préhistorique. Budapest 1876, pag. 132, Fig. 133.) Montelius fand Analogien auch in Polen und Russland. (Sur quelques objets de silex trouvés en Russie et en Pologne. Compte-rendu, 1876, I, pag. 207 fg.) Tischler aber hebt hervor, dass dieselben in Pommern, Mecklenburg und Ostpreussen ausserordentlich zahlreich sind. (Beiträge zur Kenntniss der Steinzeit in Ostpreussen und den angrenzenden Gebieten. l. c. XXIII. Jahrg., Abth. I, pag. 18.)

[3]) Lubbock: Die vorg. Zeit, I, 85.

unvollkommener, mit einem Worte unbedeutender [1]). Unseren Feuersteinsachen kommen die der Schweiz und Oesterreichs am nächsten, während diese Werkzeuge sich in Frankreich und Deutschland individuell und technisch umsomehr entwickeln, je höher der Breitegrad ist, in welchen wir gelangen. Die englischen und norddeutschen Feuersteinsachen erreichen nahezu die Entwicklung der skandinavischen [2]).

Offenbar hat im Norden das passendere Material, also die physikalische Eigenthümlichkeit, welche für Steinsachen immer und überall massgebend ist, diesen augenfälligen Unterschied hervorgerufen. Doch ist nicht zu vergessen, dass der Unterschied nicht einzig und ausschliesslich auf der physikalischen Beschaffenheit des Materials beruht. Die grössere Präcision in Skandinavien hängt bereits wesentlich mit der entwickelteren Materialbehandlung zusammen. Da dort die Steinsachen vorwiegend aus Flint hergestellt wurden, so begreift sich die grössere Vollkommenheit der Flintwerkzeuge. Der prähistorische Arbeiter des Nordens richtete seine Thätigkeit in viel höherem Masse auf die Bearbeitung des Kieselmaterials als auf die der übrigen Steinarten. Seine Geübtheit, seine technische Geschicklichkeit offenbart sich denn auch augenfälliger an dieser Steinspecialität. Der prähistorische Arbeiter des Nordens war viel mehr Specialist, als sein College im Süden. Aber der Specialist vermochte auch im Norden jene Grenze nicht zu überschreiten, welche der von ihm bearbeitete Stoff seiner Technik setzte.

[1]) Ich meine hier vornehmlich die Feuersteinsachen; denn aus anderen Steinarten sind auch bei uns prächtige Exemplare zu finden. So zeichnen sich die Hacken von Nándorválya durch ihre feine Formgebung und künstlerische Glättung aus. (Sophie v. Torma: Erd. Múz. VI, 194.) Die eleganten Formen Einzelner haben auch auf dem internationalen Congress Anerkennung gewonnen. (Wurmbrand: Mitth. d. Anthr. Gesellsch in Wien, 1878, VIII, 19.) Ein prächtiger Quarzit-Streithammer ist in Lehoczky's Sammlung zu sehen. (Bereg m. monogr. I, 80.) Auch das ungarische Nationalmuseum weist prächtige Exemplare auf.

[2]) Die ausnehmende Schönheit, resp. das vorzügliche Material der nordischen Steinsachen konnten Worsaä (Dänemarks Vorzeit, pag. 18), Nilsson (Das Steinalter d. skandinav. Nordens) pag. 14—25), Hildebrand (Das heidn. Zeitalter in Schweden, pag. 66, 67), Lubbock (Die vorg. Zeit. I, 85), Montelius (Führer, pag. 6, 8, 13, 15, 17, 19), Josef Szabó (Geologia, pag. 426), Rauber (Urgesch. I, 46) mit Recht hervorheben. Bei Hildebrand jedoch, der die grössere Entwicklung der nordischen Steinsachen den westeuropäischen gegenüber laut preist, muss ich einige wesentliche Bemänglungen aussprechen. „Die Steincultur" — so schreibt er — „deren Ueberreste wir in Westeuropa zusammen mit den Gebeinen ausgestorbener Riesenthiere finden, ist arm an Formen; arm an Formen ist auch die Steincultur, deren Repräsentanten in Frankreich gleichzeitig mit dem Renthier lebten, welches jetzt nur im höchsten Norden unseres Welttheiles existirt. Dahingegen ist die völlig entwickelte Steincultur im Norden ungleich reicher. Wir finden in den Gräbern und im Erdboden Aexte und Meissel von verschiedenen Formen, desgleichen verschiedenartige Pfeilspitzen; durchbohrte Hämmer, Aexte oder Keile von einfachem oder mannigfaltigem, oft sogar zierlichem und edlem Typus. Auch beschränkte man sich bei der Herstellung eines Geräthes nicht immer darauf, den billigen Anforderungen an seine Zweckmässigkeit und Brauchbarkeit zu genügen, sondern man bemühte sich, es nach Vermögen zu verzieren. Manche Messer und Dolche haben einen regelrechten Stiel mit zierlich geperlten Kanten .... Es sind nicht mehr die unsicheren Versuche auf dem Wege der Bildung, die sich uns in der Cultur des Steinalters in Schweden offenbaren, sondern eine im Verhältniss zu dem niedrigen Stadium reich entwickelte und gewissermassen gereifte Cultur". Die Bemerkungen und vergleichenden Untersuchungen des ausgezeichneten Alterthumsgelehrten ruhen sichtlich nicht auf jener Basis, welche für die richtige Beurtheilung der Steinsachen zu allererst berechtigt ist, nämlich auf dem Material und dessen Beschaffenheit. Die Schönheit der nordischen Werkzeuge ist unleugbar; sowie wir aber von der Beschaffenheit des Materials absehen, gerathen wir sofort in den Irrthum, die Entwicklung der Steinsachen ausschliesslich der entwickelteren intellectuellen Kraft zuzuschreiben. Die grössere intellectuelle Kraft konnte allerdings auf die verhältnissmässige Vervollkommnung der Fabrikate im Steinalter beträchtlichen Einfluss ausüben, jedoch offenbar nur insoweit, als dies die physikalische Beschaffenheit des Materials der damaligen technischen Werkzeuge gestattete. Bei den Culturnationen wird die Natur des Materials von dem über ausgezeichnete Werkzeuge und theoretische Kenntnisse verfügenden Kunsthandwerker oder Künstler mit kleineren oder grösseren Schwierigkeiten überwunden. Der Steinzeitmensch besass weder Metallinstrumente, noch theoretische Kenntnisse; er wurde demnach ganz und gar vom Stoffe beherrscht, nicht umgekehrt. Indem er blos einerlei Material bearbeitete, konnte höchstens seine technische Fertigkeit einen höheren Grad erreichen, als die seiner Zeitgenossen, welche verschiedenartiges Material bearbeiteten; aber diese technische Fertigkeit konnte sich auch im Norden nicht so weit entwickeln, dass sie neuere, von den durch das Material bedingten Urtypen abweichende Typen hätte in's Leben rufen können. Was Hildebrand solche Typen nennt, das ist nichts, als jene Abweichungen in der Manier, deren ich oben gedachte. Die Schönheit der nordischen Steinsachen besteht denn auch nicht in den Typus-Varietäten, sondern in der grösseren technischen Präcision, die sich bei Verwendung des Materials zeigt, und in der ausgezeichneteren Qualität des Materials selbst. Andererseits bleibt es unverständlich, warum Hildebrand, nachdem er die „Reife der nordischen Steincultur" gepriesen, gleichwohl Anstand nimmt, mit Nilsson und Steenstrup die Paläolith-Vorzeit der nordischen Steincultur zu leugnen.

Solche und ähnliche Abweichungen können demnach trotz der Aehnlichkeit der Grundform an den Erzeugnissen des Gewerbfleisses der nordeuropäischen Steinzeit factisch constatirt werden. Wir können sogar, wenn wir besonders genau unterscheiden wollen, die Behauptung aufstellen, dass sich der skandinavische Landcomplex, hinsichtlich der Abweichungen in der Manier, in mehrere Regionen theilen lässt. Die Alterthümer Dänemarks sind zum Theil von denen Schwedens und Norwegens verschieden. Die Funde von den Küsten und den Kjökkenmödingen heben sich durch ihre Unfertigkeit unter den gesammten skandinavischen Steinsachen heraus. Schonen, dessen Gebiet nach Norden zu mit der schwedischen Halbinsel vollständig zusammenhängt und das von dieser nur durch Bodencontouren getrennt ist, tritt uns als Hauptsitz der Steincultur mit den schönsten Exemplaren der Stein-Artefacte entgegen. Die Landzunge von Westgotaland, welche sich zwischen den Wetter- und Wenernsee hineinzwängt, schliesst sich in unverkennbarer Weise den Formtypen von Schonen an. Die daselbst neben feingeglätteten Flintsachen vorkommenden kleinen, roh gearbeiteten Hämmer und Kratzmesser kann man als Specialität der südlichen Region betrachten. Jenseits des Hjelmar in der Mälar-Ebene, die von Nordwest her durch kleine, aber zahlreiche Flüsschen bewässert wird, sind die Reihen der Steinsachen wieder durch neue Nuancen der Abweichungen charakterisirt. Die Steincultur von Norrland weist in ihren Werken nicht den südskandinavischen, sondern den lappischen und ostbottnischen Typus. Jener Theil Süd-Norwegens, der gegen den Skagerrack und die offene Nordsee hinausreicht, stimmt in seinen Steinsachen auffällig mit Südschweden überein. Die Steinsachengruppen der Wisbyer Collection zeigen deutlich, dass die Steincultur der Gotland-Insel mit der des schwedischen Continents wenig Berührungspunkte haben konnte [1]).

Ich wiederhole jedoch, dass bei allen diesen Abweichungen von wirklichen Typusvarietäten keine Rede sein kann. Ueberall treten uns nur kleinere oder grössere Modificationen vor Augen, während die Grundformen einander in der Regel sehr nahe stehen. Der auffälligste Unterschied zwischen den Steinsachen-Exemplaren Skandinaviens und der mittleren Donau muss in der grösseren Schönheit und hervorragenderen Grösse der nordischen, in der Vorzüglichkeit der Arbeit und in einigen solchen Formabweichungen gesucht werden, die bei uns nicht existiren. Dieses Nicht-Existiren muss offenbar als directer Beweis dafür angenommen werden, dass zwischen unseren Steinsachen und den nordischen kein causaler Zusammenhang besteht.

III. Capitel.

Untersuchung des Materials der ungarländischen und der nordeuropäischen Steinwerkzeuge.

Das Material ist das zuverlässigste Merkmal der localen oder regionalen Fabrikation. — Es ist ein sicherer Führer bei Erforschung der geographischen Provenienz des Fabrikats. — Die nachweisbare Verschiedenheit des Stoffes der Steinfabrikate zweier verschiedener Gegenden beweist die Disparität des Ursprungs derelben. — Material der nordischen Steinwerkzeuge. — Das Ueberwiegen des Flints. — Andere Gesteine. — Vollständiger Mangel der Acidite. — Die Basite werden nur durch den Basalt vertreten. — Material der Polarregion. — Material der ungarischen Steinwerkzeuge. — Die Mineralien. — Die einfachen Gesteine. — Die zusammengesetzten Gesteine. — Die am häufigsten verwendeten Steinarten. — In Ungarn ist die Verschiedenheit des Materials der Steinwerkzeuge

---

[1]) Die Charaktereigenthümlichkeiten der Kjökkenmödinge und der Küste Dänemarks wurden von Steenstrup, Worsaä und Lubbock hervorgehoben; die von Schonen und der Nachbargegend von Baron Kurck bei Gelegenheit des Stockholmer internationalen Congresses; die der Mälar-Ebene und Nordschwedens von Montelius und Hildebrand; die der norwegischen Polarregion von Rygh; die der Insel Gotland gleichfalls von Hildebrand. (S. das hochinteressante Werk: Untersögelser i geologisk-antiquarisk Retning von Forchhammer-Steenstrup-Worsaä und dessen Auszug von Morlot im VI. Bde. der Mem. de la Société Vaudoise, 1860. Lubbock: D. vorg. Zeit, I, 98—99, 236 u. fgg. J. Mestorf: Der internat. arch. und anthr. Congress in Stockholm, pag. 9—13. Hildebrand: Das heidn. Zeitalter in Schweden, pag 69 u. 71.) Dass Dänemarks Alterthümer von den schwedisch-norwegischen zum Theil ganz abweichen, (es sei da stets nur die Gestaltsmodification und die technischen Abweichungen verstanden), hat Nilsson betont. Er macht besonders auf eine eigenthümliche (auch in Abbildung mitgetheilte) Schieferlanzenform aufmerksam, welche weder in Dänemark noch in Südschweden ihres Gleichen findet, da sie nur Mittel- und Nordschweden eigen ist. (Das Steinalter. Vorw., pag. III. Anmkg. *, dann pag. 35 und Taf. III, Fig. 59.) Dass die bisher bekannten längsten, 13½ Zoll langen Kieselsplitter aus Dänemark stammen, haben Lubbock und Szabó hervorgehoben. (Geologia, pag 425 mit Abbildg.) Ich bemerke hier noch überdies, dass Worsaä die Ansicht aussprach, die Steinzeit Südschwedens müsse überhaupt von der Mittelschwedens geschieden werden. S. diesbezüglich noch Holmberg: Den finske steenalder und Grewingk: Das Steinalter der Ostseeprovinzen, sowie die Abhandlung Thomsen's: Om Nordiske Oldsager af Steen in d. Nordisk Tidskrift for Oldkyndighet. Kopenhagen 1833, I. Bd., 2. Heft.

grösser als im Norden. — Die Verschiedenheit des Materials der Werkzeuge entspricht der Verschiedenheit der geologischen Bildung beider Länder. — Das Material der nordischen Steinwerkzeuge ist durchgehends in der geologischen Formation Skandinaviens zu finden. — Ursache des Vorwiegens des Flints. — Ursprungsstätten des Flints. — Das Material der ungarischen Steinwerkzeuge stimmt nicht zu den geologischen Verhältnissen Skandinaviens. — Dagegen stimmt es zu den heimischen. — Unter den Mineralien ungarischer Steinwerkzeuge gibt es kein einziges, das in Ungarn nicht vorfindlich wäre. — Angabe der Fundorte der einzelnen Mineralien. — Welchen Schluss man daraus auf die Selbstständigkeit der heimischen Steincultur ziehen kann.

In dieser Ansicht werden wir noch bestärkt, wenn wir das Material der heimischen und der skandinavischen Steinsachen in Betracht ziehen.

Eigentlich ist das Material als zuverlässigstes Merkmal der localen oder regionalen Fabrikation anzusehen. Das in der Menge liegende Argument besitzt, wie wir gesehen, nur sehr relativen Werth. Es verdient notirt zu werden, aber zur Begründung der Thatsache eines urzeitlichen Transitoverkehres reicht es entschieden nicht aus. Die Abweichungen, welche hinsichtlich der Grundform vorkommen, können, wenn es sich um die locale Herkunft handelt, allerdings als Beweismittel gelten, jedoch nur, wenn sie durch die im Materiale liegenden Argumente gestützt werden. Die Grundform ist physikalisch und durch den Gebrauchszweck bedingt; man könnte sagen, sie ist gegeben. Die Abweichungen sind jedoch nicht immer gleichmässig der Thätigkeit des selbstständigen Producenten zuzuschreiben; denn es ist nicht ausgeschlossen, dass sie auch eventuellen Eigenthümlichkeiten des Materials entspringen. Man kann sich sehr leicht vorstellen, dass bei einer und derselben Steinart in Folge der ungleichen Vertheilung der darin befindlichen Inclusa die identische Grundmasse nothwendigerweise durch die technische Bearbeitung manchen Abweichungen in der Form und in der Ausstattung unterworfen wird. Der Basalt, der Porphyr, der Amphibol, werden vermöge der Porosität, welche durch die chemische Einwirkung der Athmosphärilien verschiedenartig modificirt wird, leicht auch die aus ihnen verfertigten Kunstproducte in abweichender Weise beeinflussen. Trotzdem bleibt das Material, wenn es sich um die geographische Provenienz des Fabrikates handelt, immer ein zuverlässiger Führer. Wenn sich der producirende Mensch auf einem höheren Culturniveau dem directen Einflusse der ihn umgebenden Natur nicht ganz entziehen kann, um wie viel weniger vermag dies ein Naturvolk, das die Cultur gar nicht oder kaum kennt, und das in Folge der Beschränktheit seines primitiven Zustandes nothwendigerweise nichts ist als der Sklave der von ihm bewohnten physischen Welt. Auch deshalb muss das Material mit Fug als entscheidendes Moment gelten. Lässt sich in den Steinfabrikaten zweier verschiedener Gegenden die Verschiedenheit des Materials erkennen, dann ist auch die Disparität des Ursprungs dieser Artikel dargethan. — Eine solche Verschiedenheit des Materials ist aber hinsichtlich des Nordens und unserer Heimat in der That nachweisbar.

Im Norden überwiegt bei der Gesammtheit der Steinsachen der Flint (Feuerstein) ganz und gar, während andere Steinarten, namentlich Basalt (Diorit) (Trapp oder Grünstein), Syenit, Granit, Gneiss, Porphyr, Hornblende, Schiefer und Sandstein, blos sporadisch oder örtlich begrenzt erscheinen [1]). Eine namhafte Gruppe von Eruptivgesteinen, nämlich die der vulkanischen Gesteine, ist kaum vertreten. Die Acidite fehlen vollständig, die Basite sind nur durch den Basalt vertreten. Das Fehlen des Obsidians und seiner Spielarten beweist, dass die Steinzeitmenschen das, was ihnen fehlte, nicht einmal durch die Producte Islands deckten. Für die Steincultur Dänemarks und der südlichen Gegenden Schwedens und Norwegens ist überhaupt der Flint das leitende Stein-

[1]) Auf die prädominirende Rolle des Flint machen nicht blos die Kataloge der nordischen Museen aufmerksam, — so namentlich der Undset Ingvald's (Universitetets Samling af Nordiske Oldsager. Christiania, 1878, pag. 5—10); der Engelhardt's (Das Museum für nordische Alterthümer in Kopenhagen. 1880, pag. 3—11); der Nielsen Ingvar's (Norwegen, Schweden und Dänemark. Leipzig, 1879, pag. 95); der Lorange's (Samlingen af Norske Oldsager i Bergens Museum. Bergen, 1876, pag. 1—30); der Montelius' (Führer durch d. Museum vaterl. Alterth. in Stockholm. 1876, pag. 1—20); der Handelmann's (Der Fremdenführer im schleswig-holsteinischen Museum vaterl. Alterthüm. zu Kiel, 1883, pag. 3—5); — sondern auch schwedische und deutsche Monographen. So Hildebrand (Das heidnische Zeitalter in Schweden, pag. 17 u. 69); Nilsson (D. Steinalter od. d. Ureinwohner d. skandin. Nordens, pag. 47); Worsaä (Dänemarks Vorzeit, pag. 9); Mestorf (Der internation. archäolog. Congress in Stockholm. Hamburg, 1874, pag. 9—12). Angesichts dessen und der in den nordischen Museen in die Augen springenden Thatsache muss es wahrlich Wunder nehmen, wenn Rauber behauptet, in Skandinavien gebe es keine Steinsachen von muschligem Bruche (Urgesch. d. Menschen. I, 43). Das kann nur von den Obsidianen, nicht aber von den Flinten gelten.

individuum. Die Polarregion ist durch den Schiefer charakterisirt. Beiläufig der 63. Grad nördlicher Breite kann hinsichtlich der Steinmanufactur als die Grenzscheide zwischen Feuerstein und Schiefer bezeichnet werden [1]).

Etwas ganz Anderes erfahren wir in unserem Vaterlande. Da dienen verschiedene vulkanische und plutonische Eruptiv-, ferner metamorphische, Sedimentär- und andere specielle Steinarten als Material für die Steinsachen. Als Material der bisher bei uns gefundenen Steinsachen erscheinen (so weit es mir gelang, darüber Kenntniss zu erlangen) vertreten: 1. die Minerale, 2. die einfachen und 3. die zusammengesetzten Steinarten [2]), namentlich:

1. **von den Mineralen**: der Serpentin (grau, bläulich, dunkelblau, gelb, blass- und dunkelgrün, in geäderten und gefleckten Farben); der Amphibol oder die Hornblende; der Steatit oder Fettstein, Speckstein; der Quarz oder Kiesel, silex; quarzkieselartige Steine, namentlich Jaspis, in gelben, rothen, röthlichen, hellgrünen und braunen Farbenvariationen), Feuerstein, Heliotrop, Achat, Chalcedon, Carneol, Jaspopal, Wachsopal, Hornstein, weisser Quarz, weisser Kiesel, dunkelfarbiger Kiesel; der Orthoklas oder Feldspath, der Andesit oder Kalkfeldspath; der Calcit oder Marmor.

2. **von den einfachen Gesteinen**, welche aus homogenem Stoffe bestehen: der Quarzschiefer oder Kieselschiefer (Lydit); der Amphibolschiefer; der Chloritschiefer; der Glimmerschiefer; der Quarzit (gelblich, bläulich, bräunlich); der Kalkmergel, d. i. thonhältiger Kalkstein.

3. **von den zusammengesetzten Gesteinen**, welche aus verschiedenen Mineralgemengstheilen bestehen: der Granit, der Porphyr (Augit-Porphyr, Porphyrit, dunkelgrüner Porphyrit); der Amphibol-Gneis; der Syenit; der Gabbro; der Basalt; der Trachyt (schwarzer Trachyt, Obsidian oder hellgrüner u. s. w. = hyaliner Trachyt, Grünstein oder Variolit = Schwefel-Trachyt, Alunit oder Alaunstein = schwefelsaurer Trachyt); der Trachyt-Tuff; der Dolerit; der Thonschiefer oder schwarzer Schiefer und weisser Schiefer; der Sandstein (karpathischer und opalisirter Neocom.)

Die am häufigsten gebrauchten Steinarten sind der Serpentin, der Obsidian (und seine Variation, der Bimstein) und der Silex (Hornstein) sowie der Amphibol. Auch der Feuerstein ist ziemlich häufig vertreten und man kann durchaus nicht behaupten, dass Steinwerkzeuge aus demselben in unserem Vaterlande noch nirgends gefunden worden wären [1]) und dass Kieselwerkzeuge, welche bei uns zu sehen sind, blos aus ausländischen Fundorten stammen [2]).

[1]) So erklärte Rygh auf dem Stockholmer archäologischen Congress. S. Mestorf l. c. pag. 12, Hildebrand l. c. pag. 69.

[2]) Dieser Ausweis ist die erste systematische Zusammenstellung in unserer prähistorischen Literatur. Was bisher Aehnliches veröffentlicht wurde, ist sehr mangelhaft und willkürlich. Rómer hat in den Resultats généraux das Material unserer Steinsachen nicht gehörig gewürdigt. Dies ist ein fühlbarer Mangel seines sonst ausgezeichneten Werkes, u. zw. umsomehr, als eben er, in richtiger Erkenntniss der Wichtigkeit des Materials der Steinsachen, die Nothwendigkeit der Bestimmung desselben schon 1866 betonte. (Műrégészeti Kalauz I, pag. 10 Anm. *.) Die Skizze, welche Könyöki zusammengestellt hat (Einiges über die der Steinperiode angehörigen Funde in Ungarn. Separatabdruck aus dem Jahres-Programm der städt. öffentl. Oberrealschule in Pressburg für das Schuljahr 1870, pag. 9), ist sehr mangelhaft und systemlos. Es muss Sophie Torma als besonderes Verdienst angerechnet werden, dass sie wenigstens bei Beschreibung der von ihr erforschten Steingegenden das Material der Werkzeuge sorgfältig berücksichtigte. (Erd. Múzeum, Jahrg. 1879 u. 1880.)

[1]) Wie Rómer 1866 behauptete: „Ich kenne — schreibt er — kein einziges Beispiel in unserem Vaterlande, dass irgendwo ein solches Werkzeug gefunden worden wäre." (Műrég. Kalauz, I, 8.) Aber im J. 1869 machte er schon auf einige in Ungarn gefundene Feuersteinwerkzeuge aufmerksam. (Ó-kőkori eszközök Magyarországon. Arch. Ért. I, 3.) Doch scheint es, dass sich seine erste Ansicht noch 1875 nicht wesentlich geändert hatte. Denn in diesem Jahre schreibt er: „Bei uns überraschen die Kieselwerkzeuge durch ihren fast vollständigen Mangel." (Jelentés az éjszaki tartományokban tett tudományos kirándulásról. Arch. Ért. IX, 11.) Offenbar ist dieser Ausspruch das Ergebniss der Erfahrungen, welche er in den nordischen Ländern sammelte, wo er die Flinte in so riesiger Anzahl fand; 1876 führte er auf dem VIII. internationalen arch. Congresse die mittlerweile zum Vorschein gekommenen Kieselsteinsachen als vaterländische Funde vor. (Arch. Ért., X. 239.) Ich bemerke, dass sich in der Sammlung des oberungarischen Museumvereins im J. 1879 unter 678 Steinsachen 250 aus Kiesel befanden (Klimkovics' Bericht im III. Jahrbuch des Vereins. 1879, pag. 143). In der kleinen Sammlung des Székler Nationalmuseums sind mehr als 70 Kiesel- und Jaspissplitter zu finden. (Géza Nagy's Bericht im Arch. Ért. neue Folge II, 29.)

[2]) Auch das hat Rómer behauptet: „Die Werkzeuge aus Feuerstein" — schreibt er, — „werden zumeist in den nördlicheren Ländern Europas und Amerikas gefunden und gelangen von dort in unsere Sammlungen." (Műrég. Kalauz. I, 8.) Dieser Anschauung hat schon Ipolyi widersprochen, indem er auf die Funde von Morován bei Pöstyén, ferner auf die von Waitzen, von der Zips und der Theissgegend hinwies. (In seiner Studie: A magyar régiségtan. Kisebb Munkái, I, 569, 570.) Später hat Rómer selbst seine grundlose Behauptung modificirt. (Arch. Ért. I, 3.)

Wenn ich demnach die prähistorischen Steinsachen Nordeuropas in Hinsicht auf die Materialverschiedenheit mit den Steinsachen des mittleren Donaubeckens, des grossen pannonischen Kessels vergleiche, so muss ich die Thatsache constatiren, dass der Vorrath von Steinsachen aus dem Steinalter der dem Nordpol näher liegenden Erdtheile bei Weitem nicht so viel Abwechslung bietet wie der Ungarns, das dem Aequator um einige Breitegrade näher liegt. Skandinavien (und England) kann in diesem Betrachte nicht einmal mit Frankreich und Deutschland erfolgreich wetteifern, während Frankreich und Deutschland wieder hinter unserem Vaterlande weit zurückbleiben[1]). Dieses Zurückbleiben ist eine Erscheinung, auf welche wir unbedingt achten müssen, da sie uns ein entscheidendes Kriterium für die Provenienz unserer Steinsachen liefert. Sie weist nämlich deutlich auf den directen natürlichen Einfluss hin, welcher sich bei der Anfertigung der Steinsachen in Skandinavien und Ungarn geltend macht. Die Varietäten der Werkzeuge sind identisch mit den Varietäten im geologischen Baue der beiden Länder. Die Isolirung Skandinaviens bewirkt, dass es der an der Erdoberfläche erstarrten, d. i. von den vulkanischen der kieselerdereichen Steinarten, der Acidite vollständig entbehrt. Kein Wunder also, dass es in diesem Lande keine Obsidian-, Trachyt-, Trachytporphyr-, Phonolitwerkzeuge gibt. Aus den Basiten der vulkanischen Gesteine gibt es, wie neuerlich constatirt wurde, in Schonen 70 Basaltkegel[1]). Man begreift demnach, dass die Basaltsachen dort nicht völlig unbekannt sind. Von plutonischen Gesteinen hat es Gabbro, Syenit, Quarzporphyr und Granit; von metamorphen: Gneis; von sedimentären: Kalkstein, Schiefer und Sandstein; endlich von speciellen Steinarten Feuerstein. Kein Wunder also, dass es neben dem auffälligen Mangel von vulkanischen Steinsachen solche aus Gabbro, Syenit, Gneis, Schiefer, Porphyr, Sandstein und Kiesel besitzt. Da der Gneis und Glimmerschiefer die vorherrschenden Gesteine sind, darf man sich nicht wundern, dass wir neben dem Flint meist auf Glimmerschiefer- und Gneis-Steinsachen treffen. Alle insgesammt werden jedoch durch die Fabrikate aus Flint an Menge übertroffen. Letztere sind dermassen vorherrschend, dass alle übrigen neben ihnen in den Hintergrund gedrängt erscheinen. Dies ist im ersten Augenblicke überraschend, da unter den Gesteinsmassen der skandinavischen Halbinsel nicht der Flint, sondern der Gneis und der Glimmerschiefer vorherrschen. Doch wird die Erscheinung sofort verständlich, wenn wir uns die localen Verhältnisse der Gesteine genauer besehen. — Der Flint ist in der That fast das einzige taugliche Material in jenen Gegenden, wo sich die Steincultur am meisten entwickelt hat, nämlich in Dänemark und Schonen. Der Mineralreichthum Dänemarks beschränkt sich, vom Bernstein abgesehen, hauptsächlich auf Kaolin, Cement, Kreide, Kalk, Salpeter, Thon, Marmor von schlechter Qualität, gute Bergkrystalle und etwas Steinkohle. Keines von diesen konnte der Urmensch zu seinen Werkzeugen verwenden. Schwedens Granit, Gneis, Kalkstein (tertiärer und Jurakalk, sowie Stinkstein), Thonschiefer und Sandstein, finden sich vorwiegend in den an Norwegen grenzenden Gebieten und weiter im Norden, nicht aber in Schonen[2]). Doch besitzt Schonen den zu den sogenannten Uebergangs-Sandsteinen gehörigen Quarzsandstein, welcher

[1]) Das Material der Steinsachen Nord- und Mitteldeutschlands detaillirt Lindenschmit in seinem ausgezeichneten Werke: Alterthümer u. heidnischen Vorzeit. Die von ihm aufgezählten Stoffe sind: der Kiesel, der Kreidensandstein, der Feuerstein, der Hornblendenschiefer, der Anamesit, der Hornstein, der Serpentinschiefer, der Serpentin, der Grünsteinschiefer, der Diorit, die Hornblende, der Probirstein. Gundacker Wurmbrand fügt in seiner werthvollen Mittheilung Ergebnisse d. Pfahlbauuntersuchungen noch den Miemit hinzu; er bemerkt jedoch, dass der Miemit, aus welchem die bei Luttenberg gefundenen und von Dr. Unger beschriebenen Steinwaffen verfertigt sind (Sitzungsberichte d. k. Akademie d. Wissenschaften, XLV. Bd.), in den Serpentinfelsen bei Rakovácz in Slavonien vorkommt. Das Material der elsässischen Steinsachen (Jaspis, Serpentin, Jadeit, Nephrit, Chloromelanit u. s. w.) wird von Faudel und Bleicher aufgezählt. (Materiaux pour une étude préhistorique de l'Alsace. Mitgetheilt im Bulletin de la société d'histoire naturelle de Colmar. 1881—1882, 22. u. 23. Jahrg.) Das Material der Steinsachen Frankreichs detaillirt d'Amour. In seinem Verzeichniss sind aufgezählt: die Kieselarten (Quarz, Achat, Jaspis, Silex), der Obsidian, der Fibrolit, der östliche und westliche Jad, der Jadeit, der Chloromelanit, der Amphibol, der Saussurit, Aphanit, Basalt, Diorit, Dolerit und Petrosilex. (Mitth. d. Anthr. Ges. in Wien, 1871, I, 294—295.) Die ausgezeichnete Dubliner Sammlung hat Haughton vom mineralischen Standpunkte aus untersucht. Dort erscheinen als Material die an Feldspath und Hornblende reicheren Arten der Trappgesteine: Petrosilex, Basalt; dann die verschiedenen Varietäten der Feldspath-, Schiefer-, Hornblende-Porphyrgesteine, sowie der Nephrit. (Wilde: Catalogue of the Royal Irish Academy, pag. 72, Lubbock l. c. I, 73.)

[1]) Dr. A. Rauber: Urgesch. d. Menschen. Leipzig, 1884, I, 37.

[2]) S. Nielsen: Norwegen, Schweden und Dänemark, pag. 62, 108 u. 213.

bei Cimbrisham, Gladsax, Andrarum, Hardeberga und an andern Orten in einzelnen Lagern vorkommt, und ferner das bei Hardeberga, Flädie, Hög, Ahlstad, Yegsjö u. s. w. häufig vorfindliche Material für Polirmittel, analog dem erwähnten Quarzsandstein-Material. Für die bei Grenna gefundenen Exemplare von derartigen Instrumenten lieferte das Sandsteinlager bei Wisingsö das Material [1]). Schonen ist überdies ein Fundort für Flint [2]). In den Küstengegenden und Inseln der Ostsee zeigt sich der Feuerstein gleichfalls in ausnehmender Menge; auf Rügen, Wollin, Möen und anderen Inseln als Einlagerung in der weissen Schreibkreide; im Diluvium der norddeutschen Ebene aber als Gerölle. An mehreren Orten der Ostseeküstengegend erweist er sich als Ueberbleibsel zugrunde gegangener Kreidelager [3]). Die Urbewohner Seelands und Schonens, sowie überhaupt der südlicheren Küstengegenden der Ostsee griffen also lieber nach dem harten und spröden Flint als nach einem weniger passenden Material. Deshalb kommen auch die Flintsachen in der Region des Schiefers, in Norrland, nicht gewöhnlich vor, und wenn sie vorkommen, wie dies bei Byskrelf und andernorts factisch der Fall war, so zeichnen sie sich immer durch ihre Seltenheit aus. Dagegen fallen die Flintsachen als Leitindividuen dem Alterthumsforscher dort in die Hände, wo der Flintstein von Natur aus häufig ist, in Seeland, Schonen und in den Insel- und Küstengegenden der Ostsee.

Die skandinavischen Steinsachen stimmen also hinsichtlich des Materials mit den localen geologischen Verhältnissen überein, aber nicht die ungarischen Steinsachen mit den skandinavischen geologischen Verhältnissen. In Ungarn begegnen sich wieder Material der Steinsachen und geologische Bildung des Landes vollständig. Es gibt nicht eines unter den aufgezählten Mineralien, aus denen unsere Steinsachen gemacht sind, das sich in unserem Vaterlande nicht vorfände.

[1]) Nilsson: Das Steinalter, pag. 21—22.

[2]) Hildebrand: Das heidn. Zeitalter in Schweden, pag. 69. Nilsson: Das Steinalter d. skand. Nordens, pag. 15.

[3]) H. Credner: Elemente der Geologie. Leipzig, 1878, pag. 51. Puggard: Geologie d. Insel Möen. Bern, 1851. Lyell: Das Alt. d. Mensch., pag. 270—75. Boll: Geognosie d. deutschen Ostseeländer. Neubrandenburg, 1846. Derselbe: Die Insel Rügen. Schwerin, 1858.

Wir haben einen reichen Besitz an Obsidian und Bimstein. Dieses schwarzbraune, graue oder rothe vulkanische Gestein, das eine glasige Erhärtung einer gewissen Menge der dünnen Rhyolithschichten darstellt, kommt in Oberungarn vor, u. zw. im Comitate Abauj: bei Vilmány (auf dem Aranyosberge) und in den Gegenden von Szaláncz, Szántó, Telkibánya; im Comitate Bars: in Geletnek, A. Hámor (auf dem Velka-Pivna-Berge) und im Thale von Szklenó; im Comitate Hont: bei Schemnitz; im Comitate Sáros: zu Eperies (auf dem Taboriszko-Berge) und Sóvár; in Zemplén: in Tokaj-Hegyalja, bei Erdőbénye (auf den Bergen Sár, Cziroka und Patkó), sowie in der Umgebung von Bodrog-Keresztúr, Mád, Sárospatak und Tolcsva. In der Gegend jenseits der Theiss in der Marmaros: bei Glod. In Siebenbürgen endlich im Comitate Csik: bei Szent Imre; im Comitate Hunyad: bei Cserbel und Vályе-Brad; im Comitate Kolozs: bei Klausenburg; im Comitate Szolnok-Doboka: in der Gegend von Lábfalva und Retteg. Aus dieser Häufigkeit des Obsidians und des Bimsteins erklärt sich somit die grosse Menge unserer Obsidian-Steinsachen. Eben deshalb entfällt auch jeder Grund und jede Nothwendigkeit, unsere Obsidiane aus Mexiko oder Sicilien herzuleiten.

Wir besitzen einen Ueberfluss an Kieseln. Den Feuerstein findet man in verschiedenen Farben in Oberungarn im Comitate Abauj: bei Árka; im Comitate Bars: bei Jásztraba, Kremnitz, Lehotka, Lutilla; im Comitate Neograd: bei Rap; in Siebenbürgen im Comitate Alsó Fehér bei Valye-Mika; im Comitate Hunyad: bei Balsa, Nádfalva, Tataresd, Vaja, Valye-Brád; im Comitate Szeben: bei Talmács; im Comitate Szolnok-Doboka: bei Batiz-Pojána und Oláh-Láposbánya. In Südungarn im Comitate Krassó-Szörény: in der Umgebung von Oravicza. Es hat daher keinen Grund, wenn Römer das Vorkommen dieser Steinart blos auf die Gegenden von Kremnitz und Kapronez beschränkt [1]). Von den übrigen Kieselarten ist der Heliotrop stellenweise in besonders grosser Menge zu finden, vornehmlich in Siebenbürgen im Comitate Hunyad: bei Cséb, Felsö-Vácza, Herczegány, Tekerő; im Comitate Torda-Aranyos: bei Toroczkó; jenseits der Theiss im Comitate Arad: bei Acsucza; in Südungarn im Comitate Krassó-Szörény: bei Dognácska.

[1]) Mürég. Kalauz I, 8.

Der Achat kommt in Lagern, eingesprengt und als Gerölle vor; in sehr schönen Variationen in Oberungarn im Comitate Abauj: bei Árka; im Comitate Bars: bei Kapronca; im Comitate Liptau: bei Szvarin; im Comitate Sáros: bei Vörösvágás; im Comitate Szepes: bei Késmark; im Comitate Zemplén: bei Tokaj. Jenseits der Theiss im Comitate Arad: in der Umgebung von Acsucza. In Siebenbürgen im Comitate Alsó-Fehér: bei Abrudbánya, Valye-Mika, Zalatna; im Comitate Hunyad: bei Balsa, Bojcza, Brád, Guraszáda, Közép-Almás, Nagy-Almás, Nádfalva, Nyirmező, Porkura, Tataresd, Tekerö, Valye-Brad; im Comitate Szeben: bei Hermannstadt; im Comitate Torda-Aranyos: bei Kuppand und Toroczkó. In Südungarn im Comitate Krassó-Szörény: in der Umgebung von Dognácska.

Der Jaspis findet sich in den verschiedensten Farben, in Lagern oder als Gerölle in Oberungarn im Comitate Abauj: bei Árka, Erdö-Horvát; im Comitate Bars: bei Geletnek, Kremnitz, Szklenó, Ujbánya; im Comitate Hont: bei Schemnitz: im Comitate Neograd: bei Rap; im Comitate Szepes: bei Késmark, Jekelfalva; im Comitate Zemplén: bei Tolcsva; im Comitate Zólyom: bei Badin, Neusohl, Bisztra, Pojnik. Jenseits der Theiss im Comitate Arad: bei Acsucza, Brusztur; im Comitate Szatmár: bei Felsőbánya und Kapnik. In Siebenbürgen im Comitate Alsó-Fehér: bei Felső-Gáld, Igenpataka, Krakkó, Remete, Zalatna; im Comitate Hunyad: bei Boicza Csertés, Felső-Vácza, Füzesd, Kracsunyesd, Nagy-Almás, Nádfalva, Nyirmező, Pojána, Porkura, Tekerő; im Comitate Kolozs: bei Klausenburg; im Comitate Nagy-Küküllő: bei Alsó-Rákos; im Comitate Szeben: bei Talmács; im Comitate Szolnok-Doboka: bei Oláh Láposbánya; im Comitate Torda-Aranyos: bei Offenbánya, Koppand, Torda, Toroczkó. In Südungarn im Comitate Krassó-Szörény: bei Szászkabánya.

Der Chalcedon kommt bei uns an sehr vielen Orten vor, namentlich in Oberungarn im Comitate Abauj: bei Abaujvár, Árka, Bodakő-Váralja, Vilmány; im Comitate Bars: bei Geletnek, Jasztrab, Kapronca, Kovácsi, Körmöcz, Lehotka, Lutilla, Szklenó; im Comitate Hont: bei Bagonya, Schemnitz; im Comitate Neograd: bei Rap; im Comitate Sáros: bei Sóvár, Vörösvágás; im Comitate Zemplén: bei Bekecs, Erdőbénye, Mád, Tolcsva, zwischen Banszka und Herlein, auf dem Berdacska-Berge, an den Grenzen von Zemplén und Abauj; im Comitate Zólyom: bei Háromviz, Kalinka, Pojnik, Rohnicz. Jenseits der Theiss im Comitate Arad: bei Acsucza; im Comitate Bihar: bei Rézbánya; im Comitate Szatmár: bei Felsőbánya, Fernezely, Józsefháza, Kapnik, Nagybánya, Szinyérváralja, Veresviz. In Siebenbürgen im Comitate Hunyad: bei Balsa, Bászarabásza, Bursuk, Felső-Csertés, Guraszád, Ilia, Kimpur, Kis-, Közép- und Nagy-Almás, Kracsunyesd, Lesnek, Nádfalva, Porkura, Tataresd, Tekerő, Valye-Brád; im Comitate Kolozs: bei Kis Kapus; im Comitate Szolnok-Doboka: bei Kötelesmező, Oláh-Láposbánya, Retteg; im Comitate Torda-Aranyos: bei Torda, Toroczkó. In Südungarn im Comitate Krassó-Szörény: bei Dognácska, Moravicza, Oravicza und Uj-Moldova.

Der Carneol wird gefunden in Oberungarn im Comitate Abauj: bei Árka, Ujvár, Vilmány; im Comitate Bars: bei Kapronca, Lehotka, Lutilla; im Comitate Hont: bei Schemnitz. Jenseits der Theiss im Comitate Arad: bei Acsucza. In Siebenbürgen im Comitate Hunyad: bei Balsa, Boicza, Bursuk, Felső-Vácza, Guraszáda, Kracsunyesd, Nagyág, Nagy-Almás, Tataresd, Tekerő; im Comitate Torda-Aranyos: bei Koppand, Toroczkó. In Südungarn im Comitate Krassó-Szörény: bei Dognácska.

Der Hornstein (silex) kommt vor in Oberungarn im Comitate Abauj: bei Árka, Erdő-Horváti, Vilmány; im Comitate Bars: bei Geletnek, Kapronca, Körmöcz, Ujbánya; im Comitate Bereg: bei Nagy-Muzsaj; im Comitate Hont: bei Hodrusbánya, Schittersberg, Schemnitz; im Comitate Sáros: bei Vörösvágás; im Comitate Szepes: bei Igló, Porács; im Comitate Zemplén: bei Erdőbénye, Tolcsva; im Comitate Zólyom: bei Neusohl, Kalinka. Jenseits der Theiss im Comitate Bihar: bei Pestyere, Rézbánya: im Comitate Marmaros: bei Kobolyapojána. In Siebenbürgen im Comitate Alsó-Fehér: bei Vöröspatak, Zalatna; im Comitate Fogaras: bei Persányi; im Comitate Hunyad: bei Déva, Kajánd, Nagyág, Porkura, Sztanicza, Tataresd, Tekerő; im Comitate Kolozs: bei Magyarókereke; im Comitate Torda-Aranyos: bei Offenbánya, Toroczkó. In Südungarn im Comitate Krassó-Szörény: bei Moldovabánya, Oravicza, Szászka. Jenseits der Donau im Comitate Pest-Pilis-Solt: im Wolfsthale von Ofen, und im Comitate Oedenburg: in Oedenburgs Umgebung.

Da die Kieselarten in solcher Menge und Mannigfaltigkeit bei uns vorkommen, so kann es nicht Wunder nehmen, dass wir im Alluvium unseres Vaterlandes so häufig auf Kieselsteinsachen stossen. Eben deshalb entfällt auch hier jeder Grund und jede Nothwendigkeit, unsere Feuersteinsachen aus Skandinavien herzuleiten.

An Serpentin, Amphibol und Steatit leiden wir durchaus keinen Mangel.

Der Serpentin und seine Varietäten, der Chrysotil, Marmolith, Ophit und Pikrolith, kommen in unseren Gebirgsgegenden in bemerkenswerthen Massen vor, namentlich in Oberungarn in Gömör: bei Jolsva, Tapolcza, Kraszna-Horka-Váralja und Dobsina; in Hont: bei Hodrusbánya, Schemnitz und Bélabánya; in Neograd: bei Poltár; in der Zips: bei Jekelfalu. Jenseits der Donau in Vas: bei Borostyánkő und sporadisch längs der Westgrenze des Landes; in dem Gebiete zwischen Drau und Save, resp. Donau und Save, südlich von Peterwardein, am östlichen Flügel der Fruska-Gora, wo er in zwei mächtigen Gängen in der Nachbarschaft von Steinkohle und krystallinischem Schiefer hervorbricht. Jenseits der Save zeigt er sich in sporadischen Massen zwischen der Kulpa und Unna, unter neogenen und eocenen Formationen, namentlich im Zrinyi-Gebirge und bei Verginmost. In Südungarn am südlichen, zur Donau vorspringenden Ende des Szretinje-Gebirges bei Dubova, Ruszkicza, Eibenthal, Tiszovicza, im Comitate Szörény; ebenso an dem zum Sebes-Thale herabsteigenden südwestlichen Abhange des Muntjemik bei Borlova; in Krassó bei Steierlak und Moravicza. In Siebenbürgen trifft er sich geradezu häufig, namentlich in Hunyad: an dem Steige der Vulcanenge, auf dem Peringul-Berge und bei Malomviz; in Fogaras: bei Persány; in Csik: bei Ditró; in Szolnok-Doboka: bei Oláh-Láposbánya; in Szeben: bei Resinár; in Nagy-Küküllő: bei Alsó-Rákos; in Torda-Aranyos: bei Toroczkó und Kisbánya.

Der Amphibol findet sich in Oberungarn in Hont: bei Bozók, Hodrusbánya, Schemnitz; in Neograd: bei Széna; in der Zips: bei der Iglóer Huta, bei Prákfalu, Szomolnok; in Sáros: bei Sós-Ujfalu, Sóvár; in Gömör: bei Kokava; in Westungarn in Eisenburg: bei dem Glaswerke von Szalonak; in Gran: bei Szentlélek; in Südungarn in Krassó: bei Dognácska, Moldova, Szászka, Zsidóvár. In der Gegend jenseits der Theiss in Bihar: bei Rézbánya; in Arad: bei Paulis. In Siebenbürgen an sehr vielen Orten, so in Hunyad: bei Gredistye, Arany, Cserbel, Kajanel, N. Almás, Toplicza, Szelistye, Ploczka, Vajda-Hunyad; in Nagy Küküllő: bei Kőhalom; in Torda-Aranyos: bei Felső Szolcsva; in Szeben: bei Alsó- und Felső-Sebes, Porcsesd, Czód, Resinár, Tolmács; in Beszterce-Naszód: bei Rodna; im Comitate Csik: bei Ditró, Szárhegy, Tekerő-patak; endlich in Fogares bei Árpás.

Der Steatit, d. i. Fettstein, und seine Variationen, der Talk, der Speckstein und der Topfstein, kommen vor: in Oberungarn in Gömör: bei Nyustya; in Hont: bei Hodrusbánya, Kisiblye, Schemnitz; in Liptó: bei Magurka; in der Zips: bei Branyiszkó, Igló, Késmark, Urvölgy; in Zólyom: bei Homokhegy. Jenseits der Theiss in Arad: bei Aranyág; in Bihar: bei Rézbánya; in Marmaros: bei Rónaszék; in Szatmár: bei Kapnik. In Siebenbürgen im Comitate Alsó-Fehér: bei Vörös-patak und Zalatna; in Beszterce-Naszód: bei Rodna und dem Schneeberg Kelemes; in Háromszék: im Ojtoszer Engpass; in Hunyad: bei Bászarabász, Cserbel, Nagy-Almás, Lunkoj, Pojana, Tsutsur, Tekerő, bei der Vulkanenge und in den Nebenthälern der Zsil; in Szeben: bei Czód, Felső-Sebes und im Resinár-Gebirge; in Szolnok-Doboka: bei Oláh-Láposbánya; in Torda-Aranyos: bei Offenbánya und im Tordaer Spalt; in Südungarn in Krassó-Szörény: bei Moravicza, Oravicza und Szászka. Jenseits der Donau in Eisenburg: bei Borostyánkő.

Der Feldspath und die bei unseren Steinsachen wahrgenommenen einfachen Gesteine sind in den geologischen Formationen unseres Vaterlandes ebenso reich als mannigfaltig vertreten [1]). Von den zusammengesetzten Gesteinen zeigt sich der Granit in vielerlei Variationen, der Porphyr, der Trachyt in ungeheuren Massen. Der Granit kommt an zahlreichen Orten sporadisch vor, namentlich in den kleinen Karpathen von Pressburg bis über Modos. Ferner in den Wassergebieten der Waag und Neutra. Die grösste Entwicklung erreicht er im Tátra-Stocke. Sowohl die Niedrige, als auch die Hohe Tátra bestehen aus mächtigen Granitmassen. Im Gömör-Szepeser Erzgebirge erscheint er in Rissen; in Siebenbürgen in der Quellenregion der Szamos, Maros und Olt. In den Bergen des Banats und von Bihar tritt er in kleineren und grösseren Partien auf; jenseits

[1]) S. die Werke von Nik. Tóth, Josef Szabó, Johann Hunfalvy.

der Donau am Meleg-Berg, im Fünfkirchner Gebirg, zwischen der Drau und Save in den Bergen von Pozsega und Garics. Der Porphyr kommt in kleineren und grösseren Mengen im Biharer Gebirge vor, in den Quellengebieten der Aranyos, Szamos und der weissen Körös; in Siebenbürgen im Thale des Olt-Durchbruches, in der Verengerung des Tordaer Passes; im Banater Gebirge an zahlreichen Orten. In Kroatien und Slavonien in den Bergen von Kosztel, Ivanecz, Kálnik und Pozsega. Im Becken der mittleren Donau spielt die Trachytfamilie geradezu eine massgebende Rolle. Verschiedene Arten derselben bilden hier ganze Bergmassen, dort einzelne Gänge und Stöcke. Das gesammte Gebiet des Trachyts und des Trachyttuffs umfasst in unserem Vaterlande circa 450 Quadratmeilen.

Der Basalt bildet bald isolirte, bald in Gruppen stehende Berge von kleinerer Masse. Im oberungarischen Erzgebirge ist er in geringerem, in dem Medves-Bükk-Gebirge in bedeutenderem Grade entwickelt. Der Medves ist der ausgedehnteste Basalt-Stock. In Siebenbürgen kommt er als Kegelmasse, Kolben und Conglomerat vor. Die beiden hervorragendsten Basaltberge sind der Detonata bei Gola und der Flokosza bei Verespatak. In Südungarn treffen wir isolirte Basaltmassen in der Umgebung der Bersava, Temes und Maros. Jenseits der Donau durchbricht der Basalt am südwestlichen Theile des Bakony die Triasformation und zieht sich bis ganz zum nordwestlichen Ufer des Plattensees. Seine Entwicklung ist hier bedeutend. Die grössten Basaltmassen sind der Kab- und der Nagysomlyóer Berg. Auch in der Fünfkirchner Berggruppe kommt der Basalt vor, doch nur in geringfügigen Brüchen; ferner an einigen Punkten des Eisenburger und Oedenburger Comitats. In Slavonien erscheint er als Basalttuff zwischen Gradácz, Gradistye und Kuttyevo.

Auch der Gabbro und der Dolerit sind bei uns nicht unbekannt; der Gabbro, dieses krystallinische, körnige Gestein vornehmlich bei Dobsina, ausserdem in kleineren Brüchen bei Porács, Vihnye, im Bükk-Gebirge bei Szarvaskő; in Siebenbürgen im Comitate Udvarhely an der westlichen Seite des Szórmánberges bei dem Dorfe Vargyas. Der Dolerit hingegen findet sich als grosskörniger Basalt an den Fundorten der Basalte, doch ist auch sein Vorkommen als olivinhältiger Augit-Feldspath constatirt.

Das wichtigste Glied der Kreideformation, der kreideartige karpathische Sandstein, bildet den grössten Theil des Gebirgswalles, der unsere nördliche und nordöstliche Grenze einschliesst, in einem fortlaufenden, sehr breiten Bogen vom Miava-Thale angefangen bis zu dem Winkel zwischen der Marmaros und der Bukowina in einer Ausdehnung von circa 100 Meilen. In Siebenbürgen stellt er den grössten Theil des Berczk- und Bodzás-Gebirges und die östliche Hälfte des Gyergyóer und Csiker Gebirges dar. Er findet sich ferner in dem ungarisch-siebenbürgischen Grenzgebirge, besonders an der südlichen Seite der Maros und an der nördlichen Seite der Margaer Bisztra und der Sebes-Körös. Im Banater Erzgebirge nimmt er gleichfalls beträchtliche Gebiete ein. Endlich ist auch der Schiefer, Kalkstein und Marmor in grossen Massen vertreten [1]). Es ist daher nur natürlich, dass jede dieser Steinarten auch bei unseren Steinwerkzeugen sich vorfindet. Dagegen haben wir keinen Fibrolit und demnach auch keine Fibrolit-Werkzeuge.

Wie man sieht, findet sich also das Material unserer Steinsachen factisch im Gebiete unseres Vaterlandes. Ist dies nun nicht schon an und für sich ein wichtiges Argument dafür, dass wir in denselben keine Importartikel, sondern heimische Kunstproducte erblicken? Ist es nicht überaus unwahrscheinlich, dass, wo die passenden Steinlager im Vaterlande vorhanden sind, das identische Material aus dem Auslande, aus entfernten, ja aus überseeischen Ländern hätte importirt werden sollen? Kann man von dem in seinen Kenntnissen und Hilfsmitteln gleich beschränkten prähistorischen Urbewohner voraussetzen, dass er sich das Material, welches er viel näher, in seiner eigenen Gegend oder in deren nächstem Umkreise in reicher Menge und bequem finden konnte, mit grosser Plage und Mühe aus ungeheurer Ferne verschafft hätte? Kann man annehmen, dass er sich die fertigen Steinwerkzeuge von einem fernen Industrievolke mit grossen Opfern besorgt hätte, wo er doch selbst in der Lage war, sich die nöthigen Werkzeuge aus dem von der Natur gelieferten Material zu verfertigen? Fürwahr, sollten unsere Steinsachen nicht allein mit blossem Auge, sondern auch mikroskopisch und chemisch untersucht werden: das Ergebniss wird zweifellos unsere Annahme, die selbstständige Existenz der heimischen Steincultur, glänzend rechtfertigen.

---

[1]) Ueber alles das geben die Werke Johann Hunfalvy's Nik. Tóth's, Josef Szabó's und der von ihnen citirten Schriftsteller reiche Aufklärung.

IV. Capitel.

Directe Beweise für die Selbstständigkeit der ungarländischen und der nordischen Steincultur.

Die halbfertigen oder blos begonnenen Werkzeuge der nordischen Museen. — Die misslungenen Werkzeuge. — Die nuclei. — Die Bohrzapfen. — Die Steinsplitter und Späne. — Die nachträglich brauchbar gemachten abgenützten oder gebrochenen Werkzeuge. — Die Behau- oder Arbeitssteine. — Die Glätt- und Schärf- (Schleif-) Steine. — Den localen Interessen entsprechende speciello Werkzeuge. — Alle diese zeugen für die Selbstständigkeit der nordeuropäischen Steincultur. — Alte Fabrikationsorte der Steinwerkzeuge in Skandinavien. — Ebenso positive Merkmale beweisen auch die Selbstständigkeit der ungarischen Steincultur. — Fundorte der nuclei in Ungarn. — Fundorte der halb oder nicht ganz fertigen Werkzeuge. — Bohrzapfen aufweisende Werkzeuge und ihre Fundorte. — Grosse Menge von Steinsplittern und Spänen. — Fundorte der Fabrikationswerkzeuge. — Alle diese Funde zeugen für die inländische Fabrikation. — Was die Funde hinsichtlich des umgebenden Materials lehren. — Der Obsidian der Hegyalja — ein Handelsartikel im Zeitalter der Steincultur. — Die Frage des Verkehrs und Comunicationsbezirkes. — Diese Frage wäre nur auf Grund sorgfältiger Analyse des Materials zu lösen. — Einige concrete Fälle machen es gleichwohl wahrscheinlich, dass der Verkehrsbezirk sich nicht weit über die Grenzen des heutigen Ungarn erstrecken konnte. — Ein internationaler Verkehr ist unwahrscheinlich. — Dass die Ureinwohner Ungarns mit Nordeuropa nicht in Handelsverbindung standen, scheint der Mangel des Bernsteins in unseren Funden aus der Steinzeit zu beweisen. — Die Kjökkenmöddinge entbehren der Getreidearten. — In Mitteleuropa ist der Getreidebau in der Neolith-Periode schon zu constatiren. — Getreidebau Ungarns in der Steinzeit. — Mahlsteine. — Urzeitliche Samenkörner in der Aggteleker Höhle. — Das Fehlen des Getreides in Nordeuropa weist gleichfalls darauf hin, dass ein internationaler Verkehr nicht existirte. — Glasgarben in den Funden des Nordens und der mittleren Donau. — Diese Perlen weisen auf ein südliches Culturvolk, welches bereits in der Steinzeit Ungarn und die skandinavischen Reiche besuchte. — Was suchte es im Norden und an der mittleren Donau? — Es ist wahrscheinlich, dass dieses Culturvolk die Hittiten waren.

Was ich bisher theils durch Widerlegung der negativen Gegenargumente, theils durch Nachweisung der Abweichungen in der Manier der heimischen und der ausländischen Steinwerkzeuge, sowie der Disparität des Materials darzuthun trachtete, das lässt sich im Anschlusse daran durch entschiedene, directe Beweismittel noch gewisser beweisen. In den nordischen Museen fällt es auf, dass sich neben zahlreichen, als technisch vollendet zu betrachtenden Steinsachen viele halbfertige oder blos begonnene finden [1]). Wir sehen da zahlreiche Beispiele von misslungenen Werkzeugen. Die Steinkerne, aus welchen die Kieselsplitter gespalten wurden; die Steinzapfen, welche bei der Durchlöcherung der nicht aus Kiesel bestehenden Werkzeuge abfielen; die bei der Verfertigung der Steinsachen abfallenden Steinspäne und Splitter sind da in grosser Menge aufgehäuft [1]). Auch sind zahlreiche durch den Gebrauch abgenützte und zerbrochene Exemplare zu sehen, welche man durch nachträgliches Schleifen und Durchlöchern wieder gebrauchsfähig zu machen suchte [2]). Gross ist auch die Zahl solcher Steinsachen, die aus den Ueberbleibseln anderer geformt wurden [3]). Endlich sind auch die zur Verfertigung der Steinwerkzeuge gebrauchten Behau- oder Arbeitssteine und die zu deren Glättung oder Schärfung dienenden Glätt- und Schleifsteine aus den Fundorten von Hardeberg, Flädie, Hög, Ahlstad, Yngsjön u. s. w. in überaus grosser Zahl in die öffentlichen und Privatsammlungen gelangt [4]). Ja, noch mehr, an einigen Werkzeugen ist sogar eine den localen Interessen entsprechende Besonderheit nicht zu verkennen. [5])

Alle diese Gegenstände weisen deutlich auf die Selbstständigkeit der nordeuropäischen Steincultur. Sind sie doch ein entschiedener Beweis für die inländische Production der Steinsachen Nordeuropas. Und die Nordeuropäer nehmen auch keinen Anstand, zu erklären, dass im Kattegat auf der Insel Anholt und zu Hessel; auf der Insel Laaland bei Vester-Ulslev; auf den kleinen Inseln zwischen Seeland und Falster; auf Seeland selbst; ferner in Jütland zu Vanggaard bei Frederikshavn; bei Raevsgaard in der Gegend von Aalborg; bei Lindormabacken und Hafäng in Schonen; bei Myggenäs, Tannam, Medbo, Hagetorp, Pirlanda in Bo-

[1]) Auch Nilsson erwähnt solche: Das Steinalter, pag. 57.

[1]) Nilsson a. a. O. pag. 63, Montelius: Führer, pag. 4 und 7.

[2]) Nilsson a. a. O. pag. 69 mit Abbildg. Montelius l. c. pag. 7, 8.

[3]) Nilsson: Das Steinalter, pag. 70—71.

[4]) Nilsson a. a. O. pag. 21, 22. Montelius: Führer, pag. 4.

[5]) Diesen höchst interessanten Umstand hat Nilsson constatirt, indem er auf Grund der Erklärungen von Sachverständigen nachwies, dass einige Flintangeln eigens zum Fange des Sunddorsch (Gadus Calarias, Linn.) verfertigt wurden, indem ihre Grösse zu der Ausdehnung des Rachens dieser auch jetzt noch dort vorkommenden Fischart ganz ausgezeichnet passt. Von anderen Angeln erweist es sich durch ihren Fundort und ihre Beschaffenheit, dass sie zum Fange der Aale und Barsche verfertigt wurden. (Das Steinalter, pag. 26.)

huslän und an zahlreichen anderen Orten Steinsachenfabriken arbeiteten [1]). Wenn aber die aus diesen directen Argumenten gezogenen Schlussfolgerungen für Nordeuropa gelten, dann kann es offenbar gar keinen Grund geben, warum ähnliche Funde für unser Vaterland nicht dasselbe beweisen sollten.

Und in der That, dass die Steinsachen des mittleren Donaubeckens ebenso bei uns verfertigt wurden, wie es mit den nordischen in Skandinavien, mit den englischen in England, mit den französischen in Frankreich, mit den belgischen in Belgien, mit den österreichischen und deutschen in Oesterreich und Deutschland der Fall war [2]), das beweisen vor Allem die bei uns ungemein häufig vorkommenden Obsidian- und Kiesel-Nuclei. Bisher fanden sich solche im Comitate Abauj: zu Fancsal [3]) und Sima [4]); im Comitate Baranya: in Ocsárd [5]); im Comitate Bereg: in der Háter Gegend am sogenannten Krajna und im Hotter von Závidfalva [6]), in Klacsano [7]), Mező-Kászony [8]) und Munkács [9]); im Comitate Békés: bei Szarvas und Szt. András [10]), sowie bei Doboz [11]); im Comitate Bihar: in Mező-Keresztes [12]), Groszwardein [13]) und Gálos Petri [14]); im Comitate Borsod: in Árokkő [15]), Mező-Kövesd [16]) und Szihalom [17]); im Comitate Raab: in der Gegend von Koronczo [18]) und auf der Szentpáler Puszta des Raaber Capitels [19]); im Comitate Háromszék: in Szacsva [20]); im Comitate Heves: in Sirok [21]); im Comitate Hont: in Magyarád [22]) und Varsány [23]); im Comitate Hunyad: in Kersecz, Nándor-Válya [24]), Tordos [25]), Zsószán [26]); im Comitate Kolozs: in Bánffi-Hunyad [27]), Bikal [28]), Nagy-Almás [29]) und im Gebiete von Puszta-Szt.-Mihály auf dem Prädium Zsarno [30]); im Comitate Szabolcs: in Kálló [31]), Székely [32]), auf dem Ried Szőlőrét und in dem sogenannten Hódalj-Gebiete [33]). In einem Szántó kamen auch jene überaus merkwürdigen Obsidian-Nuclei zum Vorschein, welche in dem Museum des Debreziner reformirten Collegiums zu sehen sind [34]). Hier seien auch jene zwei Kernstein-Exemplare erwähnt, welche in die Sammlung des Museums von Nagy-Kálló gelangten [35]). Von diesen wurde eines im Comitate Czabolcs bei Ibrány gefunden. Es ist ein Kieselsteinkern, der in unserem Vaterlande nicht seines Gleichen hat [36]). Endlich sind noch die im Comitate Szilágy: bei Szilágycséh [37]) und Zilah [38]); im Comitate Ung: in Lucska [39]); im Comitate Eisenburg: in Herény [40]) und Katafa [41])

---

[1]) Engelhardt: Nordische Alterthümer. Kopenhagen 1880, pag. 5—7. Montelius: Führer. pag. 4, 14. Lubbock: Die vorg. Zeit. I, 99.

[2]) Vgl. Rauber: Urgeschichte. I, 45. Fischer: Beiträge zur Kenntniss d. Steinzeit in Ostpreussen und den angrenzenden Gebieten. (Schriften d. phys.-ökonom. Gesellschaft zu Königsberg. XXIII. Jahrg. 1882, I. Abth. pag. 18 fg.) S. ausserdem Mém. de la Société des Sciences. 1866—67. Transactions of the Ethnolog. Society. 1870, pag. 419.

[3]) Arch. Ért. III, 20, 108.

[4]) Arch. Ért. III, 61.

[5]) Arch. Ért. III, 149.

[6]) Arch. Ért. II, 130—131.

[7]) Arch. Ért. I, 80.

[8]) Lehoczky: Beregmegye monographiája. I, 85.

[9]) Ebenda I, 88 und Arch. Ért. II, 237.

[10]) Békésmegye rég. és miveltségtört. Évkönyve. 1878—79. V, 65 und Arch. Ért. XIV, 91.

[11]) Békésm. rég. és miv. Évk. 1878—79. V, 177.

[12]) Arch. Ért. I, 57—58. Arch. Közl. VII, 161.

[13]) Alex. Bölöni jun. Őskori műtárgyak Nagyváradon. Erschienen in den Tört. és rég. Közlemények des Biharer Comitats. Jahrg. 1875, pag. 11.

[14]) Römer: Arch. Ért. I, 6. — Hampel: Arch. Közl. XII, 131—132 mit Abbildg.

[15]) Arch. Ért. I, 57.

[16]) Hampel: Kalauz. pag. 6.

[17]) Hampel: Kalauz. pag. 6.

[18]) Arch. Ért. II, 220.

[19]) Arch. Ért. II, 220.

[20]) Géza Nagy: Arch. Ért. Neue Folge II, 29.

[21]) Arch. Ért. I, 4.

[22]) Römer: Résult. génér. pag. 13.

[23]) Baron Eugen Nyáry: Arch. Ért. X, 63.

[24]) Téglás: Arch. Ért. Neue Folge. II, 106.

[25]) Gooss: Chronik der Funde Siebenbürgens, pag. 57. — Sophie v. Torma: Neolith kőkorszaki telepek Hunyadmegyében. Erd. Múz. VI, 139.

[26]) Sophie v. Torma: l. c. VI, 191, 199.

[27]) Arch. Ért. I, 56.

[28]) Gooss: Chronik, pag. 14. Erd. Múz. Egyl. Évk. V, 138. Arch. Közl. VII, 162.

[29]) Gooss; Chronik, pag. 10.

[30]) Torma: A limes dacicus, pag. 110, Anm. 1.

[31]) Arch. Ért. III, 174.

[32]) Arch. Ért. III, 218.

[33]) Arch. Ért. III, 217.

[34]) Arch. Ért. I, 4—5. XII, 170. Es unterliegt kaum einem Zweifel, dass dies das Szántó des Comitates Abauj ist, wo der Obsidian vorkommt.

[35]) Arch. Ért. I, 56. V, 77.

[36]) Hampel: Arch. Közl. XII, 132.

[37]) Torma: A limes dacicus. pag. 110, Anm. 1.

[38]) Arch. Ért. Neue Folge. I, 275.

[39]) Lipp: Arch. Ért. X, 96.

[40]) Turcsányi: Arch. Ért. V, 131.

[41]) Arch. Ért. XIV, 225.

und im Comitate Zala: im Thale von Szent-György gefundenen Steinkerne zu erwähnen [1]). In der einzigen Sammlung des oberungarischen Museum-Vereines in Kaschau gibt es 36 Stück solcher Nuclei [2]).

Aber auch ausser den Steinkernen kommen in unseren heimischen Funden sehr viele halbfertige oder nicht ganz fertige Steinwerkzeuge vor. So wurde namentlich im Comitate Abauj zu Felső-Dobsza ausser einer halbfertigen Pfeilspitze auch ein Steinbeil gefunden, dessen eine Seite die begonnene Bohrung, dessen andere die blosse Spur des begonnenen Bohrloches zeigt [3]); im Comitate Bars zu Ladány ein halbbearbeiteter Sandsteinmeissel, an dem blos das eine Ende geglättet ist [4]); im Comitate Bereg in der Gegend von Kucsova auf dem Abhange unter der Kendereske und dem Szarkaberge ein ausgehöhlter, mit Sternen geschmückter Quarzitrothstein mit sternförmigen Eindrücken, welche die Spuren des Bohrers darstellen, der von den Alten zur Durchlöcherung dieses Steinwerkzeuges gebraucht wurde [5]); ferner bei Munkács eine dreieckige spitzige Steinplatte, aus welcher man durch Absprengen einen Meissel zu machen begonnen hatte [6]) und im Hotter von Zsófiafalva auf der Anhöhe Lipnicza ein Stein, auf welchem die Spuren des Schabens noch sichtbar waren [7]); im Comitate Raab in Kis-Baráti ein grosses Beilbruchstück, auf welchem man begonnen hatte, vor dem alten entzweigesprungenen Loche ein neues, 3 cm tiefes, ringförmiges Loch zu bohren [8]); in Koroncz auf der Vajdawiese ein nicht fertig gewordener, noch nicht geschärfter und blos aus dem Rohen gearbeiteter Keil [9]), gleichfalls in Koroncz ein zweites [10]) und in Téth ein drittes Steinwerkzeug mit Bohrversuchen [11]); im Comitate Hont: in Hont, Szántó, Varsány halbfertige Sandsteinmeissel [12]): in Hunyad: in Algyógy, Tordos und Nándorvály zahlreiche Werkzeuge. Von diesen ist eines — eine Trachyt-Streitaxt — deshalb überaus merkwürdig, weil man an demselben die Methode der Bohrarbeit studiren kann. Die durch kaum begonnene Probebohrungen verursachten schartigen Kreise lassen den Gebrauch des mit Benetzung verwendeten Sandes und Werges genau erkennen, deren man sich nur beim Gebrauche von Röhren aus weicherem Material, nicht aber aus Bronze, bedienen konnte. Andererseits lässt eine andere aus Sandstein verfertigte Hacke mit kegelförmiger Vertiefung vermuthen, dass die Durchlöcherung bereits mit einem spitzigen Erzgriffel versucht wurde [1]). Ausserdem kamen Bohrversuche auch noch anderwärts zum Vorschein: im Comitate Moson: in Mecsér ein Steinwerkzeug, das den Bohrversuch deutlich zeigt [2]); im Comitate Nagykükülló: in Kobor eine jetzt im Museum von Szászváros befindliche Steinhacke mit unvollendetem Stielloch [3]); im Comitate Neograd: in Szenna eine noch nicht ganz durchlöcherte Trachyt-Steinhacke mit einer kegelförmigen Erhöhung, d. i. einem Pfropfen in der Mitte des Loches [4]); im Comitate Neutra: in Belád gleichfalls halb durchbohrte Steinwerkzeuge, welche gegenwärtig im Wiener kaiserlichen und im Prager städtischen Museum verwahrt werden [5]); im Comitate Szabolcs an mehreren Orten, wie dies die in das Museum von Nagykálló gelangte halbfertige Obsidian-Messerklinge und der Bohrversuche aufweisende Steinhammer beweisen [6]); im Comitate Szolnok-Doboka: in Kudu viele unvollendete Steinsachen, darunter eine Sandsteinplatte mit angefangener Bohrung und eine nur auf einer Seite vollendete Pfeilspitze [7]); im Comitate Udvarhely: in Erked eine Trachyttuff-Hacke mit unfertigem Stielloch und wohl erhaltenem Bohrpfropfen [8]); im Comitate Veszprém: auf dem Csernár-Berge eine Steinhacke mit einem interessanten Bohrversuche [9]). Endlich fanden sich bekanntlich auch im Bakony unter

[1]) Nach meinen Aufzeichnungen.

[2]) Béla Klemkovics im III. Jahrbuch des erwähnten Múzeum-Egylet 1879, pag. 143. Wir bemerken, dass von diesen Nuclei 26 Obsidiane, 10 aber Kieselsteine sind.

[3]) Arch. Ért. III, 27, XI, 165.

[4]) Arch. Ért. III, 53.

[5]) Lehoczky: Beregmegye monograph, I, 83.

[6]) Lehoczky l. c. I, 89.

[7]) Ebendas. I, 85.

[8]) Ebenhöch: Győrmegye és város egyet. leirásában, pag. 363, 407. Etel Méry: Arch. Ért. VI, 315.

[9]) Arch. Ért. II, 220. Győrm. és vár. egyet. leir., pag. 364.

[10]) Arch. Ért. II, 220. Győrm. és vár. egyet. leir., pag. 408.

[11]) Győrm. és vár. egyet. leir., pag. 409.

[12]) Arch. Ért. III, 52, 86. X, 63.

[1]) Sophie v. Torma: Erd. Múz. VI, 139, 142, 194, 200.

[2]) Ebenhöch: Győrm. és vár. egyet. leir., pag. 364.

[3]) Gooss: Chronik, pag. 30.

[4]) Kubinyi: Arch. Közl. II, 88, Nr. 7. — Römer: Mür. Kal. I, 11.

[5]) Römer: Műrég. Kalauz. I, 11, 14.

[6]) Arch. Ért. I, 56. V, 77, 78. Arch. Közl. X, 47, Abbildung II.

[7]) Gooss: Chronik, pag. 32. — Sophie v. Torma: Erd. Múz. VI, 204.

[8]) Gooss: Chronik, pag. 10.

[9]) Arch. Ért. XI, 228.

polirten Steinsachen mehrere nur roh gearbeitete, nicht fertig gebrachte Steingeräth-Exemplare vor[1]). Noch interessanter wird die Sache dadurch, dass auch Zapfen, Steinpfropfen, Stöpsel, wie sie beim Bohren solcher Werkzeuge entstanden, erhalten blieben, und zwar theils in selbstständigen Exemplaren, theils an den zu durchbohrenden Gegenständen selbst. So sind von Felső-Dobsza zwei Stück Grünstein-Zapfen bekannt[2]). Auch in der Steinsachensammlung des ungarischen Nationalmuseums sind mehrere solche Exemplare zu sehen[3]). Bei Nándorválya wurde gleichfalls eines gefunden[4]). An der oberwähnten Hacke des Erkeder Fundes ist der Bohrpfropfen gut erhalten[5]). An dem 1876 in der Komorner Sternschanze gefundenen weissen Steinstreitkolben kann man den durch den Bohrversuch entstandenen Steinpfropfen ganz gut wahrnehmen. Noch deutlicher zeigt sich der Pfropfen an dem 1875 in Kajár gefundenen Quarzit-Hobel-Bruchstück. An dem Serpentin-Beilchen von Gömörő ist ein 6 cm langer Pfropfen zu sehen. An der 1876 von Julius Dessewffy dem Nationalmuseum gesendeten Schieferhacke ist ein zu zwei Dritteln abgebrochener Pfropfen ersichtlich[6]). Ein überaus interessantes Exemplar kann man in dem Museum des Eisenburger Comitats zu Steinamanger sehen. Im Besitze des Pressburger Propstes Hyacinth v. Rónay befindet sich eine Steinhacke von der Bodroggegend, an welcher der Pfropfen des Bohrversuches gut erhalten ist. Dieses Exemplar ist auch deshalb merkwürdig, weil es auf der dem Bohrversuche entgegengesetzten Seite das jenseitige Stielloch im Umriss zeigt. Mit Recht konnten daher die Alterthumsforscher auf diese Umstände aufmerksam machen, wenn sie in denselben Beweise für die locale Production erblicken[7]).

Dazu kommt, dass die beim Spalten der Steinsachen abfallenden Steinsplitter und Steinspäne geradezu in ungeheuren Mengen erhalten blieben, so in den Comitaten Bereg, Békés, Bihar, Raab, Hunyad, Ung, Zemplén und in zahlreichen anderen Gegenden unseres Vaterlandes, wie aus den Mittheilungen der Forscher in den betreffenden Gegenden hervorgeht[1]). Stellenweise kann man solche Steinabfälle sogar korbweise sammeln[2]). Noch mehr! An einzelnen Orten sind auch die Verfertigungswerkzeuge (Werkzeuginstrumente) erhalten geblieben. Ein solches fand unter Andern Lehoczky bei Beregszász auf dem sogenannten Kis-Rigó-Ried. Die eine Seite dieses Steines ist glänzend polirt, und er sieht so aus, als wäre er einst zum Glätten benutzt worden[3]). Derselbe Forscher traf auf dem kleinen Berge bei Munkács auf einen Trachytstein, dessen Innenseite ganz vertieft war zum Zeichen, dass er einst zum Glätten, Schleifen, Poliren verwendet wurde[4]). Schleifsteine fand derselbe in Klacsanó[5]), Macskovics, desgleichen bei Szabadka im Comitate Bács-Bodrog[6]), Paul Benke bei Szarvas im Comitate Békés[7]); Alexius Kéry bei der ehemaligen Brücke von Doboz nach Gyula[8]); Franz Ebenhöch in Koronczó, Csécsény und Kis-Árpás im Comitate Raab[9]); Römer zu Székely im Comitate Szabolcs[10]); Somogyi auf der Ajaker Wiese in Szabolcs[11]); Sophie v. Torma zu Tordos im Comitate Hunyad[12]). Dieselbe fand in Zsószán flache und eiförmige Former von Steinmessern[13]). In unseren Museen sind solche Werkzeuge nicht eben selten. Wir haben auch schon die Ansicht äussern gehört, dass die im Petákthale zum Vorschein gekommenen, eine Specialität der dortigen Ursitze bildenden, aus halb geröstetem, bläulichem Thon verfertigten Scheite jene Werkzeuge gewesen seien, deren man sich beim Poliren der Steinmeissel

---

[1]) Arch. Ért. II, 276.

[2]) Arch. Ért. XI, 166, 192.

[3]) Hampel: Kalauz, pag. 6.

[4]) Sophie v. Torma: Erd. Múz. VI, 194.

[5]) Gooss: Chronik, pag. 10.

[6]) Arch. Ért. XI, 166.

[7]) S. Mürég. Kal. I, 11, Arch. Ért. XI, 166.

[1]) So Lehoczky: Beregm. Monogr. I, 74. — Römer: Arch. Ért. I, 4, 6. II, 199. III, 217, 283. — Ebenhöch: Arch. Ért. II, 220. — Óvári: Arch. Ért. III, 61. — Koós: Arch. Ért. III, 92. — Marossy: Arch. Ért. III, 105. — Téglás: Arch. Ért. neue Folge, II, 102, 106. — Sophie v. Torma: Erd. Múz. VI, 139.

[2]) Lehoczky: Beregm. monogr. I, 79. — Téglás: Arch. Ért. neue Folge, II, 102. — Sophie v. Torma: l. c. VI, 139.

[3]) Beregm. monogr. I, 79,

[4]) Ebendas. I, 38.

[5]) Arch. Ért. I, 80.

[6]) S. d. Szabadkai közs. főgymn. 1882—1883 évi Ért., pag. 14 u. 55.

[7]) S. Békésm. rég. és m. társ. Évk. V, 65.

[8]) Majorossy's Bericht in dems. Évkönyv. V, 178.

[9]) Győrm. és város egyet. leirása, pag. 364.

[10]) Arch. Ért. III, 218.

[11]) Vécsey's Ber. im Arch. Ért. V, 210.

[12]) Neolith kőkorszaki telepek Hunyadm. Erd. Múz. VI, 139.

[13]) Neolith kőkorszaki telepek Hunyadm. Erd. Múz. VI, 191.

und Beile bediente [1]). Ich gebe zu, dass manche dieser Verfertigungswerkzeuge nur durch archäologisches Missverständniss, Combination des Dilettantismus in die urzeitliche Periode versetzt wurden; ich glaube aber unter Berücksichtigung aller Erscheinungen der prähistorischen Funde mit Bestimmtheit behaupten zu können, dass wir eben auf Grund unserer Funde über jene Gegenden bereits hinreichend orientirt sein können, in welchen die prähistorischen Steinsachen fabricirt wurden [2]).

Gleichfalls auf Grund unserer Funde erlangen wir Gewissheit nicht blos darüber, dass alle diese Steinsachen heimische Erzeugnisse sind, sondern auch darüber, dass sie nicht insgesammt an dem Orte verfertigt wurden, wo das Material sich findet, sondern auch in Gegenden fern von letzterem, welche an dem verwendeten Material Mangel leiden. Wenn wir die Fundorte der Nuclei, der Splitter und der Glättwerkzeuge mit der geologischen Formation dieser Orte vergleichen, so sehen wir sofort, dass eine allseitige Verbreitung zum Zwecke der Bearbeitung des Rohmaterials stattgefunden hat. Wir finden Obsidian-Nuclei in Békés, Bihar, ja jenseits der Donau in Baranya, Raab, Eisenburg, Zala. Das Material wanderte also in beträchtliche Entfernungen, u. zw. nicht auf der Eispost, sondern auf dem menschlichen Rücken, und es ist gewiss, dass bereits im Zeitalter der Steincultur in unserem Vaterlande eine Art Tauschhandel, Waarenverkehr oder wenigstens Umsatz von Rohmaterial stattfand. Wie der Obsidian nach Griechenland von den Inseln Milo und Santorin kam, nach Perugia und in andere Gegenden Mittelitaliens von den liparischen Inseln [1]), der Diallag und Gobber, sowie der echte Kreide-Feuerstein nach der Schweiz aus Süd- und Mittelfrankreich [2]), der Flint nach West-Bottnien aus Schonen [3]), endlich der Obsidian in das Mississippi-Thal aus dem Alleghany-Gebirge und das Rothkupfer aus der Gegend des oberen Sees [4]), so gelangte auch bei uns der Bimstein und Obsidian aus der Hegyalja [5])

[1]) Ansicht Sophie v. Torma's (Erd. Múz. VI, 196) und Gabriel Téglás'. (Arch. Ért. neue Folge, II, 105.)

[2]) Römer bedenkt sich nicht zu erklären, dass der Weingarten-Ried zu Mezőkeresztes im Biharer Comitate, besonders der Pfarrers-Weingarten in Urzeiten eine Werkstätte war. (S. Ó-kőkori eszközök Magyarországon, im A. Ért. I, 6.) Anton Horvát constatirt, dass die auf dem Fünfkirchner Makárberge gefundenen Steinsachen fast insgesammt aus dem Basalt der Umgebung von Jánosi verfertigt wurden. (Pécs vidéki és egyéb leletek. Mitgeth. im A. K. VIII, 61.) Téglás betont, dass das Material der Steinwerkzeuge und Nuclei von Nándorválya mit den Gesteinen jener Gegend übereinstimmt, u. zw. mit dem Trachyt bei Déva, mit den Chalcedon- und Jaspisarten der bei Nándor beginnenden Kalksteinzone, und mit dem Hornstein, Feuerstein, Glimmerschiefer, Amphibolschiefer, kieselsäurehaltigen Sandstein der benachbarten Kreidezone. (A Petákvölgyi ősleletek Hunyad-Megyében. Arch. Ért. Neue Folge II, 106.) Nándorválya wird auch von Sophie v. Torma als eine der bemerkenswerthesten Stätten für die Fabrikation der Steinsachen erwähnt. (Érd. Múz. VI, 192. Torma führt auch auf Grund der Bestimmung von Fachmännern an, dass unter den Steinsachen des Tordoser Fundes der Feuerstein von Lozsád, der Opal, Jaspis, Hornstein von Gyógypataka, der Amphibolschiefer des südlichen Grenzgebirges, der serpetinisirte Gabbro von Persány und mehrere Gesteine von Dealu mare zu constatiren sind. (Erd. Múz. VI, 139, 141.) Spöttl gibt an, dass die Steinsachen von Gánócz dem Gestein von Magura entnommen sind. (Prähistorisches aus Ungarn. Mitth. d. Anthr. Ges. in Wien, 1882, XII, 97.) Josef Szabó endlich constatirt, dass das Material einiger unserer Steinsachen identisch ist mit dem Kieselschiefer, dem dichten Basalt, den porösen Basalt-Bomben des Bükkgebirges und mit den Süsswasser-Quarzen, dem Feuerstein, Chalcedon und Opal der Rhyolithgruppe der Mátra. (Egy continentalis emelkedés és sülyedésről., pag. 76.)

[1]) Diese Ansicht haben Dr. Josef Szabó und Belucci auf dem VIII. internationalen Congresse, ferner Andrian und Gemellario bei anderer Gelegenheit ausgesprochen. Vergl. Compte-rendu 96—100. Arch. Ért. X, 245—246. Fortschritte d. Urgesch. V, 67. Mitth. d. Anthr. Ges. in Wien, 1878, VII, 25. Rauber: Urgesch. d. Menschen, I, 57.

[2]) Rauber: Urgesch. d. Menschen. I, 34. Lubbock l. c. I, 187.

[3]) Hildebrand l. c. pag. 69.

[4]) Lubbock: Die vorgesch. Zeit. I, 74.

[5]) Nach Hampel verbreitete sich der in der Hegyalja-Gegend am häufigsten vorkommende Obsidian in der Neolith-Periode auf dem Wege des Handels allenthalben im Lande. (Békés várm. rég. és miv. tört. társ. Évk. 1878—79, V, 39.) Auch Römer findet die Schlussfolgerung natürlich, dass grössere, selbstständige, zur Bearbeitung taugliche Stücke von Obsidian von den Urbewohnern gesammelt, im Wege des Handels und Tausches von den ursprünglichen Fundorten fortgetragen und verbreitet wurden. (Ó-kőkori eszközök Magyarországon. Ersch. im Arch. Ért. I, 8.) Nach ihm gelangten die Obsidian-Gegenstände aus der Heimat des Obsidians, aus den Tokajer Bergen, in die nordöstlichen Theile Ungarns. (Arch. Ért. X, 238.) Auch Lehoczky (Beregm. monogr. I, 74), Géza Nagy (Arch. Ért. Neue Folge II, 29), Eugen Nyáry (Arch. Ért. X, 63) und Ebenhöch (Győrm. és vár. egyet. leirása, pag. 362) behaupten in gleichem Sinne, dass das zu Steinwerkzeugen benöthigte Material ursprünglich aus entfernteren fremden Gegenden nach Bereg, Raab, Háromszék, Hont, geschafft werden musste. Einen derartigen localen Verkehr und Waarenumsatz schreibt übrigens Hildebrand auch der nordischen Steinzeitcultur zu. (Das heidn. Zeitalter

und anderen Productionsstätten des Obsidians, anderes Gestein wieder anderswoher in jene Gegenden Ungarns, welche an Steinen überhaupt oder an gewissen Steinspecialitäten arm sind.

Wie weit sich der Kreis des Handels und Verkehrs erstreckte, können wir derzeit nicht bestimmen. Und dies wird auch nicht möglich sein, so lange die Steinsachen und die entsprechenden Steinarten Ungarns nicht genau analysirt sind. Bekanntlich besitzen diese Steinarten eine grosse mineralogische Mannigfaltigkeit, also zahlreiche locale Varietäten. Wenn die chemische Analyse oder die mikroskopische Untersuchung auch an den Steinsachen von gleicher Eigenthümlichkeit die mineralogische Disparität constatirt, dann können wir deren locale Provenienz unwiderleglich nachweisen. Ehe dies aber geschieht, dürfen wir es nur als wahrscheinlich bezeichnen, dass der fragliche Verkehrskreis sich nicht weit über die Landesgrenzen hinaus erstrecken konnte. Nach meiner Ansicht haben blos die uns zunächst liegenden Gebiete der Nachbarländer von dem Rohmaterial und von den fertigen Artikeln erhalten. Dies wird auch durch einige concrete Fälle wahrscheinlich gemacht [1]). Einen Verkehr aber, der nach unserem heutigen Sprachgebrauche „international" genannt wird, halte ich für unannehmbar. Dass speciell die Steinzeit-Handwerker Ungarns mit Nordeuropa in gar keiner Verbindung standen, das scheinen zwei besondere Umstände zu beweisen. Erstens, dass in Nordeuropa der Bernstein als Schmuckgegenstand zugleich mit solchen Funden vorkommt, welche, der Bronzezeit vorausgehend, reine Steinzeitfunde darstellen [2]). In Ungarn ist ein solcher Fund bisher unbekannt. Das Wenige, was bisher bei uns von Bernsteinsachen gefunden wurde, gehört entschieden schon in die Metallzeit, in die späte Bronzezeit und in die Eisenzeit [1]). Daraus kann man also mindestens mit einiger Wahrscheinlichkeit folgern, dass eine internationale Verbindung zwischen dem Becken unterhalb der Karpathen und Nordeuropa denn doch nicht bestand. Hätte der Steinzeitmensch des Karpathenbeckens seine Steinsachen, u. zw. Waffen und Gebrauchsartikel, wie Schmucksachen aus den Ländern am baltischen Meere erhalten, so würde er offenbar bei derselben Gelegenheit und auf demselben Wege, mit den Steinsachen auch den Bernstein erhalten haben, weil nicht anzunehmen ist, dass die Bewohner des Festlandes und der Inseln des baltischen Meeres jene Specialität, die ihrem Geschmacke nachweislich zusagte und einen gesuchten Artikel ihrer Habsucht bildete, nicht in den Tauschhandel gebracht hätten.

---

in Schweden, pag. 69.) Und mit Recht. In Schonen finden sich z. B. einige Werkzeuge von Porphyr, welcher Stein dort nicht vorkommt. (Nilsson: Das Steinalter, pag. 57.) Hieher gehört auch der Byskeelfer Fund.

[1]) Wurmbrand macht darauf aufmerksam, dass das Material der bei Luttenberg zum Vorschein gekommenen Miemit-Steinsachen sich zu Rakovácz in Slavonien, im Serpentingestein findet. (Mitth. d. Anthr. Ges. in Wien. I, 294.)

[2]) Nilsson: Das Steinalter, pag. 65—66. Montelius: La Suède Préhistorique, pag. 23. Derselbe: Om Lifuet i Sverige under Hednatiden, pag. 16, Abbildg. 16. Derselbe: Antiquités Suédoises, pag. 19, Fig. 84—88. Derselbe: Führer durch d. Mus. vaterländ. Alterth. in Stockholm, pag. 6, 9, 10, 11, 15, 16, 17 u. 18. Worsaä: Dänemarks Vorzeit, pag. 16. Tischler: Beitr. z. Kenntniss d. Steinz. in Ostpreussen u. d. angrenz. Gebieten. l. c. 1882, XXIII. Jahrg. I. Abth. pag. 19, 24, 25, 27. Klebs: Der Bernsteinschmuck d. Steinzeit. (In den Schriften der Königsberger physikalisch-ökonomischen Gesellsch. 1882, mit 12 Tafeln.) — Die Fortschritte der Urgeschichte. VIII, 35, 36. — Sitzungsbericht der Alterthums-Gesellschaft „Prussia". Königsberg, 1876 bis 1877, pag. 49. Auch auf dem Stockholmer internat. arch. Congress haben Stolpe und Howorth diesen Umstand betont. Wie Engelhardt angibt, figurirt der Bernstein in Dänemark in der jüngeren Steinzeit in so ungeheurer Menge, dass man von ihm einmal 800, ein zweites Mal 4000 Stück beisammen gefunden hat. (Mestorf l. c. pag. 22—24.)

[1]) Dass der Bernstein in rohem und geglättetem Zustande in Ungarn vorkommt, erwähnte Römer auf dem VIII. internationalen Congresse (Compte-rendu 1876, I, 16 u. Arch. Ért. X, 239. Mitth. d. Anthr. Gesellsch. in Wien. VIII, 20.), hob aber nicht hervor, dass er nicht rein steinzeitlich sei. Der Bernstein einiger unserer Funde gehört geradezu in eine spätere Geschichtsperiode. Die schönen Exemplare der Ambrasammlung des Nationalmuseums stammen aus dem römischen Sabaria. (Franks: Compte-rendu 1876, I, 439.) Das in dem Geszteréder Tumulus in Szabolcs gefundene Ambrastück ist in eine noch spätere Zeit zu setzen. Das Grab ist nämlich nachweisbar ein altungarisches, aus dem IX.—X. Jahrh. (B. Josef Véczey: Arch. Ért. I, 50—52.) Uebrigens sind auch die im Auslande gefundenen Bernsteine keine Reliquien der Steinzeit. Lubbock verweist die schweizerischen in die Bronzezeit. (Die vorgesch. Zeit. I, 187.) Desor desgleichen. (Journal de Genève v. 23. Febr. 1876 u. Arch. Ért. X, 83.) Die Ambrasachen der Hallstädter Gräber fallen in die Uebergangsperiode aus der Bronzezeit in die Eisenzeit. (Lubbock l. c. I, 20—21.) Reboux setzt das Vorkommen des Bernsteins wohl in die prähistorischen Zeiten, aber nicht in die Steinzeit. (Sur l'origine de l'ambre. Mitgeth. im Compte-rendu 1876, 1, 693—94.) Pigorini theilt die in den Terramare von Castione gefundene Bernsteinschnur der Bronzezeit zu, als auch das Eisen schon zur Verwendung gekommen war. (Terramara dell'etá del bronzo, situata in Castione dei Marchesi. Rom, 1883.)

Die zweite Erscheinung, welche dieselbe Folgerung gestattet, ist der Umstand, dass den Funden der nordeuropäischen Steinzeit die Getreide-Beilagen fehlen. In den Kjökkenmöddingen Dänemarks, die man mit Recht der Steinzeit zuschreiben kann, fand sich bisher nicht eine Spur von Getreidearten [1]). Auch deutet sonst gar nichts darauf hin, dass man sich in jenen Gegenden mit Getreidebau beschäftigt hätte [2]). Dagegen zeugen die Fundorte Mitteldeutschlands, der Küstengegenden der Alpen, die österreichischen und schweizerischen Pfahlbauten direct für die Thatsache des Getreidebaues — wenigstens in der jüngeren Neolith-Periode [3]). Ungarn liefert geradezu hochinteressante Daten für die Existenz der prähistorischen Landwirthschaft. Unter ungarischen Funden sind die Mahlsteine sehr häufig. — Namentlich fanden sich solche in Klacsán [4]), in Beregszász unter dem sogenannten Nagy-Rigó-Weingarten [5]), in Muzsaj und Kucsava [6]), im Comitate Bereg, und zwar in dem Abhange unterhalb des Kendereske- und Szarka-Berges; ausserdem in Munkács auf dem „kleinen Berge“ [7]); ferner zu Novaj, Szihalom, Diósgyör in Borsod [8]); zu Gánócz in der Zips [9]); in der Szegeder Gegend bei Öthalom im Comitate Csongrád [10]); in Ordas [11]), Gomba [12]), Izsák [13]), Tószeg [14]), Puszta Varsány [15]) im Comitate Pest-Pilis-Solt; in Geszteréd im Comitate Szabolcs [16]); in Lipek im Comitate Temes [17]); in Algyógy, Nándorválya und Tordos im Comitate Hunyad [18]); in Kudu im Comitatt Szolnok-Doboka [19]); bei dem herrschaftlichen Ziegelofen der Gemeinde Szabolcs im Comitate Baranya, bei Fünfkirchen [20]); zu Kis-Terenne im Comitate Neográd, auf der nordwestlichen Seite des Hárs-Berges [21]); zu Sőreg im Comitate Gömör [22]); zu Lucska im Comitate Ung [23]); zu Paulis im Comitate Arad [24]); zu Steinamanger und Kis-Unyom im Comitate Eisenburg [25]); auf dem Schlosshügel von Hernád-Büd, resp. Dobsza im Comitate Abauj [26]); in Rojt auf dem Pördomb im Comitate Bihar [27]); zu Czenk im Comitate Oedenburg in den alten Alluvien des Neu-

[1]) Lubbock: l. c. 224—225. — Thomassen: Enthüllungen aus d. Urgesch. pag. 66. — Rauber: Urgesch. d. Menschen. I, 143. — Lyell: Alter d. Menschengeschlechtes, pag. 15.

[2]) Nilsson meint, dass ackerbautreibende Colonisten — so scheint es — erst zu Beginn der Bronzezeit in Schonen einwanderten, zwischen denen und dem dort ansässigen älteren, wilden Jagdvolke es dann zum Kriege kam. (Das Steinalter, pag. XL.) Worsaä spricht sich etwas unentschiedener aus, doch so, dass man daraus ganz gut auf die Zustände der Steinzeit schliessen kann. Seiner Meinung nach konnten die Urbewohner Dänemarks zur Steinzeit sich um den Ackerbau kaum viel kümmern. (Dänemarks Vorz. pag. 13.) An einer andern Stelle sagt er, dass Dänemarks Bewohner in der jüngern Steinzeit vom Ackerbau wahrscheinlich bereits einige Kenntniss haben konnten. (Bei Lubbock l. c. I, 236.) Diese Behauptung wird am besten durch die Kjökkenmöddinge desavouirt, deren Neolithzeitigkeit unbezweifelbar ist. Hildebrand's Vermuthung, dass dem Steinzeitmenschen, so in Schweden wie in der Schweiz, der Ackerbau nicht unbekannt war, wird also durch gar nichts unterstützt. Die Steinwerkzeuge zum Getreidemahlen, welche sich im Kopenhagener und Stockholmer Museum befinden, gehören ohne Zweifel einer späteren Zeit an. Montelius hebt auch hervor, dass dergleichen in den abseits gelegenen Bezirken des Landes auch noch im Laufe dieses Jahrhunderts gebraucht wurde, dass wir ferner keinerlei positiven Beweis dafür besitzen, als habe in Skandinavien zur Steinzeit Ackerbau existirt. (Führer durch d. Mus. vaterl. Alterth. in Stockholm. 1876, pag. 1 und 3.)

[3]) Lubbock l. c. I, 13, 187, 206—207, 224. — Klopfleisch: Die Fortschritte d. Urgesch. VII, 13—15. — Fligier: Kosmos. V. Jahrg. und Fortschr. d. Urgesch. VII. Jahrg. pag. 23. — Leiner: Kosmos. VI. Jahrg. XI, 137. — Much: Mitth. d. Anthr. Ges. in Wien. 1882. XII, 85.

[4]) Lehoczky: Arch. Ért. I, 80.

[5]) Lehoczky: Beregmegye monographiája. I, 79.

[6]) Ebenf. nach Lehoczky's Aufzeichnungen. Bereg m. I, 83.

[7]) Lehoczky: Beregm. régiségek. Mitgeth. im Arch. Közl. VII, 157, und Beregm. m. I, 87.

[8]) Kandra: Arch. Ért. X, 48, 49. — Johann Szendrei: Arch. Ért. Neue Folge. III, 127. — Foltinyi bei Ipolyi: Kisebb Munkái. I, 540, 545.

[9]) Spöttl: Prähistorisches aus Ungarn. Mitgeth. in d. Mitth. d. Anthr. Ges. in Wien, 1882. XII, 97.

[10]) Lenhossék: A szeged-öthalmi ásatásokról. 1882. pag. 2—3.

[11]) Nach meinen Aufzeichnungen.

[12]) Nach meinen Aufzeichnungen.

[13]) Ipolyi: Arch. Közl. II, 288—289.

[14]) Arch. Ért. X, 197, 280.

[15]) Derzeit in der Alterthümersammlung des Pressburger evang. Lyceums als Geschenk B. Franz Kubinyi's.

[16]) Arch. Ért. V, 148.

[17]) Nach meinen Aufzeichnungen.

[18]) Téglás: A. Ért. Neue Folge. II, 106. — Sophie von Torma: Neolith-kőkorszaki telepek Hunyadm. Erd. Múz. VI, 134, 200. — Die Fortschr. d. Urgesch. 1882. VIII, 12.

[19]) Sophie v. Torma: Erd. Múz. VI, 204.

[20]) Anton Horváth: Arch. Közl. IX, 55—56.

[21]) Franz Kubinyi sen.: Arch. Közl. II, 111.

[22]) B. Eugen Nyáry: Arch. Ért. VI, 168.

[23]) Arch. Ért. Neue Folge. I, 275.

[24]) Arch. Ért. IX, 187.

[25]) Lipp: Arch. Ért. VI, 279. Derselbe: Arch. Ért. X, 95.

[26]) Arch. Ért. II, 94.

[27]) Johann Kovács: Arch. Ért. II, 150.

siedler Sees [1]) und gewiss noch an vielen anderen Orten [2]).

Ich bin nun allerdings nicht in der Lage, das Alter aller dieser Mahlsteine auch nur annähernd zu bestimmen. Dazu wäre eine genauere und zuverlässigere Beschreibung der Funde erforderlich. Einer oder der andere ist jedenfalls ein Cultur-Ueberbleibsel der Völkerwanderungs-, oder der römischen, oder der celtischen Zeit. Möglich, dass auch einer oder der andere später fällt. Doch ist es wieder auch zweifellos, dass mehr als einer von ihnen ein Alterthum aus der prähistorischen Zeit ist. Viel beweisen in dieser Hinsicht besonders die Funde vom Neusiedler See. In den Pfahlbauten des Neusiedler Sees sind ausschliesslich Stein-Artefacte zum Vorschein gekommen; die Mahlsteine des Neusiedler Sees beweisen demnach glaubwürdig, dass die Landwirthschaft in der Steinzeit schon betrieben wurde. Andererseits ist es nachgewiesen, dass die Pfahlbauten des Neusiedler Sees die ältesten sind — älter als die italienischen, schweizerischen, österreichischen Pfahlbauten [3]) — um Vieles älter als die Steinzeit-Niederlassungen Skandinaviens. Man kann daher mit Recht behaupten, dass der Ackerbau in der Gegend der mittleren Donau bereits in Uebung war, als derselbe im Norden noch gänzlich fehlte. Diese Ansicht wird noch dadurch gestützt, dass wir in Ungarn noch auf die Fundorte der urzeitlichen Getreideproducte stossen. Ich spreche hier nicht von den Funden in Barnahát, Tószeg, Felső-Dobsza, Szihalom, Fünfkirchen, wo urzeitliche Getreidesamen, so Weizen, Hirse, Roggen, zum Vorscheine kamen, obwohl diese zum Theil in eine Zeit hinaufreichen, welche vor den historischen Aufzeichnungen liegt; ich beziehe mich vielmehr blos auf den Aggteleker Höhlenfund als einen hochbedeutsamen. Die hier neben Menschengerippen gefundenen Samen weisen auf eine ältere Zeit, als die in den helvetischen Steinzeit-Pfahlbauten gefundenen Samen von Wirthschaftspflanzen. In jenem Funde sind 24 verschiedene Pflanzensamen fachmännisch constatirt, darunter 10 von Culturpflanzen, nämlich von zweierlei Weizen, einfachem Spelt, Hirse, nackter Gerste, Wicke, keltischen Zwergbohnen, Saaterbsen, Linsen und Flachsdotter [1]). Ist es nun nicht wahrscheinlich, dass, wenn die Steinzeit-Bewohner der nordischen Länder mit denen des mittleren Donaubeckens in handels- und tauschgeschäftlicher Verbindung gestanden wären, in diesem Falle nicht nur der Bernstein zu uns gekommen, sondern auch das Getreide von hier nach dem Norden importirt worden wäre? Das Getreide, die landwirthschaftlichen Producte, wären offenbar die wünschenswerthesten Artikel für den Norden gewesen, und es ist nicht anzunehmen, dass dessen Bewohner, so grosse Fischer und Jäger sie auch waren, diese wichtigen Nahrungsmittel hätten entbehren wollen.

Hier muss ich schliesslich noch auf einen besonderen Umstand aufmerksam machen, welcher seine specielle Bedeutung und Beweiskraft verliert, wenn wir unterlassen, die analogen heimischen und nordeuropäischen Erscheinungen nebeneinander zu stellen. Nebeneinander gestellt machen sie aber nahezu gewiss, dass wenn auch die Steinzeit-Bewohner der mittleren Donau und Nordeuropas in keiner Tauschhandels- oder sonstigen Verbindung zu einander standen, gleichwohl zu einer Zeit, als sowohl im Norden wie auch bei uns das Steinalter noch bestand, eine Culturnation existirte, welche ebenso die Gegenden jenseits des Belt, wie die des Donaulaufes besuchte und an beiden Orten ihre Industrie-Artikel verkaufte oder umtauschte. Der Thatbestand ist folgender. In den skandinavischen Torfgründen und Hügelgräbern sind neben den Steinsachen und Bernsteinperlen auch sehr roh gearbeitete Glasperlen zum Vorschein gekommen. An diesen Perlen sind die Schnurlöcher nicht gebohrt, sondern geblasen, oder mit einem spitzigen Metall oder glühenden Thoninstrumente in die geschmolzene Glasmasse ein-

---

[1]) Wurmbrand: Mitth. d. Anthr. Ges. in Wien. Jahrg. 1874. IV. Bd. Nr. 9. Ebendas. 1878, VII, 250, und Term. Közl. 1875, Jahrg. VII, 268. Arch. Ért. IX, 285.

[2]) Im oberungarischen Museum sind zwei solche Mahlstein-Bruchstücke zu sehen. (Béla Klimkovics: A f. múz. egyl. III. Évk. 1879, pag. 143.)

[3]) S. Fligier: Das Alter d. Pfahlbauten in d. Alpenländern. Mitgeth. im Kosmos 1882, VI. Jahrg. XI, 388 bis 391. — Derselbe: Die Pfahlbautenbewohner. Ebenfalls im Kosmos 1882—83. VI. Jahrg. XII, 449—450. — Derselbe: Die Nationalität d. östl. Pfahlbautenbewohner. Kosmos. X, 364.

[1]) B. Eugen Nyáry: Az aggteleki barlang mint őskori temető. Budapest 1881, pag. 33, 54—56. Derselbe: Les hommes de l'age de la pierre dans la Caverne d'Aggtelek, comté de Gömör. Compte-rendu de la VIII. Sess. I, 626—634. — Fuchs: Mitth. d. Anthr. Ges. 1883. XIII, 81.

gedrückt. Diese Perlen weisen deutlich auf den Beginn der Glasfabrikation [1]). Ueberraschend ist es nun, dass wir in Ungarn gleichfalls auf die Spur solcher Perlen gestossen sind, und zwar ebenfalls in einem Grabe, das auch ein Steinwerkzeug enthielt. Auf der Gerla-Puszta im Comitate Békés fand man nämlich in einem Grabhügel, neben einer Serpentinhacke, milchweisse und grünsilberne Glasperlen [2]). Ueberdies kommen in der berühmten Culturschichte der Bodrog-Ebene neben Obsidian-Pfeilspitzen und Messern hie und da gleichfalls Glasperlen zum Vorschein [3]). Bezüglich der skandinavischen Glasfunde glaubt nicht einmal Nilsson, dass die Glasperlen von demselben Volke verfertigt wurden, welches seine Werkzeuge aus Stein erzeugte. Sie geben vielmehr dunkle Kunde von einem fremden Volke, welches mit den Urbewohnern Skandinaviens in Handelsverbindung stand und gegen Glasperlen Bernstein, Thierfelle und andere Landesproducte eintauschte, ganz so wie dies heutzutage die Europäer und die Wilden von Amerika, Afrika und der Südsee machen. Das Gleiche konnte auch in Ungarn geschehen sein, blos mit dem Unterschiede, dass der fremde Krämer bei uns nicht Ambra, sondern etwas Anderes suchte. Ob nun dieses handeltreibende Culturvolk Hittiter, Phönicier, Aegypter oder Etrusker waren: das kann kaum bezweifelt werden, dass es ein südliches oder südöstliches Volk war, welches die Metalle schon kannte und benützte. Unser Obsidian kann also gar nicht in Frage kommen; ja er könnte dies selbst dann nicht, wenn die Fremden wirklich Steinwerkzeuge benützt hätten. Denn dann hätten sie ja den Obsidian viel näher finden können, im griechischen Archipel, auf den Inseln des Tyrrhener Meeres oder in der Gegend des rothen Meeres. Zu uns führte sie ein ganz anderes Interesse: der Bedarf an gediegenen Metallen und einigen Mineralien.

Wie allgemein bekannt, sind die gediegenen Metalle in Ungarn eine sehr häufige Erscheinung. In Urzeiten musste diese Erscheinung noch auffallender sein. Das Kupfer erscheint nicht blos als Kupferkies, Kupferglanz, Kupferlazur, Kupfervitriol, Buntkupfererz, Kupfergrün, Rothkupfererz, sondern auch als gediegenes Kupfer sehr häufig; in sehr reichen Nestern besonders im Matragebirge, im Lahoczaberge. Namentlich in der Umgebung von Recsk wurden schon 10—15 Kg schwere Stücke gediegenen Kupfers gefunden [1]). Das Gold kommt bei uns hauptsächlich in gediegenem Zustande vor, in Körnern, Krystallen, Schuppen, Platten, Graupen, Kolben. An manchen Orten zeigt es sich geradezu in märchenhafter Menge [2]). In der Urzeit mochten die Klumpen gediegenen Kupfers und Goldes nun gar in ungeheurer Menge vorgekommen sein. Die Goldfunde aus der Zeit der Völkerwanderung, welche aus gediegenem Golde, dann die prähistorischen Kupfergegenstände, die aus gediegenem Kupfer bestehen, erheben diese Thatsache auch für die spätere Zeit über allen Zweifel.

Bezüglich der Nicht-Metalle wissen wir, dass das Salz sich an mehreren Orten an der Erdoberfläche zeigt. In Parajd liegen grosse Mengen des Berge bildenden Salzes an vielen Orten zu Tage. Auch in der Gegend von Oláh-Péntek sieht man die Salzfelsen häufig an der Oberfläche, wie in Parajd. In Szóváta ist die Kette der Salzberge an manchen Orten an der Oberfläche sichtbar. Und an zahlreichen andern Stellen begegnen wir derselben Erscheinung [3]). Als heimische Specialität muss aber noch der Opal besonders erwähnt werden. Dieses edle Mineral ist mit seinen zahlreichen Varietäten bekanntlich eine sehr häufige Erscheinung in der oberungarischen Gebirgsgegend, namentlich in Sáros bei Vörösvágás und in Zemplén bei Nagy-Mihály [4]). Auch das wissen wir, dass dieser prächtige Stein, sowohl was Qualität, als was Schönheit und Grösse betrifft, dem australischen und amerikanischen bedeutend überlegen ist; denn weder der von Queensland noch der von Honduras können sich mit ihm

---

[1]) Nilsson: Das Steinalter. pag. 65 und Taf. IX, Fig. 201—202. Derselbe: Das Bronzealter, pag. 83.

[2]) Arch. Közl. IV, 166.

[3]) Wolf: Culturschichten in d. Bodrogebene. Jahrg. 1868 der geologischen Reichsanstalt, Nr. 13, pag. 319, und Arch. Ért. I, 6. — Hauer: Vorlage von prähist. Culturresten. Mitgeth. in den Mitth. d. Anthr. Ges. in Wien. 1871, I, 33.

[1]) Nik. Tóth: Magyarország ásványai, pag. 422. — Jahrbuch der geolog. Reichsanst. in Wien I, 145 und XVIII, 520. — Verhandlungen d. k. k. geol. Reichsanst. in Wien. Jahrg. 1867, pag. 169. — Cotta und Fellenberg: Die Erzlagerstätten Ungarns und Siebenbürgens. I, 145.

[2]) Posepny: Verhandl. d. k. k. geol. Reichsanst. in Wien 1875, pag. 9. — Nik. Tóth l. c. pag. 70, 85.

[3]) Nik. Tóth: l. c. pag. 279—287.

[4]) S. Josef Szabó: Budap. Szemle. V, 127—138. — Nik. Tóth: Magyarország ásványai. 365—377. — Alexander Gesell: A vörösvágás-dubniki m. k. opálbányák. Budapest, 1878.

messen, und selbst der von Esperanza bleibt hinter ihm zurück [1]).

Es ist also nicht unmöglich, dass unsere gediegenen Metalle und unsere Mineralien schon in den ältesten Zeiten die Aufmerksamkeit der südlichen Culturvölker auf sich zogen, so dass dieselben Exportartikel wurden zu einer Zeit, als in Ungarn für den Menschen der Stein noch die Hauptrolle spielte. Vom Salz gilt dies natürlich weniger, weil der Bedarf auch in näher gelegenen Gegenden gedeckt werden konnte; aber das Kupfer, das Gold und hauptsächlich und am allermeisten der Opal mussten die Habgier in bedeutendem Grade wecken, sobald einmal über deren Fundorte irgendwie Kunde geworden war. In der That darf man das Auftreten des Opals in die Neolith-Periode setzen, wofür einige Funde sprechen. So die mit Opalen ausgelegten Pastaperlen, welche in den Siebenbürger Colonien der Neolith-Steinzeit gefunden wurden [2]). Sodann mehrere im Comitate Bereg in Gesellschaft von Obsidianen gefundenen Opalsplitter, an denen man die Spuren der Spaltung gut erkennen kann [3]). Endlich der Fund von Tószeg im Comitate Pest-Pilis-Solt [4]). Man darf also die Annahme nicht ganz von sich weisen, dass die culturhistorische Rolle, welche einige unserer Steine und Metalle spielten, in eine viel frühere Zeit fällt, als man gemeinhin annimmt, obzwar eine Rolle, wie sie Henszlmann dem Opal zutheilt [5]), offenbar blos in einer späteren Zeit denkbar ist. Freilich könnte man fragen, wieso es kommt, dass das exportirende südliche Culturvolk, wenn unsere Steine und Metalle schon im Steinalter Ausfuhrartikel bildeten, für diese blos Glasperlen und nicht sofort auch Bronzesachen in Tausch gab, die es doch offenbar ebenfalls fabricirte. Wir könnten darauf erwidern, dass das Handelsvolk die Bronzesachen als das werthvollere zurückbehielt. Allein wir stossen andererseits auch auf Erscheinungen, welche dieses Expediens überflüssig machen. Es haben sich nämlich in einigen Gegenden Ungarns ganz ähnliche Perlen, wie sie zugleich mit Steinsachen auf der Gerla-Puszta an's Tageslicht gekommen sind, mit Stein- und Bronzesachen und auch mit Bronzesachen allein vermischt vorgefunden. So in Gomba, im Pester Comitate, wo solche Perlen mit Stein- und Bronze-Alterthümern metzenweise gefunden wurden [1]). Oder zu Pilin im Comitate Neograd, wo blaue, grüne, weisse und rothe Glasperlen in Gesellschaft von Bronzen vorkamen [2]). Diese Erscheinungen beweisen also, dass die Besuche des südlichen Culturvolkes in das Ende der Neolith-Periode fallen mögen, wo bei uns die Bronze schon aufgetreten war, oder aufzutreten begann, während sie im Norden noch unbekannt war. Nach Norden gelangte die Bronze thatsächlich erst später [3]), und auch dieser Umstand scheint zu der Eigenthümlichkeit der Funde der mittleren Donau

[1]) Kremmer: Europa legbecsesebb drágaköve. Mitgeth. im Term. Közl. Jahrg. 1874, VI, 25—28.

[2]) Sophie v. Torma: Erd. Múz. VI, 206.

[3]) Lehoczky: Arch. Ért. III, 23.

[4]) Jelenik v. Csetnek: Arch. Ért. X, 280.

[5]) Compte-rendu 1876, I, 245—246. Wurmbrand erwähnt in seinem in d. Mitth. d. Anthr. Ges. in Wien, VII, 29 mitgetheilten Berichte irrthümlich den Kieler Handelmann.

[1]) Arch. Közl. VI, 103, 171.

[2]) B. Eugen Nyáry: Arch. Ért. X, 336.

[3]) Nach Evans kam die Bronze aus Frankreich nach England hinüber. (Compte-rendu. 1876. I, 302. Arch. Ért. X, 254.) — Nach Worsaä kam die Bronze auf zwei Wegen nach Europa, auf der einen Linie über Italien und Frankreich nach England, auf der zweiten über Deutschland nach Skandinavien. (Compte-rendu 1876, I, 303—304. Arch. Ért. X, 254. Vgl. ausserdem Dänem. Vorzeit, pag. 20 u. fg.) — Nach Broca führte auch ein dritter Weg aus Kleinasien über Ungarn und Deutschland nach Frankreich. (Arch. Ért. X, 254.) Nach Sladkowski stammen die europäischen Bronzen mit wenigen Ausnahmen aus Italien oder sind von italienischen Arbeitern verfertigt worden. (Mitth. d. arch. Vereins des czech. Museums, V. Heft v. J. 1879, und Mitth. d. Anthr. Ges. in Wien. 1882, XII, 174) — Nach Henszlmann musste ausser dem Wege, der in die nordwestlichen Länder führte, noch ein anderer Weg existiren, der durch Südrussland und Siebenbürgen nach Norddeutschland und Skandinavien, ja noch überdies durch Böhmen und Westpolen führte. (Arch. Ért. X, 254) — Lindenschmit erblickt in den Bronzen der Nordalpen und Skandinaviens etruskische Exportartikel. (Die Alterth. uns. heidn. Vorzeit. Mainz, 1858. Ders. Zur Beurtheil. d. alten Bronzefunde diesseits d. Alpen. Mitgeth. im Archiv für Anthropologie. VIII. Bd., pag. 161—175.) — Rauber unterscheidet drei Ursprungscentren der Bronze: das mittelländische, das mittelasiatische und das mittelamerikanische, und er nennt die nordeuropäischen Bronzesachen Importartikel. (Urgesch. d. Menschen. I, 95—101.) — Nach Montelius hat sich die Bronzecultur wahrscheinlich aus Asien langsam über den europäischen Continent gegen die Ostseeküste zu verbreitet. (Führer, pag. 21. Ders. Antiqu. Tidskr. f. Sver. III, 173 und Archiv f. Anthropologie, V. Bd.) — Nach Engelhardt ist die Bronzecultur wahrscheinlich asiatischen Ursprungs. Alle Forscher sind darin einig, dass die Muster der skandinavischen Bronzen, was Form und Ornamentik anbelangt, im Süden zu suchen sind. (Nord. Alterth. pag. 12.) — Nilsson leitet die Bronzecultur des Nordens von den Phöniciern her. (Die Bronzezeit. pag. 87—98) — Hildebrand schreibt die nordische Bronze einem von Süden gekommenen Volke zu. (Das heidn. Zeitalter in Schweden, pag. 72.)

und Nordeuropas zu passen. Die Zeit, in welcher diese anfängliche internationale Berührung — welche übrigens sowohl für die Länder Skandinaviens, als auch für die der mittleren Donau blos eine passive war, da ja das südliche Culturvolk allein die active Rolle spielte — stattfand, lässt sich allerdings nicht mit chronologischer Genauigkeit bestimmen; annähernd möchte man aber doch behaupten, dass dieses Culturvolk ein Volk war, welches den der mittelmeerländischen Rasse nicht angehörigen Etruskern, den hamitischen Aegyptern und den semitischen Phöniciern voranging. Semitisch war es wohl, aber nicht von jenem Zweige dieser Rasse, der am Mittelmeere seine Cultur verbreitete, seine Colonienwelt ausbildete und seinen Welthandel trieb. Nach Norden und an die mittlere Donau konnten die Glasperlen nur von den Hittiten gebracht worden sein. Der Einfluss dieses Volkes Mesopotamiens auf Europa war ohne Zweifel gross. Sie vermittelten vornehmlich dem Westen die Cultur Babyloniens, und es kann als gewiss gelten, dass der hittitische Einfluss in Kleinasien auf dem Festlande bedeutender war, als der ihrer Stammverwandten, der Phönicier, auf dem Meere. Sayce [1]) und Schliemann [2]) haben nachgewiesen, dass die Hittiten vor den Phöniciern die Kleinasiaten mit ihrer Schrift bekannt machten, aus welcher sich auch die cyprische Schrift entwickelte. Neuestens ist die hittitische Schrift in Syrien, Kappadocien und Phrygien gefunden worden [1]). Es ist bemerkenswerth, dass diese Schrift in jüngster Zeit auch in Siebenbürgen zum Vorschein gekommen ist. Dadurch wird gleichfalls die Annahme unterstützt, dass der hittitische Einfluss in den Ländern am ägäischen Meere und von diesen her in Europa und namentlich in Ungarn dem phönicischen voranging [2]).

[1]) Im Vorworte zu Schliemann's Troja. Leipzig, 1884, I—XXXVII.

[2]) Troja, pag. 136—137.

[1]) Academy, in den Nummern vom 10. Juni, 5. und 12. August 1882.

[2]) Fligier: Hittitischer Einfluss in Kleinasien. Veröffentl. in d. Mitth. d. Anthr. Ges. in Wien, 1882, XII, 164. Dieser Gelehrte führt an, dass die Berührung der Bevölkerung von Troas mit den Hittiten auf Grund einer hieroglyphischen Schrift in das 14. Jahrhundert v. Chr. gesetzt werden könne; doch hält er es für selbstverständlich, dass der Einfluss der Cultur der babylonischen Hittiten auf den Westen noch älter sein mochte, als sich derselbe in seiner Einwirkung auf die Cultur der Pfahlbauten offenbare. (Kosmos, 1882, VI. Jahrg. XI, 390.) Was nun direct unseren Gegenstand betrifft, so darf man gegen unsere Behauptung durchaus nicht anführen, dass nach allgemeiner Meinung die Phönicier als Erfinder des Glases gelten. Diese Meinung beruht auf einer Mittheilung des Plinius, deren Falschheit bereits erwiesen ist. Wie man den Phöniciern viele Verdienste unbilligerweise zugerechnet hat, die den Hittiten zukommen, so konnte ihnen leicht auch ohne Grund das Verdienst zugeschrieben werden, dass sie mit der Glasfabrikation begonnen haben.

Kleine Mittheilungen.

I. Prähistorische Gräber und Ansiedlungen bei Eggenburg in Niederösterreich.

Nach Berichten von Herrn J. Krahuletz, k. k. Aichmeister in Eggenburg.

1. Im Gemeindegebiete der Ortschaft Röschitz, gegen Roseldorf, wurden schon vor Jahren auf einem „Kreuzacker" genannten Grundstücke Flachgräber gefunden, welche unter Deckplatten Skelette, Urnen und Bronzebeigaben in Steinsetzungen enthielten. Diese Funde veranlassten Herrn J. Krahuletz im vorigen Herbst zu einer weiteren Sondirung des gedachten Feldes. Es wurde nur ein einziges Grab ausgehoben. Dasselbe zeigte 0·70 m unter der Oberfläche zunächst eine grössere, dann zwei kleinere Steinplatten, endlich in der Tiefe von 1·25 m ein Skelett in derart zusammengekrümmter Lage, dass der Schädel fast die Kniee berührte, während die Unterschenkel nach rückwärts hinaufgebogen waren. Der in der engen Grube noch frei gebliebene Raum war, soweit er nicht mit Gefässen besetzt war, mit Steinen und Gefässscherben ausgefüllt. Der Kopf war mit dem Gesichte nach oben an ein 10 cm hohes und ebenso breites urnenförmiges Henkelkrüglein mit tonnenförmigem Bauch und konischem Halse gelehnt; weiter abwärts stand ein 9 cm hoher, 5 cm breiter Becher von geschweift-cylindrischer Form, mit einem nahe der Bodenwölbung angesetzten Henkel, ferner eine tiefe, oben 13 cm breite Schale und ein becherförmiges, 7·5 cm hohes Henkelkrüglein. Die beiden ersteren Gefässe waren fein geformt, graphitirt und geglättet, die beiden letzteren von plumper Gestalt und rauher Oberfläche, sämmtliche unverziert. Von sonstigen Beigaben fand sich keine Spur.

2. Anknüpfend an die von Dr. M. Much in diesen Mitth., Bd. I, S. 162 f. beschriebene Steinsetzung auf dem Stoizenberge bei Stoizendorf — zwei aus Gneissblöcken errichtete Steinreihen, welche sich circa 400 Schritte lang von der Ebene bis zum Gipfel des Berges

hinanziehen — berichtet Herr J. KRAHULETZ weiter über andere Steinsetzungen der Umgebung von Eggenburg, welche aber nicht, wie die eben erwähnte, einen Gang darstellen, sondern eher dazu bestimmt scheinen, nach Art unserer heutigen Grenzsteine gewisse Gemarkungen abzugrenzen. Von Einzelfunden, welche im Umkreise dieser Steine gemacht wurden, zählt der Genannte auf: 30 Steinbeile und Meissel (darunter 1 Hohlmeissel von 27 cm Länge), 10 Pfeilspitzen, einige Lanzenspitzen und Schaber, circa 100 Messer aus Feuerstein, Fragmente von Steinhämmern und ein 12 cm hohes Webstuhlgewicht aus Thon. Die Anordnung der gedachten Steinblöcke, welche mit grosser Mühe aufgerichtet und sorgfältig durch eingeklemmte kleinere Steine vor dem Umfallen geschützt wurden, lässt den Berichterstatter glauben, dass es geheiligte Merkmale waren, welche den ganzen Stoizendorfer Hügelzug zwischen den prähistorischen Fundplätzen Roggendorf und Vitusberg zu einer Art geweihtem, für religiöse Handlungen reservirtem Bezirke stempelten. Unter den gedachten Steinblöcken sind einige mit künstlich ausgehöhlten, schalenförmigen Vertiefungen versehen, welche zu Opferzwecken gedient haben mögen [1]). Eine solche Schale von 20 cm Durchmesser und 6 cm Tiefe befindet sich z. B. auf einem kegelförmigen Steinblock, welcher den Gipfel des „Kogelberges" krönt, dann auf einem circa 5 m entfernten, etwas tiefer liegenden Steine. An ersterem ist ein horizontaler Vorsprung zur Vertiefung benutzt; an letzterem liegt ein zweiter grosser Stein als Deckel über der Schale. Der „Kogelberg" ist gegen den Stoizenberg zu in künstlichen Etagen abgestuft. Auch der derselben Hügelkette angehörige kleine Sitzenau-Berg zeigt gegen die nach Stoizendorf führende Strasse zwei künstliche, im Halbkreis um die Höhe herumlaufende Vorstufen und mehrere künstlich aufgerichtete Steinblöcke, darunter zwei mit schalenförmigen Vertiefungen. An der Strasse von Stoizendorf gegen Roseldorf wurde schon vor Jahren (1869) ein Flachgrab — Skelett mit bronzenen Spiralringen und langen Nadeln — ausgehoben.

Eine der Hauptfundstellen von Einzelobjecten aus der Steinzeit ist der Schmidaberg bei Klein-Reinprechtsdorf. Es ist nicht uninteressant, dass nach einer Mittheilung des Berichterstatters die dort gefundenen Steinbeile („Donnerkeile") bei der Bevölkerung als wirksame Mittel gelten, um Wasser rasch zum Sieden zu bringen, wobei diese Artefacte natürlich bald zu Grunde gehen. (Vgl. MUCH a. a. O. S. 139.) Auf dem nahen Schmidafelde ist auch der zuerst von Prof. ED. SUESS in den Sitzungsber. d. kais. Akad. d. Wissensch. Bd. LI (15. März 1865) besprochene Urnenfund gemacht worden. Da, wie unser Correspondent berichtet, die Urnen und Beigaben dieses Fundes (radförmige u. a. Bronzeanhängsel, Bronzenadeln, Bruchstücke bronzener Armspangen) auf der Rosenburg des Herrn GRAFEN HOYOS, wohin sie nach dem Ableben des C. RITTER v. ENGELSHOFEN gelangt sind, nicht in der erwünschten Weise conservirt werden, hat uns Herr KRAHULETZ Zeichnungen und Massangaben dieser Objecte eingesendet. Ausserdem macht derselbe einige berücksichtigenswerthe Mittheilungen über Aufschlüsse prähistorischer Schichten von Asche, Kohle, Knochen- und Ziegelsplittern etc., welche in einzelnen Hohlwegen der Umgebung des Schmidafeldes zu beobachten sind. Einer derselben dürfte nach der Zahl und Gleichartigkeit der Backsteinfragmente (gewichtartige, durchbohrte Stücke von 15 cm Höhe und 10 cm Breite) als Spur einer alten Thonbrenner-Werkstätte anzusehen sein. Der mehrfach genannte Herr macht sich anheischig, seine Untersuchungen der urgeschichtlichen Culturstätten am Manhartsberge fortzusetzen.

[1]) Dr. MUCH a. a. O. S. 135 hält sie für Mahlsteine zum Zerreiben der Getreidekörner.

2. Der Name Šijaci.

Ein wichtiges Stück unserer modernen französisch-deutschen Männerkleidung verdanken wir indirect den Südslaven. Vor etwa 200 Jahren guckten die Franzosen einigen in Paris damals weilenden Horvaten die Halsschleife ab und brachten diese eigenartige Halsbinde unter dem Namen „Chravatte" in Mode. Eine kleine Veränderung nahmen die Franzosen an der „Chravatte" doch vor. Während sie der slavische Bauer im Süden rückwärts im Nacken band oder die Enden der Schleife einnestelte, wurde der Schluss bei den Franzosen nach vorne verlegt.

Ganz allgemein scheint das Cravattentragen bei den Südslaven nie gewesen zu sein, sonst würden die Cravattenträger wohl nicht den entsprechenden slavischen Namen Šijaci bekommen haben. Šija heisst serbisch „Hals, Nacken". Die Mode, glaube ich, dürfte bei den Katholiken in Bosnien entstanden sein. Die aus Bosnien nach Slavonien, Horvatien und Südungarn eingewanderten Katholiken haben diese Mode grösstentheils bis in die Gegenwart beibehalten. Die Serben in Serbien und auch die Hercegovcen an der Grenze der Crnagora tragen keine Cravatten. Der Serbe und der Crnagorac lieben es, den Šijak (Halskragenmann) wegen dieses Kleidungsstückes zu hänseln. Nur einseitig richtig ist WOLF KARADŽIĆ's Erklärung des Wortes (im Srpski riječnik, Wien 1852, S. 838, b): „Die Hercegovcen nennen alle Serben, die eine andere Mundart sprechen, Šijaci, z. B. für lijepo, bijelo, mlijeko, koljeno: lepo, belo, mleko, koleno u. s. w., während die Syrmier und Bačkaer den Namen Šijaci den Hercegovcen, Dalmatinern und Horvaten beilegen." Man ersieht aus diesen Worten, dass KARADŽIĆ die Bedeutung des Namens nicht kannte. Köstlich lächerlich klingt die alberne Bemerkung des horvatischen Scribifax VJEKOSLAV KLAIĆ in seiner von der Matica hrvatska in Agram preisgekrönten Compilation über Horvatien (Prirodni zemljopis Hrvatske, Agram 1878, S. 69): „Darnach zu schliessen, ist der Name ‚Šijaci' im Allgemeinen so ein Spitzname, den die Ijekavci und Ikavci den Ekavcen und wieder umgekehrt die Ekavci den Ijekavcen und Ikavcen geben, um einander zu verhöhnen." O du preisgekrönte Einfältigkeit!

Im Požegaer Thale wohnen durchgehends katholische Einwanderer aus Bosnien. Die Gebirgsbewohner sind

dagegen Einwanderer aus der Hercegovina. Die Ersteren werden von den Letzteren Šijaci, die Thalebene Šijadija genannt. Die deutschen Ansiedler in Buk, Resnik, Kula, Porić und Svilna sagen dafür: Šijaken und Šijakei.

Šijak ist beim Bauer natürlich kein Spottname.

Dr. F. S. Krauss.

3. Ein Vergleich.

Im südslavischen Volksliede vergleicht die Geliebte sehr gerne ihren Geliebten mit der Sonne. Sunce ist zwar grammatisch ein Neutrum, wird aber trotzdem im Volksglauben als ein Masculinum aufgefasst. Wolf Karadžić theilt im I. B. S. 406, unter Nr. 560 seiner serbischen Volkslieder Folgendes aus Perasto mit:

A mala ti fala, moj jasni mjeseče
na istoku žarka sunca.
Ja imadem mlada Stjepa gospodara;
on je meni moje žarko sunce,
a koje mi sunce nigda ne zahodi
sinju mi moru magla ne zapada.

Karadžić bemerkt: „den Sinn des Schlussverses verstehe ich nicht gut". Sonderbar, der Sinn scheint mir doch ganz klar zu sein. Eine junge Frau sagt hier: „Ich habe den jungen Stefan als Gebieter; er ist mir meine glühende Sonne, eine Sonne, die niemals untergeht; nie senkt sich mir übers blaue Meer ein Nebel nieder." Das ‚blaue' ist das adriatische Meer. Der jungen Frau, die sich glücklich geliebt weiss, scheint die Sonne immer gleich, bei Tag wie bei Nacht, wenn sie des herzliebsten Gatten (vojno) gewiss ist. Solche überschwängliche Ausdrucksweise gehört mit zu den hervorstechenden Eigenthümlichkeiten der südlichen Volksdichtung. **Dr. F. S. Krauss.**

4. Vampirglaube in Serbien und in Lithauen.

Vampire sind nach dem allgemeinen Volksglauben der Slaven, Lithauer und Deutschen, verstorbene Menschen, die als Plagegeister die überlebenden Angehörigen heimsuchen, um ihnen das Blut auszusaugen. Die Vampire identificirt der deutsche Volksglaube mit den Wärwölfen, ebenso wie der südslavische mit den vukodlaci. Vampir leiten einige Gelehrte aus dem Türkischen ab. Im Nordtürkischen heisst die Hexe: ubȩr. (Bulgar.: vampir, vapir, vepir, vupir), serb. vapir, vampir und upir; poln.: upior, upierzyca (weibl.) und wampir, kleinr. vampyr, vepyr, vopyr, opyr, vpyr, opir und oper, weissruss.: upir; russ.: upirĭ, upyrĭ, vampirĭ. Ueber den serbischen Vampirglauben erzählt Wolf Karadžić im serbischen Wörterbuche: „Vukodlak, d. h. vampir heisst ein Mensch, in welchen (nach den Volkssagen) 40 Tage nach seinem Ableben ein höllischer Geist (gjavolski duh) hineinfährt und ihn wieder lebendig macht (der Mann wird zum Vampir: povampiri se)." Darnach entsteigt der Wärwolf nächtlicher Weile dem Grabe, würgt die Menschen in den Häusern und saugt ihr Blut. Ein rechtschaffener Mensch kann kein Vampir werden, ausser es schreitet über seine Leiche irgend ein Vogel oder sonst ein Thier hinweg. Darum wacht man bei den Leichen, damit kein Thier darüber hinweggehe. Die Wärwölfe erscheinen zumeist in Winterszeit (von Weihnachten bis Christi Himmelfahrt). Kommen im Dorfe viele Sterbefälle vor, so räth man bald, dass in einem Grabe wohl ein Wärwolf hause, und es finden sich Leute, die ihn im weissen Leichentuche einherwandeln gesehen haben wollen. Zuweilen führt man ein makellos braunes Füllen auf dem Gottesacker herum, im Glauben, dass das Füllen über das Vampirgrab nicht schreiten mag. Das Grab des angeblichen Vampirs wird aufgegraben. Dann rammen die Bauern Weissdornpfähle in den Leichnam ein und werfen den Leib sammt und sonders in's Feuer. Man sagt, der Vampir sei aufgebläht und roth vom eingesaugten Blut.

Der Wärwolf sucht mitunter sein Weib heim, besonders wenn sie schön und jung ist und liegt ihm bei; man sagt, ein Kind, aus solchem Beisammensein entsprossen, habe keine Knochen im Leibe. In Zeiten von Hungersnoth, so erzählt man, sähe man den Wärwolf häufig bei Wassermühlen, bei Fruchtspeichern, bei Wachthütten und Maisbauen. Man sagt, dass er stets mit seiner Leichendecke über den Schultern einherwandle. Er kann selbst durch das kleinste Lückchen hindurchschlüpfen; deshalb frommt es nichts, wenn man zum Schutz von seiner Heimsuchung Thür und Thor versperrt."

Bei den Lithauern findet sich derselbe Glaube. Damit Einer nicht zum Vampir wird, schneidet man ihm vor der Bestattung den Kopf ab und wirft den Kopf in ein Gebüsch. Wie sehr dieser Glaube in Lithauen selbst in vornehmen Kreisen, wo man ihn am wenigsten suchen würde, noch fest wurzelt, zeigt folgende Geschichte, die ich der St. Petersburger (deutschen) Zeitung vom $\frac{\text{28. December 1886}}{\text{9. Januar 1887}}$ entnehme:

Leichenschändung. Danzig, 1. Januar. Die Strafkammer verhandelte gestern eine Anklage, in welcher der Aberglaube eine grosse Rolle spielte. Der Besitzer Robert v. Gostovski zu Saboncz war der Leichenschändung angeklagt, und zwar begangen an seinem eigenen Vater. Letzterer war an der Schwindsucht gestorben und sein Sohn liess demselben kurz vor der Beerdigung den Kopf vom Rumpfe trennen, in ein Tuch wickeln und in den Sarg legen. Die Leiche wurde alsdann beerdigt. Später ging der Angeklagte zum Todtengräber und bewog diesen, wie auch einen Arbeiter durch reichliche Schnapsspenden, das Grab nochmals zu öffnen. Dies geschah auch und nun vollzog sich das kaum Glaubliche, der Sohn drehte die Leiche seines Vaters um, nahm den Kopf heraus und warf denselben in ein nahes Gebüsch! Der Angeklagte v. Gostowski behauptet, dass die Trennung des Kopfes auf ausdrücklichen Wunsch des verstorbenen Vaters geschehen, der ihm kurz vor seinem Tode erzählt habe, dass, als seine Mutter starb, bald darauf vier seiner Geschwister erkrankt seien und dass es in seiner Familie nicht mit rechten Dingen zugehe. Erst als an der Leiche seiner Mutter ebenfalls der Kopf abgehauen

worden, seien die erkrankten Familienmitglieder wieder genesen. Auch nach dem Tode des Vaters will der Angeklagte erkrankt und erst gesund geworden sein, als der Kopf des Vaters aus dem Sarge genommen. Die Zeugen bekundeten, dass der verstorbene v. Gostovski vor seinem Tode verlangt habe, man solle seiner Leiche den Kopf abhauen, da er ein Vampyr sei. Der Gerichtshof verneinte das Vorhandensein einer Leichenschändung, weil die Angeklagten im bedauerlichen Aberglauben gehandelt und das Bewusstsein der strafbaren Handlung ihnen gefehlt habe. Der Gerichtshof nahm groben Unfug an und verurtheilte die Schuldigen zu kleineren Gefängnissstrafen. **Krauss.**

5. Brautkauf bei den Bulgaren.

Murabeg bewarb sich drei Jahre um die Hand Mariens, der Christin. In ihrer Bedrängniss suchte sie Zuflucht beim Königssohn Markus. Der rieth ihr an, sie soll einen unmöglichen Kaufschilling heischen, so werde sie des zudringlichen Türken ledig (Miladinovci, in den Blg. nar. p. 1861, Nr. 123, S. 179.)

Posakaj mu skąpa venčanica
venčanica tri bjeli grado'i;
posakaj mu tri rudi planinje,
tri planine so 'se rudi ovci
s rudi ovci, so mladi ovčari.

(Heisch von ihm ein theueres Kranzgeld, als Kranzgeld drei weisse Städte, verlang von ihm drei dichte Alpen, drei Alpen sammt allen krauswolligen Schafen, sammt den krushaarigen Schafen, sammt den jungen Schäfern.)

Venčanica erläutert Miladinov, der Sammler, so: „Das ist das Geld, welches von Seiten des Eidams dem Vater des Mädchens bezahlt wird. Auf den Dörfern besteht noch der Brauch, dass die Burschen das Geld dem Vater des Mädchens vor der Trauung erlegen."

Dass ein thatsächlicher Kauf vorliegt, das geht aus einem anderen Volksliede hervor. (Bei Kačanovskij, im Sborn. blgr. n. p. Stpb. 1882, S. 433, Nr. 179. V. 16 ff.) Held Miloš frägt seine Mutter:

— Zašto ne češ da mene oženiš?
(Warum willst du mich nicht beweiben?)
— Prokletüe Marko Kraleviču
nadkupi mi Maru Bjelogradku,
nadkupi ju i uvodi.

(Verflucht sei Prinz Markus, er hat mir die Belgraderin Marie überboten, hat sie überboten und heimgeführt.)

Kupiti heisst genau: kaufen; nadkupiti überkaufen; wir sagen aber einen höheren Kaufpreis zahlen oder überbieten.

Ueber Brautkauf bei den Südslaven überhaupt vgl. mein Buch „Sitte und Brauch der Südslaven". Wien 1885, S. 354—379. **Krauss.**

Literaturberichte.

1.

Quatrefages, A. de, Histoire générale des raçes humaines. Introduction à l'étude des raçes humaines. Questions générales, avec 227 gravures dans le texte, 4 planches et 2 cartes. Paris, A. Hennuyer. 1887. 8.

Dieser Band bildet die, den allgemeinen Fragen der Anthropologie gewidmete Einleitung einer Bibliothèque ethnologique, welche unter der Direction von Quatrefages und Hamy hiemit zu erscheinen beginnt und in vier weiteren Bänden die Naturgeschichte der weissen, der gelben, der schwarzen und der amerikanischen Rassen enthalten wird. Die Herausgeber laden alle Fachgenossen und Forschungsreisenden ein, sie durch Beiträge und Mittheilungen in ihrer Arbeit zu unterstützen. Quatrefages gibt in dem vorliegenden Bande zunächst eine Charakteristik des menschlichen Geschlechtes als einer besonderen Provinz innerhalb des Thierreiches und entwickelt hierauf seine in früheren Schriften bereits dargelegten Anschauungen über Monogenismus und Polygenismus, über den Ursprung des Menschen, das Alter der fossilen und lebenden Menschenrassen, über die Ursitze, die geographische Verbreitung und Acclimatisation unseres Geschlechtes. In einem zweiten Theile wird die Classification der Rassen versucht. Ein eigenes Capitel ist der Rassenformation nach Analogie der botanischen und zoologischen Studien, weitere sind den physischen, intellectuellen, moralischen und religiösen Rassencharakteren gewidmet. Auch hier begegnen wir überall den weiter entwickelten und vollständiger ausgeführten Ideen, welche der Verfasser schon in früheren Arbeiten dargelegt und die man hier nicht ohne dankenswerthe Belehrung in ihrem Zusammenhange überblickt. **Hoernes.**

2.

Hovelacque, A., et G. Hervé, Précis d'Anthropologie. Avec 20 fig. intercal. dans le texte. Paris, A. Delahaye et E. Lecrosnier. 1887. 8.

Die Autoren, welche sich der Schwierigkeit ihres Unternehmens wohl bewusst sind, betonen vor Allem die Einheitlichkeit der unendlich verzweigten Studien, in deren Gebiet sie den Leser einführen wollen. Richtiger als in dem ähnlich betitelten Werke von A. Cels (1884) ist hier der umfangreiche Stoff begrenzt und angeordnet. Im 1. Theile „zoologische Anthropologie" (S. 1—220) nimmt die anatomische Parallele zwischen dem Menschen und den nächst ihm am höchsten stehenden Primaten den grössten Raum ein. Unter dem Titel „ethnische Anthropologie" (S. 221—353) sind die

anatomischen, morphologischen und physiologischen Rassencharaktere abgehandelt. Etwas mager ist die „prähistorische Anthropologie“ (S. 356—373), in welcher die Competenz der Verfasser allerdings nicht weit reicht, ausgefallen. Desto grössere Ausdehnung ist der „Ethnographie“ (S. 374—640) eingeräumt. Sie behandelt die alten und neuen Völker und Völkergruppen der ganzen Erde kurz, aber vollständig, und gipfelt in einer Classification der Rassen und in einem Blick auf die Entwicklung der allgemeinen Lebensformen, als: Kleidung (Tätowirung, Haartracht, Schmuck), Behausung, Nahrung (Anthropophagie), Industrie (Gebrauch des Feuers, der Steine und Metalle), Ackerbau (Domestication), Familie (Stellung der Frau und der anderen Hausgenossen), Eigenthum, sociale Organisation, Handel (Geldverkehr), Künste (Tanz und Musik, Malerei und Plastik), Religion und Moral — Alles unter einem verständigen, monistischen Gesichtspunkte, der hier, in einem Zweige der beschreibenden Naturwissenschaft, der einzig richtige ist. **Hoernes.**

3.

Rivière, Émile, De l'antiquité de l'homme dans les Alpes maritimes. Avec (24) planches en chromolithographie et (96) gravures. Paris, J. B. Baillière et fils. 1887. 4.

Dieses von der französischen Akademie der Wissenschaften mit dem prix Vaillant für 1884 ausgezeichnete Werk ist mit einem geradezu übertriebenen Luxus ausgestattet und erweckt zunächst, wenn man sich diese Art wissenschaftlicher Publication generalisirt denkt, die Vorstellung einer wahnwitzigen Verschwendung von Geld, Zeit und Raum. Nach dieser Richtung kann also das genannte Prachtwerk, welches überdies auch durch seinen Inhalt einer weiteren Verbreitung widerstrebt, trotzdem es Hunderte von prähistorischen Objecten (darunter auch einige sehr interessante) in den natürlichen Grössen und Farben widergibt, keineswegs als Muster gelten.

E. Rivière begann seine prähistorischen Studien in den See-Alpen 1870 an den berühmten Grotten der Rochers Rouges (Baoussé-Roussé im Patois der Anwohner) von Mentone, welche bekanntlich der Quaternärzeit angehören und sehr erhebliche menschliche und thierische Knochenreste, sowie paläolithische Artefacte enthielten. Er setzte sie fort an den zahlreich in demselben Departement vorhandenen Grotten, Hügelgräbern, Dolmen und anderen megalithischen Denkmälern, welche, obwohl sich in oder bei denselben fast überall polirte Steinwerkzeuge fanden, doch keiner rein neolithischen Periode angehören, sondern stets auch Bronzezeit-Funde in Gestalt von Anhängseln, Perlen oder Armbändern geliefert haben. Aus dem Ensemble der Seealpen-Funde zieht Rivière den Schluss, dass dieses Gebiet in zwei getrennten prähistorischen Epochen von zwei ganz verschiedenen Rassen bewohnt gewesen sei. Die quaternäre Rasse, vorwiegend in den Grotten von Mentone und Nizza, zeigt hohen Wuchs, dolichocephale Schädelbildung, paläolithische Artefacte und Arbeiten in Hirschhorn und Hirschknochen; die Rasse der megalithischen Monumente und einiger verwandter Grotten besitzt dagegen kleinen Wuchs, brachycephale Schädel, geglättete Steingeräthe, einzelne Bronzeobjecte und Kenntniss der Töpferei. **Hoernes.**

4.

Hampel, Joseph, Trouvailles de l'âge de bronze en Hongrie. (Congrès international d'Anthropologie et d'Archéologie préhistoriques. Compte-rendu de la VIII. session à Budapest 1876. II. vol. 2. partie) avec CXXVII pl., ill. de 1300 fig. Budap. 1886. 8.

Dieses gleichzeitig auch in deutscher Sprache als separate Publication erscheinende Werk bringt nach achtjähriger Pause die Fortsetzung der durch den achten internationalen Anthropologen-Congress veranlassten officiellen Publicationen. (Bd. II, 1 enthielt Fr. Romer's resultats généraux du mouvement archéologique en Hongrie) und besteht aus einer alphabetisch geordneten Statistik der Bronzezeitalter-Funde in Ungarn und 127 Tafeln auf Letterndruckpapier, deren Rückseite kurz und praktisch die nöthigsten Nachweise für die gegenüberstehenden Figuren enthält. Ueber Mangel an Reichhaltigkeit hat man sich bei den archäologischen Publicationen unserer nächsten östlichen Nachbarn nie zu beklagen gehabt. Eher ist es eine verwirrende Fülle von Material, die uns da — dem productiven Charakter des von der Natur so reich ausgestatteten Landes angemessen — dargeboten wird. Das Rohproduct ist vorläufig nur wenig bearbeitet. Taf. I—LXXXV geben eine typologisch geordnete Uebersicht der hauptsächlichsten Fundgattungen, der Rest der Tafeln gewährt die lehrreiche Anschauung von 20 Gesammtfunden aus verschiedenen Theilen des Landes. Ein systematischer Leitfaden mit einer Beschreibung der Typen und Essais über den Ursprung, die Entwicklung und Verbreitung der Bronzezeit in Ungarn soll das Werk vollenden und wird aus der Feder des bewährten Kenners der ungarländischen Alterthümer, Conservator Hampel, gewiss von besonderem Werthe sein. **Hoernes.**

5.

Mestorf, J., Katalog der im germanischen Museum befindlichen vorgeschichtlichen Denkmäler. (Rosenberg'sche Sammlung.) Mit Abbildungen. Nürnberg 1886. 8.

Der seit dem Jahre 1884 in neuer Gestalt und vermehrter Reichhaltigkeit erscheinende „Anzeiger des germanischen National-Museums“ bringt als Beilagen ausser den „Mittheilungen“ auch eine besonders dankenswerthe Serie von Publicationen einzelner Denkmälerclassen, soweit dieselben im National-Museum vertreten sind. An die bereits complet gewordenen Kataloge der Tafelbilder, Glasgemälde und Spielkarten schliesst sich nunmehr das obige Verzeichniss an. Dr. A. Essenwein theilt uns mit, dass man sich nur zögernd entschloss, eine Sammlung vorgeschichtlicher Denkmäler beim National-Museum zuzulassen; „aber die Sammlung wurde geradezu dem Museum aufgenöthigt“. Sie stammt grösstentheils aus dem Nachlass des 1881 in Berlin verstorbenen Landgerichtsrathes Rosenberg, dem das Verdienst zufällt, sowohl theoretisch als praktisch die Abneigung des Directoriums gegen die Anlage einer prähistorischen Collection bekämpft zu haben. Die Rosenberg'sche Sammlung umfasst über 4000 Nummern; dazu kommen etwa 1500 Nummern, welche früher allerdings sehr theilnahmslos und lässig vom

Museum gesammelt wurden. Den Hauptbestandtheil bilden: 1. Steingeräthe, 2. Bronzen, 3. Urnen. Aufstellung und Katalog sind von Frl. Mestorf besorgt worden. Die Sammlung vorgeschichtlicher Denkmäler bildet mit den zusammen etwa 1000 Nummern umfassenden Gruppen der römischen Denkmäler deutschen Fundortes und der germanischen Denkmäler die erste, den vorchristlichen und frühchristlichen Alterthümern gewidmete Hauptabtheilung des germanischen Museums.

Hoernes.

6.

Pigorini, L., Le antiche stazioni umane dei dintorni di Cracovia e del comune di Breonio Veronese. Atti della reale Accademia dei Lincei. Rendiconti III. 1. 1887. p. 66.

Der Verfasser vertheidigt die Höhlenfunde Ossowski's bei Mnikow unweit Krakau und die überraschend ähnlichen Vorkommnisse von Artefacten der Steinzeit bei Breonio im Gebiete von Verona gegen den Verdacht der Unechtheit, welcher von G. und A. Mortillet hinsichtlich derselben ausgesprochen wurde, und zieht interessante Schlüsse aus der Entdeckung zweier ganz gleicher Schichten in räumlich so weit von einander getrennten Gebieten, wie Polen und Oberitalien.

Hoernes.

7.

Kaer, Pierre, M. l'abbé, **Pierres sépulcraires Dalmates.** Lyon 1887. (Soc. d'Anthrop. de Lyon, séance du 23. Janv. 1886.) 8.

Der Autor berichtet über einige mittelalterliche Grabsteine von der Art derjenigen, welche ich zuerst in namhafter Zahl aus Bosnien und der Hercegovina abgebildet und besprochen habe (u. A. in diesen Mitth. Bd. XIII, S. 169—177). Er kennt nur jenes geringe in Dalmatien erhaltene Material. Das an solchen Denkmälern viel reichere Hinterland hat er nicht gesehen. Aber er hat sich auch nicht die Mühe genommen, das einschlägige Material aus Original-Mittheilungen kennen zu lernen und begnügt sich mit den spärlichen Brosamen, die in den Literaturnotizen croatischer Zeitschriften aufgetischt werden. Dort hat er u. A. gefunden, dass meine Berichte „d'après la critique, qui en a été faite dans l'organe de la Société d'archéologie de Zagabria, n'apportent aucune lumière à la question", und dass die einzige nennenswerthe Arbeit über jene Monumente die des Herrn Luka Zore sei, „qui dans l'explication des gravures symboliques déploie un vrai trésor d'érudition". Die Ansichten des Herrn Luka Zore hat Radić unvorsichtigerweise in diesen Mittheilungen (Bd. XIV, S. [66]) ausgeplaudert — ich brauche daher kein Wort hinzuzufügen.

Hoernes.

8.

Campi, Luigi, Tombe della prima età del ferro scoperte presso Romagnano nel Trentino. (Archivio Trentino VII, 2. Trento 1886. p. 251 ss.) Mit 1 Tafel.

Romagnano liegt südwestlich von Trient am rechten Ufergehänge der Etsch. Im Gebiet dieser Gemeinde sind schon früher La-Tène- und römische Fibeln und Münzen gefunden worden. Im Herbst 1885 wurden zufällig 12—14 in Reihen geordnete Urnengräber, jedes in einer Umfriedung von 6—8 Steinplatten, entdeckt und ausgehoben. Unter den nicht sehr zahlreichen Beigaben befanden sich: 2 halbmondförmige Rasirmesser, eines mit doppelspiralförmigem, eines mit ringartigem Griffende, 2 Bogenfibeln mit Zickzackverzierungen, 8 geflammte Messer, eine Lanzenspitze, Haarnadeln u. dgl. aus Bronze, geschnitzte, mit concentrischen Kreisen verzierte Knochen und ein einziges Stück Eisen. Der ganze Fund zeigt im Allgemeinen grosse Verwandtschaft mit der Cultur von Villanova und der ältesten Periode von Vadena; seine allernächste Analogie findet er in den Gräbern von Bismantova bei Reggio, welche Chierici den Ligurern zuschreibt. Demselben Volke, welches nach älteren Anschauungen die Cultur der Steinzeit in Oberitalien vertritt, rechnet nun Campi auch die Gräber von Romagnano zu, eine Ansicht, die sich wohl nur als Hypothese empfiehlt, da es schwer zu beweisen sein dürfte, dass die Thäler des Trentino am Beginne der Eisenzeit noch von Ligurern bewohnt waren.

Hoernes.

9.

Dümmler, Ferd., Mittheilungen von den griechischen Inseln. IV. Aelteste Nekropolen auf Cypern. Mit 3 Tafeln. Mitth. d. kais. deutschen Archäol. Instituts. Athen. Abth. I, pag. 209—262.

Der Verfasser, welcher mehrere Monate auf Cypern theils selbst Ausgrabungen vornahm, theils denjenigen Ohnefalsch-Richter's als Zeuge beiwohnte, um sich über die chronologische und ethnologische Zugehörigkeit der verwirrenden Fülle cyprischer Gräberfunde ein Urtheil zu bilden, beginnt mit einer scharfen Kritik Cesnola's, der durch ein rein willkürliches Verfahren seine reiche Sammlung für jenen Zweck ganz unbrauchbar gemacht hat Das Ergebniss seiner eigenen Beobachtungen formulirt Dümmler in folgenden Sätzen: „Die ältesten Nekropolen auf Cypern gehören einer vielleicht semitischen, jedenfalls aber vorphönikischen Binnenbevölkerung an, deren Ueberreste mit der von Schliemann bei Hissarlik aufgedeckten Cultur eine so weit in's Einzelne gehende Uebereinstimmung zeigen, dass blosse Beeinflussung nicht angenommen werden kann, sondern Identität der Bevölkerung angenommen werden muss. Die Reste dieser Bevölkerung repräsentiren eine Fortbildung der troïschen Cultur, ohne deshalb jünger sein zu müssen. Sie reichen spätestens bis zur dorischen Wanderung herab, aufwärts wahrscheinlich bis in das dritte Jahrtausend vor unserer Zeitrechnung." Dümmler's Versuch, trotz der Trostlosigkeit der bisher verbreiteten Fundnachrichten, welche an historischer Verwerthung des reichen, aus den ältesten Nekropolen Cyperns gewonnenen Materials schier verzweifeln liessen, die von demselben vertretene Culturepoche scharf auszusondern und in ihren Beziehungen zu den anderen zu bestimmen, ist belangreich nicht nur für die Vorgeschichte der classischen Cultur in den Mittelmeerländern, sondern auch für die Prähistorie unserer Heimat, die sich in gewissen Formen und Verzierungen überraschend mit jenen uralten cyprischen Gräberfunden berührt[1]).

Hoernes.

[1]) Ich erinnere z. B. an die polychrome Keramik der Hügelgräber von Gemeinlebarn in Niederösterreich mit ihren an dem Rande oder dem Halse der Gefässe angebrachten Näpfchen, Menschen- und Thierfiguren aus Thon (vgl. Dümmler, Beil. III, Fig. 1, 2, 6).

10.

Naue J., Die figürlichen Darstellungen auf Gürtelblechen und Situlen von Bronze aus der Hallstatt-Periode. Jahrbücher des Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinlande. Heft LXXXVI. Bonn 1886. pag. 1. Taf. I.

Der Verfasser urgirt den kunst- und culturgeschichtlichen Werth dieser uns besonders naheliegenden Bildwerke als einfacher und unbehilflicher, aber von einem gewissen historischen Hauche inspirirter Schilderungen aus dem Leben der vorgeschichtlichen Völker, in deren Gräbern sie gefunden sind. Er stellt sich die in diesem Zweige arbeitenden Metallschmiede der Hallstätter Epoche (Illyrier, wie er nach Pauli und Orsi meint) als frei schaffende Künstler vor, die alles Fremde und Entlehnte geistig verarbeitet und sozusagen in Fleisch und Blut verwandelt haben. Diese noch über Hochstetter's Auffassung hinausgehende Werthschätzung erscheint uns einigermassen bedenklich, zumal der Verfasser das Mittel der vergleichenden Betrachtung zur Feststellung des geistigen Eigenthums in sehr geringem Grade anwendet und nur am Schlusse beiläufig zugesteht: „Vieles mag wohl ursprünglich aus dem Orient stammen und Manches sich auch mit der archaisch-griechischen Kunstweise berühren."

Hoernes.

11.

Johnston, H. H., Der Kilima-Ndjaro. Forschungsreise im östlichen Aequatorial-Afrika. Nebst einer Schilderung der naturgeschichtlichen und commerciellen Verhältnisse, sowie der Sprachen des Kilima-Ndjaro-Gebietes. Autorisirte deutsche Ausgabe. Mit Porträt, über 80 Abbild. u. 4 Karten. Leipzig. Brockhaus. 1886. 8.

Selten hat sich ein Reisender auf seine Reisen so gut, nicht nur theoretisch, sondern auch praktisch, vorbereitet, wie H. H. Johnston, und wenige Reisende haben in so kurzer Zeit wie er so bedeutende Erfolge erzielt. Durch seine Reise am Congo für eine Tour in Afrika trefflich geschult, unternahm er es im Auftrage der königl. geographischen Gesellschaft in London, das durch seinen Landsmann Thomson und den deutschen Arzt Dr. G. A. Fischer erschlossene Masai-Land zu erforschen, und welche Fülle neuer Resultate hat er von seiner Reise mitgebracht! Er hat nicht nur den schneebedeckten Kilima-Ndjaro viel höher erklommen als sein Vorgänger (er kam auf den 5730 m geschätzten Berg 4973 m hoch hinauf), die Geologie desselben, den Lauf der ihm entspringenden Bäche und Flüsse festgestellt, sondern auch für die Flora und Fauna desselben die kostbarsten Beiträge geliefert. Das Wichtigste aber für uns ist die anthropologisch-ethnologische Ausbeute, welche in den beiden Capiteln XIX und XX niedergelegt ist. Johnston entwirft zum ersten Male ein sicheres Bild der ziemlich verwickelten Ethnographie dieser Gegenden. Er bestätigt den von Lepsius und mir aufgestellten sprachlichen Zusammenhang der Masai und Bari, bringt dazu neues Materiale bei und weist in den Stämmen der Latuka, Lango und Suk verbindende Glieder der beiden räumlich so weit auseinanderliegenden Völker nach. Die weite Ausbreitung des Schilluk-Stammes nach Süden wird an den Lur und Schuli, sowie an den im Osten des Victoria-Njanza wohnenden Kavirondo beleuchtet. Ebenso erfahren wir vieles Neue und Zuverlässige über die östlichen Bantu-Stämme, welche bisher weniger bekannt geworden waren, aber wie sich nun zeigt, für die Ethnologie und Linguistik dieses Volksstammes von der höchsten Wichtigkeit sind.

Aeusserst werthvolle Arbeiten sind die Masai-Grammatik mit dem reichhaltigen Vocabular, die zur Vervollständigung der Arbeiten von Krapf, Erhardt und Fischer dienen, die grammatische Skizze der Bantu-Sprachen, die auch nach Bleek's und meiner Arbeit über diesen Sprachstamm eine besondere Berücksichtigung verdient, da Bleek und mir die nordöstlichen Bantu-Sprachen so gut wie unbekannt waren, und die Skizze über die Verbreitung und die Ursitze des Bantu-Stammes, welche an die verwandten Arbeiten von A. Kuhn, V. Hehn, v. Kremer, Hommel, Ahlquist, Vámbéry u. A. sich würdig anreiht. Der Colonial-Politiker wird im XXI. Capitel vielfache Anregung und Belehrung finden.

Friedrich Müller.

12.

Haardt, Vincenz von, Uebersichtskarte der ethnographischen Verhältnisse von Asien und von den angrenzenden Theilen Europas. Bearbeitet auf Grundlage von Fr. Müller's Allgemeiner Ethnographie und herausgegeben mit Unterstützung der kaiserl. Akademie der Wissenschaften in Wien. Ausgeführt im geographischen Institut von Ed. Hölzel in Wien. Massstab 1 : 8,000.000. Wien 1887. Im Selbstverlage des Verfassers. Für den Buchhandel in Commission bei Ed. Hölzel in Wien.

Seit Jul. Klaproth's Karte zu seiner Asia polyglotta (Paris 1823) und der Berghaus'schen Karte in seinem physikalischen Atlas (entworfen 1846, berichtigt 1851) ist keine grössere Karte erschienen, welche den Zustand unserer Kenntniss der ethnographischen Verhältnisse Asiens in übersichtlicher Weise zur Anschauung gebracht hätte. Dagegen hat sich seit jener Zeit ein riesiges Material aufgehäuft, viel grösser und bedeutender, als es in den vorangegangenen Jahrzehnten und Jahrhunderten der Fall gewesen war. Wir nennen hier vor allem Anderen die von russischen Gelehrten verfassten ethnographischen Karten der Völker des russischen Reiches, die von den Engländern bearbeiteten Karten Ostindiens und der angrenzenden Länder, die von mehreren Reisenden beinahe aller Nationen angestellten Forschungen über die ethnographischen Verhältnisse verschiedener Völker Asiens, welche theils in den von diesen herausgegebenen Werken, theils in diversen Zeitschriften niedergelegt sind. Aber abgesehen von dem rein wissenschaftlichen Bedürfnisse, das neue ethnographische Material endlich auch übersichtlich geordnet zu sehen, scheint es bei dem Interesse, welches den anthropologisch-ethnologischen Forschungen allenthalben zugewendet wird, endlich an der Zeit zu sein, die sicheren

Resultate dieser Forschungen dem höheren Unterichte zuzuführen, umsomehr, als die Probleme der Ethnologie zu den Tagesfragen gehören, zu denen jeder Gebildete Stellung nehmen muss, also sich über dieselben so genau als möglich unterrichten soll.

Wir rechnen es daher dem bekannten Kartographen V. v. Haardt zu grossem Verdienste an, dass er sich der schwierigen Aufgabe unterzogen hat, eine sowohl den Zwecken der Wissenschaft, als auch den Bedürfnissen der Schule dienende Uebersichtskarte der ethnographischen Verhältnisse Asiens auszuführen, und wir müssen gestehen, dass ihm das grosse Problem, mehr und bedeutend Besseres zu bieten als es seine Vorgänger gethan haben — und zwar nicht nur in wissenschaftlicher, sondern auch in artistischer Beziehung — vorzüglich gelungen ist. Wie winzig und unansehnlich erscheinen die Arbeiten seiner Vorgänger neben seiner prächtig ausgestatteten Riesenkarte! Nicht weniger als 120 Stämme hat der Verfasser auf seiner Karte unterschieden, dabei aber den näheren und entfernteren Zusammenhang derselben durch verwandte Farbentöne zum Ausdrucke gebracht.

Der Verfasser ist in Betreff des Systems meiner „Allgemeinen Ethnographie" (II. Auflage, Wien 1879) gefolgt, hat dabei aber die Verbesserungen, welche die III. Auflage gegenüber der zweiten bringen wird, berücksichtigt. Dahin gehören namentlich: die Eintheilung der „Völker mongolischer Rasse mit einsilbigen Sprachen" in I. Indo-Chinesen [a) Tübeter, b) Barmanen, c) Siamesen, d) Chinesen], II. Mon-Annam-Völker, III. isolirte Völker von Hinter-Indien, die Bezeichnung der Armenier als eines thracischen Volkstammes u. a.

Der Verfasser hat, wie ich mich überzeugt habe, die neuesten Arbeiten über die ethnographischen Verhältnisse der einzelnen Theile Asiens sorgfältig benützt, und wenn auch vielleicht ein Specialist in einem oder dem anderen Punkte dem Verfasser kleine Mängel nachweisen kann, so wird er diese selbst entschuldigen müssen, wenn er erwägt, wie unendlich schwierig die Aufgabe war und dass es schon ein grosses Verdienst ist, eine empfindliche Lücke in der Wissenschaft ausgefüllt zu haben. Der Verfasser hat jedoch, um auch dem Specialisten keinen Vorwurf zu gestatten, sich nicht die Mühe verdriessen lassen, mehreren befreundeten Gelehrten, welche einzelne Theile Asiens selbst besucht haben oder als Autoritäten für dieselben gelten, die Entwürfe seiner Karten vorzulegen und sie um Durchsicht derselben zu bitten. Die kaiserl. Akademie der Wissenschaften hat sich dadurch, dass sie die treffliche Publication unter ihren Schutz nahm und durch eine Subvention unterstützte, um die ethnologische Wissenschaft ein grosses Verdienst erworben. Hoffen wir, dass das Werk, welches wir unbedenklich als eine Zierde der österreichischen Kartographie bezeichnen können, sich viele Freunde erwerben werde, schon darum, dass es dem Verfasser gelinge, die bedeutenden Kosten des Unternehmens zu decken und Lust und Freude für eine gleiche Publication über die anderen Welttheile zu finden.

Friedrich Müller.

13.

Radloff, W., Proben der Volksliteratur der nördlichen türkischen Stämme. Gesammelt und übersetzt. St. Petersburg. K. Akad. d. Wissensch. 1885 und 1886. 8. V. Theil. Der Dialekt der Kara-Kirgisen. 2 Bde. XXV. 599 und XXVIII. 603 S. VI. Theil. Der Dialekt der Tarantschi. 2 Bde. (VI, 211 und VI, 272 S.)

Diese Publication, welche sich an die bereits erschienenen 4 Theile (= 8 Bände) anreiht und aus je einem das Original bietenden Textbande und einem zweiten, die dazu gehörende deutsche Uebersetzung und Einleitung umfassenden Bande besteht, möge hier deswegen Erwähnung finden, weil sie das lebhafteste Interesse eines jeden Ethnologen zu erregen geeignet ist. Vor allem Anderen möchten wir die Leser auf den II. Band des 5. Theiles (Die Literatur der Kara-Kirgisen) aufmerksam machen, welche nebst anderen Proben das grosse Epos von Er Manas in gebundener deutscher Rede wiedergibt. Die dazu gehörige Einleitung, in welcher der Herausgeber über das Wesen der kirgisischen Epik und die Technik der Sänger interessante Mittheilungen macht, ist auch für weitere Kreise von grossem Interesse, da sie uns manchen tiefen Einblick in die Frage über den Ursprung und die Entwicklung der Volksepik gestattet. Namentlich Jene, welche sich für die homerische Frage interessiren, werden in dieser Einleitung manchen nützlichen Wink finden. **Friedrich Müller.**

14.

Gaidoz, Henri, Les vallées françaises du Piémont. Auszug aus den Annales de l'école libre des sciences politiques. Paris, Félix Alcan, 1887.

Gewöhnlich wird angenommen, dass mit der Abtretung von Savoyen und Nizza dem Nationalitätenprincipe zufolge alle zu Piemont gehörigen Franzosen an Frankreich gekommen seien. Diese Ansicht ist irrig, denn noch gegenwärtig sprechen über 100.000 Menschen in den italienischen Alpen das Französische als ihre Muttersprache; sie sind im verflossenen Jahre von Prof. Gaidoz aus Paris, dem hochverdienten Folkloristen, aufgesucht und in der obigen, sehr ausführlichen Abhandlung geschildert worden. Französisch sind: 1. Das Thal von Aosta (Thal der Dora Baltea), welches den äussersten Nordwestwinkel Italiens bildet, sammt seinen Nebenthälern. Der letzte französisch sprechende Ort ist hier Fort Bard, nördlich von Ivrea. — 2. Das obere Thal der Dora Riparia bis nahe vor Susa. — 3. Die Waldenser-Thäler im Westen von Pinerolo, also das Thal des Chisone und Pelice. — 4. Das obere Thal der Varaita, südlich vom Monte Viso, mit wenigen Weilern. Das Hauptstück des französischen Gebietes, das Thal von Aosta, zählt noch über 80.000 französisch sprechende Einwohner, die den savoyischen Dialekt reden und bei denen das Französische bis vor wenigen Jahren noch amtliche Sprache war. Auch dort hat ein kleiner Sprachenkampf stattgefunden, aus dem das Italienische als Siegerin hervorgeht. Alle Amtshandlungen finden in italienischer Sprache statt, und in den Elementarschulen wird Italienisch neben dem Französischen gelehrt; alle höheren Schulen sind nur italienisch. Ein Asyl hat das Französische noch in der Kirche, ja, es ist von Interesse, durch Prof. Gaidoz zu erfahren, dass in den deutschen Dörfern des benachbarten Grassoney-Thales (südlich von Monte Rosa), welche man in der Verwälschung begriffen weiss, diese nicht durch Italiener, sondern durch französische Geistliche herbeigeführt

wird. — Was die protestantischen Waldenser in den Thälern des Chisone und Pelice betrifft, so ist ihre Sprache ein provençalischer Dialect; es sind 15 Gemeinden mit 12.000 Seelen, die, alle des Italienischen kundig, dennoch treu an der französischen Sprache hängen. Dagegen stirbt diese im Thale der Dora Riparia, entlang der Mont-Cenis-Bahn, zwischen Susa und Bardonnèche, allmälig ab; die junge Generation bevorzugt das Italienische. Auch das kleine Thälchen von Chateau Dauphin am Monte Viso, bisher französisch, ist in der Italienisirung begriffen. **Richard Andree.**

15.

Haushalter, B., Die Grenze zwischen dem hochdeutschen und dem niederdeutschen Sprachgebiete östlich der Elbe. Halle a. S. Tausch und Grosse, 1887.

Der westliche Theil der Sprachgrenze zwischen Hoch- und Niederdeutsch, von Belgien bis zum Herzogthum Anhalt hin, ist im Allgemeinen gut bekannt und von Dorf zu Dorf verfolgt worden, jener Theil aber, der von der Elbe bis zur polnischen Sprachgrenze verläuft, war nur in rohen Zügen und nicht einmal in diesen gut aufgenommen. Die bisherigen Karten räumten dem Niederdeutschen ein zu grosses Gebiet ein, wie die neue Untersuchung von Haushalter zeigt; auch auf dieser Strecke, und namentlich in der Provinz Brandenburg, hat die niederdeutsche Sprache starke Einbusse erlitten, ihr Gebiet ist dort stark geschmälert worden, so dass Berlin heute schon rings von hochdeutschem Gebiete umgeben ist. In grossen Zügen verläuft die Sprachgrenze jetzt folgendermassen: von Rosslau an der Elbe, Wittenberg dem Hochdeutschen lassend, den niederdeutschen Kreis Jüterbog einschliessend, auf Zossen, von hier westlich zurück auf Potsdam (hochdeutsch), dann in einem Berlin einschliessenden Bogen über Nauen, Oranienburg, Bernau nach Oderberg, weiter oderaufwärts bis in die Gegend von Küstrin, entlang der Warte und Netze zur polnischen Sprachgrenze. Im Ermland eine grössere hochdeutsche Sprachinsel in dem sonst niederdeutschen Ostpreussen. Haushalter geht überall auf die Urkunden zurück, um die frühere Ausdehnung des niederdeutschen Sprachgebietes und seine Verluste darzuthun; die aus Franken stammenden Hohenzollern waren der Ausbreitung des Hochdeutschen günstig. Zwei Karten sind der werthvollen Arbeit beigegeben; sie sind aber in technischer Beziehung so überaus unvollkommen, dass kaum das Nothdürftigste daraus zu erkennen. **Richard Andree.**

16.

Wilken, G. A., Dr. Het tellen bij nachten bij de volken van het maleisch-polynesische ras. 's Gravenhage, Martinus Nijhoff, 1886.

Professor Wilken in Leiden, der dort in ausgezeichneter Weise den Lehrstuhl für Länder- und Völkerkunde Indonesiens einnimmt, behandelt hier die älteste auf die Mondphasen gegründete Zeiteintheilung der malayisch-polynesischen Völker. Keine Fristbestimmung ist sicherer, als diejenige nach Mondphasen, und auch dem ungeübtesten Auge ist der erste Sichelstrich erkennbar; man ging daher bei der Zeitbestimmung von den Nächten aus, wie dieses denn von vielen Völkern bekannt ist. Tacitus sagt von den alten Germanen: „Sie zählen nicht wie wir nach Tagen, sondern nach Nächten", Caesar bestätigt dieses betreffs der Gallier, und noch heute finden sich Spuren des Rechnens nach Nächten bei den Culturvölkern, z. B., wenn der Engländer fortnight sagt. Auch die alten Inder rechneten einst nach Nächten, wofür im Hitopadeça und in der Çakuntala Belege vorhanden. Les Arabes comptent par nuits, sagt Dozy, und bei den malayisch-polynesischen Völkern von der Südsee bis Madagaskar ist oder war diese Zeitrechnung eingeführt. Die Neuseeländer hatten früher keine Benennungen für die verschiedenen Tage, wohl aber für die Nächte. Die Tahitier fragten: Rui hia aenei? Wie viel Nächte ist es her? Und so wie bei den Polynesiern wurde oder wird auch von den Melanesiern und Mikronesiern nach Nächten gerechnet.

Im indischen Archipel ist diese Zeitrechnung den Makassaren und Buginesen (auf Celebes) völlig geläufig. Die Frage „den wievielten haben wir?" wird ausgedrückt: „die wievielte Nacht des Monats ist es?" Die Sundanesen (auf Java) gebrauchen da, wo wir Tag sagen, immer penting, Nacht, und auch die Bataks (auf Sumatra), sowie die Bewohner von Nias rechnen noch nach Nächten. Ehemals war dies wohl auch bei den Malayen der Fall, welche für Woche noch manchmal buchstäblich „sieben Nächte" sagen. Allgemein ist bei diesen Völkern die Auffassung vorhanden, dass der „Tag" mit Sonnenuntergang beginnt und bis zum nächsten Sonnenuntergang währt. **R. Andree.**

17.

Devéria, G. La frontière Sino-Annamite. Description Géographique et Ethnographique d'après des documents officiels Chinois traduits pour la première fois. Paris, Ernest Leroux, 1886. 182 pp. Lex.-8°.

Das vorliegende Werk zerfällt in zwei Abtheilungen, eine geographische und eine ethnographische, von denen uns hier allein die letztere beschäftigt, so sehr auch erstere durch Benützung alter chinesischer Quellen und der Vermessungsarbeiten der französischen Jesuiten von 1708 und 1718 ausserordentlich inhaltsreich und für den Geographen von Fach von Wichtigkeit ist. Inhalt des zweiten ethnographischen Theils ist die Schilderung der im Süden des chinesischen Reiches, in der Nachbarschaft Tong-kings, wohnenden nichtchinesischen Völkerschaften nach einem chinesischen Quellenwerk, dem Houang Tsing tsche-kong t'ou, d. h. „Beschreibendes Tableau der Tributärstämme der Dynastie Tsing", das 1715 im Auftrage des Kaisers Khien-long nach dem von den Vice-Königen und Provinzgouverneuren amtlich gelieferten Material vom Geheimen Rathe in Angriff genommen und 1773 in neun Büchern abgeschlossen worden ist. Es enthält die ethnographische Darstellung von nicht weniger als 19 Volksstämmen (jeder ausserdem durch 2 Abbildungen illustrirt), welche in den 8 chinesischen Verwaltungsbezirken, die an das südliche Tong-king grenzen, wohnhaft sind. Der verdienstvolle Verfasser führt, ohne sich in eine derzeit noch nicht durchführbare wissenschaftliche ethnologische Classification einzulassen, dieselben nach ihrer geographischen Vertheilung

an der Sino-annamitischen Grenze und zwar von Osten nach Westen schreitend vor. — In der Provinz Kouang-Tong (Cap. 1) wohnhaft sind die Yao und die Tschouang, beide vom Stamme Pan-hou und von Tsche'ou (Hou-nan) nach Lien-tschean ausgewandert, lange unabhängig, endlich nach wiederholten Aufständen und Perioden der Selbstständigkeit unter dem Kaiser Kanghi (1703) definitiv unterworfen. Erstere bewohnen meist die höheren Gebirgsländer, gehen bekleidet (in fünf Farben), haben den Kopf mit einem rothen Tuche umwickelt, das Haar zu einem Schopfe aufgebuscht. Die Familien leben im gemeinsamen Haushalte — dorfweise beisammen. Sie tragen oft grosse Lasten auf den Schultern in raschem Gange; die Füsse sind bloss und werden, um unempfindlich gemacht zu werden, in früher Jugend an der Sohle und Ferse gebrannt und mit spitzen Steinen verwundet. Sie opfern ihrem Stammherrn Pan-hou am Jahresbeginn. Manche kennen die chinesischen Schrift-Charaktere. Die Tschouang waren ursprünglich die Lang-ping („Wolfs-Soldaten") von Kouangsi. Sie wohnen in den Bergen von Che-ouan-chan, sind roh und gewaltthätig. Sie tragen Hüte aus Bambusrohr und gehen barfuss, ihre Kleidung ist die gewöhnliche chinesische. Sie trinken das Wasser aus der Hand und essen mit den Fingern. Ihre Wohnungen sind Pfahlhütten, unterhalb welcher sie ihr Vieh unterbringen. Hochzeitsgebräuche existiren bei ihnen nicht. Die Weiber verwenden Sonnenschirme, vor dem Busen tragen sie ein gesticktes Seidentuch, der Rock geht bis zu den Knien.

Das zweite Capitel schildert die Bewohner der Provinz Kouang-si, die T'ou's oder Thô's. Sie sind die Nachkommen der Soldaten, welche unter den früheren Dynastien gegen die Barbaren des Südens in Kriegsstationen gelagert waren und unter welche man hernach das eroberte Gebiet getheilt hatte. Sie sind in chinesischer Weise gekleidet, tragen keinen Bart und gebrauchen seidene Tücher. Die Weiber tragen 3—4 Armbänder, über ein langes Hemd einen kurzen Rock mit Gürtel, in der Hand gewöhnlich ihren Bambuskorb zum Einsammeln der wilden Kräuter, von denen sie sich nähren. Die Hochzeitsgeschenke bei ihnen bestehen aus Arekanüssen. Seitdem sie unter chinesischer Herrschaft stehen, lernen ihre Kinder die chinesische Schrift, um sich den Staatsprüfungen zu unterziehen. Alle Arten von Handwerk sind bei ihnen in Uebung.

Im dritten, dem ausgedehntesten Capitel, werden uns die verschiedenen Volksstämme der Provinz Yunan, 16 an Zahl, vorgeführt, jeder durch je zwei Abbildungen, eines Mannes und einer Frau mit ihren Geräthen, illustrirt, worauf das vierte Capitel die allgemeine Beschreibung der verschiedenen zahlreichen Völkerschaften, die nicht an Tongking grenzen, bringt, allerdings gegenüber der etwas grösseren Ausführlichkeit der früheren Schilderungen in höchst lakonischer Weise. Am Schlusse bringt der Verfasser ein Verzeichniss der von ihm ausser seinem Hauptquellwerk bei Ausarbeitung des ethnographischen Theils seines Werkes benützten Publicationen, endlich ist auch ein vollständiger Namen-Index beigegeben, der den Gebrauch des Buches sehr erleichtert. Für die Ethnographie Hinterindiens ist Herrn Dévéria's Werk ein höchst schätzenswerther, weil auf zuverlässiges amtliches und zugleich historisches Material sich stützender Beitrag.

Haberlandt.

18.

Le Bon, Gustav, Dr. Les civilisations de l'Inde. Ouvrage illustré de 7 Chromolithographies, 2 cartes et 350 gravures et héliogravures d'après les photographies, aquarelles et documents de l'auteur. Paris, Firmin Didot et Co., 1887.

Es ist ein prächtiges Compilationswerk über das alte und moderne Indien, das uns in diesem überaus herrlich ausgestatteten stattlichen Band aus der Feder des bekannten Archäologen Dr. G. Le Bon, des Verfassers von „Die arabische Cultur" (1884) vorliegt. Handlicher und gründlicher als das bekannte deutsche Werk Emil Schlagintweit's: Indien in Wort und Bild, baut sich in ihm eine umfassende Culturgeschichte Indiens vor Allem auf Grund des reichsten archäologischen Materials auf, und auch dort, wo dem Verfasser, der vom französischen Unterrichtsministerium mit der Leitung einer archäologischen Expedition in Indien betraut war, seine archäologischen Quellen und Belege im Stiche lassen, füllt er die Lücken nicht durch Namen und Zahlen, sondern durch richtig interpretirte Bilder und Verhältnisse der Gegenwart aus. Der Plan des schönen Werkes ist sehr umfassend angelegt. In 6 Büchern verarbeitet der Verfasser nach einander 1. die Naturbedingungen der indischen Civilisation, Boden und Klima, Physiographie, Fauna, Flora und die geologisch-mineralogische Beschaffenheit ihres Schauplatzes; 2. die indischen Rassen, in Nordindien, im Dekkan in Südindien, ihre gemeinsamen moralischen und intellectuellen Merkmale und ihre Verschiedenheiten; 3. das dritte Buch gibt einen Abriss der sehr dürftig überlieferten politischen Geschichte Indiens — auf die der Inder seiner Weltanschauung nach so wenig Gewicht legt und Aufmerksamkeit verwendet — wobei das Capitel von den alten Verbindungen Indiens mit dem Occident von besonderem Interesse ist. Das 4. Buch stellt an der Hand des reichsten literarischen und archäologischen Materials die Entwicklung der Civilisationen Indiens dar und befolgt dabei die hergebrachte, durchaus in den Verhältnissen begründete Eintheilung in die älteste vedische Zeit, die brahmanische Periode, die buddhistische Epoche, die neubrahmanische und endlich die hindu-muselmanische. Am liebevollsten hat sich der Verfasser mit der auch wirklich archäologisch interessantesten und sympathischsten, der buddhistischen Periode beschäftigt und ist seine Darstellung davon in hohem Grade lesenswerth, wiewohl auch die andern Abschnitte den Gegenstand gut und genau darstellen. Das 6. und letzte Buch schildert das moderne Indien, das der Verfasser vom Norden bis zum Süden, seiner ganzen Breite nach bereist, skizzirt und fein beobachtend studirt hat. Er führt uns der Reihe nach mit kräftigen, zutreffenden Zügen den geistigen Habitus des Inders, seine intellectuelle Haltung und Beschaffenheit vor, schildert die actuellen Religionen Indiens mit ihrer tief in's Leben einschneidenden und es allseitig umspannenden Bedeutung, führt uns die Gesetze, Sitten und Bräuche der indischen Bevölkerung, weniger der grossen Städte, als der eigentlichen Sitze indischen Lebens vor, um schliesslich der englischen Verwaltung und der Zukunft Indiens eine sehr lesenswerthe Betrachtung zu widmen. Wie man sieht, ist also Vergangenheit und Gegenwart Indiens gleichmässig berücksichtigt, was keinem der grossen Handwerke über das so

interessante Gangesland nachgerühmt werden kann, und was ein Hauptreiz und Hauptvorzug, es stützt sich bei allen seinen Ausführungen auf keinerlei trockene Tradition und Büchergelehrsamkeit, sondern ist im Hinblick und auf Grund der einheimischen Kunst und Literatur, als dem treuesten Ausdruck und der zuverlässigsten Quelle der geistigen Cultur, ausgearbeitet. Wer über Indien alles Wissenswerthe, Specialfragen natürlich abgerechnet, handlich und instructiv beisammen haben will, der muss künftig zu dem schönen Werke Le Bon's greifen, das Jedem Genuss im Durchblättern wegen der überaus zahlreichen reizenden Abbildungen, auch Freude im Durchstudiren des inhaltreichen, hübsch geschriebenen Textes gewähren wird. Dürfen wir nicht bald auf eine deutsche Ausgabe hoffen? **Haberlandt.**

19.

Lippert, Julius. Culturgeschichte der Menschheit in ihrem organischen Aufbau. I. Band. Stuttgart, Ferd. Enke, 1886.

Als die reife Frucht zahlreicher gediegener Vorarbeiten, die in den bekannten Büchern des geistvollen, tiefblickenden Verfassers, jedes mustergiltig und voll anregender Macht, vorliegen, besitzen wir in diesem schönen Hauptwerk Lippert's zum ersten Male eine Culturgeschichte der Menschheit, welche diesen Namen ehrlich, wie sie ihn fasst, mit Fug und Recht trägt. Es ist nicht eine Geschichte der menschlichen Thätigkeiten und Erfindungen, wie sie uns als gesonderte Errungenschaften und Zweige seines Wesens durch zahlreiche Werke unter dem Namen der Culturgeschichte vorgeführt werden, es ist vielmehr eine pragmatische Geschichte der menschlichen Arbeit, wie sie als lebendiges Getriebe mit tausend durcheinander sich schlingenden Fäden und durcheinander tanzenden Spindeln das bunte Gewebe der Cultur erzeugt, die in Lippert's kunstvoll aufgebautem und immer das Ganze im Zusammenhang des Einzelnen berücksichtigendem Werke zum ersten Male als sociale Biologie auftritt. Es ist nur eine unmittelbare Folge oder vielmehr ein Ausdruck dieser Grundanlage des Buches, dass alle wesentlichen Culturerscheinungen der Gegenwart in ihrem historischen genetischen Zusammenhange mit denen der Vergangenheit ihre Erklärung finden, dass für unverständlich gewordene und doch noch aus Gründen, die wir als culturgeschichtliche Gesetze kennen lernen, fortlebende Anschauungen, Sitten und Bräuche, auf ihr richtiges ethnologisch-historisches Postament gestellt, erst das richtige Verständniss vermittelt wird, und so dürfte auch der weiteste Kreis des denkenden Publicums an dem Werke Interesse und Freude haben.

Unter dem geistvollen Nachweise des Verfassers wird die gemeine Lebenssorge, das was Darwin und seine Anhänger den Kampf um's Dasein benennen, zur Schöpferin aller materiellen und geistigen Fortschritte und deren Wechselwirkung auf einander; ihr Walten und ihr Antrieb ist es, was die gesellschaftlichen Organisationen von den einfachsten Anfängen bis in alle ihre Verzweigungen und complicirten Entfaltungen hervorruft, sie leitet den Menschen durch das Gebiet der Selbstsucht zur Bildung der elementarsten Sittlichkeitsgesetze, zur Schaffung der Begriffe von Recht und Eigenthum; sie leitet ihn vor Allem auch zu den Fertigkeiten der Gewinnung und Bereitung der Nahrungsmittel, lehrt ihn die Erfindung der Werkzeuge und Geräthe, führt ihn zur Entwicklung des Verständigungsmittels der Sprache, schafft irgendwie in mittelbarer Weise dann auch die Begriffe der Zahlen und das Hilfsmittel der Schrift, kurz sie füllt dem Menschen, wie sie einerseits ihm die materiellen Mittel und den Besitz schafft, andererseits die geistige Rüstkammer, so dass er mit diesem Doppelbesitz endlich zu den bewunderungswürdigen Fortschritten der letzten Zeit gelangt. Wenn wir noch die umsichtige, strenge Methode des Verfassers, seinen richtigen, klaren Blick, seine lichtvolle Darstellung gebührend hervorheben, so dürfen wir getrost die Zuversicht aussprechen, dass jeder Leser unser Urtheil gern zu dem seinen machen wird, welches dahin lautet, dass Lippert's Werk ohne Zweifel die erste Stelle unter allen seinesgleichen einnimmt.

Haberlandt.

20.

Trumbull, H. Clay. The blood covenant. A primitive rite and its bearings on scripture. London, George Redway, 1887.

Drei Vorlesungen nebst einem sehr inhaltsreichen Appendix über die den Ethnologen als „Blutverbrüderung" bekannte Sitte. Unter der überall anzutreffenden psychischen Voraussetzung, die in Bräuchen und Vorstellungen mancherlei Art noch überall durchschimmert, dass der Sitz der Seele im Blute, dass sie selbst nichts Anderes als das lebenswarme strömende Blut sei, sind die Menschen an den verschiedensten Punkten zum Gedanken einer künstlich durch Blut-, also Seelen-Mischung herzustellenden Verwandtschaft (einer künstlichen Blutsverwandtschaft) gelangt, und demgemäss finden wir die Sitte in den alten Culturen mehr oder minder deutlich und unverwischt in denselben Formen an, wie sie noch heute lebendig in Ostafrika, auf Madagaskar und anderwärts beobachtet werden kann. — Aber nicht nur unter Menschen wird Blutsbrüderschaft geschlossen, der Bund durch das Blut kann auch zwischen Menschen einerseits und Geistern, d. i. den Seelen abgeschiedener Menschen, die sich allgemach zu Göttern entwickeln, andererseits eingegangen werden, und dann entwickelt er sich zu den Formen der Weihung und Opferung von Blut an die Gottheit, wie sie z. B. in den mannigfaltigen Arten der Blutentziehung, durch Circumcision, durch Tätowirung, durch die Blutschrift der Teufelsbündnisse u. v. a. m. zu Tage treten. Die Weiterentwicklung dieser zwei Hauptarten des Blutbundes im Fortgange der religiösen Empfindungen und Vorstellungen zieht weite Kreise, wovon uns eine Vorstellung werden mag, wenn wir bedenken, wie nur ein einziger seiner Ausläufer, z. B. im christlichen Dogma des Abendmahls mit seiner ungeheuren Geschichte vorliegt. Insbesondere verfolgt der Verfasser die biblischen Spuren unseres Brauches mit grosser Genauigkeit, was zwar etwas einseitig, aber gewiss nützlich ist, indem es darauf ankommt, allen Vorurtheilen und gern beliebten Ausnahmen zum Trotz die durchgängige Gleichwerthigkeit und Gleichheit des ethnologischen Materials bei allen Völkern und Culturentwicklungen anerkannt zu sehen. Das vorliegende Buch ist nur als das erste Capitel eines grösseren Werkes über den Einfluss der Freundschaft unter den Culturmächten zu betrachten und macht auf dieses recht begierig.

Haberlandt.

21.

Hunfalvy, Paul. Neuere Erscheinungen der Rumänischen Geschichtsschreibung. Wien und Teschen 1886. Karl Prochaska. 252 S. gr. 8°.

Die Bekanntschaft mit den Ansichten des berühmten Gelehrten über die rumänische Frage dürfen wir bei unseren Lesern voraussetzen. Die Ansprüche der Rumänen auf Siebenbürgen werden auf's Entschiedenste zurückgewiesen. Der Verfasser recapitulirt die Ansichten aller bisherigen Forscher bis auf die neueste Zeit. S. 3—193. Wichtig sind die Auseinandersetzungen über die Ausdrücke Rumun, Sclav, Wlach, Romaer, Večinu, Megiaš, Roš, Rezeš oder Rezemaš, Mošia, Klaka, Klakaš. Hunfalvy's Ausspruch: ‚Das reine Römerthum der Walachen ist sehr jung', halten wir wenigstens nun für Siebenbürgen als vollkommen erwiesen. Ethnographisch bedeutsam sind des Verfassers polemische Ausführungen gegen Pič S. 194 ff. Den römischen Typus bei den Rumänen in Siebenbürgen erklärt H. S. 201 allein durch ‚die Einwanderung aus der Balkanhalbinsel'. Aus den alten Namen der Berge, Flüsse, Bäche und Ortschaften, die ausnahmslos slavisch oder ungarisch sind, gehe deutlich hervor, dass nur die Slaven in Siebenbürgen früher ansässig gewesen, als die Ungarn und Sachsen, und dass die Rumänen dort die jüngsten Ankömmlinge sind (S. 204). Slavici's gehässige Notiz über den Charakter der Rumänen (S. 208) ist in diesem Werke entschieden unzeitig angebracht.

Krauss.

22.

Poestion, J. C. Lappländische Märchen, Volkssagen, Räthsel und Sprichwörter. Nach lappländischen, norwegischen und schwedischen Quellen. Mit Beiträgen von Feliy Liebrecht. Wien, bei C. Gerold's Sohn, 1886. gr. 8° S. XII + 274.

Der rühmlichst bekannte Uebersetzer isländischer Märchen und Dolmetsch isländischer Literatur beschenkt uns diesmal mit einem in seiner Art sehr werthvollen Buch, welches uns einen tiefen Einblick in's Volksthum der Lappen gewährt. Das Buch enthält in fünf Abtheilungen Märchen und Sagen und im Anhange eine längere Reihe Räthsel und Sprichwörter. Es liegt uns hier in deutscher Sprache zum erstenmale eine umfangreichere Sammlung lappischer Volksüberlieferungen vor. Ueber die einschlägige Literatur verbreitet sich Herr Poestion in gedrängter Kürze, aber doch hinreichend orientirend in der Vorrede. Zu bedauern ist, dass die, wie der Herausgeber sagt, schon ausgearbeiteten Anmerkungen („meist poetische Varianten und Ergänzungen"), Raummangels halber ausfallen mussten. Jeder einzelnen Abtheilung schickt Herr Poestion eine kurze Einleitung voraus. Die Thiermärchen weisen gar keinen neuen Zug auf. Sie dürften alle russischen Erzählern nacherzählt sein. Die versificirten allein zeigen eine Besonderheit. Sie sind sehr kurz und witzlos. Von „epigrammatischer Schärfe", die ein gewisser Herr v. Düben darin entdeckt, ist blutwenig zu verspüren. Demselben Herrn dürfte Herr Poestion auch folgende Bemerkung (S. 28, vergl. S. 36) entnommen haben: „Die lappischen Gottheiten waren ursprünglich sämmtlich gute und man opferte ihnen anfangs nur aus Furcht vor ihrem möglichen Zorne; die Vorstellung von bösen Geistern und Trotten ist erst später durch die engere Berührung mit den übrigen nordischen Völkerschaften eingepflanzt und gepflegt worden." Das Schema vom Götterhimmel ist aprioristisch construirt und hat keinen Anspruch auf ernste Beachtung. Auf S. 33 heisst es: „In der mittleren Luftschicht wohnt auch Horagalles, welcher nicht allein über Donner und Blitz, sondern auch über den Regenbogen, über Wind und Wetter, über das Meer und die Gewässer, sowie über des Menschen Wohl und Wehe, Leben und Gesundheit herrscht. Ihm durfte kein weibliches oder verschnittenes männliches Thier geopfert werden. Das Urbild von Horagalles ist — leicht erkenntlich — der nordische Thor." Da hat man es! Aus den Volksüberlieferungen erkennt man aber die Lappen als blosse Fetischverehrer, denen eine so schwierige Abstraction gar nicht zugemuthet werden kann. Nr. VII (S. 42—45: Attjis-ene und Njavris-ene) ist eine recht schauerliche Zeltgeschichte, weder Sage noch Märchen. Ein gemüthsroher, grausamer Zug ist fast allen diesen Geschichten gemeinsam. Der Lappe brüstet sich feige vollbrachter Mordthaten. So sind alle die Stalo-Geschichten. Des Lappen Sinnen und Trachten geht nach Silber, Renthieren und fetten Fischen. Seine Gutmüthigkeit ist Ohnmacht und Trägheit. Beachtenswerth ist Nr. XVII (S. 74 bis 76). Ein Mann hatte seine Hütte gegenüber dem Aufenthaltsorte der Erdgeister (Gufitarak) erbaut. Das wird den Geistern bald nicht genehm, ihm aber auch nicht bequem. Nun siedelt der Mann nach einem anderen Orte über. Dafür wird er vom Unterirdischen, dem Gufitarak, mit Thalern entlohnt. Die Polyphem-Sage findet sich hier in zwei Fassungen. Die Riesensagen decken sich zum Theil mit den isländischen. Nr. LII (S. 219—221). Das alte Weib und der Teufel ist international. (Der Mann stösst sein böses Weib in ein tiefes Erdloch. Darnach zieht er statt seines Weibes den Teufel selber heraus. Der macht ihn zu einem berühmten Teufelaustreiber.) Diese, sowie die Sonnensagen deuten direct auf Entlehnung aus dem Russischen hin. Auf S. 206 wird eine merkwürdige Art von Zweikampf geschildert (Holmgang). Jeder der Kämpfenden stellt sich dreimal nacheinander auf die Hände und schlägt mit den Füssen seinen Gegner auf die Brust. Bezeichnend sind für den Lappen folgende „dunkle Reden" (Räthsel): „Das Todte zieht Lebendige aus dem Walde" (Ein Kamm). „Was ist das für ein lebendes Wesen, das dem Menschen am nächsten ist?" (Eine Laus). „Was ist schwarz wie ein Priester, springt wie ein Pferd, und hundert Männer können es nicht zäumen?" (Der Floh).

Herr Poestion hat die Absicht, auch einen Band Eskimosagen zu ediren. Das wäre eine wirklich erwünschte Bereicherung der Sagenliteratur.

Krauss.

23.

Finnische Märchen. Uebersetzt von Emmy Schreck. Mit einer Einleitung von Gustav Meyer. Weimar. Hermann Böhlau. 1887. XXX u. 244 in 8.

Eine Sage, ein Märchen gut und schön erzählen ist eine eigene Kunst, die ein angeborenes Erzählertalent zur Voraussetzung hat. Wenige haben diese Kunst so meisterhaft verstanden, wie die Gebrüder Grimm; nur Wenige aber haben auch in gleicher Weise wie diese Zwei die Schönheit der

Volksseele erfasst und begriffen. Das ist so ganz Gemüthssache. Mich hat es darum schon öfters Wunder genommen, dass sich in deutschen Landen so selten Frauen als Sammlerinnen von Volksüberlieferungen hervorgethan. Sie müssten hierin doch gewiss viel leisten können. Einen unwiderleglichen Beweis dafür liefert vorliegendes Buch, obgleich es blos Uebersetzungen darbietet. Das ist ein prächtiges Deutsch, welches man fast dem der Grimm'schen Märchen an die Seite stellen mag. Frau Schreck, eine geborene Finnländerin, muss sich ganz ausnehmend liebevoll in die Anschauung deutscher Volksweise vertieft haben, dass sie es zu solcher bewunderungswürdigen Vollkommenheit im Nacherzählen gebracht hat. Prof. Meyer hat diese Arbeit veranlasst, wofür ihm gewiss jeder Freund der Volkskunde herzlich dankbar sein wird. In der Einleitung hebt Herr Prof. Meyer mit Recht hervor, dass der finnische Märchenschatz schon wegen seiner Beziehungen zur benachbarten germanischen und slavischen Volksdichtung eine hohe Bedeutung beanspruchen dürfe. Ausser den finnischen enthält das Buch auch eine Reihe esthnischer Thiermärchen. Bis auf wenige, nicht allzusehr auffällige Züge erscheinen alle Stücke der ganzen Sammlung blos als Varianten slavischer und deutscher Märchen. Ich könnte z. B. leicht für jedes Stück, ausgenommen für drei von den Thiermärchen, je zwei südslavische, speciell serbische, Varianten namhaft machen. Was auf den ersten Blick als den Finnen besonders eigenthümlich erscheint, zeigt sich bei näherer Besichtigung als Gemeingut der finnisch-lappischen Stämme überhaupt. Die meisten abweichenden Züge kehren aber auch bei den Isländern wieder. Herr Prof. Meyer verweist auf ein Beispiel der Poestion'schen Sammlung, um zu zeigen, „wie sehr bei den Lappen, diesem kümmerlichsten und poesielosesten der finnischen Stämme, die Farben der Märchen verblasst sind". Diese Worte, glaube ich, bedürfen einer kleinen Berichtigung. Poestion lagen nur minder gut erzählte Stücke vor, die überdies aus viel früherer Zeit stammen mögen, gerade deshalb, weil sie verhältnissmässig so reiche Auskunft über specifisch lappisches Volksthum geben. Sachlich sind sie, wie man sich leicht überzeugen kann, ungleich werthvoller als die Märchen bei Frau Schreck. Herr Prof. Meyer macht in der Einleitung einige ganz zutreffende Bemerkungen über die Wanderungen der Märchen und über das sogenannte Thierepos und führt einige Varianten an. Er lässt es bei einigen Andeutungen bewenden. So ist es auch gut; denn der übliche Variantenkram, der so billig zu haben ist, fördert die Erkenntniss nur zu selten. Das Buch bietet genug Bemerkenswerthes, nicht zum Geringsten aber ist es auch eine wirkliche Bereicherung der schönen Literatur. **Krauss.**

24.

Klemenc, D., Drevnosti Minusinskago Muzeja. Pamjatniki metalličeskich epoch. Tomsk. 1886. I. S. 185. 8. Dazu ein Atlas von 21 Tafeln mit Photogravuren.

Minusinsk, die Kornkammer für das ganze sibirische Gouvernement Jenisejsk, umfasst ein Areal von 112.861 Quadrat-Kilometer und wird vom grossartigen Jenissej der Länge nach durchschnitten; im Süden thürmt sich der seine Ausläufer nach Norden entsendende Sajaner Gebirgszug auf. Steppen, Wälder und Matten erscheinen in dieser prächtigen Gegend in regem Wechsel; Gebirgsströme bewässern das Gebiet und befördern eine reiche Vegetation. Seit jeher ist auf diesem Boden eine beträchtliche Cultur immer wieder neu erstanden. Zahllose Denkmäler, besonders riesige Tumuli und Steinumfriedungen, sprechen deutlich für eine bedeutende Vergangenheit. Seit dem Jahre 1874 besteht in Minusinsk ein Museum, welches nun schon **3680** Gegenstände aufweist, und zwar: aus Kupfer und Bronze 1270 Stücke, aus gelbem Kupfer 12, goldene 7, silberne 46, eiserne 1849, aus Stein und Bein 309, aus Thon und Gyps 809 und alter chinesischer Münzen 59. Als Einleitung gibt der Verfasser eine erschöpfende Darstellung der geographischen Lage von Minusinsk. Kurgane unterscheidet man: 1. flache (vier Arten) und 2. mit Wällen versehene Kurgane (acht Arten). Ihre Anzahl und Verbreitung in Sibirien ist noch längst nicht bestimmt. Man findet Kurgane auch auf dem Altaj, in der Kirgisensteppe und um Semipalatinsk, desgleichen in der Mongolei. Das Hauptverdienst um die Erforschung der Kurgane gebührt Radlov. Besonders bemerkenswerth sind die Ausgrabungen Adrianov's im Jahre 1883, leider hat er die Ergebnisse seiner Studien noch nicht veröffentlicht. In einem Kurgane sind Gypsmasken gefunden worden. In den Opferlöchern der Mogilen findet man Töpfe, kupferne Ohrringe und Asche. Aus dem Mangel an Eisenstücken dürfe man noch immer nicht auf ein hohes Alter der Mogilen schliessen. Ein Kurgan hatte 17 m im Durchmesser, in der Tiefe $2^1/_2$ m. In der Nähe der Mogilen, häufig auf denselben, trifft man Steinbilder (Kamennyja baby) von roher Ausführung. Einmal fand man 6 Kameele aus Stein nacheinander aufgestellt. Mitunter sieht man auf Gräbersteinen Darstellungen von Menschen und Thieren und auch eine Art hieroglyphischer Schriftzeichen. Letztere sollen mongolisch sein und frühestens aus dem 14. Jahrhundert stammen. Die Inschriften sind auf rothem Sandstein, zuweilen in Granit (?). Man constatirt verschiedene Alphabete, die auf einen Ursprung zurückgehen. Die Schrift von links nach rechts. Sie dürfte dem Volke der Chakassen angehört haben. Weiter folgt die Beschreibung der Kelte und Keile aus Stein, Fibeln und Waffen. Der Katalog enthält ferner eine genaue Beschreibung eines jeden Gegenstandes mit Angabe des Fundortes. Gerne wird man Herrn Klemenc darin beistimmen, dass die allseitige Erforschung der genannten Funde gewichtige Aufschlüsse ethnographischer Art noch bieten werden. Der Atlas bildet eine höchst willkommene Zugabe zum Kataloge. Taf. XX zeigt einen prächtig schönen Kopf en profil und en face. Dass dieser Kopf nicht etwa einen Jakuten oder Mongolen darstellt, ist zweifellos. Dieser Typus erinnert an die schönsten assyrischen Köpfe alter Zeit. **Krauss.**

25.

Priklonski, V. L., Ueber das Schamanenthum der Jakuten. S. 84—136. Vortrag. Izvjestija vostočnosibirskago otdjela imperatorskago russkago geografičeskago obščestva pod redakcieju M. J. Pisareva. Bd. XVII. Nr. 1—2. 1886. Irkutsk.

Herr Priklonski verweilte vom Jahre 1881—1884 bei den Jakuten und machte eine Reihe höchst werthvoller Beob-

achtungen über das so wenig gekannte Volksthum dieses entlegenen Volkes. Zudem kennt er Alles, was noch von Russen seit den Dreissiger Jahren über die Jakuten veröffentlicht wurde. Die Lebensbedingungen der Jakuten sind auch unter russischer Herrschaft die alten geblieben (S. 88). Der Jakute flüchtet sich in jeder Lage des Lebens zum Schamanen. Der Schamane gilt als Inbegriff alles Wissens, besonders der Heilkunde und Wahrsagung. Degradation der alten Gottheiten zu Dämonen (S. 90 f.). Das Christenthum ist nur ein Deckmantel für den alten Volksglauben. Acht Percent der Jakuten haben nie auch nur gesehen eine christliche Kirche. Christliche Priester sind unter den Jakuten überaus selten. Geisterbeschwörung unter Kreuzschlagen (S. 92). Opfer: delbirgja salaka. Besessensein (94) (chorea imitatoria) endemisch besonders unter den Schamanen. Beschwörungsformel, um in extatische Verzückung zu gerathen. Die Namen der Dämonen werden in den Formeln genannt (S. 96 ff.). Bekleidung der Schamanen sehr kostbar (S. 99). Fast jede Falte hat eine eigene symbolische Bedeutung. Sehr genaue Schilderung des symbolischen Putzwerkes, mit dem sich der Schamane belädt. Von jedem gefällten Thier gibt man dem Schamanen ein Opferstück. Dämonenaustreibungsformeln bedeutsam. Jede Krankheit rührt von Dämonen her. S. 104 ff. Der Schamane gilt als unverletzlich und heilig. Der verstorbene Schamane wird in einen eigens dazu ausgehöhlten Klotz gelegt und auf hohen Bäumen ausgesetzt. Man bringt Todtenopfer dar. Den Sitz der Gottheiten verlegt man auf Berghöhen (S. 108). Aufzählung der Götter und Dämonen. S. 109 ff. Sordach-Čonach, die Pestfrau (S. 111), einhändig, einfüssig und einäugig gedacht. Es gibt drei Welten (S. 113). Manencult und Seelenwanderung (S. 114 f.). Götternamen (S. 119—136) (bedürften wohl gründlicher Erläuterungen) an 60—70 aufgezählt. Todtengebräuche: Feuerbestattung. Der russische Kaiser wird als irdischer Gott verehrt. Russland gilt ihnen als Universum. Die Tungusen und Čukčen werden von ihnen als Halbwilde betrachtet.

Diese Abhandlung müsste man unbedingt ganz übersetzen, denn sie ist ungemein schätzbar. **Krauss.**

26.

Rovinski, P. A., Die Weltanschauung der Crnogorcen. Izvjestija imperatorskago russkago geografičeskago obščestva. (Berichte der kais. russischen geographischen Gesellschaft.) Tom. XXII. 1886. Heft IV und V. pag. 489—542.

Das Eine muss man den russischen Ethnographen freudig nachsagen, dass sie durchschnittlich ausgezeichnete Beobachter und Sammler sind. Seit Medaković's berühmtem Büchlein über „das Leben und die Gebräuche der Crnogorcen" ist über die Crnogorcen nichts Besseres erschienen bis auf Rovinski's kleine Studie. Die Einleitung ist freilich matt, denn seine Deductionen erscheinen viel zu verfrüht und nicht erweislich. Sein Hauptverdienst besteht darin, dass er meistens eigene Beobachtungen liefert, aber auch viele längst bekannte Dinge als Neuigkeiten auftischt. S. 492 ff. spricht er über die Farbenunterscheidungen bei den Crnogorcen; S. 495 über das Eindringen orientalischer Melodien (sevdalijski, Liebeslieder). Sehr richtig und wichtig ist die Bemerkung: „Vor 20 Jahren hat mich das Unmusikalische der Serben, ihre Unfähigkeit, anders denn eintönig zu singen, ihre Unempfindlichkeit für die dickste Disharmonie, verblüfft. Seitdem aber haben sie (durch westlichen Einfluss) unglaublich viel gelernt." S. 496 ff. Himmel, Sonne, Mond und Sterne. Glückstern (499). S. 502 ff. Volkskalender, Wetterregeln, Heiligenlegenden. Festfeier, Monatsnamen. Strjelica (Gewitterstein), Donner, Regenbogenzauberspruch. Vergrabene Schätze (Feuer leuchten nächtlich). Pflanzenzauber S. 518 ff. bis 523 f. Der heil. Sabbas und der Teufel (deutsche Variante: Der Teufel als des Bauers Compagnon zieht immer den Kürzeren). Die Vögel: Adler, Falke, Schwan, Schwalbe, Kukuk u. s. w. in der Volksauffassung. „Schlägt der Donner in einen Nussbaum ein — was nie geschehen kann — so entsteht im Baume eine Schlange mit einem Demant auf dem Haupte" (S. 530). Púsnik heisst man das Unglückspferd, das seinen Herrn nach Schicksalsbestimmung in den Tod führt. Angang von Thieren. Zduhač (vgl. meine Sreća im XVI. Bde. dieser Mitth., S. 108), Tenjac, Upir (Vampir) S. 535. Vilen S. 537 f. Hexenglaube S. 538. Mačić, ein Homunculus, der aus einem Ei herausschlüpft. Sein Besitzer verschreibt sich dem Teufel. S. 539 ff. eine Sage, „wie der heil. Elias durch List den Kaiser Dukljan (Diocletianus, für Santail) in Ketten gelegt und wann das Ende der Welt kommen wird". Das Lob, welches Rovinski im Schlusswort den Crnogorcen ertheilt, kann in dieser allgemeinen Form auf jedes Volk angewendet werden. **Krauss.**

27.

Savorgnan de Brazza, P., Conférences et lettres sur ses trois explorations dans l'ouest Africain de 1875 à 1886. Texte publiée et coordonné par Napoléon Ney. — Paris. M. Dreyfous. 1887.

Dieses Buch ist der Vorläufer eines grösseren dreibändigen Werkes, welches der in der Erforschungsgeschichte des äquatorialen Westafrika mit vollem Recht berühmte Verfasser herauszugeben gedenkt. Der vorliegende Band gibt eine gute Uebersicht über die drei grossen, von 1875—1886 ausgeführten Reisen Brazza's und ist durch die vielen Illustrationen, sowie die eingestreuten Bemerkungen über die zahlreichen Völker, mit denen der Reisende in Berührung gekommen ist, auch für den Ethnographen von Interesse. Streng wissenschaftliches Material, wie solches einige Theilnehmer der deutschen Expeditionen nach West-Afrika geliefert haben, bringt derselbe nicht; in Ermangelung eines Besseren müssen wir aber schon die Notizen über bis dahin unbekannte oder wenig bekannte Völker als willkommene Gabe ansehen. Am meisten Interesse haben noch die Bemerkungen über die verschiedene Art und Weise, wie sich die Schwarzen dem Europäer gegenüberstellen; dieselben werfen mehr Licht auf den Charakter der ersteren, als manche gelehrte Abhandlung. Da der Charakter des Negers sich bei intensiverer Berührung mit dem Weissen meist sehr rasch — freilich in den wenigsten Fällen zu seinem Vortheile — ändert, so sind solche Bemerkungen auch für spätere Zeiten von einigem Werth.

Heger.

28.

Original-Mittheilungen aus der ethnologischen Abtheilung der königlichen Museen zu Berlin. Herausgegeben von der Verwaltung. Erster Jahrgang. Heft 4. (Schluss.) Berlin 1886. 4.

Diese bei ihrem Erscheinen (1885) von allen Fachmännern mit vollem Recht freudig begrüsste Zeitschrift scheint mit diesem Hefte ihr Ende gefunden zu haben. Darauf deutet wenigstens das Schlusswort; es ist jedoch anzunehmen — wir wollen dies wenigstens als einen Wunsch aussprechen — dass dasselbe unter einem anderen Titel weiter fortgesetzt wird. Für ethnographische Museen hatte gerade diese Zeitschrift einen hervorragenden Werth, weil in derselben viele Mittheilungen enthalten waren, welche zumeist nur einen Musealbeamten näher interessiren und darum in anderen wissenschaftlichen Journalen nicht gebracht werden; dieselben bleiben meist unverwerthet in den Archiven der Museen liegen. Man vergleiche nur den in diesem Hefte publicirten Aufsatz von Karl von den Steinen über die Sammlungen der Schingû-Expedition. Aber auch rein wissenschaftliches Material, welches den grösseren Museen häufig zufliesst, fand hier seinen geeigneten Platz. So in dem vorliegenden Hefte eine Mittheilung von Dr. F. Boas über die Sagen und Gebräuche der Vilχûla-Indianer von der nordwestamerikanischen Küste; ferner Notizen über das religiöse Leben der Bella Coola-Indianer von Gorken etc. etc. Wir schliessen mit der Wiederholung des oben ausgesprochenen Wunsches.

Heger.

29.

Die Tinguianen (Luzón). Aus dem Spanischen des D. Isabelo de los Reyes frei übersetzt und mit Anmerkungen versehen von F. Blumentritt. Mit einer Karte. Mittheilungen der k. k. geographischen Gesellschaft in Wien. Bd. XXX, pag. 5, 69 u. 138.

Der um die Kenntniss der ethnographischen Verhältnisse verdiente Uebersetzer verdient auch für die Zugänglichmachung dieses Aufsatzes[1]) unseren Dank, da bisher über den interessanten Volksstamm der Tinguianen nur wenig bekannt war. In mehreren Capiteln werden die interessantesten Eigenthümlichkeiten und Sitten derselben abgehandelt; die bezüglichen Beobachtungen beruhen auf Autopsie, was dieselben besonders werthvoll macht. Dieser Werth wird nur durch die hin und wieder gemachten Bemerkungen, wie: „dieser Name ist mir entfallen“ u. dgl. einigermassen beeinträchtigt, da aus denselben hervorzugehen scheint, dass der Verfasser die bezüglichen Notizen nicht an Ort und Stelle niederschrieb, sondern erst bei einer späteren Gelegenheit. Der Verfasser widerspricht der übrigens sehr unwahrscheinlichen Ansicht, dass die Tinguianen chinesischer Abstammung seien, sondern hält sie für echte Malayen, wobei jedoch nicht ausgeschlossen erscheint, dass auch Mischungen mit Negritos und vielleicht auch mit Chinesen vorgekommen sind.

Heger.

[1]) Derselbe erschien in spanischer Sprache in verschiedenen Nummern des Jahrg. 1885 der Zeitschrift „La Oceania Espanola“.

30.

Radde, Gustav, Aus den Daghestanischen Hochalpen, vom Schah-dagh zum Dulty und Bozos. Ergänzungsheft Nr 85 zu Petermann's geographischen Mittheilungen. Gotha 1887.

Enthält manche interessante ethnographische Notiz über die Völker des Daghestan, wie ja überhaupt Radde's Reisebeschreibungen eine wahre Fundgrube für den Ethnographen sind. So pag. 21 f. über die Kuruschen (lesginische Bevölkerung des Ortes Kurusch). Radde hält die Lesginer des S'amur-Systems, obgleich sprachlich verschmolzen, im anthropologischen Sinne für ein Mischvolk und glaubt, dass dies auch bei der Bevölkerung der vier Koissu-Oberläufe der Fall ist. Die schon früher von ihm gemachte Wahrnehmung, dass, je höher im Gebirge, wo es auch immer im grossen Kaukasus sein mag, die Physiognomien der Bevölkerung um so gemischter sind, bestätigte sich wieder auf dieser Reise.

Heger.

31.

Berlin. Führer durch die Sammlungen des Museums für Völkerkunde. Herausgegeben von der Generalverwaltung. Berlin 1887. 240 pag. 8.

Dieser für die vorläufige Aufstellung der reichhaltigen Sammlungen des neuen Berliner Museums ganz umfangreiche Führer enthält mehr als die landläufigen Kataloge dieser Art. Jede Abtheilung ist mit einer sachgemässen Einleitung versehen, welche dem Besucher des Museums Anregung geben, tiefer in die Sammlungen einzudringen. Von besonderem Interesse ist der von E. Seler behandelte Abschnitt über die amerikanischen Alterthümer, welche ja bekanntlich zu den reichsten Sammlungen dieser Art zählen. Mit dem Fortschreiten der Aufstellung der Sammlungen wird auch der Führer in Zukunft entsprechend erweitert werden; derselbe wird dann ein förmliches Compendium der ethnographischen Museologie bilden. Wir sehen daher den weiteren Auflagen mit Spannung entgegen.

Heger.

32.

Pârvatî's Hochzeit. Ein indisches Schauspiel. Zum ersten Male in's Deutsche übersetzt von Dr. K. Glaser, Professor am k. k. Staats-Obergymnasium in Triest. (Separatabdruck aus dem Jahresberichte des k. k. Staatsgymnasiums in Triest vom Jahre 1886.) Triest 1886.

Obwohl die Uebersetzung eines der Kunstpoesie angehörigen Werkes zunächst ein literarisches Interesse beansprucht, so ist doch das von Glaser übersetzte Drama des indischen Dichters Bâna wegen seiner mannigfachen mythologischen Beziehungen auch für den Folkloristen nicht ohne Interesse. Es ist ein uralter Sagenstoff, welchen der dem 7. Jahrhundert angehörige Dichter hier dramatisch bearbeitet hat. Götter und göttliche Weise sind die Personen des Dramas, der Schauplatz der Handlung ist der Himâlaya, an den sich so viele religiöse Vorstellungen der Inder knüpfen. Der Berggott Himavat — „Himavat“ ist sowohl der Name des

Gebirges als des Berggottes — will seine Tochter Pârvatî zu Śiva's Gemahlin machen. Siva aber gibt sich aus Gram über den Verlust seiner ersten Gemahlin auf dem Himâlaya schweren Bussübungen hin. Nach einigen missglückten Versuchen, den Śiva für die Pârvatî zu gewinnen, gelingt es schliesslich der Bergestochter selbst durch schwere Bussübungen, denen auch sie sich hingibt, das Herz des Büssers Śiva zu erobern. Mit dem Hochzeitsfest schliesst das Drama. Die Hochzeit des Śiva und der Pârvatî wird genau nach dem brahmanischen Ceremoniell, wie es in den Grihyasûtren vorgeschrieben wird, gefeiert, so dass uns die Reihenfolge der Hochzeitsgebräuche hier im Drama recht anschaulich vorgeführt wird. Soviel über den Inhalt. Diese selbe Sage, die mit dem Bergcultus in so inniger Beziehung steht, wurde schon vier Jahrhunderte vor Bâna von Kâlidâsa in seinem Epos Kumârasambhava behandelt [1]). Es ist jedenfalls eine dankenswerthe Arbeit von Prof. Glaser, dieses Drama, welches durch ihn erst in Europa bekannt wurde, auch deutschen Lesern zugänglich gemacht zu haben. Die Uebersetzung muss, abgesehen von wenigen Stellen, wo der Text auch zweifelhaft ist, als eine durchaus gelungene bezeichnet werden, welche dem poetischen Originale vollständig gerecht wird. Es ist dies umsomehr anzuerkennen, als die Muttersprache des Uebersetzers nicht die deutsche ist.

Winternitz.

33.

Kingsmill, Thos. W. The Sêrica of Ptolemy and its inhabitants. Journal of the China branch of the R. Asiatic Society. N. S. Vol. XIX. Part. II.

Die alte Geographie China's kennen zu lernen, genügt es nicht allein, die chinesischen Quellen zu studiren, die im besten Falle eine lose Aufzählung geographischer und ethnologischer Daten geben, sondern es ist nothwendig, auch ausländische Quellen, insbesondere neben den Nachrichten der griechischen und lateinischen Autoren persische and indische heranzuziehen. Im vorliegenden Aufsatze versucht der Verfasser die Nachrichten des alten Geographen Ptolemaeos, der bekanntlich bis zur Entdeckung Amerikas die erste geographische Autorität blieb, über Sêrica-China zu interpretiren und mit dem anderweitig Bekannten zu confrontiren. Eine beigegebene Karte von Ptolemaeos' China erleichtert es in dankenswerther Weise, dem Verfasser in seinen gründlichen Untersuchungen hiebei zu folgen. **Haberlandt.**

34.

Dorsey, James Owen Rev. Omaha sociology. (Extract from the third annual report of the bureau of ethnology), Washington 1885. gr. 8°. S. 370.

Ein höchst werthvolles und lehrreiches Werk über die gesellschaftlichen Einrichtungen, die Sitten, Gebräuche und die Sprache der Omaha-Indianer. Die Familie und Sippengliederung ist ebenso ausführlich als gründlich und anschaulich dargestellt. Dasselbe Lob muss man ganz uneingeschränkt auch den folgenden Capiteln zutheilen, die über das Eherecht, das häusliche Leben, die gewerbliche Thätigkeit, Unterhaltungen, Spiele, gesellschaftliche Vereinigungen und den Volksglauben handeln. Das XII. Capitel ist ganz ausnehmend instructiv. Es bespricht nämlich die Volksrechtsanschauungen der Omaha. Zweiundvierzig in den Text gedruckte und zum Theil volle Illustrationen fördern nicht wenig das Verständniss. Dorsey spricht stets aus eigenen Erfahrungen und Beobachtungen und besitzt die rühmliche Kunst der trockenen und doch durchwegs anziehenden Darstellung. Dorsey hat sich durch diese Publication unter den vielen tüchtigen amerikanischen Ethnographen einen hervorragenden Platz erobert.

Krauss.

35.

Životůtů na Bůlgaritje vů srjednja Rodopa. Napisalů i izdava S. N. Š. (Das Leben der Bulgaren im mittleren Rhodope. Verfasst und herausgegeben von S. N. Š.) — Philippopel 1886. S. 87. pt. 8°.

Eine wirklich sehr erfreuliche Gabe, um so erfreulicher, weil uns aus Bulgarien im Allgemeinen sehr wenig über bulgarisches Volksthum sonst berichtet wird, und das Wenige gewöhnlich nicht viel heisst. S. N. Š. ist aber ein guter Beobachter und weiss recht hübsch zu erzählen. Er schildert im I. Capitel: Die Natur des Landes, die Gewässer, die Bevölkerung, die Mundart und den Charakter des Volkes, im II. Cap. Handel und Gewerbe in jenen Gegenden, im III. Cap. die Tracht, die Wohnhäuser, die häusliche Lebensweise, Gastfreundschaft, die Ehrfurcht vor Aelteren, die Liebe für schöne Waffen, im IV. das religiöse Bekenntniss (Altgläubige und Mahommedaner) und den Volksglauben, im V. Cap. Werbung, Hochzeit, Geburt, Taufe, die häusliche und Schulerziehung, Todtengebräuche und die Trauerzeit, im VI. Cap. wird das freundliche Verhältniss der christlichen zu der mahommedanischen Bevölkerung dargestellt, werden die Reigentänze, die Lieder, die Bittarbeit (tlaki), der Feudalismus und historische Baulichkeiten scharf und zutreffend beschrieben. Das Schlusscapitel behandelt die socialen Zustände in Ustovo und Pazar. Auf der letzten Seite kündigt der Verfasser ein neues Werk an, welches sich angeblich schon unter der Presse befindet, „ein Sammelwerk von Volksliedern, Sprichwörtern, Sagen, Gebräuchen und Volksglauben der Rhodopebewohner." Wenn das neue Buch auch entsprechend so viel wie das vorliegende Neues und Gutes bringen wird, so dürfen sich die Bulgaren zu ihrem Ethnographen wohl Glück wünschen; freilich beachtet man in Bulgarien solche Dinge weit weniger als es recht ist. Sowie in der Politik beschäftigen sich die Herren Bulgaren auch in der Wissenschaft am liebsten mit der Lösung der höchsten Probleme der Menschheit. Das ist billig und nimmt sich gar so schön aus.

Krauss.

[1]) Ueber das für die indische Literaturgeschichte sehr wichtige Verhältniss der beiden Werke von Bâna und Kâlidâsa hat Prof. Glaser in den Sitzungsberichten der phil.-hist. Cl. der kais. Akademie der Wissensch. CIV. Bd. II. Hft. S. 575 (Ueber Bâṇa's Pârvatîpariṇayanâṭaka. Wien 1883) gehandelt.

Zur Beurtheilung der Anthropophagie.[1])

Von

Friedrich Ratzel in Leipzig.

Eine Arbeit mit sorgsam verbessernder und vervollständigender Hand neu aufnehmend, zu welcher er vor 14 Jahren (in den Mittheilungen des Vereins für Erdkunde zu Leipzig 1873) schon den Grund gelegt, bietet uns Richard Andree eine Zusammenstellung alter und neuer Nachrichten über die Anthropophagie, wobei er die ganze Weite des Vorkommens dieses räthselhaften und abstossenden Gebrauches umfasst. Wir lernen die Spuren der einst weiter verbreiteten Menschenfresserei in den vorgeschichtlichen Funden und den Ueberlebseln im Volksglauben, sowie in alten geschichtlichen Nachrichten kennen, gehen dann zu den Berichten neuerer und neuester Reisenden über das heutige oder jüngstvergangene Vorkommen derselben in Asien, Afrika, Australien, der Südsee und Amerika über und betrachten zuletzt die zurückhaltend, aber klar mitgetheilten Ergebnisse. So fesselnd der Gegenstand an sich ist, so zieht uns in der vorliegenden Behandlung fast ebenso sehr die Methode seiner Behandlung an. Richard Andree bewahrte sich seit der Veröffentlichung seiner ethnographischen Parallelen und Vergleiche (1878) eine eigene mittlere Stellung zwischen speculativen und thatsachenhäufenden Ethnographen. Es dürfte nicht ohne Werth sein, sein Vorgehen und die Ergebnisse, die es bringt, etwas näher zu betrachten.

In seinen früheren Arbeiten folgte Richard Andree mehr als in den späteren dem Rufe nach immer weiterer Materialsammlung, mit welchem sogar die Mahnung verbunden wird, sich nicht der Neigung zu denkender Beherrschung des Stoffes hinzugeben, sondern immer nur zusammenzutragen. Es ist von Interesse, zu sehen, wenn man seine beiden 14 Jahre auseinanderliegenden Arbeiten über Anthropophagie vergleicht, wie verschieden das wissenschaftliche Endergebniss einer mehr und einer weniger dieser Mahnung sich anpassenden Arbeitsweise ist. Das zu Grunde liegende Thatsachenmaterial ist in beiden Fällen ziemlich gleichwerthig. Es rechtfertigt keineswegs die Meinung, dass Gedanken noch immer verfrüht seien, dass es nicht Zeit zu denken, sondern zu sammeln sei. Man verwechselt dabei zwei sehr verschiedene Dinge. Jeder wird die Meinung theilen, dass jene Richtung auf die Sammlung von Material durchaus geboten sei gegenüber den noch erhaltenen und nicht veröffentlichten Resten der Eigenthümlichkeiten der Naturvölker, während ein Blick auf die Massen ethnographischer Angaben, auch eingehender Beschreibungen und Abbildungen in der Literatur die Ueberzeugung erweckt, dass diesen gegenüber nicht fortwährendes Aufhäufen, sondern Ordnen und gedankliches Verarbeiten am Platze sei. Die Ungleichheit dieser Rohstoffe heischt sogar gebieterisch Sichtung.

Leidet doch die Ethnographie wohl von allen Wissenschaften am allermeisten unter der grossen Ungleichheit und Unbestimmtheit der Nachrichten, welche ihr zur Verfügung stehen. Es ist eigenthümlich, dass die Forschungsreisenden so viel mehr geneigt sind, Thatsachen des Pflanzen- und Thierlebens g e n a u zu beobachten und zu beschreiben, als Thatsachen des Völkerlebens. Man kann verschiedene Gründe dafür angeben, der durchschlagendste liegt aber wohl in der Unvollkommenheit der Fragestellung in dieser Wissenschaft selbst. Je mehr eine Wissenschaft heranreift, desto klarer und bestimmter formulirt sie ihre Fragen. Wenn eines der Mitglieder der Niger-Expedition, welche 1864 auf dem „Investigator" gemacht wurde, Robins, sagt, der ganze untere Lauf des Stromes bis Onitscha hinauf sei von Kannibalen bewohnt, so ist für die fast sicher zu weitgehende Verallgemeinerung dieser Behauptung die Ethnographie in erster Linie selbst verantwortlich. Sie hat zu wenig die Aufmerksamkeit der Beobachter auf die Wichtigkeit genauer Angaben, scharfer Unterscheidungen gerichtet, und zwar einfach, weil sie selbst zu wenig Gewicht auf dieselben zu legen schien. Wer eine Monographie wie die vorliegende liest, zweifelt nicht daran, dass es wichtig sei, die Verbreitung der Anthropophagie in allen ihren Abarten, Abstufungen und letzten Reste oder Spuren

[1]) Die Anthropophagie. Eine ethnographische Studie von Richard Andree. Leipzig. Verlag von Veit & Comp. 1887. VI. 105 S.

festzustellen, und wenn es ihm die Schwierigkeiten der Beobachtung erlauben, wird er eine sehr viel vollständigere Antwort zu geben wissen, als die eben angeführte, welche den Stempel der Ungenauigkeit in ihrer losen Fassung erkennen lässt.

In dieser die Beobachtung schärfenden, nicht blos anregenden Wirkung sehen wir einen wesentlichen Nutzen solcher Arbeiten, wie der vorliegenden, welche der Förderung der Materialsammlung in selbstständiger, kritischer Weise Rechnung trägt, ohne darum dem Rechte auf die Ziehung der Schlüsse zu entsagen, welche sich ohne Zwang ergeben. Dieses Recht gehört zu den Naturrechten jedes forschenden Geistes. Seine Ausübung setzt allerdings ein grosses Mass von Vorsicht und Umsicht voraus.

Die grosse Gefahr, welcher die reinen Thatsachensammlungen ausgesetzt sind, liegt in der Zusammenstellung ungleichwerthiger Angaben und Berichte. Dadurch, dass dieselben als Beweismaterial für das Vorkommen eines bestimmten Gebrauches gleichsam auf Einer Linie aneinandergereiht werden, scheint für sie Alle der Anspruch eines gleichen Grades von Glaubwürdigkeit erhoben zu werden. Für den Kenner der ethnographischen Literatur liegt aber schon in den Namen, die er im ethnographischen Zeugenverhör aufrufen hört, die Andeutung, dass sehr Ungleichwerthiges mit gleichem Gewicht in die Wagschale gelegt wird. Wer möchte Bickmore oder Friedmann als Zeugen für die Anthropophagie im malayischen Archipel ganz denselben Werth zuerkennen wie Marsden oder Junghuhn, oder wer in derselben Frage einen und denselben Grad von Autorität Schweinfurth, Piaggia oder Burton zutheilen? Wir glauben, dass selbst auch unser Autor noch etwas zu wenig in dieser Richtung unterschieden hat, wiewohl er kritischer als seine Vorgänger zu Werke ging.

Von den Zeugnissen für das Vorkommen der Anthropophagie lässt sich schon auf den ersten Blick eine ganze Anzahl als nicht vollkommen stichhaltig aussondern. Es ist zu auffallend, dass eine grössere Reihe von denselben, die auf die verschiedensten Theile der Erde sich vertheilen, fast gleichlautend oder wenigstens unter so auffallend ähnlichen Nebenumständen wiederkehrt. Man fühlt sich an die Bilder erinnert, welche, menschenschlachtende und -röstende Kannibalen vorstellend, schematisch auf den älteren Karten Südamerikas aus dem 16. Jahrhundert sich wiederholen. So stösst man in den Berichten der Reisenden da und dort auf eine Erzählung von ungefähr folgendem Inhalt: Das Volk X erzählt von dem weit jenseits seiner Grenze wohnenden Volke Y, dass es auf einer der tiefsten Stufen der Cultur stehe (nackt gehe, auf Bäumen wohne, sich von Wurzeln und Insecten nähre u. dgl.) und von allen seinen Nachbarn verachtet werde. Ausserdem werde es besonders auch verabscheut, weil es der Anthropophagie huldige. Es wird mit anderen Worten dieser verwerfliche Gebrauch solchen Völkern zugeschrieben, denen ohnehin eine tiefere Stellung in der Menschheit angewiesen wird. Anthropophagie wird ein Attribut der Barbarei und nimmt als solches ihren Platz unter den Völkerverleumdungen ein, welche weitesten Curs haben. Grund genug, die indirecten Berichte kritisch aufzunehmen. Die gleiche Vorsicht ist allen jenen, gleichfalls in grösserer Zahl vorkommenden Zeugnissen gegenüber zu beobachten, welche kannibalische Symptome anführen, aus welchen auf das Vorkommen der Anthropophagie geschlossen wird.

Wenn Stanley auf seiner ersten grossen Congofahrt den Kampfruf: Fleisch! Fleisch! um sich her vernimmt, so wähnt er sich von Kannibalen bedroht. Er mag Grund zu seiner Meinung gehabt haben, aber der Ethnograph kann in diesem verdächtigen Rufe noch nicht den vollen Anlass zur Annahme sehen, dass derselbe ein Zeugniss für das wirkliche Vorkommen der Anthropophagie sei. Die Fülle der Menschenschädel, mit welcher die Gemeindehäuser der Melanesier prangen, die Masse der Menschenknochen, die man in Centralafrika in oder bei den Dörfern herumliegen sieht, deuten nicht nothwendig auf Anthropophagie, wie verdächtig sie auch sein mögen. Man kann noch weniger aus Völkernamen sichere Schlüsse ziehen und wenn auch der Dinkaname der Sandeh Njam-Njam (Fresser) auf Menschenfresser mit gutem Grunde gemünzt ist, braucht darum noch nicht die Thatsache, dass Samojed Selbstesser bedeutet, dieses harmlose Volk zu Menschenfressern zu stempeln. Eine Neigung zu starken Behauptungen ist vielen Reisenden eigen. Man wünscht Aufregendes, Neues zu berichten. So weit bei innerafrikanischen und südamerikanischen Stämmen die Anthropophagie verbreitet war, so übertrieben war es, wenn die Portugiesen ganz Innerafrika, oder wenn Mawe grosse Striche Brasiliens einfach als von Menschenfressern bewohnt bezeichnete. Man hat den Eindruck, als ob ein Bild wie das De Bry'sche, welches einen Frankfurter Metzgerladen mit Menschenfleisch gefüllt nach Afrika versetzt, manche Phantasie befruchtet habe, die dann die ganze uncivilisirte Welt mit Anthropophagen befruchtete und einer

grossen Leichtgläubigkeit gerade in diesen Dingen die Thore öffnete.

Angesichts so vieler Möglichkeiten, sich über den Thatbestand der Anthropophagie getäuscht zu sehen, ist die Frage: Existirt überhaupt Anthropophagie als weitverbreitete Sitte in irgend einem Gebiete? nicht als müssig anzusehen. Es ist nicht lange her, dass Finsch diese Frage für Neu-Guinea klar verneinte und dass Georg Waitz die Anthropophagie in Afrika für nahezu verschwunden erklärte. Azara leugnete ihr Vorkommen in Südamerika. In Neucaledonien, auf den Palau-Inseln, im Mackenzie-Gebiet wollten die frühesten Beobachter keine Spur von Anthropophagie gesehen haben, während spätere ihr Vorkommen behaupten. R. Andree hat nun mit besonderer Aufmerksamkeit die directen Berichte der Augenzeugen verfolgt und ausführlich vor den Leser gebracht. Wer Georg Schweinfurth's Schilderung der Anthropophagie bei den Monbuttu und Njam-Njam, oder Du Chaillus' früher angezweifelte, später mehrseitig bestätigte Nachrichten über die kannibalischen Fan, oder die sich häufenden Belege, welche aus Melanesien und Polynesien beigebracht werden, liest, dem wird jeder Zweifel an dem Vorhandensein der schrecklichen Sitte schwinden. Wenn die zahlreichen halb oder ganz unsicheren Zeugnisse, welche daneben vorgebracht werden, etwas mehr in den Hintergrund gedrängt wären, würde diese Wirkung sich noch zweifelloser geltend machen. Versuchen wir es, die Gebiete ausgesprochener und in grossem Masse geübter Anthropophagie aneinander zu reihen, so finden wir zunächst eine Anzahl derselben im westlichen Central-Afrika von der Sierra Leone bis in das Gebiet der Fan sich hinziehen, welche wahrscheinlich in Verbindung stehen mit den Ländern intensivster Menschenfresserei im oberen Westnil- und Uelle-Gebiet. Manjuema und der nördliche Congo-Bogen fallen noch in diese Region hinein. Schwächere Spuren der Anthropophagie reichen dagegen von Darfur bis zu den nördlichen Betschuanen. Die Sitte tritt in Asien kräftig entwickelt nur in Sumatra auf, um dafür in Australien und auf den Inseln des Stillen Oceans in verschiedenen Abstufungen fast allgegenwärtig sich zu zeigen. Sie war bei der Entdeckung der Neuen Welt in Westindien, woher ja der Name Kannibalen stammt, und im äquatorialen Südamerika und im Hochlande von Mexico bis Peru verbreitet und kam stellenweise auch im gemässigten Nord- und Südamerika vor. Es fällt also ohne Zweifel das Hauptgewicht in der Verbreitung der Anthropophagie in die heissen Erdstriche, wenn auch Neuseeland den Beweis liefert, dass eine grässlich ausgedehnte Uebung der Anthropophagie in gemässigtem Klima möglich war. Südamerika und die Länder des Stillen Oceans sind bis in die jüngste Zeit die Gebiete der weitesten räumlichen Ausbreitung der Anthropophagie gewesen. Die verschiedensten Grade der Ausbildung dieses Gebrauches liegen geographisch hart nebeneinander und man erkennt, dass die Extreme des Fortschrittes und Rückganges in Bezug auf die Möglichkeit und Ursache ihrer Entstehung nicht weit auseinander liegen.

Wenn nun die heutige geographische Verbreitung der Anthropophagie zeigt, dass in den Culturgebieten der Alten Welt, einschliesslich der Gebiete der Hirtennomaden, dieselbe fehlt, so scheint die Art und Weise des Rückganges darauf hinzudeuten, dass die Cultur ohne Zwang, gleichsam durch den Einfluss ihrer Atmosphäre, eine zurückdrängende Wirkung übt. Hören wir, dass auf den Neu-Hebriden die Anthropophagie zurückgehe an den Küsten jener Inseln, an welchen häufig Europäer verkehren, dass sie auf Neuseeland schon 1835 selten war, dass sie auf Tonga, einer in manchen Beziehungen schon in der voreuropäischen Zeit höherstehenden Inselgruppe Polynesiens, zu Mariner's Zeit verschwunden war und nur stellenweise von Fidschi her wieder eingeführt ward, vernehmen wir, wie fast überall eine Scheu sich kundgibt, sie vor den Weissen sehen zu lassen, so gewinnt man den Eindruck, dass ein zeitweilig unterdrücktes Gefühl von Menschlichkeit sich gegen sie in dem Augenblick erklärt, wo äussere Umstände dessen Hervortreten begünstigen. Sehr bemerkenswerth ist in dieser Beziehung die von Andree mitgetheilte Notiz Balansa's über die Loyalitäts-Insulaner: „Seit einigen Jahren (der betreffende Aufsatz erschien 1873) ist der Götzendienst verschwunden und mit ihm die Anthropophagie und alle Uebel, welche er mit sich bringt.“ Die Seltenheit der Anthropophagie an der von Arabern längst besuchten Ostküste Afrikas gehört wohl ebenfalls hierher. Die merkwürdige Thatsache des sporadischen Auftretens und Fehlens der Anthropophagie in Gebieten, wo sie sonst fehlt oder beziehungsweise häufig ist, scheint nur so sich erklären zu lassen. Es wäre von grösstem Werth, wenn alle Thatsachen über die Ursachen und Umstände des Rückganges dieser Unsitte, wo es noch möglich, genau beobachtet und verzeichnet würden. In der Literatur der Missionsberichte würden noch manche Fälle zu finden sein,

deren Zusammenstelluug sehr dankenswerth sein würde.

In den Ergebnissen betont Richard Andree die geringe Zahl und zum Theil schwache Beglaubigung der vorgeschichtlichen Zeugnisse für das einstige Vorkommen der Anthropophagie in unserem eigenen Erdtheil. Die Zeugnisse der Schriftsteller des klassischen Alterthums findet er deutlicher für dasselbe sprechend und mit Recht, während er daneben ein gewisses, vielleicht noch zu grosses Gewicht auf die Mythen und Sagen, Märchen und Volksüberlieferungen legt. Erscheint heute die Anthropophagie nur über einen geringen Bruchtheil der Menschheit verbreitet, so hat sie nach jenen Zeugnissen offenbar einst ein weiteres Gebiet besessen. Wir möchten aber nicht von einer „einst allgemeinen" Verbreitung sprechen; denn wenn auch thatsächlich kein Erdtheil, nach Belegen aus Gegenwart und Vergangenheit, von Kannibalismus freizusprechen ist oder war, so bleiben doch weite Lücken. Hirtenvölker scheinen von ihm frei zu sein, während Ackerbauer und Jagdnomaden sich ihm verfallen zeigen.

Wir würden gerne in dem Werkchen die so erwünschte Zusammenstellung der Fälle entschiedenen Rückganges dieser Sitte gefunden haben, deren ja die Inseln des Stillen Oceans einige sehr anziehende, vom europäischen Einfluss freie, bieten. In der Zerstreutheit, wie sie hier dargestellt werden, lassen sie nicht genügend ihre Motive erkennen. Ebenso erwünscht würde eine Zusammenstellung der Umstände sein, unter welchen Anthropophagie zu besonders üppiger Entwicklung gelangt — Monbuttu, Njam-Njam, Neuseeländer, Fidschianer u. s. w. — und der Stellung, welche die von dieser Infection nicht berührten Nachbarn dazu einnehmen. Auch deren Urtheile zusammengefasst zu sehen, hätte wohl Interesse geboten.

In der Zusammenfassung der Ergebnisse ist der Verfasser mit vollem Rechte sehr zurückhaltend. Wir haben bereits seine Schlüsse bezüglich der vorgeschichtlichen Spuren erwähnt. Was die grosse Frage der Ursache betrifft, so wird auf den Hunger hingewiesen, der zweifellos in einem wild- und überhaupt nahrungsarmen Lande wie Australien als ein grosser Factor sich geltend macht, dann auf die Rache, deren wilde, unberechenbare Ausbrüche häufig bis zur Auffressung eines gehassten Gegners sich verlieren, endlich auf den Aberglauben, der Heil- und Wunderwirkungen von dem Gebrauche, innerlich und äusserlich, verschiedener Theile des menschlichen Körpers sich erwartet. Eine grosse Anzahl von Thatsachen, welche von den Beobachtern unmittelbar einer oder der andern dieser Ursachen zugewiesen werden, findet sich in Andree's Schrift zerstreut. Wir heben hier nur einige besonders beachtenswerthe hervor. Oldfield berichtet von den Westaustraliern, dass Blutrache und Hunger sie zur Anthropophagie treibe. Auch bei den Neukaledoniern finden wir beide Gründe neuerdings nebeneinander angeführt, während früher nur immer der Hunger angegeben wurde. Auf Fidschi trat für die meisten Beobachter die religiöse Beziehung der Unsitte hervor, während Gräff sie blos auf den Geschmack am Menschenfleisch zurückführen will. Die Verbindung der Anthropophagie mit Krieg und Religion, den Angelpunkten im Leben der Altmexikaner, erwähnten viele Beobachter — assen dieselben doch nur das Fleisch der rituell Geopferten — aber B. Diaz hebt auch hervor, wie der Genuss von Menschenfleisch bei ihnen eine Leckerei geworden sei. Auch den brasilianischen Indianern traut Martius eine besondere Neigung zum Genuss des Menschenfleisches zu, lässt aber „Blutrache und Aberglauben" in gewissen Fällen noch mit in's Spiel kommen. So ist auch Faraud in seinen Nachrichten über Anthropophagie in der Athabasca-Region im Zweifel, ob er Hunger oder Rachsucht als stärkeres Motiv bezeichnen solle.

Man sieht, jene nächsten Ursachen der Anthropophagie hängen eng miteinander zusammen. Ist es selten, dass rein nur Hunger zur Anthropophagie treibt, so verbündet sich dagegen offenbar sehr häufig die Genusssucht dem aus religiösen oder politischen Gründen hervorgegangenen verschwenderischen Spiele mit Menschenleben, das in den Menschenopfern, im Hinschlachten der Kriegsgefangenen, ja in der Tödtung jedes Feindes, dessen man habhaft werden kann, sich ausspricht. So führen sie eigentlich alle auf das grosse Grundmerkmal barbarischen Daseins, die Geringschätzung des Menschenlebens, zurück. Der Kindesmord, die Abtreibung der Leibesfrucht, die Grausamkeit gegenüber Kranken, welche dem Tode verfallen scheinen, vorzüglich aber die Menschenopfer, welche Religion und Krieg verlangen, stellen eine breite Basis weitverbreiteter Thatsachen dar, aus deren blutgetränktem Boden die widerliche Ausartung der Anthropophagie üppig emporschiesst. R. Andree citirt eine Redensart der Maori, die ähnlich auch aus Neukaledonien berichtet wird und welche diesen Boden sehr ungescheut blosslegt: „Die

grossen Fische fressen die kleinen, Hunde fressen Menschen, Menschen Hunde, Hunde einander, Vögel einander, ein Gott den andern!“ Hier spricht sich gleichsam die Philosophie der Anthropophagie aus, welche also durch Krieg und Aberglaube mit der barbarischen Verschwendung der Menschenleben zusammenhängt, die bezeichnender als alles Andere für die tieferen Stufen der Cultur ist und von welcher der Rückgang der tieferstehenden Völker an Zahl und Ausbreitung nur ein Symptom darstellt.

Wir würden es mit dem lebhaftesten Danke begrüssen, wenn R. Andree uns aus der Fülle seiner Kenntniss ethnographischer Thatsachen auch einmal ein Bild der Verbreitung der verschiedenen Formen der Menschenopfer durch die Menschheit hin entwerfen wollte. Dasselbe würde auch geographisch die Grenzen bezeichnen, innerhalb deren Anthropophagie vorkommt oder einst vorkam. Eine solche Arbeit würde die vorliegende nicht blos äusserlich ergänzen, sondern müsste wie eine allgemeine Einleitung in dieselbe erscheinen.

Zum Schlusse möchten wir hervorheben, ein wie grosser Vorzug der Schriften von Richard Andree die Bezugnahme auf die mit Unrecht halbvergessene ältere Reiseliteratur ist. Es thut wohl, in einem Werkchen modernster wissenschaftlicher Gesichtspunkte, wie dem vorliegenden, das vorzügliche Werk Marsden's über Sumatra als noch immer brauchbar bezeichnen zu hören und den vortrefflichen Hessen Hans Staden aus Homberg, der 1556 den trotz aller überquellenden Naivetät höchst lehrreichen, thatsachenreichen Bericht über seine Gefangenschaft bei den Tupinamba im heutigen Brasilien zu Homberg (Druck zu Frankfurt a. M.) erscheinen liess. Natürlich waren in dem engen Rahmen der vorliegenden Arbeit nicht alle Quellen, besonders nicht alle älteren, zu benützen, deren gerade auch die deutsche Reiseliteratur des 16. und 17. Jahrhunderts z. B. in den Schriften Ulrich Schmidel's aus Straubing (1573) und Georg Marcgraf's (1648), einige beachtenswerthe umschliesst. Vielleicht sammelt einer der jüngeren Ethnographen einmal die älteren Zeugnisse über Anthropophagie. Es würde durch dieselbe die Darstellung ihrer Verbreitung an heute zweifelhaft gewordenen Stellen, wie z B. in dem Küstenland zwischen Senegal und Niger, über welches wir Dutzende von Berichten aus dem 16. und 17. Jahrhundert besitzen, sehr viel an Sicherheit gewinnen.

Mythen und Märchen bei den Nordslaven.

Von

Adalbert Graf Dzieduszycki.

(Nach einem in der ausserordentlichen Sitzung am 15. März 1887 in der Anthropologischen Gesellschaft zu Wien gehaltenen Vortrage.)

Vielleicht auf keinem Gebiete ist die wissenschaftliche Forschung so weit zurückgeblieben, wie auf dem der slavischen Mythologie. Obwohl über diesen Gegenstand viel, ja sehr viel geschrieben worden ist, kann man doch nicht behaupten, dass auch nur der Grundstein zu einem künftigen Aufbau der slavischen Mythologie gelegt worden sei. Die Schuld an diesen negativen Resultaten fällt hauptsächlich einer irrthümlichen Methode in der Forschung zur Last. Insbesondere bediente man sich bei Studien über slavische Mythologie der Nachrichten christlicher Chroniker als Hauptquelle. Diese Chroniker waren zum grössten Theil Deutsche und Byzantiner, welche wenig Verständniss für slavisches Leben haben konnten. Auch slavische, doch bereits spätere und christianisirte Schriftsteller benützte man. Die Werthlosigkeit solcher Nachrichten liegt klar zu Tage. Man denke sich, wir hätten unsere Kenntniss der germanischen Mythen und Sagen ausschliesslich den betreffenden Stellen alter Classiker und christlicher Chroniker entnommen. Das auf solcher Grundlage aufgebaute System germanischer Mythologie müsste geradezu widersinnig werden. Derartige Quellen können demnach einen gewissen subsidiären Werth haben, vorausgesetzt, dass man sich vorher auf anderem Wege eine Kenntniss der slavischen Mythologie verschafft hat; als Hauptquellen sind sie gänzlich unbrauchbar.

Ein anderer Grund für die zahlreichen Irrthümer, an welchen das Studium der slavischen Mythologien laborirte, waren gewisse voreingenommene

Ideen, deren sich viele ältere slavische Schriftsteller nicht erwehren konnten. Lange hindurch hat man starrsinnig geglaubt und behauptet, dass die slavischen Mythen insbesondere zu den indischen in engster Beziehung stehen. Diese Beziehungen suchte man aber nicht im Hinblick auf den kaum deutlich gekannten Urmythus der asiatischen Arier, sondern man wollte das Analogon der slavischen Mythen in den wüsten Hirngespinnsten und den späteren philosophischen Zuthaten der Brahmanen finden. Dass die slavische Forschung zum Theil noch immer diesen Holzweg wandelt, beweist das confuse und zumeist auch apokryphe bulgarische Zeug, sowie auch die demselben gewordene Behandlung. Diese Phantasien, welche die ganze indische Trimurti in der slavischen Welt wiederfinden wollen, haben seit einiger Zeit die allgemeine Aufmerksamkeit ganz unverdienter Weise auf sich gelenkt. Einen anderen Irrthum begingen vor Allem polnische Forscher, den hochverdienten Lelewel an der Spitze. Diese Richtung stellte die gänzlich unbegründete Behauptung auf, die Slaven hätten allein unter allen arischen Brudervölkern einen ausgesprochenen Monotheismus bekannt. In dieser, jede slavische Mythologie im vorhinein verneinenden Auffassung liess man höchstens die Existenz eines untergeordneten, bösen Geistes, des „Czarnybog" zu, welcher ewigen Kampf gegen den Lichtgott „Bialobog" führe.

Neuerdings tauchte eine absolut skeptische Auffassung der slavischen Mythologie auf; man verzweifelte entweder vollständig an jedem Erfolg diesbezüglicher Forschung, indem man den Slaven den Besitz einer Mythologie vollkommen absprach, oder man behauptete, die slavischen Völker seien niemals über einen embryonalen Ahnencultus hinausgekommen. Diese Meinung ist gänzlich verfehlt gegenüber der Thatsache, dass sich die Slaven vom indoeuropäischen Stamme erst zu einer Zeit trennten, da dieser das Gerüst seiner Vorstellungen und Mythen bereits hoch ausgebaut hatte. Verhältnissmässig vor kurzer Zeit betrat man, besonders in Russland, den Weg, die Lieder und Märchen der slavischen Völker zu sammeln. Um aber bei dieser Arbeit zu erspriesslichen Resultaten zu gelangen, bedarf es nicht allein einer kritischen Sichtung des auf diesem Wege gewonnenen Materials, sondern auch eines Vergleichs mit anderweitig gewonnener Kunde über den slavischen Mythus und einer den Anforderungen unserer Zeit entsprechenden wissenschaftlichen Behandlung. Dabei wird es auch angezeigt sein, die Fragmente slavischer Mythen mit den Mythen der beiden nächstverwandten indoeuropäischen Stämme, der Germanen und Hellenen, zu vergleichen.

Es wäre unmöglich, wollte ich versuchen, ein solches Unternehmen in einer einzigen Vorlesung durchzuführen; es würde dies auch meine Kräfte übersteigen, indem ich meine Aufmerksamkeit erst seit einigen Jahren auf die slavische Mythenwelt gelenkt habe. Da aber seit mehreren Jahren hier in Wien Vieles und Vortreffliches über südslavische Märchen und Sagen gesprochen wird, fühlte ich mich ermuntert, einige Beiträge zur Kenntniss der nordslavischen Mythen und Märchen zu liefern. Ich werde dabei versuchen, sowohl die Quellen, als auch das Material selbst in eine annähernd systematische Ordnung zu bringen. Als Quellen zur Kenntniss der nordslavischen Mythologie benütze ich: 1. Die sogenannten mythischen Geschichten der Čechen, Polen und Russen, deren Werth etwa mit dem Chronicon Saxonum zu vergleichen ist. 2. Die epischen Gedichte mythologischen Inhalts. 3. Einige Oster-, Weihnachts-, Pfingst-, Hochzeits- und Begräbnisslieder, besonders jene der Ruthenen. 4. Die zahlreichen Märchen, welche jede slavische Mutter ihren Kindern erzählt.

Nur wenige südslavische Mythen lassen sich in das System der nordslavischen einreihen.

Der unabsehbare Reichthum südslavischer Epik behandelt mit wenigen Ausnahmen entweder Sagen, die von den illyrischen Ureinwohnern jener Gegenden zu den Serben gedrungen sind, oder sind es historische Begebenheiten und bestimmte historische Verhältnisse, denen viele herrliche Balladen der Serben ihren Ursprung verdanken. Ja selbst dann, wenn man vom Historischen absieht, kann man kaum in den rein mythischen Sagen von Marko Kralević, von den blutdürstigen Wolkengöttinnen, die unter den Namen der Wilen bekannt sind, in der wie die Olympias mit einer Schlange verkehrenden Königin und in den vielfachen Anklängen an die Oedipussage ursprünglich Slavisches wiederfinden. Anders verhält es sich wohl mit den rituellen Liedern der Serben und besonders mit den Märchen. Man hat die am meisten auffallenden und streng mythisches Gepräge an sich tragenden Märchen bei den Serben, Polen und Russen gesammelt. Da hat man nun gefunden, dass häufig nicht nur dieselbe Sage die Grundlage von bei verschiedenen Völkern vorgefundenen Märchen bildet, sondern dass auch öfters die am weitesten von einander wohnenden Völkerschaften sich derselben

Worte, derselben Vergleiche bedienen; ja man hat gefunden, dass längere Erzählungen bei verschiedenen Völkern vollkommen mit einander übereinstimmen.

Der alten, böhmischen Libussasage ist der mythische Charakter an die Stirne geschrieben. Die sonst noch unter dem Namen „Wiosna", „Lubawa" oder „Zabawa" bekannte Königstochter ist eine Frühlingsgöttin, die Göttin der grünenden Erde, die nach ihren beiden winterlichen Schwestern die Herrschaft über dieselbe übernimmt. Sie wird von Wladimir und Miecislaus, d. h. vom Sturmwind und Giessbach umworben, jedoch umsonst; sie wird endlich die Gemahlin des die Erde mit der Pflugschar beherrschenden und sich von der Pflugschar nährenden Fleisses, des „Pře—mysl", des slavischen „Pro—metheus", dem das während des Winters verdorrte Reis auf's Neue Blüthen treibt.

Bei den Polen finden wir zwei für sich bestehende abgesonderte Mythenkreise. Der erste echt polnische, den der Chroniker Gallus in ausführlicher und naiver Weise erzählt, hat seinen geographischen Mittelpunkt in der Gegend von Gnesen und Posen. Den zweiten, Krakauer oder belochrovatischen Mythenkreis hat uns Boguchwal in seiner Chronik mit geringem Euhemerismus treu wiedergegeben.

Der Posen-Gnesener Mythus erzählt: Es herrschte über die Erde ein grausamer Winterkönig, Popiel (= Äscherich) genannt, in Gemeinschaft mit seiner noch schlimmeren Gemahlin. Diese wird ursprünglich nichts anderes als die bei allen Slaven wohlbekannte Jaga-Baba gewesen sein; da aber für die westlichen Nordslaven die Worte „deutsch" und „böse" als identisch aufgefasst werden, so machten die christlichen Chroniker aus Popiels Gemahlin eine Deutsche. Auf Antreiben dieser bösen Gattin lud einst Popiel seine 70 Ohme zu sich auf seine Burg Kruszwica, vergiftete sie und liess ihre Leichen in den Gopłosee werfen. Zu errathen, was die Bedeutung dieser 70 Ohme sei, wäre für mich vergebliches Bemühen. Ein Mythologe von Fach würde vielleicht kühn behaupten, dass wir es hier mit den 70 Tagen, die dem strengen Winter zum Opfer fallen, zu thun haben. Die Rache für Popiels Frevel blieb nicht aus. Eine zahllose Menge von Mäusen entstieg den Leichen der Vergifteten, trieb den ruchlosen Popiel ähnlich wie den Bischof Hatto von Mainz, auf eine Insel des Gopłosees und frass ihn dort sammt seiner Gemahlin in einem Mäusethurm auf. Die Sage von Hatto dürfte auf eine Verpflanzung dieser ursprünglich slavischen Sage nach den Rheinlanden zurückzuführen sein. Das Bild eines von Mäusen zernagten Äscherichs gibt in naiver Weise die Erscheinung des im März dahinschmelzenden Winterschnees wieder. Nach dem Tode des Popiel sammelte sich das Volk am Gopłosee, eines neuen Sommerkönigs harrend. König sollte Derjenige werden, welcher zuerst bei Sonnenaufgang den See auf einem Kahn durchschiffen würde. Dieser Mann war der greise Piast, bis dahin ein Wagner. Der Name Piast bedeutet „Wärter". Dieser Kmete (Throlle) Piast lebte schon seit längerer Zeit im Dorfe Kruszwica, wo er sich der Bienenzucht, also der Erzeugung des gelben, hellen Honigs widmete. Seine Gemahlin führt den Namen „Rzepicha", die „Träufende". Ziemowid (Erdlicht) ist beider Sohn. Piast verfertigt Wagen und erzeugt Honig, d. h. er erzeugt den polternden Donner und goldgelben Blitz. Piast ist der Beschützer des Ackerbaues; sein Pflug, in dem wir wohl den Donnerkeil erblicken können, war etwas als Heiligthum Verehrtes. So wie Thor, dem er überhaupt sehr ähnlich ist, fährt er gerne übers Wasser. Im hellen Süden ist der Donnergott zugleich König der Götter; im Norden herrscht er nur über den Sommer und ist ein wohlthätiger, den Winter bezwingender und den Ackerbau beschützender Bauerngott. Bei den Slaven war es ein grosses Fest, als man den Knaben im siebenten Jahre ihres Lebens zum erstenmale ihr Haupthaar schnitt. Als dieses Fest für den kleinen Ziemowid nahte, kamen zu Piast's Hütte zwei aus der Königsburg, wo noch Popiel herrschte, fortgewiesene fremde Reisende, und wurden von Piast auf das Freundlichste willkommen geheissen. Gastfreundschaft ist ja die slavische Cardinaltugend. Und obwohl Piast angesichts des nahenden Familienfestes zahlreiche Gäste erwartete, gab er doch Alles, was er im Hause hatte, den beiden Fremdlingen, sobald es diese forderten. Dafür wurde er mit einer Fülle von Mehl und Brot gesegnet, die sich plötzlich wunderbarer Weise in seinem Hause fand. Dieser Umstand gab ihm auch das Recht, sich später um die Königswürde zu bewerben; als der Erste fuhr er mit seinem goldenen Honig über den See und wurde zum König ausgerufen, eine neue, segensreiche Zeit für die Kmeten heraufführend. Bekannt ist es, dass sich das erste polnische Königshaus und nach ihm die schlesischen Herzöge bis in's XVIII. Jahrhundert von diesem slavischen Thor ableiteten.

Die hervorragendste Gestalt des Krakauer Cyklus ist „Krok“ oder „Krak“, d. h. Schritt (Gradivus), dessen Name im ganzen slavischen Westen und bis nach Skandinavien bekannt ist. Wo immer man den Krokmythus findet, findet man auch fast regelmässig den St. Veit-Cultus, so dass man annehmen kann, ein zweiter Name Kroks sei Wit, d. h. der Leuchtende, gewesen. Daraus hat dann der deutsche Chronist aus leicht zu erklärender Unkenntniss den nie dagewesenen Götternamen Swantewit (St. Veit) gebildet. Man hört wohl hie und da von Kämpfen, welche Krok mit bösen Mächten auszufechten hatte, da er noch jung war; in der Regel erscheint er bereits als ein älterer, segensreich über das Land herrschender König. Da schlägt ein böser Drache, Żmij oder Smok seinen Sitz in einer Höhle des Burgfelsens auf. Das Ungeheuer verpestet mit seinem Athem die Luft und fordert einen Tribut an Jünglingen und Jungfrauen. Nicht Krok selbst bezwingt diesen Drachen. Nach einer wohl späteren, zünftig mittelalterlichen Version soll ein Schusterjunge einen mit Schwefel gefüllten Balg dem Ungethüm vorgeworfen und es auf diese Weise vergiftet haben. Nach einer älteren Sage ziehen Krok's beide Söhne aus, um die dem Smok verfallenen Jungfrauen zu befreien. Der ältere der beiden Brüder tödtet das Ungeheuer; aber der jüngere Bruder Leszek, von Eifersucht gepeinigt, tödtet meuchlings seinen glücklicheren Bruder und schreibt sich selbst die Heldenthat zu. Bald darauf stirbt Krok, nach einer Version von eigener Hand wie Odin. Dem Andenken des todten Königs zu Ehren feiert noch heute das Volk an einem riesigen Feueraltar bei Krakau zur Osterzeit Spiele. Die Erklärung des eben erzählten Mythus wird sich später vielleicht von selbst ergeben. Noch populärer als Krok ist seine Tochter Wanda, die nach ihm in Krakau geherrscht haben soll. Denn nicht Libussa, sondern Wanda erbt das Polenreich. Der Name Wanda ist wohl mit der Bezeichnung unda (Woge) identisch. Sie erscheint als eine riesenhafte, jungfräuliche Göttin manchesmal noch heute auf den Thürmen der Krakauer Königsburg. Sie wollte keinen Mann kennen. Ein deutscher, d. h. böser, gewaltiger Fürst, den der Chronist Rytigier nennt, wollte ihr seine Liebe aufdrängen.

Er kam mit seinem grossen, winterlichen Heere, um die Wassergöttin in seine Gewalt zu bringen. Aber da blickte Wanda, eine wahre Athena Tritogeneia, zürnend auf, und unter der Wirkung dieses Blickes schmolz das ganze Heer zusammen, während sich Rytigier selbst zu Tode biss. Wanda bestieg ein Boot und kehrte in die heimischen Gewässer, in die Weichsel zurück. So lautet bei den alten Chronikern der naive Mythus von der jungfräulichen Göttin der fliessenden Gewässer und von ihrem siegreichen Kampf gegen den Winter. Ein zweiter Feueraltar bei Krakau trägt noch heute den Namen Wanda's.

Spätere Ueberlieferungen haben diese Sage zuerst classicirt, dann romantisirt, so dass sie heute im Volksmunde ziemlich abgeschmackt lautet. Nach letzterer Fassung hätte sich eine sentimentale Königstochter in einen schönen, deutschen Ritter verliebt; doch habe sich das Volk dieser Verbindung widersetzt. In Folge dessen habe Rytigier das Land mit Krieg bedroht und Wanda habe freiwillig den Tod in den Wellen der Weichsel gesucht, um ihr Land vor den Schrecknissen eines Krieges zu bewahren.

Vielfach finden wir in polnischen Sagen die Gestalt des Přemysl und des schon erwähnten Leszek vor, doch ohne klare Localisirung. Přemysl soll durch eine Kriegslist Alexander den Grossen vertrieben haben. Diese chronistische Erfindung ist wohl nicht leicht zu deuten. — Leszek ist immer ein hinterlistiger, dabei glücklicher Lügner, der sich stets mit fremdem Verdienst brüstet, bei Wettrennen unredliche Mittel anwendet, hundert dumme Streiche verübt und am Ende doch den Sieg davonträgt. So wie die Natur des Krok wird uns auch die Natur des Leszek in der Folge klarer werden.

In der Chronik Nestor's finden wir mancherlei Anklänge an Kiewer Mythen; doch sind diese in so bedenklicher Weise mit historischen Thatsachen vermischt, dass es schwer wird, Sage und wirkliche Thaten der normännischen Könige von Kiew zu unterscheiden. Aber den glücklichen Entdeckungen des russischen Gelehrten Rybnikow verdanken wir seit den Zwanziger Jahren den Besitz zahlreicher, fast in ihrer ursprünglichen Gestalt erhaltenen Kiewer Heldensagen, die wir mit Recht eine slavische Edda nennen können. Dieser Gelehrte hörte am Onegasee zufällig einen Rhapsoden, der einer Bauernversammlung ein Lied vorsang. Form und Inhalt dieses Liedes waren so auffallend, dass von nun an die russischen Forscher, aufgemuntert durch die ausserordentliche Entdeckung Rybnikow's in den Gouvernements Olonec und Archangelsk fleissig ähnlichen Liedern nachspürten. Und obwohl heute das Geschlecht der Rhapsoden auch dort, im

höchsten Norden, im Aussterben begriffen ist, so sind doch ihre Lieder der Vergessenheit entrissen, da wir sie in mehreren russischen Sammlungen besitzen. Diese Schöpfungen des slavischen Volksgeistes heissen „Byliny", d. h. Erzählungen von dem, was gewesen ist; sie besitzen eine in metrischer Beziehung sehr primitive Form. Das Metrum trägt den gewöhnlichen Charakter slavischer Poesie, es ist trochäisch-daktylisch, doch ohne strenge Silbenzählung, selbst ohne strenge Zählung der Hebungen. Von einem Reim findet man keine Spur. Die Byliny zerfallen ihrem Inhalte nach in vier Cyklen; in den Kasaner, Moskauer, Nowgoroder und Kiewer Cyklus. Von diesen ist für uns nur der Kiewer Cyklus von Belang, da die anderen entweder nicht so uralten Ursprunges sind wie dieser, oder nicht slavische, sondern finnische und uralische Mythen behandeln. Die Kiewer Byliny sind jetzt nur in einem grossrussischen Dialekt, in vollkommen rythmischer Form erhalten, werden aber doch am Onegasee in einer rein slavischen Gegend gesungen. In ihrer Heimat, der Ukraine, wo alle ihre Helden zuhause sind, und wo die Stadt der Lichtgötter, Kiew, und die schwarze Stadt Czernihow liegen, sind die Byliny grösstentheils durch die späteren historischen „Dumy" über die Thaten der Kosaken verdrängt worden. Aber die Helden der Byliny leben in der Umgebung von Kiew noch fort im Andenken des Volkes. Dort ist ihnen auch noch ein von der Kirche tolerirter Cultus bis zum heutigen Tage eingeräumt.

Die Byliny haben die Einwirkungen des Christenthums nur in sehr geringem Grade erfahren. Dieselben bestehen darin, dass man in den Byliny ebenso wie im Nibelungenliede von Kirchengang, Hochamt und Evangelien spricht, und dass zum grossen Theil die alten Namen der Heroen oder richtiger Götter in christliche umgewandelt oder durch dieselben ersetzt sind. Aber ruthenische, rituelle Volkslieder, die noch heute von den jungen Mädchen bei verschiedenen Feierlichkeiten gesungen werden, ohne dass die Mädchen den Inhalt der Lieder verstehen, und die ebenfalls in rythmischer, diesmal jedoch auch gereimter Form auftreten, ergänzen in oft wunderbarer Weise die Byliny und verbinden dieselben mit dem polnischen Mythus. Aus diesen Liedern erfahren wir manchen Namen und wenn wir noch die bei allen Slaven erzählten Märchen zu Hilfe rufen, so gewinnen wir einen überraschenden Einblick in das mythische Bewusstsein der Nordslaven.

König in Kiew und nach dem ruthenischen Volksliede König im Himmel, auf dem gläsernen Berge, manchesmal auch König im „Raj", d. h. im Jenseits, ferner „Gazda", d. i. Wirth der Götter, ist Wołod oder Włod, in den Byliny nur leicht zum Wladimir christianisirt. Dieser Wołod ist ein greiser Herrscher, dessen Name wohl mit Wuotan identisch ist und der im Osten die Stelle des westslavischen Krok vertritt. Dabei erlaube ich mir zu bemerken, dass wie Wołod dem nordischen Odin entspricht, dass ebenso die westslavische Form Wid oder Witt dem hochdeutschen Witte gleichzusetzen ist. Wołods hauptsächlichste Beschäftigung besteht darin, hinter einem grossen Tische zu sitzen und mit seinen Helden (Bohatyri) zu zechen. Seine Speise sind Honigkuchen, welche ihm seine in den Byliny mit dem christlichen Namen Eudoxia angeführte Gattin eigenhändig bäckt; sein Getränk ist von einer ganz eigenthümlichen Beschaffenheit. Das ruthenische Volkslied erzählt ausführlich von der slavischen Hebe, die den Namen Repycia mit Piast's Gemahlin gemeinsam hat und auch wirklich als Gattin des Donnergottes erscheint. Tur, ein riesiger Hirsch, läuft auf dem Himmel umher; auf seinem Geweih trägt er eine kleine Schenke, deren Wirthin Repycia ist. Diese sammelt das himmlische Getränk in einem Sieb und schenkt es dem Wołod ein. Das Wesen des slavischen Nektar ist ganz eigenthümlich. Jeder Trunk der Bohatyri besteht aus ein und einhalb Eimer grünen Weins, aus ebensoviel süssen Honigs und aus der gleichen Menge schäumenden Bieres. Wer dieses Getränk nicht auf einen Zug zu leeren vermag, soll sich am Tische des himmlischen Wirthes nicht blicken lassen. Noch passiver als ihr göttlicher Gemahl verhält sich Eudoxia, von der die Sage nur das zu erzählen weiss, dass sie aus der Fremde stamme. Sie heisst in den Byliny einmal Tochter des Königs von Litthauen, das anderemal Tochter des Königs Mikuła. Nun ist Mikuła bei allen zum orientalischen Christenthum bekehrten Slaven Repräsentant des Meergottes; in Moskau heisst er geradezu „Morski Mikołaj"; dort besitzt dieser Meer-Nikolaus ihm geweihte Kirchen. Ein slavisches Lied erzählt, St. Nikolaus habe einst an der Tafel Gottes zu tief in's Glas geschaut und bei dieser Gelegenheit seinen Trinkbecher umgestossen. In Folge dessen seien viele Schiffe, die eben am Berge Athos vorbeisegelten, untergegangen. Wir können also annehmen, dass Wołod's Gemahlin eine Tochter des

Meeres sei, eine Wannengöttin, wie man dies nach skandinavischem Vorbilde ausdrücken würde. Und Meerestöchter sind fast sämmtliche Frauengestalten der Byliny und der slavischen Märchen, ebenso wie in der Edda. Der Meereskönig denkt von sich nicht schlechter wie vom Könige des Himmels. Ja er hält sich vielleicht für einen gewaltigeren Machthaber. Manchesmal erscheint er auf der Erde mit einem grossen Pflug, dem nur ein einziges Pferd vorgespannt ist. Aber kein Reiter ist im Stande, den ackernden Gott einzuholen, und würde er auch den stärksten Helden zu Hilfe rufen, so gelänge es diesem nicht, den Pflug von der Stelle zu rücken. Und doch hebt ihn der gewaltige Ackersmann mit einer Hand aus der Erde. Die zweite Stelle unter den Mächtigsten nimmt nach Wołod sein ältester Sohn ein, der Donnergott und Sommerkönig. Ob er den Namen Perun wirklich getragen, oder ob dies nur eine Bezeichnung seines wichtigsten Attributs, des Donnerkeils ist, lasse ich dahingestellt. Im ruthenischen Volksliede heisst er Korolewycz (Königssohn) oder noch einfacher Hrim (Donner). Auch sein Sohn wird im Liede erwähnt, und zwar unter dem Namen Pałykopa (Schoberbrenner). In den Byliny hat er ebenso wie in manchen serbischen Liedern den Namen des christlichen Blitzschleuderers Elias (Ilia) geerbt. Die Sage von Piast ist in den Byliny übrigens auch auf ihn übertragen und eine Erinnerung an den Namen des Piast ist in dem Umstande zu sehen, dass er oft als Bär, im Volksmunde Piastun, erscheint. Er ist von Geburt ein lahmer Bauernsohn, der rothe Stiefel, einen rothen Gürtel und eine rothe Mütze trägt. Regungslos liegt er auf dem Ofen in seiner Hütte, als die heiligen Gäste bei ihm eintreten und um Herberge bitten. Aus Gastfreundschaft erhebt er sich und bringt den Gästen Labung. Speise und Trank mehren sich auf wunderbare Weise; auf der Gäste Geheiss trinkt er selbst vom heiligen Meth und gewinnt dadurch übernatürliche Heldenstärke. Alsogleich begibt er sich nach Krakau, zerstreut das Heer des Winterkönigs und wird selbst zum König gewählt. Wir können das soeben Erzählte ohne Bedenken als eine Variante des Posener Mythus erklären. Der Donnergott erscheint auch hier als ein bauernbeschützender Greis und als ein Todfeind der saatenzerstörenden Macht. Nicht immer lebt er mit König Wołod im guten Einvernehmen. Als der Donnergott einmal wegen seiner bäuerlichen Tracht den letzten Platz beim Gelage angewiesen erhält, entbrennt er in heftigstem Zorne, begibt sich auf das Gehöft und schleudert mit seinen Donnerkeilen die das Dach des Schlosses schmückenden Kugeln hinab. Erbost lässt ihn Wołod in einen tiefen Keller sperren. Bald jedoch reut ihn sein Grimm. Sobald der Donnergott nämlich vom Angesicht der Erde verschwunden ist, zieht der Wintergott mit grosser Macht in's Land. Diesmal heisst der Gemahl der Jagababa Kalin-Car und stammt nicht aus Deutschland, sondern, dem osteuropäischen Charakter der Sage entsprechend, aus Indien, dem fabelhaften Lande der Tamerlaniden. Das weisse Heer des Winterkönigs bedeckt alles Gefilde ringsum mit zahllosen Zelten, und die Macht aller Helden genügt nicht, den bösen „Hund", den Kalin-Car zu besiegen. Endlich muss man den Donnergott aus seinem Kerker heraufholen, und dieser bricht sofort die Macht des Winterkönigs.

Vor dem in den Byliny besungenen Götter- und Heldengeschlecht lebte ein noch gewaltigeres auf Erden. Nach einem ruthenischen Märchen wurde es hinweggetilgt, in dem Augenblicke, als es nach Titanenart die Karpathen aufthürmte, um den Himmel zu stürmen.

Nur ein Vater blieb mit seinem Sohne am Leben. Als sich die Wasser der Fluth verlaufen hatten und beide von den Gipfeln der Czernahora herabstiegen, erblickte das Riesenkind mit Verwunderung ein Gewürm, das sich in die Erde grub. Auf die Frage des Sohnes antwortete der Vater, es sei dies einer von den neuen Männern, der mit seinem Pfluge die Erde ackere. Da kein Riesenweib die Fluth überlebt hatte, musste das Geschlecht aussterben, und zur Zeit, da Wołod herrschte, lebte nur mehr ein einziger Riese, Swiatogor genannt. In meiner Kindheit wurde mir erzählt, dass er unter der griechisch-unirten Kirche in Pobereże, einem am Dniester gelegenen Dorfe, begraben sei. Wirklich werden dort einige — Mammuthknochen aufbewahrt. Anders erzählen die Byliny. Der Donnerer ritt einmal in's Gebirg, um den berühmten Swiatogor zu sehen. Er begegnete dem reitenden Riesen und dieser hob ihn sammt seinem Pferde von der Erde und steckte ihn in sein Tuch. Aber das Pferd des Riesen konnte die neue Last nicht tragen und dieser selbst erkannte bald, der Zwerg müsse dem Heldengeschlechte entstammen. Bald verband innige Freundschaft den Swiatogor mit Ilia. Einmal wollte der Riese dem Donnerer die letste Ruhestätte zeigen, die er für sich bereit hielt. Swiatogor legte sich in seinen ungeheueren Sarg und liess ihn durch den

Donnerer schliessen. Aber o Wunder! Der Sargdeckel liess sich nicht mehr wegheben. Da sprach Swiatogor zu Hrim: „Nimm mein gutes Schwert, das neben dem Sarge liegt, und zerschlage damit den Sargdeckel.“ „Ich bin nicht stark genug, dein Schwert zu heben“, antwortete der Donnerer. „Neige dich über den Sarg“, fuhr Swiatogor fort, „damit du meinen Hauch empfängst, der dir die nöthige Kraft verleihen wird.“ Der Donnerer that es, hob dann das Schwert empor und schlug auf den Sarg, aber vergebens. Nach dem zweiten Hauche, den ihm der Riese verleihen musste, hieb er mit verdoppelter Kraft auf den Sarg. Aber jetzt wurde der Sarg plötzlich eisern. Als Swiatogor den Donnerer aufforderte, zum drittenmal seinen Hauch zu empfangen, weigerte sich dieser; er fürchtete so kräftig zu werden, dass ihn dann Mutter Erde nicht mehr würde tragen können.

Merkwürdigerweise hatte der Donnerer in seinen jungen Jahren ein inniges Verhältniss mit der Jagababa unterhalten, woran er später vergass. Als er einst unterwegs mit seinen Brüdern unweit Kiew lagerte, ritt ein schwarzer Held, Sokolnik genannt, mit einem Falken auf der Hand, heran. Er forderte die Helden zum Zweikampfe heraus. Vergebens suchten ihn die besten Helden zu bezwingen. Endlich rückte der greise Donnerer selbst zum Zweikampfe und seiner göttlichen Macht gelang es, den Sokolnik zu Boden zu werfen. Schon setzte er dem Helden seinen Fuss auf die schwarze Brust; doch bevor er den tödtlichen Streich führte, fragte er den Niedergeworfenen, wer sein Vater sei, welche Mutter ihn geboren habe. Da erfuhr er denn, ebenso wie im Hildebrandsliede, er hätte seinen eigenen Sohn überwunden. Aber was die germanische Sage nur im Fragmente erhalten hat, besitzen wir in den Byliny vollständig. Vater und Sohn umarmen sich, speisen an einem Tische, trinken aus einem Becher und schlafen in einem Bette. Doch in der Nacht steht der böse Sokolnik auf, um seinen ahnungslosen Vater zu ermorden. Aber der Donnerer bezwingt seinen Sohn und reisst ihn in Stücke.

Um die Charakteristik des slavischen Thor zu vollenden, will ich nach einem polnischen Märchen seine Brautfahrt erzählen. Der faule Bauernsohn in rothen Stiefeln, rother Mütze und rothem Gürtel wandert einmal mit seiner Mutter im Walde herum. Beide sind nahe daran zu verschmachten. Da erblickt der Sohn einen mit Obst reich bestellten Tisch; aber er kann nicht von ihm geniessen, bevor er sich nicht der bösen Macht gefangen gibt. Jetzt genoss wohl die greise Mutter vom labenden Obste; aber ihr Sohn muss im Zamek Niewidek, im unsichtbaren Schloss des Winterkönigs drei Jahre hindurch Knechtesdienste leisten. Nach seiner Befreiung kannte er alle Künste der bösen Macht; vom unerbittlichen Hasse des Wintergottes verfolgt, floh er vor ihm, indem beide dabei jeden Augenblick ihre Gestalt änderten. Nach vielen solcher Verwandlungen wurde der Donnerer aus einer Schwalbe ein kleines Fischlein; sein Verfolger, der vorher die Gestalt eines Aars gehabt, nahm jene eines Hechts an und beide stürzten in's Meer. Hier erblickte der Bauernsohn die Tochter des Meereskönigs und liess sich als ein goldenes Ringlein auf ihre Hand fallen. Tagsüber blieb er ein Ring; zur Nachtzeit weilte er bei der Königstochter als Jüngling. Als der Meereskönig sie ertappte, steckte er beide in ein schwarzes Fass und schleuderte es hoch aus dem Meere in den Himmel. Aber hier verwandelte der Donnergott sein schwarzes Wolkenfass in einen goldenen Palast, wo er auf der szklanna góra, dem Himmelsberge, mit seiner Gemahlin herrscht.

Bei den Ruthenen der Ukraine finden wir die Kroksage wörtlich wieder; nur ist der Name Krok durch Wołod ersetzt, weshalb auch die Identität dieser zwei Gestalten kaum mehr zu bezweifeln ist. Auch den schlauen Schusterjungen und den ausgestopften Balg finden wir in Kiew wieder, und erfahren zugleich, dass dieser slavische Ulysses Demeńko hiess. Auch werden uns die Namen der zwei Königssöhne angegeben. Der ältere und edlere heisst Dobrynia, der Name des jüngeren, Leszek, wird ruthenisch mit Lasko, in den Byliny mit Alesza wiedergegeben. Aus diesen Namen, wie auch aus einem Ueberblick über den polnischen und ruthenischen Sagenkreis erfahren wir, wer diese beiden Königssöhne waren. Sie waren keine slavischen Dioskuren, wie man dies öfters vermuthet hat, sondern es waren der Sonnengott und dessen Neider, der ohnmächtige Gott des Mondes, letzterer zugleich Regengott.

Dobrynia, bei den Ruthenen im Volksliede dobry pan oder panýcz genannt, unter demselben Namen früher wohl auch bei den Westslaven gefeiert, wie es die Bezeichnungen Dobrzyń, Dobrzyńska ziemia, Dobrzyński und andere zur Genüge beweisen, ist wohl der Bozicz der Südslaven. Wenn wir den deutschen Chronisten glauben dürfen, so trug er hie und da bei den West-

slaven den aus Skandinavien stammenden, von Frigg abgeleiteten Namen Prya. Dobrynia oder dobry pan dürfte ursprünglich nur ein rühmendes Epitheton dieses Gottes gewesen sein; als seinen eigentlichen, in der ganzen slavischen Welt verbreiteten Namen haben wir Kupało anzunehmen. Denn noch heute trägt das Fest der Sommersonnenwende im Volke diese Bezeichnung, und der mit dem alten Sonnengotte durchaus identificirte Johannes der Täufer wird bei den Ruthenen Iwan Kupało genannt. Zwei aus uralter Zeit stammende Feste feiern die Slaven bis auf den heutigen Tag dem alten Sonnengotte: das Fest seiner Geburt, Kolenda genannt, und das Kupałofest um Walpurgis herum; noch heute zündet man in manchen Gegenden die Walpurgisfeuer an und springt durch dieselben hindurch in's Wasser. Ueber die Geburt des Sonnengottes sind allenthalben Mythen verbreitet. Die Mutter des Sonnengottes, Kolenda genannt und in der Ukraine vielfach mit der Jungfrau Maria, in Polen mit der heiligen Kunigunde verwechselt, flieht mit ihrem Kinde vor der Verfolgung der winterlichen Macht, dem Herodes, Batukhan oder Kalin-Car. Sie birgt sich in einem Hain, wird aber vom Kukuk verrathen und flucht ihm nun: nie solle er seine Jungen im eigenen Neste auferziehen. Auf ihrer weiteren Flucht kommt sie in ein Dorf, wo das Getreide von der Wurzel bis zur Spitze mit Körnern bedeckt ist und wo die Leute in Folge dessen so viel Mehl haben, dass sie mit demselben die Wege bestreuen. Aber die hartherzigen Bewohner des Dorfes wollen der Flehenden kein Almosen geben. Zürnend ergreift die Mutter einen Getreidehalm, und mit der Hand von der Wurzel zur Spitze streichend, verflucht sie die berührten Stellen des Halmes, die von nun an keine Frucht mehr tragen. Spielend hatte ihr Kind das oberste Ende des Halmes in die Hand genommen und dadurch die gänzliche Zerstörung der Frucht verhindert. Seit der Zeit trägt das Getreide nur das unumgänglich Nothwendige für die Menschen in der Hütte und noch ein Weniges für den Haushund. Als die Feinde der fliehenden Mutter bereits näher und näher kamen, warf sie zuerst ihren Kamm hinter sich, aus dem ein Gebirge wurde, in dessen Schluchten sie Zuflucht fand. Dann warf sie ihre Nadel hinter sich, die zu einem Walde wurde, und als sie endlich ein Band hinter sich warf, wurde dieses zu einem breiten Strom, der die Verfolger aufhielt. In der Tatra erzählt man, sie sei auf der Flucht einem Bauer begegnet, der eben seine Saaten bestellte. Da sagte sie ihm: „Wenn Reiter herkommen und dich nach mir und meinem Kinde fragen, so antworte ihnen, ich wäre hier zur Zeit der Aussaat verbeigekommen.“ Darauf verschwand sie; die Reiter kamen wirklich und auf ihre Fragen antwortete der Bauer, wie ihm geheissen worden war. Die Reiter blicken auf's Feld — und siehe da! alle Aehren reifen schon.

Nach polnischen und ruthenischen Märchen gelangt die flüchtige Mutter mit ihrem Kinde endlich an's Meeresgestade. Sie wird von einer Wolke verhüllt und schwebt — eine zweite Leto — lange über dem Gewässer, bis endlich der Meereskönig ein Eiland für sie der Tiefe entsteigen lässt. Dieses slavische Delos, der Sonnenmutter und des Sonnengottes Insel, heisst Widoń, d. i. wörtlich Delos; merkwürdigerweise ist Widoń zugleich der slavische Name für Oesterreichs Hauptstadt. Diesen Namen verdanken wir wieder den Byliny. Diese, sowie auch zahlreiche Märchen erzählen viel Wunderbares über die Sonnenburg mit ihrem goldenen Dache und den prachtvollen Gemächern, in denen man den Sternhimmel und die ganze Schöpfung sieht. Wir hören von der goldenen Birke, die im Hofe von einunddreissig Riesen bewacht wächst, diamantene Haselnüsse trägt, und um die ein Eichhörnchen fortwährend hüpft — worin auch die einzige Aehnlichkeit mit der germanischen Weltesche besteht. Eine Tochter des Meereskönigs, also Wołod's Nichte, in den Byliny Zabawa oder Lubawa genannt, die Göttin der jungfräulichen Erde im Frühjahr, freit selbst um den jungen Gott im goldenen Schlosse. Sie erscheint vor ihm in unscheinbarer Bauerntracht und wird dreimal von ihm abgewiesen; aber zu Walpurgis erkennt sie der Sonnengott und entbrennt in Liebe zu ihr. Dobrynia ist wie Apollo ein ausgezeichneter Lautenspieler und ebenso wie der griechische Sonnengott Drachentödter; er ist es, der den Źmij getödtet, der übrigens nach den Byliny die Zabawa geraubt haben soll. Etwas Anderes ist es in einigen Märchen, wie davon weiter unten berichtet werden soll. Dobrynia reitet ein Ross, das im Märchen den Namen Złotogrzywek (Goldmähne) führt; wo der Huf des Pferdes hintritt, entspringt eine Quelle. Um volle Göttermacht zu besitzen, pflegt der göttliche Reiter seinem Rosse zum linken Ohr hinein und zum rechten Ohr herauszusteigen; dann wird er, bekleidet mit goldenem Panzer, unbezwinglich. Wir hören auch, dass er manchmal über den Himmel in einem Wagen dahinfährt, dem zwölf

Złotogrzywki vorgespannt sind. Nicht jeder findet den Weg zu des Sonnengotts Schloss; er wird gehütet von einem Berge, der sich nach Symplegadenart öffnet und schliesst, und von einer über den Abgrund gespannten eisernen Brücke, die sich rastlos um ihre eigene Axe dreht. An dem Wege steht ferner ein goldener Apfelbaum, der jedoch nur Blüthen, niemals Früchte trägt.

Der neiderfüllte Bruder Dobrynias, dem wir, ohne die nur geringen Varianten des Namens zu berücksichtigen, den Namen Leszek geben wollen, ist eine für das slavische Volk minder sympathische Gestalt. In manchen Mythen und Märchen gliedert es sich in zwei verschiedene Gestalten, in die des Mond- und des Regengottes; doch fliessen am Ende dieselben doch wieder in eins zusammen. Als Mondgott erscheint er begleitet von zwölf Brüdern, den zwölf Wojewoden der uralten polnischen Stammsage, den zwölf Monden des Jahres. In Gemeinschaft mit diesen treibt er manche Zauberei. Er beherrscht durch sein Lautenspiel und durch die magische Kraft des sen-ziele (Schlafkraut) die Thiere des Waldes, schläfert ganze Städte und feindliche Heere ein. Auch versteht er es, alle Stimmen der Thiere nachzuahmen, selbst die Gestalt derselben anzunehmen. In dieser Eigenschaft heisst er in den Byliny Wołga. Auf sein Auftreten als Regengott bezieht sich ein ruthenisches Osterlied, in welchem es heisst, er hätte die Schafe seines Bruders gestohlen und über eine siebenfärbige Brücke geführt. Dabei seien aber die Schafe auf die Erde gestürzt. Wir haben hierin die vielleicht naivste Version der griechischen und indischen Hermessage. [Euander (Dobrynia) und Cacus vir.] Der Hauptzug aller dieser Sagen ist aber der, dass Leszek seinen Bruder hasst, beneidet und verfolgt. Oft wird Leszek „Pfaffensohn“ gescholten. Im Märchen begleitet er seinen Bruder oft als dessen Diener, lockt ihn aber in einen tiefen Brunnen und freit in des Bruders Tracht die Tochter des Meereskönigs. In der Regel handelt es sich doch um den Kampf mit dem Drachen Żmij oder mit dessen Doppelgänger, dem bösen Wicher (Sturmwind), einem einäugigen Riesen, der im Gebirge haust und im Besitze der Tarnkappe (czapka niewidka) ist. Die Frühlingsgöttin Zabawa wird von dem Żmij oder Wicher während ihrer Hochzeit geraubt und auf die sobotnia góra, den Blocksberg, geschleppt. Dort bewohnt sie ein herrliches Schloss und wird von unsichtbaren Genien bedient. Wenn Jemand den Berg besteigen will, so umschallen ihn tausend und aber tausend Stimmen; sieht er sich um, so wird er zu Stein. Nachdem Viele dies Unglück getroffen, versucht Leszek in der Gestalt einer Schlange die Königstochter zu befreien; er gelangt auch wirklich in das Schloss, findet aber die Gesuchte in todtähnlichem Schlafe und so zur winterlichen Marzanna geworden. Oft wird auch hinzugefügt, dass die Schlafende in einem krystallenen, auf Ketten hängenden Sarge ruhe. Des älteren, mächtigeren Bruders Hilfe wird nothwendig; dieser bezwingt den bösen Feind und weckt die Königstochter durch einen Kuss oder dadurch, dass er sie mit seinem goldenen Haare berührt. Darauf begiesst er die Versteinerten mit dem Wasser des Lebens und gibt sie dadurch wieder dem Leben zurück. Auf dem Rückwege jedoch schläft er ein, und des Bruders Neid nicht ahnend, wird er von ihm ermordet, sein Leichnam in Stücke gehauen. Jetzt schläft die Königstochter wieder ein und mit ihr versinkt die ganze Natur in tiefen Winterschlaf.

Manchmal ist jedoch die im Winter schlummernde Erde von der Gemahlin des Sonnengottes getrennt und für sich aufgefasst; und so kehrt nach den Byliny und manchen Märchen Leszek nach seines Bruders Ermordung nach Kiew zurück, berichtet von Dobrynias grausamem Untergang und freit um dessen Witwe, Zabawa. Nach langer Weigerung muss sie darein willigen, mit dem Verhassten ihre Hochzeit zu feiern. Indessen haben Raben, die im slavischen Mythus Lebens- und nicht Todesvögel sind, das heilige Wasser der Lebensquelle herbeigeschafft, dem älteren Bruder das Leben wiedergegeben und ihn auf seinem goldmähnigen Rosse nach Hause geschickt. Unerkannt erscheint Dobrynia an des Königs Hof, eben als die Anstalten zur Hochzeit seiner treuen Gemahlin mit dem treulosen Leszek getroffen werden. Dobrynia ergreift seine Laute und spielt ein Lied, an dem ihn alle zur Schmach seines Bruders erkennen.

Sonst wohnt der Mond, ähnlich wie die Sonne, bei seiner Mutter, an den Grenzen der Welt, in einem silbernen Palaste. Sein Himmelswagen wird von zwölf żar-ptaki (Gluthvögel) gezogen. Diese żar-ptaki sind ganz wunderliche Vögel; ungemein gross und mit so stark leuchtenden Schwanzfedern, dass ihr Glanz hinreicht, die Nacht zu erhellen. Im Märchen hören wir auch vom Rosse des Mondgottes, das Czarnolotek (Schwarzer Renner) heisst und sich vom Złotogrzywek Dobrynias nur durch seine Farbe unterscheidet.

Es finden sich auch vielfache Wiederholungen des zweiten Theiles des Krakauer Mythus, der

Wanda-Sage, in allen ruthenischen Ländern. Sie erscheint in der mannigfachsten Art localisirt und tönt auch in sehr heroischen und edlen Zügen in den Byliny nach. Den Namen Wanda finden wir wohl nicht wieder. In den nach griechischem Ritus christianisirten Ländern wurde er zumeist in Paraksiewa umgewandelt. Die Bezeichnung Wanda hatte für christliche Mönche eine Aehnlichkeit mit Venus; diese Aehnlichkeit musste umsomehr in die Augen fallen, da beiden Gottheiten der Freitag (dies Veneris) geweiht war. Daher wird in dem lange Zeit slavisch gewesenen Rumänien dieselbe Sage an den Namen der Santa Venere geknüpft. Da nun der Freitag im Neugriechischen Paraskeue (ἡ παρασκευή) heisst, so kam endlich die alte Wassergöttin zu dem heute in allen ruthenischen Ländern ungemein gebräuchlichen Namen Paraksiewa oder Paraska. Manchmal wird dieselbe Sage von der Carica Helena oder der Königstochter Lelia erzählt. Hiebei erscheint mitunter die Variante, nach welcher nicht der Blick der Göttin den sie verfolgenden Dämon zum Selbstmorde zwingt, sondern dass ihr Bruder, wohl Dobrynia, den bösen Feind tödtet, indem er einen Mühlstein auf ihn schleudert. Ich will hier noch drei besonders heroische Versionen dieses Mythus, die auch von dessen ursprünglicher Gestalt bedeutend abweichen, anführen.

Die erste entnehme ich einem aus der Gegend von Nowogródek Litewski stammenden polnischen Märchen, welches Folgendes erzählt. Die Göttin, Cud-dziewica (Wundermaid) genannt, flieht vor dem um sie werbenden Kościel (Knochenmann) bis an die Ostsee, in deren Fluthen sie untertaucht. Der Odem des im Reiche des Meerkönigs ohnmächtigen Wintergottes bedeckt die See mit einer dicken Eisschichte, unter welcher nun die Cud-dziewica gefangen ist. Da kommt der Königssohn auf einem Złotogrzywek und bringt von seinem Palaste den Berg, die Brücke und den Baum. Dieselben stellen sich nun übereinander und hoch auf dem Gipfel des Baumes nimmt Złotogrzywek mit seinem Reiter Stellung. Dreimal stösst nun dieser in sein Zauberhorn. Beim ersten Male versteinern Ross und Reiter von unten bis zu den Knieen; beim zweiten Male bis zu den Hüften; als aber Dobrynia zum dritten Male in's Horn stösst, löst sich der Bann. Alles kehrt wieder zum Leben zurück; die Eisdecke schmilzt, die Cud-dziewica entsteigt der Meerestiefe auf einem goldenen Kahn und tödtet den Wintergott entweder durch ihren Blick oder durch ein Ei, das sie auf ihn schleudert.

In den Byliny erhält Wanda den christlichen Namen Nastasia (Anastasia), die Auferstandene. Sie erscheint natürlich wieder als Tochter des Meereskönigs, der manchmal rationalisirend König von Litthauen genannt wird. Mächtig und tapfer wie Brunhilde will sie, wie diese, keinen Mann kennen. Als ihr Freier erscheint hier Dunaj (Okeanos). Da er aber die Unzulänglichkeit seiner eigenen Kräfte einsieht, bittet er Dobrynia um Hilfe, und dieser eilt ihm mit der dem Wicher entrissenen Tarnkappe nach. Im offenen Felde kämpft Dunaj mit der Jungfrau und bezwingt sie mit Hilfe des durch die Tarnkappe unsichtbar gewordenen Dobrynia. Er führt nun die bezwungene Braut nach Kiew zur Hochzeit; aber dort angelangt, fordert ihn die vorsichtige Jungfrau zu einem neuen Wettkampfe, in welchem er mit Schmach und Schande im Wettlauf, Bogenschiessen und Steinwerfen unterliegt. Zornentbrannt und durch den erfahrenen Schimpf zur äussersten Wuth gebracht, zieht er sein Schwert, tödtet seine Braut und sich selbst. Die Jungfrau wird zu den süssen Gewässern der Erde, Dunaj hingegen wird zum bitteren Ocean, der die Welt umfliesst.

Die dritte Version der Wanda-Sage localisirt sich an zwei Hünengräbern der Ukraine. Die Göttin heisst hier Perepiatycha, ihr Gemahl — denn ein solcher ist es diesmal — Perepiat. Letzterer ist weit fort, in den Krieg gezogen und seit langer Zeit verschollen. Perepiatycha herrscht im Lande. Da erfährt sie, ein feindliches Heer nahe ihrer Burg. Sie zieht dem Feinde entgegen, zerstreut das Heer und tödtet im Zweikampfe dessen Anführer. Sie erkennt in der Leiche desselben ihren Gemahl. Verzweifelt sucht sie den Tod in den Wellen. Andere Varianten der Sage sprechen von anderen Todesarten. Hiebei mag erwähnt werden, dass man in den Fünfzigerjahren die betreffenden Hünengräber durchforschte und herrlichen Skythenschmuck, sowie die in skythischen Gräbern gewöhnlich vorkommenden Gegenstände fand.

Um diesen Versuch, die Mythen und Märchen der Nordslaven in ihren Hauptzügen systematisch zusammenzustellen, zu vollenden, bleiben noch einige Sagen übrig, die mit keiner der erwähnten Hauptgestalten des mythischen Volksbewusstseins der Slaven im Zusammenhange stehen. Ihr Held ist ein blasser Jüngling mit weichem Antlitz und wallendem Lockenhaar. Er tritt nur in den Byliny deutlich hervor und trägt hier einmal den Namen Czuryłło, ein anderes Mal wieder den Namen Pociek. Beide Be-

zeichnungen hängen mit dem Begriffe des Fliessens oder Dahinströmens zusammen. So oft der schöne Jüngling, von dem es mitunter heisst, er stamme aus dem fernen Indien, in einem Dorfe sichtbar wird, laufen ihm alle Frauen, in Liebesbrunst entbrannt, nach. Pociek besitzt auch eine magische Kraft, mit Hilfe derer er die Thiere des Waldes, die Vögel und Fische an sich zieht, so dass sein Zug, von dem das ruthenische Volk auch sonst, ohne bestimmte Namen zu nennen, viel erzählt, ganz demjenigen des Dionysos gleicht. Und zwar fällt diese Analogie umsomehr auf, da wir erfahren, dass nach den Byliny der weichliche Held stets in Gesellschaft seines trunkenen Lehrers auftritt. Uebrigens hängt mit dieser Persönlichkeit ein Mythus zusammen, den ich als höchst charakteristisch wiederholen will. Einst ging Pociek auf Wołod's Geheiss auf die Vogeljagd; er erblickte einen Schwan und wollte ihn erlegen. Aber da hub der Schwan — wie es in Skandinavischen Mythen auch zu geschehen pflegt — mit menschlicher Stimme zu sprechen an und sagte zum jugendlichen Helden, er sei eine verzauberte Meerestochter (oder auch Tochter des Königs von Podolien) und heisse Lichodziewa (Nixe). Sie werde sich taufen lassen und den jungen Helden zum Manne nehmen; doch müsse er ihr mit seinem Heldenwort versprechen, dass er sich mit ihr begraben lassen werde, wenn sie vor ihm sterben sollte. Pociek legt das Versprechen ab und führt seine Braut nach Kiew heim. Hier unterliegt er aber seinem unüberwindlichen Hange. Er verbringt den ganzen Tag in der Schenke, so dass Lichodziewa aus bitterem Grame stirbt. Jetzt muss auch Pociek sein Wort einlösen und lässt sich mit Lichodziewa begraben. Er nimmt aber Brod, Wasser und Licht in die bemalte Gruft mit. Nach zwei Tagen kommt die Smert (der Tod) in Gestalt einer schrecklichen Schlange, begleitet von ihren Kindern, zwei abscheulichen Ungeheuern. Pociek's Heldenarm erfasst die Schlange und lässt sie nicht frei, bis sie ihm nicht ihre Brut als Pfand gegeben. Um diese zu befreien, musste die böse Smert Lebenswasser herbeischaffen und die Lichodziewa sammt Pociek dem Sonnenlichte wiedergeben.

Es bleibt uns noch über die Anschauungen der Nordslaven bezüglich des Jenseits, des Weltanfangs und Weltuntergangs zu sprechen. Was das Jenseits betrifft, so werden wir die Meinung des Volkes am besten durch zwei polnische Märchen wiedergeben können, die auch dem ruthenischen Volke wohlbekannt sind und von denen ich eines auch in einer Anmerkung zu Wuk Karasić Stefanović's Liedersammlung wörtlich wiedergefunden habe.

Das slavische Volk fabelt allenthalben viel von einem König, der sich einst schwer versündigte, indem er Schätze vergrub, Gäste aus dem Hause trieb und die Gebeine der Ahnen aus den Gräbern warf. Zur Strafe dafür wurde der König sammt seinem Volke von einem tiefen See verschlungen und in einen Schlangenkönig verwandelt. Als solcher raubte er eine Jungfrau, trug sie in seinen Palast, und sobald das Dunkel der Nacht Alles mit seinem Schleier verhüllte, pflegte er mit der Geraubten ehelichen Umgang. Denn zu dieser Zeit nahm er seine ehemalige Mannesgestalt an. Von Neugierde getrieben, zündete die Maid einmal Licht an und erblickte vor sich den schönen jungen König. Wehklagend erklärte ihr jetzt dieser, er müsse nun in's Jenseits. Die Unglückliche musste jetzt die Schicksalsgöttinnen (Jendzy) aufsuchen. Diese wohnen in Hütten, deren jede auf einem Hühnerfusse gebaut ist, oder nach anderen Versionen in Palästen aus Gold, Silber und Bronze und spinnen gleich den griechischen Parzen den Schicksalsfaden. Diese drei Jendzy, die auch als Schwestern des Schlangenkönigs bezeichnet werden, geben der Maid Spinnrad und Rocken; einen aus Gold, einen aus Silber, einen aus Bronze, sowie auch drei Ringe aus den gleichen Metallen. Mit diesen Gaben ertheilen sie der Maid auch guten Rath. Diese wandert nun nach Westen, die berühmten homerischen und nordischen neun Tage und neun Nächte lang, bis sie an's Weltende kommt. Hier findet sie den blutigen Dunaj, über welchen ein einäugiger Riese die Seelen der Abgeschiedenen führt, nachdem ihm diese den obligaten Pfennig eingehändigt. Hier legt die Maid die drei Ringe an, und zwar auf den Fuss, Arm und Hals, muthig steigt sie in den Kahn der Todten. Der Cyklop schlägt sie mit seinem Schwerte auf Kopf, Arm und Fuss; aber die Ringe bewahren sie vor jedem Schaden. Jenseits des Todtenflusses muss sie den Todtenberg (latyr góra) besteigen und gelangt dann in die grünen Gefilde des Hades, wo Alles schläft. Die Suchende gelangt weiters zum Gitter, welches in den Prachtgarten der Todesgöttin (Pani Zmora) führt und beginnt vor demselben an einem der drei mitgebrachten Rocken zu spinnen. Ein entzückendes Lied füllt hiebei die Lüfte. Um in den Besitz dieses wunderbaren Spinnrockens zu gelangen, lässt Pani Zmora die Maid in den Garten ein.

Aehnliche Töne gibt der zweite und dritte Rocken von sich; die Todesgöttin lässt die Maid in den Palast des Todes und endlich in dessen innerstes Heiligthum hinein. Inmitten von Mohnblüthen findet sie hier ihren todten Gemahl und weckt ihn mit einem Kusse. Durch diesen freiwilligen Gang der treuen Gattin in die Unterwelt ist des Todes Bann gebrochen; von nun an leben die Abgeschiedenen im Raj ein heiteres Leben unter der Herrschaft des Schlangenkönigs und seiner opferwilligen Gemahlin. Der Analogie, die zwischen Odin und Wołod besteht, glaube ich entnehmen zu dürfen, dass der König der Todten und der König des Himmels ursprünglich auch bei den Slaven eins waren; doch stützt sich diese Vermuthung auf keine weiteren Belege.

Jetzt heisst im ruthenischen Volke der Todeskönig Rachman. Sein Fest wird am zwanzigsten Tage nach Ostern gefeiert, an welchem Tage es höchst gefährlich zu ackern ist, denn nach dem Volksglauben wird ein an Rachman's Tag (Rachmanów wełyki deń) ackernder Mann sicher von der Erde verschlungen. An diesem Tage werden auch die leeren Schalen der Ostereier den Dniester, Boh und Dniepr hinab in den Rachmanów Raj geschickt. Aus Al-Fekir's arabischer Reisebeschreibung erfahren wir, dass die Ostslaven in alter Zeit auch ihre Todten die Flüsse hinabgeschickt hätten, wobei man den Vornehmen Hunde, Pferde und ein Mädchen mitgab. Dieses Mädchen wurde sieben Tage hindurch fürstlich gehalten; dann führte man sie an das Ufer des Flusses, liess sie den Blick zur Erde senken und befragte sie, was sie im weiten Süden sehe. Sie prophezeite nun von den grünen Gefilden des Raj, in dem die Abgeschiedenen bei Spiel, Tanz und Gesang weilen. Darauf wurde das Mädchen im Todtenboot an der Seite seines Gebieters niedergelegt und musste sich neun Jünglingen preisgeben; eine alte Hexe kam dann herbei und tödtete das Mädchen mit einem Messer. Man zündete nun das Boot an und liess es den Strom hinabtreiben.

Die Aehnlichkeit zwischen der dem polnischen Märchen entnommenen Beschreibung des Raj mit dem Bilde, das uns Vergil in der Aeneis vom Hades gibt, ist wohl nicht zu verkennen. Im zweiten Märchen, das ich ebenfalls anführen will, finden wir eine Schilderung der Unterwelt, wie sie in der Ilias (nicht in der Odyssee) erwähnt wird.

Die Jagababa verwandelt die zwölf Königssöhne (wohl die zwölf Brüder des Leszek) in Adler und schickt sie gen Westen. Die Schwester derselben, Zoreńka (Morgenröthe), setzt sich weinend an einem Kreuze (sic!) nieder. Hier gibt ihr ein Vogel guten Rath, er bringt ihr eine Thränenschale und ein Brot, dessen verzehrte Theile sich von selbst wieder ersetzen. (Bułka odrostka.) Nun wandert die Schwester, von dem wunderbaren Brot sich nährend und die Schale mit Thränen füllend, neun Tage und neun Nächte nach Westen, bis sie an das festverschlossene Gitter des Raj gelangt, von dem Pani Zmora die zwölf zu Adlern gewordenen Brüder wegzutreiben sucht; denn nichts Lebendes, spricht sie, darf hier herein. Zoreńka besprengt ihre Brüder mit den gesammelten Thränen und gibt ihnen dadurch ihre ursprüngliche Gestalt wieder. Nun wollen sich die Geschwister auf den Heimweg begeben. Als sie sich aber umwenden, sehen sie einen meilenbreiten Abgrund vor sich, dessen jenseitiges Ende mit der latyr góra kaum sichtbar ist. Glücklicherweise kommt ein żar-ptak herbeigeflogen, nimmt die Brüder und die Schwester auf seinen Rücken und beginnt den Flug über den Abgrund. Im Fluge bittet er um Stärkung; Zoreńka gibt ihm die Hälfte des wunderbaren Brots; bald fordert er mehr, und die Schwester muss ihm das ganze Brot geben. Mit mächtigerem Flügelschlag durchschneidet der żar-ptak jetzt die Lüfte. Bald ist er am Ziele — da erlahmt seine Kraft; bekommt er nicht neue Stärkung, so stürzt er mit seiner Bürde in den Abgrund. Zoreńka schneidet sich die Brüste ab; nachdem der żar-ptak diese gegessen und die liebende Schwester vom Blute ganz roth geworden, erreicht der Vogel und die Geschwister glücklich den Rand des Abgrundes. Selbstverständlich wuchsen Zoreńka's Brüste wieder.

Ueber den Weltanfang sind bei den Nordslaven zahlreiche manichäische Sagen verbreitet. Dieser Umstand hat manche Forscher verleitet, die ursprünglich slavische Weltanschauung als durchaus persisch-dualistisch darzustellen, während doch nur der scharfe Contrast zwischen Sommer und Winter der slavischen Naturpoesie einen gewissen dualistischen Anstrich gegeben hat. Für echt slavisch halte ich folgende Sage: Als die Riesen (Wielkoludy) die Gebirge aufeinanderthürmten, um den Himmel zu erstürmen, fand Gott einen zweiköpfigen Zwergkönig. Dieser herrschte über ein Volk von zweiköpfigen Unterthanen, in welchem Mann und Frau in eins zusammengewachsen waren. Gott fragte den Zwergkönig um Rath, wie er sich der Macht der Riesen

erwehren solle. Dieser rieth die Welt durch eine grosse Fluth zu entvölkern; er selbst zog sich auf ein Hünengrab zurück und sah von demselben aus ruhig der Zerstörung der Riesen und seines eigenen Zwergvolkes zu. Gott zürnte aber dem Zwergkönig, dass er einen so entsetzlichen Zerstörungsplan ersonnen habe, auf den er, der himmlische Wirth, niemals verfallen wäre, und er strafte den Zwerg, indem er ihn eines von den beiden Köpfen beraubte. — So lautet die Sage in der Ukraine. In Litthauen erzählt man sie einigermassen anders. Sie lautet daselbst ungefähr folgendermassen: Wołod und seine Gemahlin sassen einst als schwarze Tauben auf einem Baume; sie verliessen denselben und tauchten in's Meer, welches damals den Abgrund bedeckte, um die runde Erdscheibe aus demselben heraufzuholen. Die Erde wurde mit Riesen bevölkert, welche jeden Morgen durch das Krähen eines rothen Riesenhahnes geweckt wurden. Dieser Hahn legte (ganz unzoologisch) ein Ei; die Riesen, begierig den Inhalt desselben kennen zu lernen, zerbrachen es. Aber da ergoss sich die grosse Fluth aus dem Ei und vertilgte das Riesengeschlecht. Darauf wurde der zweiköpfige Urahne des neuen Geschlechtes geschaffen. Täglich speiste dieser an der himmlischen Tafel. Aber leider! wie Tantalus wurde auch er von Uebermuth erfasst und es gelüstete ihn nach der himmlischen Wirthin. Dafür wurde der Zweiköpfige, in dem Mann und Frau vereinigt waren, entzweigespalten, und seit der Zeit hat das neue Geschlecht seine jetzige Gestalt. Einst wird aber eine letzte Schlacht kommen, ein grosser letzter Krieg, in dem Götter und Menschen untergehen werden. Ein noch elenderes Geschlecht von Menschen wird darauf die Erde bevölkern; von diesem heisst es überall in den nordslavischen Ländern, es werde so klein sein, dass zwölf Männer dieses Geschlechtes in einem heutigen Backofen, wie in einer Scheune dreschen können werden. Nach dem Kiewer Localmythus hat diese Götterdämmerung (Zhin) schon stattgefunden. Nach derselben datirt das Volk der Ukraine alle älteren Begebenheiten. Wieder ist es Kalin-Car, der gegen Wołod und dessen Helden in's Feld zieht. Die edlen Recken ziehen dem Feind entgegen, und der unvorsichtige Leszek brüstet sich, er fürchte sich selbst vor Gott dem Allmächtigen nicht, denn leicht würde er ihn im Kampfe bezwingen. Da tritt den Bohatyri (Helden) ein einziger Mann entgegen und fordert sie zum Kampfe heraus. Durch einen Schwerthieb entzweigehauen, wird er zu zwei Kämpfern und nach jedem Schwertschlage der Kiewer Helden mehrt sich die Zahl der mit ihnen kämpfenden Feinde. Die Bohatyri fliehen endlich auf die peczerska góra (Höhlenberg) und werden auf der Flucht zu Stein. Noch heute zeigt man diese Steine und legt jedem den Namen eines der Kiewer Helden bei. Aehnliche Sagen habe ich auch in Galizien gefunden, besonders in der Gegend der Bug- und Stryquellen.

Ich habe natürlich in dem Rahmen einer einzigen Vorlesung eine nur sehr flüchtige Skizze des ungemein reichen Märchen- und Mythenschatzes der Nordslaven geben können; auch bin ich vielleicht in dem Versuch einer Systematisirung der zahllosen Ueberlieferungen zu kühn gewesen; doch halte ich fest an der Ueberzeugung, dass, wer in der Behandlung der slavischen Mythen und Märchen dieselben Mittel und Grundsätze anwendet, mit Hilfe derer Grimm und Simrock die germanische Mythologie wiederbelebt haben, und wer ferner nicht zweifelt, dass die Sagen, welche denjenigen der anderen arischen Völker so ähnlich erscheinen, auch eine verwandte Erklärung erheischen, einst viel Erspriessliches auf dem weiten Gebiet der slavischen Mythologie leisten kann.

Das Zeichnen bei den Naturvölkern.

Von

Richard Andree.

(Mit Tafel I—III.)

Das Talent, schnell charakteristische Zeichnungen zu entwerfen, ist unter den Naturvölkern viel weiter verbreitet, als man gewöhnlich annimmt, und bei den Meisten braucht blos eine Gelegenheit gegeben zu werden, um die schlummernde Gabe zu wecken. Von den Eingebornen an der Humboldt-Bai (nördl. Neu-Guinea) heisst es: „Für Zeichnen haben sie eine ganz bestimmte Anlage, denn gab man ihnen Bleistift und Papier in die Hand, so zeichneten sie — die dergleichen Dinge nie zuvor gesehen — mit der grössten Gewandtheit und mit fester Hand einen Fisch oder einen Vogel, welcher Jedermanns Bewunderung erweckte [1])". Einem Mitgliede des Expeditionsschiffes „Fly", welches auf Murray-Island (Torres-Strasse) sein Notizbuch zurückgelassen, zeichneten die Eingeborenen seine eigene Carricatur mit dem Hute auf dem Kopfe und der Tabakspfeife im Munde hinein [2]). Die Waganda am Victoria-See (Inner-Afrika) nehmen häufig ihre Zuflucht zu Zeichnungen, um eine unvollkommene mündliche Beschreibung anschaulich zu machen. „Ich bin", sagt Stanley, „oft über die Geschicklichkeit und Naturwahrheit erstaunt, mit der sie solche Illustrationen in groben Zügen hinwerfen" [3]). Es ist bei den auf der unberührtesten Stufe stehenden Indianern Südamerikas nicht anders. Die Suya am Schingu in Brasilien, welche Dr. v. d. Steinen erst 1884 entdeckte und die nie zuvor von weissen Menschen eine Ahnung hatten, führten regelrecht den ihnen gereichten Bleistift und zeichneten schöne Muster in das Notizbuch des Reisenden [4]). Bei den auf ähnlicher Stufe stehenden Oyampi an den Quellen des Ojapok (Französisch-Guiana) fand der französische Marinearzt Jules Crevaux einen jungen Indianer, welcher „den Bleistift ergriff und Zeichnungen eines Menschen, Hundes, Tigers, endlich alle Thiere und Teufel des Landes ausführte. Ein anderer Indianer führte alle Arten Arabesken aus, wie sie dieselben gewöhnlich mit Genipa-Saft malen. Ich bemerkte, dass diese Indianer, von denen man gewöhnlich annimmt, dass sie gar nichts von den schönen Künsten verstehen, alle mit grosser Leichtigkeit zeichneten" [1]). Irving Rosse erzählt, dass ein Eskimo, den er auf Point Hope abgezeichnet hatte, nun seinerseits wünschte, einen der Weissen zu zeichnen „and taking one of our note-books and a pencil, neither of which he ever had in his hand before, produced the likeness of Professor Muir" [2]). Also ein arktischer Porträtzeichner!

Die wenigen Beispiele, welche wir finden, dass hier und da bei Naturvölkern jegliches Verständniss für die Auffassung einer Zeichnung gefehlt habe, bin ich geneigt, auf individuelle Unfähigkeit zurückzuführen; ich vermag diesen Mangel, eine Zeichnung zu verstehen, nicht als Rasseneigenthümlichkeit aufzufassen, wie es Lubbock that, da andererseits wieder in nächster Nähe sich Individuen finden, welche selbst eine Zeichnung anzufertigen vermögen. So sagt A. Oldfield [3]) von den australischen Watschandies: „Sie sind völlig unfähig, die lebhafteste künstlerische Darstellung zu verstehen. Einer, dem eine grosse colorirte Abbildung eines eingeborenen Neuholländers gezeigt wurde, erklärte dieselbe für ein Schiff, ein Anderer für ein Känguru u. s. w. Nicht ein einziger aus einem Dutzend erkannte, dass das Porträt mit ihnen selbst in Zusammenhang stehe. Eine rohe Zeichnung, bei der alle unwesentlichen Theile stark übertrieben sind, vermögen sie zu begreifen. So, um ihnen eine Vorstellung von einem Menschen zu geben, muss der Kopf unverhältnissmässig dick gezeichnet werden." Wir werden aber

[1]) Nieuw Guinea, ethnographisch en natuurkundig onderzocht. Amsterdam 1862. 180.

[2]) J. B. Jukes, Narrative of the voyage of H. M. S. „Fly". London 1847.

[3]) Stanley, Durch den dunklen Welttheil. I. 447.

[4]) K. v. d. Steinen. Durch Central-Brasilien. Leipzig 1886. 212.

[1]) Le Tour du Monde XL. 77.

[2]) Cruise of the revenue-steamer Corwin. Washington 1883. 37.

[3]) Transactions Ethnolog. Soc. New Series. III. 227.

sehen, dass diese Beobachtung fern davon ist, generelle Anwendung auf die Australier zu finden, dass im Gegentheil bei diesen recht tüchtige Elemente der künstlerischen Darstellung vorhanden sind, ja, dass sie zu charakterisiren vermögen und auch der Humor in ihren Zeichnungen nicht fehlt. Denham [1]) erzählt von einem sehr befähigten Afrikaner, dass er die Darstellung eines Sandsturmes in der Wüste nicht begriffen habe, während er Figuren, wie Menschen, Kameele, Waffen u. dgl. sofort verstand und sich darüber freute. Hier liegt Mangel an Uebung vor, denn auch bei uns begreifen Kinder Figürliches sehr frühe, während das Verständniss einer Landschaft ihnen noch lange verschlossen bleibt. Richtig aber ist die verschiedene Rassenbegabung in Bezug auf die bildenden Künste, wie sich dieses ja selbst innerhalb der europäischen Völker zeigt und diese Begabung erscheint unabhängig von der sonstigen geistigen Cultur und Civilisation eines Volkes.

Es mag dieses durch die Beobachtung illustrirt werden, welche A. R. Wallace über die Papuas von Doré auf Neu-Guinea gemacht hat. „Es ist seltsam", sagt er, „dass ein beginnender Kunstsinn mit einer so niedrigen Stufe der Civilisation zusammengehen kann. Die Leute von Doré sind grosse Holzschnitzer und Maler. Wo an der Aussenseite ihrer Häuser nur eine Planke vorhanden, ist diese mit rohen, aber charakteristischen Figuren bedeckt. Die hochspitzigen Schnäbel ihrer Boote sind mit Massen durchbrochener Arbeit verziert und aus soliden Holzblöcken mit oft sehr geschmackvoller Zeichnung geschnitten. — — Würden wir es nicht schon wissen, dass ein solcher Geschmack und solche Geschicklichkeit mit der äussersten Barbarei vereinbar sind, so würden wir es kaum glauben, dass dasselbe Volk in anderen Dingen allen Sinn für Ordnung, Bequemlichkeit und Wohlanstand gänzlich entbehrt. — Und doch haben sie alle eine ausgesprochene Liebe für die schönen Künste und verbringen ihre Mussezeit damit, Arbeiten zu verfertigen, deren guter Geschmack und deren Zierlichkeit oft in unseren Zeichenschulen bewundert werden würden" [2]).

Wie hier, so zeigt sich auch noch anderwärts, dass auf tiefer Culturstufe stehende Völker trotzdem eine relativ hohe Stufe in der Kunst erklommen haben können, eine Stufe, die gegenüber ihren sonstigen Leistungen als hoch bezeichnet werden muss. Daraus ergibt sich, dass die Kunst nicht immer als die höchste Blüthe in der Entwicklung eines Volkes auftritt. Die Begabung, die Anlage dazu ist weit verbreitet; sie schlummert aber und braucht nur geweckt zu werden. Man kann dieses so wenig leugnen, wie das Vorhandensein schöner Tenorstimmen unter Eskimo oder Melanesiern; da sind sie, aber Entwicklung und Verwendung finden sie nicht.

Es ist hervorzuheben, dass bei den Zeichnungen der Naturvölker neben dem Ornament das Figürliche in erster Linie dasteht, ja bei vielen allein herrscht, und dass nur selten die Pflanze eine Rolle spielt. Um zum Verständniss dieser Erscheinung zu gelangen, brauchen wir uns blos daran zu erinnern, dass auch bei unseren Kindern, wenn sie die ersten selbstständigen Versuche zum Zeichnen auf der Schiefertafel machen, zunächst Thiere und Menschen in rohen Formen dargestellt werden; das lebendige, bewegliche Thier fesselt eher ihre Aufmerksamkeit, ist in seiner ganzen Figur auch schneller zu erfassen, als die aus zahlreichen Blättern und Blüthen bestehende Pflanze. Daher auch bei den prähistorischen Völkern sowohl als bei den Naturvölkern die Bevorzugung der Thierzeichnung und die oft sehr charakteristische Ausbildung derselben, die hie und da (wie bei den Negern an der Loangoküste) nicht des Humors entbehrt. Auch die Stylisirung der Thierformen, wo sie im Ornamente Verwendung finden oder zur Decoration von Stoffen dienen, sehen wir in einer Weise vertreten, die an unsere mittelalterlichen, namentlich romanischen, stylisirten Thiere gemahnt. So auf den geschmackvollen, gobelinartig gewebten und schönfarbigen Wollstoffen der alten Peruaner, mit denen die Mumien der Wohlhabenderen eingehüllt werden; sie sind ausgezeichnet durch die lebendige Zeichnung und den Reichthum an gesättigten, aber keineswegs grellen Farbentönen und deren harmonische Zusammenstellung. Die fast ausschliesslich verwendeten Thierformen (Affen u. dgl.) sind durchaus stylisirt und in Schnörkel aufgelöst, mehr noch wie unsere heraldischen Figuren [1]). Stylisirt sind ebenso die Thierfiguren, welche die Melanesier, zumal die Bewohner des Bismarck-Archipels, in ihren höchst eigenthümlichen schwarz, weiss und roth bemalten Holzschnitzereien anbringen, in welchen der Nashornvogel sich dermassen in das Ornament auflöst, dass manchmal nur Schnabel und Augen noch deutlich zu unterscheiden sind. Stylisirt sind alle Malereien der Koljuschen.

[1]) Travels in Afrika. I. 167.

[2]) Wallace, Malayischer Archipel. Deutsche Ausg. II. 300.

[1]) Vgl. Squier, Peru. London 1877. 76. 145. Reiss und Stübel, Das Todtenfeld von Ankon in Peru. Berlin 1881 ff.

Keineswegs ist aber immer bei den Naturvölkern die Begabung, gleichmässig das Ornament und die Figur zu beherrschen oder beide vereinigt zur Darstellung zu bringen, vorhanden. Im Gegentheil, wir finden oft, dass bei den Einen nur die Zeichnung (oder Sculptur) von Thieren sich entwickelt hat, ohne dass bei denselben Ornamente hergestellt werden, während bei Anderen nur die letzteren herrschen. Nur Thierformen und Menschen zeichnen z. B. die Buschmänner, die Eskimos, die Australier, die nordamerikanischen Indianer, während andererseits die Maori fast ganz im Ornament aufgehen, auch der Fidschi-Insulaner selten eine Figur zeichnet.

Fast überall sind es die Männer, welche sich mit der Herstellung von derartigen Abbildungen befassen; das weibliche Geschlecht tritt dabei in den Hintergrund. Sollte das nicht einem allgemeinen psychischen Gesetze entspringen, das für die verschiedensten Rassen das nämliche ist? Ein sichtbarer Grund liegt nicht vor, dass die Weiber nicht ebensogut wie die Männer sich mit Zeichnungen befassen sollten. Dieses führt unter Umständen zu eigenthümlichen Erscheinungen. Der Sinn der Papuas in Neu-Guinea für sehr abwechselnde schöne Ornamentation ist bekannt; alle Geräthe und Waffen aus Holz sind mit den verschiedensten Decorationen in Schnitzwerk versehen, aber bei den Töpferwaaren (im Kaiser Wilhelms-Land), die doch sonst zur Ornamentirung geradezu verlocken und auch solche in den ältesten prähistorischen Vorkommnissen Europas zeigen, fehlt jede Verzierung, und zwar deshalb, weil dort die Töpferei „est exclusivement confiée aux soins des femmes, dont la nature est généralement peu artistique“ [1]).

Wo ein durchgebildeter Styl in den Zeichnungen und Ornamenten der Naturvölker vorhanden, da darf man mit Sicherheit annehmen, dass dieser das Ergebniss der künstlerischen Thätigkeit vieler Geschlechter ist. Jahrhunderte mussten vergangen sein, ehe er aus rohen Anfängen heraus sich bildete und festsetzte, fertig trat er nicht aus dem künstlerischen Gehirn eines Einzelnen heraus. Wenn aber einmal ausgeprägt und feststehend, dann scheint er überall dauernd gehaftet zu haben, ohne dass neue Formen, ein neuer Styl entstand, wenigstens vermag ich Mischungen oder Nebeneinanderlaufen verschiedener Style bei Naturvölkern nicht nachzuweisen. Eine Fortentwicklung aus der einmal eingenommenen Stufe ist nicht immer leicht und auch nicht jedem Volksstamme gegeben, im Gegentheil, viele Völker hängen traditionell an dem einmal Vorhandenen und ornamentiren ihre Waffen und Geräthe genau nach den Mustern, wie ihre Vorfahren es thaten. Von den Andamanesen sagt Man: they slavishly adhere to those patterns, which custom has prescribed for each article [1]). Und so bei den meisten, wenig Neues!

Nicht unerwähnt will ich lassen, dass mit Recht die Zeichenkunst und künstlerische Begabung der Naturvölker überhaupt herangezogen worden ist, um die Echtheit oder Unechtheit der Knochenzeichnungen und Sculpturen zu erweisen, die uns von prähistorischen Troglodyten (Dordogne, Thayingen) hinterlassen wurden. Die Analogie ist zutreffend und wir haben hier nur die Menschen der Steinzeit miteinander zu vergleichen, gleichviel ob Jahrtausende zwischen ihnen liegen. Der Culturzustand ist der nämliche. Abgesehen von erwiesenen Fälschungen ist die Befähigung der prähistorischen Troglodyten für artistische Werke nicht anzuzweifeln [2]). Immer aber handelt es sich hier, wie bei den Naturvölkern überhaupt, um einfache Wiedergabe und Nachbildung des in der Natur Beobachteten.

An die vorstehenden Bemerkungen allgemeiner Art will ich jetzt einige besondere Beispiele knüpfen und über einzelne Naturvölker Rundschau halten, die in Bezug auf das Zeichnen sich hervorthun. Da kann ich nicht auf die verschiedenen Arten der Ornamente, Tätowirung u. s. w. eingehen, welche allerdings höchst interessante Vergleiche gestatten, auch die Sculptur findet nur hier und da Erwähnung. Die völkerpsychologische Seite wird aber durch diese kurze Abhandlung — die mehr anregen soll, die Frage eingehender zu behandeln — genügend ins Licht gesetzt. Hätte ich daran gedacht, den Gegenstand erschöpfend zu behandeln, so wäre daraus ein dickes Buch geworden, denn der Stoff liegt vor. Ich glaube aber kaum, dass ein solches Buch mehr enthüllt hätte, als dieser kurze Aufsatz es thut.

Australier. Die meisten Reisenden haben bei den angeblich auf tiefer Stufe stehenden schwarzen Eingeborenen Australiens das Talent gefunden, schnell und mit sicherer Hand Zeichnungen entwerfen zu können. Schon die Verzierungen, welche sie auf ihren

[1]) Miclucho-Maclay in Bullet. soc. d'Anthropologie 1878. 530. Die Frauen der Oyampi-Indianer an den Quellen des Ojapok in Französisch-Guiana schmücken dagegen die von ihnen geformten Thongefässe mit ornamentalen Mustern nach Crevaux (Tour du Monde XL. 77).

[1]) Journ. Anthrop. Instit. XII. 370.

[2]) Vgl. Ecker im Archiv f. Anthropol. XI. 133.

Schilden und Waffen anbringen, sind in ihren Zusammenstellungen hübsch ausgeführt und ähneln den Ornamenten auf unseren vorgeschichtlichen Urnen. Während man bei diesen australischen Ornamenten (so auch in Neu-Guinea und auf Fidschi) selten gekrümmte Linien findet, sind Sparren, Kreuze und das Fischgrätenornament sehr häufig. Auf einzelnen Waffen erscheinen rohe Figuren von Menschen und vierfüssigen Thieren. Verziert sind auch die Bumerangs und „all these forms have a meaning intelligible to the blacks“ [1]). Auffallend erscheint das stereotype Beibehalten derselben Formen und Decorationen durch die Geschlechter und Zeiten hindurch, keine Aenderung findet statt und der Schwarze macht heute seine Ornamente genau nach denselben Mustern, wie seine Vorfahren. Die künstlerische Erfindung ist in Bezug auf die Ornamente zum Stillstand gekommen [2]). Auch in Bezug auf die menschliche Figur zeigt der australische Schwarze überall gewisse conventionelle Formen, wenn er sie zeichnet. Er vermeidet es stets, den Mund derselben zu zeichnen [3]), doch wohl nur von der Anschauung ausgehend, dass die gezeichnete Figur nicht zu sprechen vermag.

Lange bevor die Europäer nach Australien kamen, kannten die australischen Schwarzen eine Art von bildlichen Darstellungen, welche Scenen aus ihrem Leben darstellen, die mit grosser Naturwahrheit dasselbe veranschaulichen. Ein interessantes Stück der Art fand Sumner auf einer Rinde, die zum Decken einer Hütte am Lake Tyrrell gedient hatte. (Taf I.) Der Schwarze, welcher dieses Bild schuf, hatte mit Weissen verkehrt, doch keinerlei Zeichenunterricht gehabt. Die Baumrinde war auf der Innenseite vom Rauch geschwärzt und in diese geschwärzte Oberfläche zeichnete der Schwarze die Figuren mit seinem Daumennagel. Das Bild zeigt oben Bäume, auf einem derselben eine Taube, dabei (rechts vom Beschauer) zwei wohlcharakterisirte Kängurus, die Zeichen austauschen. Weiterhin australische Truthühner, darunter eine zusammengerollte Schlange und verschiedene Emus. Links vom Beschauer steht oben ein Eucalyptusbaum, welchen ein Eingeborener (in der charakteristischen Weise) mit dem Beile in der Hand erklettert. Dann wieder rechts unter Bäumen zwei Eingeborene mit europäischen Utensilien: der Eine raucht eine Pfeife, der Andere trägt ein Gewehr. Der folgende Theil des Bildes ist von dem vorigen durch Linien abgetrennt. Links in einem Kreise zwei Schwarze mit Steinbeilen gegenüber einer Schlange. In der Mitte ein Eingeborener im Kahn mit Speer und Schaltstange, eine Ente verfolgend. Rechts davon ein See, in welchen ein Fluss mündet und der von Bäumen umgeben ist; darauf schwimmen Schwäne. Auch unten ein solcher See, dessen bewegtes Wasser durch die gewundenen Linien dargestellt ist. Zwischen beiden Seen ein Squatterhaus und tanzende Schwarze mit Lanzen und Bumerangs in den Händen [1]). Das ganze Bild ist voller Leben!

Dass ganz entschieden eine conventionelle Behandlung der Figuren bei den australischen Schwarzen eingetreten ist, möge man aus dem Bilde (Taf. II, Fig. 1) erkennen, welches ein Surveyor aus Ballarat, Ph. Chauncey, von einem australischen Burschen zeichnen liess, der durchaus keinen Unterricht genossen hatte. Es ist am obern Murray entworfen worden und zeigt die Berührung australischen und europäischen Lebens. Ein Schwarzer in einem Canoe verfolgt eine Schildkröte, weiterhin sieht man zwei Emus bei ihrem Neste, nach denen ein Eingeborener mit dem Speere wirft, daneben läuft ein anderer mit einem Beile hinter einem Leguan her, wieder ein anderer speert einen Fisch. Der untere Theil des Bildes zeigt ein sehr charakteristisches Squatterpaar, das aus seiner Wohnung herausgetreten ist und dem Kriegstanze von neun Schwarzen zuschaut, welche ihre Schilde und Bumerangs schwingen [2]).

Auch die Innenseite der Opossumfelle, welche die Schwarzen tragen, sind oft mit Figuren verziert. Sie ritzen Linien in das Fell, welche dann mit Fett und Holzkohle ausgerieben werden. Hauptorte für ihre Darstellungen sind aber Höhlen und Felswände. Pfeifenthon, Ocher und Holzkohle sind die gewöhnlich dabei benützten Farben. Sehr häufig sind solche Höhlen mit Malereien im Norden, um den Carpentaria-Golf herum [3]); jene in der Gegend von Sydney sind öfter geschildert worden [4]). In den Höhlen Victorias sind dagegen bis jetzt keinerlei Felszeichnungen

[1]) Brough Smyth, The Aborigines of Victoria. Melbourne 1878. I. 285.

[2]) Artistic invention has its limits and is as surely a subject to law as are the physical forces which we may investigate and in some sense control, but cannot change. B. Smyth a. a. O.

[3]) The mouth is wanting in all. Palmer in Journ. Anthropolog. Institute XIII. 288.

[1]) Brough Smyth a. a. O. I. 286 ff.

[2]) Brough Smyth a. a. O. II. 257.

[3]) Journ. Anthropolog. Instit. XIII. 288.

[4]) Angas in Wood's Natural History of Man II. 94. — Andree, Ethnographische Parallelen 298. Taf. VI. Fig. 58, 59. — Nicholson, on some rock carvings found in the neighbourhood of Sydney im Journ. of the Anthropol. Instit. IX. 31.

oder Einritzungen gefunden worden. Die australischen Zeichnungen in den Höhlen und an den Sandsteinwänden Westaustraliens sind von Grey beschrieben und abgebildet worden [1]).

Um die Massenhaftigkeit zu beweisen, in der diese australischen Zeichnungen vorkommen, möge hier nur noch die von Stokes auf der Depuch-Insel gemachte Beobachtung Platz finden [2]). Dieselbe gehört zur Forestier-Gruppe und liegt an der Nordwestküste. Auf vorher geglätteter Felsenfläche waren hier Menschen, Vögel, Fische, Krabben, Käfer u. s. w. in ganz ungeheurer Anzahl in den Farben schwarz, weiss, roth, gelb und selten blau dargestellt. An dieser „einsamen Gemäldegallerie inmitten des Oceans" müssen Generationen gearbeitet haben und es wird dieses erklärlich, weil es sich um eine Fischerstation handelt, die zu bestimmten Jahreszeiten besucht wurde. Die freie Zeit vertrieben sich die Fischer mit Zeichnen, ein Jahrgang schloss sich dem andern an, die bereits vorhandenen Figuren eiferten zur Nachbildung an und so wuchs und wuchs die Masse.

Ich will hier nochmals darauf hinweisen, dass dieses Nachahmen und Fortsetzen bereits vorhandener Zeichnungen oder Felsritzungen (Petroglyphen) einem psychischen Gesetze entspringt und allgemein über die ganze Erde beobachtet werden kann. Wo an einer Strassenecke eine Zeichnung angebracht ist, da fügt ein Nachahmer bald eine zweite hinzu und so werden Schulbänke, Aussichtspunkte, Fremdenbücher, hervorragende Punkte an Karavanen- und Auswandererstrassen, die öffentlichen Aborte u. s. w. mit Zeichnungen und Namen bedeckt. Eingegraben in Stein und Baumrinde, gemalt und gezeichnet finden wir das Gleiche in allen Erdtheilen und es muss dieser Zug der Nachahmung zuerst in Betracht gezogen werden, ehe man von „Felsinschriften", Charakteren, Bilderschrift, Hieroglyphen u. s. w. redet [3]).

Südsee. Bei den Fidschi-Insulanern finden wir, wie bei den Melanesiern überhaupt, tüchtige mechanische Fertigkeit, und ihr Sinn für Ornamentik zeigt sich deutlich in ihren geschnitzten und bemalten Geräthen. Selten aber versteigen sie sich zu Nachbildungen vorhandener Gegenstände, doch kommen rohe Nachahmungen von Menschen, Schildkröten, Fischen und dergl. auf ihren Stoffen und geschnitzten Keulen vor. Beim Linienornament verschmähen sie Curven; alles ist in geraden oder Zickzack-Linien ausgeführt [1]).

Auf den Salomo-Inseln sind es Gegenstände der Fischerei, welche die heimischen Künstler zu Darstellungen bewegen, entweder in Sculpturen oder Malereien. Die schwarzen Balken (der Häuser?) werden auf Arossi (San Christoval) öfter mit Fischerkähnen in weiss und roth, den melanesischen Hauptfarben, bemalt, wobei man die Taucher im Wasser nach der Beute haschen sieht (Tafel II, Fig. 7) [2]). Es erinnert dieses an die Darstellungen, welche A. B. Meyer von den Pelau-Inseln veröffentlichte [3]).

Wie weit es die Kanaken Neucaledoniens im Zeichnen gebracht haben, erhellt aus den mit eingravirten Zeichnungen versehenen Bambusstöcken, welche sie als Luxusgegenstände, ähnlich wie wir unsere Spazierstöcke mit sich führen, und von denen eine Anzahl im Pariser ethnographischen Museum (Trocadéro) aufbewahrt wird. Sie sind von E. T. Hamy beschrieben worden [4]). Es vereinigen sich in diesen fein eingeritzten Zeichnungen Ornamente der einfachsten Art (gerade Linien und Zickzackmuster) mit Figuren und Baumgruppen. Die künstlerische Ausführung ist eine ziemlich primitive, doch entbehren die Figuren keineswegs der Charakteristik und Lebhaftigkeit. Man sieht auf dem Bambus die spitzdachigen Hütten der Häuptlinge, Schildkröten, Geflügel, Eidechsen und dazwischen Scenen aus dem Leben der Kanaken. Ein Mann prügelt seine Frau, Männer schiessen ihren Bogen ab, Andere stehen

---

[1]) Journals of two expeditions in North West and Western Australia 1841.

[2]) Stokes, Discoveries in Australia 1837—40. II. 170.

[3]) Hunderte von Beispielen habe ich in meinen „Ethnographischen Parallelen" (Stuttgart 1878) pag. 258, Taf. II—VI gesammelt. Wie dieses Nachahmen, dieses „Narrenhände beschmieren Tisch und Wände" überall geschieht, möge noch an ein paar Beispielen gezeigt werden. Die Maori auf Neuseeland können jetzt fast Alle lesen und schreiben und „an allen Mauern und Zäunen, an allen Felswänden im Walde sieht man Namen und Zeichnungen eingekratzt, welche die Vorliebe der Maori für graphische Künste bezeugen". (Buchner, Reise durch den stillen Ocean. Breslau 1878. 157.) Bei Kabombo am obern Congo fand Stanley eine Felsenhöhle am Strome. „Einige Eingeborene", erzählt er, „haben auf die glatte Oberfläche des Felsens phantastische Zeichnungen, Quadrate und Kegel gekritzelt und, ihrem Beispiele folgend, schnitzte ich, so hoch als ich reichen konnte, den Namen der Expedition und das Datum der Entdeckung ein". (Stanley, Durch den dunklen Welttheil. II. 268.)

[1]) Williams, Fiji and the Fijians I. 112.

[2]) Verguet in Revue d'Ethnographie 1885, 218 u. Fig. 105.

[3]) Bilderschriften des ostindischen Archipels u. der Südsee. Leipzig, 1887. Tafel 2—5. Vergl. auch Hernsheim, Südseeerinnerungen, Berlin s. a. 13 u. Tafel 5.

[4]) Magazin pittoresque 1883. 310. Mit Abbildungen. Vergl. auch Revue d'Ethnographie 1883. II. 346 ff.

faullenzend in Reih und Glied, geschmückt mit dem cylinderförmigen Strohhut, den Cook schildert und der heute schon fast verschwunden ist (Tafel II, Fig. 3, 4).

Afrikaner. Der Neger, dem überhaupt Humor angeboren ist, pflegt auch in seinen Zeichnungen solchen walten zu lassen. Die weissen Wandmalereien an den Häusern der Kamerunflüsse zeigen neben Thieren (z B. Krokodilen) auch europäische Kaufleute und Matrosen. Diese urwüchsigen, an die Leistungen unserer Schulbuben erinnernden Abbildungen des Europäers und europäischer Gegenstände „verrathen ein feines Beobachtungstalent und könnten füglich in unveränderter Form als Caricaturzeichnungen für die ‚Fliegenden Blätter' benutzt werden". Hoch entwickelt (in seiner Weise) zeigt sich aber das Zeichentalent der westafrikanischen Schwarzen bei den Elfenbeinsculpturen an der Loangoküste, an den spiralförmig mit reichem Figurenrelief versehenen Elephantenzähnen, zu deren Herstellung Zöller allerdings indischen Einfluss als massgebend hinstellen möchte. Sie beweisen „ein nicht zu leugnendes und wirklich ganz ausserordentliches Nachahmungstalent des Negers". Die schwarzen Elfenbeinschnitzer benützen zu dem tollen Zuge carnevalistischer Gestalten, die sich um einen solchen Zahn herumziehen, alle Figuren, welche ihre Einbildungskraft reizen, Matrosen, Seeofficiere, brillentragende und schmetterlingfangende Gelehrte ebensogut wie Thiere oder aufgeputzte Häuptlinge. Kleine Züge, die ein europäischer Künstler übersieht, gibt der Neger genau und oft in carikirender Uebertreibung wieder, und was seine Einbildungskraft besonders reizt, stellt er recht gross dar [1]).

Der Hottentotte und die Bantuvölker Südafrikas entwerfen keine Zeichnungen, wenn auch die Letzteren in mässigen Sculpturen Einiges leisten. Als Zeichner und Maler Südafrikas sind dagegen die Buschmänner zu nennen, welche hierdurch, wie durch manche andere ethnisch auffallende Züge ihre Eigenartigkeit erweisen. Die ausserordentlich zahlreichen Figuren von Menschen und Thieren, welche dieses Volk innerhalb seines ganzen, heute sehr geschmälerten Verbreitungsbezirkes vom Cap im Süden bis in die Länder und Wüsten im Norden des Oranjeflusses gezeichnet hat und heute noch in bunten Farben zeichnet, beweisen eine ungemein sichere Hand, ein scharf beobachtendes Auge und eine treffende Charakteristik. Es sind meistens die Flächen der zahllosen Felsblöcke, die Wände von Höhlen oder durch überhängende Felsen geschützte Steinwände, welche der Buschmannkünstler sich als Grundlage zur Ausübung seiner Kunst erwählte. Entweder malte er seine Figuren mit Farben auf oder er meisselte sie mit einem härteren, scharfen Stein aus der Felswand aus, so dass sie vertieft ausgekratzt erscheinen. Wie zahlreich diese Figuren sind, erkennt man daraus, dass Fritsch bei Hopetown deren „Tausende" fand, oft zwanzig und mehr auf einem Blocke; Hübner sah bei „gestoppte Fontein" in Transvaal 200 bis 300 beisammen, die in einem weichen Schiefer eingegraben waren. Die angewendeten Erdfarben sind roth, ocher, weiss, schwarz, die mit Fett angemischt werden, auch verwendet man dazu Blut. Mit welchem Instrumente (Pinsel?) das Auftragen der Farben erfolgt, ist noch nicht festgestellt, da, wie mir scheint, noch kein Buschmannkünstler bei der Arbeit beobachtet worden ist. Was die Malereien selbst betrifft, so lassen sich verschiedene Classen derselben unterscheiden, aber bei allen handelt es sich um figürliche Darstellungen; das Ornament und die Pflanze sind ausgeschlossen. Zunächst Kämpfe und Jagden, in denen auch die Weissen (Boers) eine Rolle spielen, wodurch der neuere Ursprung dieser Malereien nachgewiesen wird. Dann Thierdarstellungen, sowohl von Hausthieren (Rindern, Hunden) als von Jagdwild, namentlich die verschiedenen Antilopenarten, Giraffen, Strausse, Elephanten, Rhinocerosse, Affen etc. Eine besondere Classe bilden Abbildungen obscöner Natur und ausnahmsweise ist einmal ein Schiff oder ein Palmbaum gezeichnet [1]).

Die hier wiedergegebene Abbildung (Taf. III) einer sehr charakteristischen Buschmannsmalerei entstammt einer Mittheilung des Herrn H. Dieterlen von der „Société des missions évangéliques" zu Paris, welcher dieselbe in einer Höhle copirte, die zwei Kilometer von der Missionsstation Hermon entfernt ist. Buschmänner haben eine Rinderherde den Kaffern gestohlen und werden nun von den Beraubten verfolgt. Die verschiedenfarbigen und scheckigen Rinder sind natur-

[1]) H. Zöller, Kamerun II. 28, 89, 102. Abbildung eines solchen Zahnes in Bastian, Deutsche Expedition an der Loangoküste, Band I. Derlei Zähne sind jetzt häufig in den Museen.

[1]) Fritsch, Eingeborene Südafrikas 126 u. Taf. 50. — Mark Hutchinson in Journ. Anthropol. Institute XII. 464. — Adolf Hübner in Zeitschrift für Ethnologie III. 51 u. Tafel 1. Wenn Hübner hier annimmt, dass die ausgemeisselten Hyänen, Antilopen u. s. w. von „gestoppte Fontein" ein Werk der Damara seien, so ist dieses ein offenbarer Irrthum, welcher nicht näher widerlegt zu werden braucht. — Holub, Sieben Jahre in Südafrika. Wien 1881, 469, wo Einiges über die Technik der Ausmeisselung der Zeichnungen mitgetheilt ist.

wahr, wenn auch verzeichnet; Perspective fehlt. Drei Buschmänner treiben die Heerde fort, während ihre übrigen Gefährten mit Bogen und vergifteten Pfeilen bewaffnet, sich den verfolgenden Kaffern widersetzen. Letztere tragen die bekannten Schilde und als Waffen Assagaien. Bemerkenswerth ist der übertriebene Grössenunterschied zwischen den kleinen Buschmännern und grossen Kaffern, durch den der Künstler vielleicht das Heroische der That ausdrücken wollte, dass jene kleinen Leute sich den riesigen, muskelstarken Kaffern zu widersetzen wagten. Das Bild ist kein blosses Werk der Einbildungskraft; es ist eine ethnographische Illustration, eine Seite aus dem südafrikanischen Völkerleben, ein Ereigniss, das heute noch vorkommt.

Wenngleich die Insel Madagaskar wesentlich von Malayen besiedelt wurde, — zu einer Zeit, als diese noch nicht auf der Höhe ihrer heutigen Cultur angelangt waren — und daher eine Einordnung an dieser Stelle nur geographisch zulässig, so will ich es doch nicht versäumen, hier auf eine sehr eigenthümliche Erscheinung bei den Howas hinzuweisen, bei denen sich selbstständig und unbeeinflusst von Europäern eine decorative Bemalung der Wandflächen herausgebildet hat, welche mit derjenigen unserer byzantinischen Kirchen manche Uebereinstimmung zeigt. Seit das Christenthum bei ihnen zur Herrschaft gelangte, haben sie zahlreiche Kirchen in ihrem Lande erbaut und deren Wände mit Ornamenten geschmückt, die von viel Geschmack und Erfindungsgabe zeugen „and show, that with a little guidance the native talent might be trained to produce a very appropriate adornment for the walls of buildings". Soldaten, Reiter, Thiere, Vögel sind zwischen den Ornamenten zerstreut. In manchen Fällen sind aber die Wände völlig mit Blumen und Blättern bemalt, so dass sie das Aussehen von Tapeten haben, während Thüren und Fenster mit gemalten Guirlanden eingefasst sind. Sibree, dem wir die Mittheilung dieser Thatsache verdanken, hebt rühmend auch die harmonische Farbengebung, die dabei zur Geltung kommt, hervor. Es sind Erdfarben in braun, ledergelb, chocolade und schwarz. „Indeed, the untaught native artist had unconsciously succeeded in accomplishing what more laboured attempts often fail to do" [1]).

Polarvölker. Im Leben, in den Sitten und Bräuchen, in der Nahrung und Kleidung der dem Pol zugewandten Völker Asiens und Nordamerikas lassen sich mit Leichtigkeit Hunderte von Analogien nachweisen, welche durch die gleiche Naturbeschaffenheit des von diesen Hyperboräern bewohnten Landes bedingt werden und die schlagend zur Geltung gelangen, trotz verschiedener ethnischer Abstammung der einzelnen Völker. Von den Lappen und Samojeden an, durch die Jakuten, Jukagiren, Tschuktschen und Korjaken bis zu den Eskimo und Grönländern, herrscht nun auch, wie ein Blick auf die vorliegenden künstlerischen Leistungen beweist, eine sehr gleichmässige und übereinstimmende Ausführung der Zeichnungen; es ist hier ein gewisser Stil vorhanden, der sich namentlich bei der Zeichnung der Renthiere offenbart, also desjenigen Thieres, das am meisten mit dem Haushalt und dem Leben jener nordischen Völker verknüpft ist. Das Renthier auf der Zaubertrommel des Lappen und auf dem Wallrosszahn, den der Eskimo gravirte, ist mit einer grossen Uebereinstimmung gezeichnet, die nicht blos durch die natürliche (zoologische) Erscheinung dieses Hirsches bedingt ist. Schon die Zeichnungen, welche der alte Scheffer von den bedeutungsvollen und gedeuteten Figuren auf den lappischen Zaubertrommeln gibt [1]), noch mehr die Abbildungen bei von Düben [2]) beweisen dieses deutlich, wenn man sie mit den weiter unten angeführten Eskimopiktographien zusammenhält. Der Lappe ist nach den genannten Autoren ein geschickter Zeichner, der auf Rinde oder Fell sofort eine Figur entwirft, die alle charakteristischen Züge enthält. Allerdings gelingt ihm die menschliche Figur weniger gut, das Thier aber weit besser, namentlich das Ren. Die hier (Taf. II, Fig. 2) wiedergegebene Jagd (nach G. v. Düben, 347) ist in Einviertel-Grösse des Originals reproducirt. Sie stellt die Erlegung eines Rudels Wölfe dar und ist von dem Sorselelappen Jon Andersson Grahn 1868 gezeichnet worden.

Geradeso wie bei den weiter östlich lebenden Völkern bis zu den Eskimo hin, überwiegt bei den Lappen die Darstellung der Figuren und tritt das Ornamentale zurück. Das tägliche Leben, die Jagden, der Fischfang, die Schlittenfahrten, die Menschen stehen im Vordergrund. Zwischen Lappen und Eskimo fallen die Tschuktschen geographisch in die Mitte, und über deren künstlerische Begabung sind wir durch die Vega-Expedition gut unterrichtet [3]). Nordenskiöld traf dieses Volk noch so gut wie im Stein-

[1]) Sibree, The great african island. 260.

[1]) Schefferi, Lappland. Frankfurt a. M. u. Leipzig, 1675, 143, 144.

[2]) Om Lappland och Lapparne 91, 347, Tafel 7 u. 8.

[3]) Nordenskiöld, die Umseglung Asiens und Europas auf der Vega. Leipzig 1882. II. 132.

alter, fast unberührt von europäischen Einflüssen, so dass gerade die ersten künstlerischen Regungen bei ihnen für Kunsthistoriker und Alterthumsforscher von Interesse sein mussten. Wir sehen sie sowohl als Zeichner wie als Bildschnitzer auftreten und in beiden Fällen überrascht eine gute, durch die Beobachtung der Natur bedingte Charakterisirung der Figuren, auch hier wieder mehr der Thiere als der Menschen. „Die tschuktschischen Zeichnungen, sagt Nordenskiöld, sind grob und plump ausgeführt, doch verrathen viele von ihnen eine gewisse Sicherheit in der Zeichnung." Die Originale wurden mit Bleistift oder rothem Ocher auf Papier für die Schweden angefertigt; sie zeigten Hundegespanne, Wallfische, Jagden auf Eisbären und Wallrosse, Fische, Hasen, Vögel, Renthiere, Seehunde, Boote, Zelte u. s. w. (Tafel II, Fig. 5). Entschieden Stil und höchst charakteristische Ausführung zeigen auch die Schnitzereien aus Wallrosszahn: Fische, Fliegenlarven und namentlich sehr naturgetreu dargestellte Cetaceen.

Alle Reisende, die unter den Eskimo gelebt haben, bezeugen deren grosses Talent für das Zeichnen und die Bildschnitzerei, ja es gibt unter ihnen künstlerisch veranlagte Naturen, die einer höheren Ausbildung fähig wären, wenn sie in gute Schule geriethen. Von der Beringstrasse bis nach Grönland hin ist in dieser Beziehung der Eskimo gleichmässig begabt; auch bei ihm zeigt sich wieder die bessere Veranlagung für die Darstellung von Thieren, die mangelhaftere von Menschen und das Fehlen des Ornamentes. Stets aber versteht er zu charakterisiren, wie die zahlreichen in unseren Museen befindlichen auf Wallrosszahn eingeritzten Zeichnungen beweisen, unter denen die Renthiere und Cetaceen wieder ganz besonders gelungen sind [1]).

Die Eskimo sind aber nicht blos bei einfachen Zeichnungen stehen geblieben, sondern haben dieselben auch zu piktographischen Berichten weiter entwickelt (wie die Rothhäute u. a.). In St. Michael (Alaska) traf Irwing Rosse einen Eskimoknaben, der sehr gut zeichnete; er hatte sich an den Bildern der Londoner Illustrirten Zeitung geübt. Mit Tinte stellte er ein correctes Bild des Dampfers „Corwin" dar und ein ebensolches der Häuser von St. Michael, völlig ähnlich, nur die Perspective fehlt [2]). Bessels erzählt: „Einige Jäger (von Ita am Smithsunde) schnitzten in unserer Gegenwart Thierfiguren und Menschengestalten, die überaus charakteristisch waren. Durch geringe Mittel gelang es ihnen, das Typische der Inuitphysiognomie zur Darstellung zu bringen, sowie den Typus des Europäers auszudrücken. Viele der Thiere waren unverkennbar." [1]). Der französische Missionär Petitot hat Abbildungen der Tschiglit-Eskimo am Mackenzie (amerikanisches Festland) mitgetheilt, welche in Roth und Schwarz ausgeführt sind und mit überraschender Naturwahrheit Jagdscenen darstellen, bei denen die Menschen sehr schlecht, die Thiere, namentlich die Wale, vortrefflich gezeichnet sind [2]) (Taf. II, Fig. 6).

Rühmliche Kenntniss vom Zeichentalent der Eskimo soll aber vor Allem das (mir nur dem Titel nach bekannte) Werk geben: Kaladlit assialiait oder Holzschnitte, gezeichnet und geschnitten von Grönländern. Goodhab in Südgrönland. Gedruckt in der Inspectorsdruckerei von L. Möller und R. Berthelsen 1860. Ein Band in 4° von 52 Seiten mit Abbildungen, die in sehr naturgetreuer Weise Scenen aus dem täglichen Leben der Eskimo darstellen sollen.

Unter den gewählten Vorwürfen, welche die nordischen Naturvölker mit Vorliebe zeichnen oder schnitzen, spielen neben dem Ren die Cetaceen eine grosse Rolle, also die Thiere, auf welche sich vorzugsweise die Existenz jener Hyperboräer gründet. Die Cetaceen bei den Tschuktschen wurden schon hervorgehoben; auf den Aleuten erhielt A. von Chamisso Holzmodelle der in den dortigen Meeren lebenden Wale, „an denen jeder Zoologe seine erfolgreichen Studien unternehmen kann" [3]) und so bei den Völkern an der pacifischen Küste Amerikas entlang südlich bis Californien, wo auf der Insel St. Nicolas L. de Cessac aus Serpentin geschnitzte Figuren von Walen ausgrub (Fetische nennt er sie), die, wiewohl roh, doch zoologische Bestimmung (Lagenorhynchus obliquidens, Balaena Sieboldii, Rhanchianectes glaucus) zuliessen [4]).

Indianer. Die grosse Begabung der südlich an die Eskimo grenzenden nordwestamerikanischen Eingeborenen (Koljuschen = Thlinkiten u. s. w.) für darstellende Kunst ist bekannt und braucht nicht des

---

[1]) Abbildungen: Lubbock, Vorgeschichtliche Zeit. Jena 1874, II, 211. Boyd Dawkins, Die Höhlen. Leipzig 1876, 281. — W. Hofman, Eskimo Pictographs. Transact. Anthropol. Soc. Washingt. II, 141. — Archiv für Anthropologie XI, Tafel 7.

[2]) Cruise of the Steamer Corwin. Washington 1883, 37.

[1]) Bessels, Amerikanische Nordpol-Expedition. Leipzig 1879, 370.

[2]) E. Petitot, Vocabulaire Français-esquimau etc. Paris 1876, pag. XVIII.

[3]) R. Hartmann in Verhandl. Berliner Anthropol. Ges. 1877, 459.

[4]) Revue d'Ethnographie I, 30 (1882).

Weiteren hervorgehoben werden; sie haben es unter allen Naturvölkern am weitesten in der Stilisirung von Figuren gebracht, was darauf hindeutet, dass die Malerei bei ihnen schon sehr lange in der Uebung war. Die sowohl in Stein als in Holz geschnitzten, auch gemalten und in den Körper eintätowirten Totemfiguren zeigen eine strenge Stilisirung und haben völlig heraldischen Werth [1]). Ismailow, einer der frühesten Russen, welche mit den Koljuschen in Berührung kamen, erzählt, dass europäische Malereien und Zeichnungen ihnen durchaus nicht imponirten. Als man einem Häuptlinge Bildnisse der russischen Kaiserfamilie zeigte, erregten sie keine Bewunderung. Jener Häuptling war von seinem Maler begleitet, der alles Neue genau betrachtete, um es dann zu malen. Er verstand es namentlich, „allerlei Gegenstände auf hölzerne Tafeln und auf andere Stoffe (Leder) zu malen", wobei er Blaueisenerde, Eisenocher, farbige Thone und andere Mineralfarben verwandte. Auch bei diesen Völkern wird bei mangelnder Schreibkunst die Malerei als ein Ersatz angewendet, um Denkwürdiges in der Erinnerung zu behalten [2]).

Weit tiefer als die künstlerischen Leistungen der Eskimo und der Nordwestamerikaner (Haida, Tlinkit u. s. w.) stehen diejenigen der Rothhäute, östlich von dem Felsengebirge. Aber sehr productiv sind sie in Bezug auf die Figurenzeichnung, ja diese hat dazu gedient, bis zu einer Art von Bilderschrift vorzuschreiten, die allerdings durch künstlerische Ausführung sich nicht hervorthut. Jener „Schmiss", der, auf guter Naturbeobachtung beruhend, sich in den Zeichnungen der Australier, Buschmänner u. a. zeigt, die gute Charakterisirung der Figuren fehlt bei den Indianern, und wenn auch — wie häufig — die Thiere besser als die Menschen dargestellt sind, so reichen sie doch nicht an Thierfiguren der Eskimo oder Buschmänner heran. Ein Blick auf die bemalten Zeltdecken oder Büffelhäute unserer Museen, auf die Nachbildungen bei Schoolcraft, Catlin, Wied oder Mallery belehrt uns sofort hierüber. Dr. Capitan, welcher sich von den Omahas, die 1883 im Pariser Jardin d'acclimatation gezeigt wurden, Zeichnungen anfertigen liess, sagt von denselben: Il est singulier de constater qu'à coté de représentations très rudimentaires des figures humaines les images de chevaux sont faites avec une certain correction [1]). Am meisten Mühe geben sich die Indianer noch bei der Bemalung ihrer Büffelhäute, die oft als Mäntel getragen werden. Auf rothbraunem Grunde sieht man schwarze Figuren, besonders von Thieren, bei anderen auf weissem Grunde die Heldenthaten und Lebensereignisse einzelner hervorragender Indianer schwarz oder bunt dargestellt. Man sieht die verwundeten Feinde, den Blutverlust, die Getödteten und Gefangenen, gestohlene Pferde, Alles nach der eigenthümlichen Art der noch in der Kindheit befindlichen Malerei, schwarz, roth, grün und gelb (mit Erdfarben) ausgeführt. Fast alle Missourivölker befassen sich mit der Bemalung solcher Büffelhäute; am geschicktesten sind die Panis, Mandanen, Mönitarris und Krähen. Unter den Mandanen traf Wied Individuen, „die ein ganz entschiedenes Talent" zum Zeichnen besassen [2]).

Es muss auffallen, dass neben der niedrigeren Stufe, welche die heutigen Rothhäute der Vereinigten Staaten in Bezug auf künstlerische Begabung zeigen, bei den sogenannten Mountbuildern eine weit bedeutendere Fähigkeit in Bezug auf die Nachbildung von Figuren, namentlich Thierfiguren, vorhanden war. Man hat diese wohlbeachtete verschiedene künstlerische Begabung der Moundbuilder und der heutigen Indianer auf eine Stammesdifferenz Beider beziehen wollen oder angenommen, die heutigen Indianer seien von der höheren Stufe ihrer Vorfahren, der Moundbuilder, herabgesunken. Wie dem auch sein möge, die aus Thonstein geschnitzten Pfeifen u. s. w. in den Mounds, welche Menschenköpfe, Figuren, Thiere darstellen, stehen weit über den Leistungen der heutigen Rothhäute. Vor Allem zeichnen sich die zoologisch gut erkennbaren Thiergestalten aus, die von Squier und Davis (Ancient monuments of the Mississippi Valley) zuerst beschrieben, aber häufig falsch bestimmt und auf südlichere Formen (Manati, Tukan u. s. w.) gedeutet wurden, um daran weitgehende Schlüsse zu reihen, doch mit Unrecht, wie der zoologisch geschulte Henshaw zeigte [3]).

[1]) Am besten beweisen dieses die Abbildungen bei Swan, The Haidah Indians, Smithsonian contributions No. 267.

[2]) Erman in Zeitschrift f. Ethnologie III, 158 (1871).

[1]) Bull. soc. d'Anthropol. 1885, 365.

[2]) Prinz M. zu Wied, Reise in das Innere Nordamerikas, II, 113, 135 u. Tafel XXI u. XXII.

[3]) Animal carvings from mounds of the Mississippi Valley. Second annual Report of the Bureau of Ethnology 117 ff.

Ueber die Wurfhölzer der Indianer Amerikas.

Von

Dr. Max Uhle.

(Mit Tafel IV.)

In einer werthvollen Untersuchung, welche in dem Smithson. Report 1884, II 277 fg., pl. I—XVII, abgedruckt ist, hat Herr Mason die Localformen der bei den Eskimo sich findenden Wurfhölzer, wie sie im Museum des smithsonischen Instituts vorhanden sind, zusammengestellt, abgebildet und eingehend beschrieben. Darunter scheinen mir vorläufig nur zwei Formen zu vermissen, welche in Labrador, mit eigenthümlicher Differenzirung ihres Gebrauchs, neben einander üblich sind, und von Herrn Virchow, Verh. d. Berl. Ges. f. Anthr. 1880, p. 269 abgebildet und eingehend beschrieben wurden. Die interessante Arbeit des Herrn Mason regt an, eine ähnliche Zusammenstellung der individuellen Formen auch für das eine oder das andere Gebiet, in welchem das Geräth sonst vorkommt, zu versuchen. Am wünschenswerthesten scheint mir ein solcher Versuch für das central- und südamerikanische Gebiet des Wurfholzes zu sein. Hier ist seine Geschichte im Allgemeinen schon seit Jahrhunderten, in seinen letzten Erscheinungen ungefähr gegenwärtig, abgeschlossen. Es lässt sich kaum wahrscheinlich machen, dass das Geräth noch in irgend einer indianischen Hand im Gebrauch ist. Neue für die zu schreibende Geschichte nützliche Erfahrungen werden sich in grösserer Zahl kaum mehr auf diesem Gebiete einstellen. Das Material ist sehr zerstreut und schwerer zu sammeln, als es für das Wurfholz westlich des Pacifischen Oceans der Fall ist, da dieses seiner hauptsächlichen Verbreitung nach in Australien zusammengedrängt ist.

Da von mir nun gerade die Daten über die Wurfhölzer der Indianer schon für einen anderen Zweck gesammelt waren, so fällt es mir leichter, eine derartige Zusammenstellung der Formen, wie sie Herr Mason für das Wurfholz der Eskimo versucht hat, für das der Indianer zu unternehmen, und eine solche soll darum im Folgenden gegeben werden.

Das Wurfholz der Indianer hatte hinsichtlich der Lage seiner geographischen Verbreitung, soweit wie diese in historischer Zeit festgestellt werden konnte, mehrere ihm eigenthümliche Eigenschaften. Zunächst ist es als Einheit genommen das einzige Wurfholz, welches auf mehr als 400 Meilen keine ähnliche Erscheinung in seiner Nähe hatte. Herr Bastian hat postulirt und mit Recht zu erforschen gesucht das Vorkommen eines Wurfholzes im mittleren Nord-Amerika (Verh. Berl. Ges. f. Anthr. 1884, 203). Ein solches würde die ca. 600 Meilen betragende Entfernung zwischen den einander nächsten Erscheinungen des mittelamerikanischen Wurfholzes und des der Eskimo in zwei kleinere zerlegt haben. Eine solche Unterbrechung der weiten Entfernung indessen, welche für die prähistorische Vergangenheit als thatsächlich und ganz zweifellos anzunehmen ist, hat sich mit den Mitteln der modernen Forschung weiter noch nicht feststellen lassen. Anders liegen die Verhältnisse bezüglich der Verbindung der beiden anderen Gebiete des Wurfholzes. Zwischen Australien und Unalaschka findet sich das Wurfholz in mehreren etappenartigen Vorkommen, von denen keines vom anderen mehr als 400 geographische Meilen, mehrere weit weniger von einander entfernt sind. Die Etappen sind Neu-Guinea (Sammlung von Herrn Finsch), Palau (s. Wilson, Account of the Pelew Islands 1788, p. 314, Exemplare in Berlin und Dresden), Marianen und Sachalin (bei den Giliaken, s. Herr Seeland, Russ. Rev. 1882, XXI 120). Für die Marianen (speciell Guam) vergleiche man den Reisebericht von Legazpi über seine Reise von Amerika nach den Philippinen 1565 (jetzt gedruckt in Col. de doc. ined. al descubr. 1886, 2. Ser. II) p. 237, 247, 262. Dort sind „tiraderas“ (Wurfpfeile, mit einem Instrument, nicht dem Bogen, zu schleudern) als Waffe der Marianen erwähnt.

Die andere Eigenheit der Verbreitung des Wurfholzes bei den Indianern besteht in seiner streifenartigen Verbreitung durch einen grösseren Continent. Nirgends auf dem Festlande der alten Welt findet es sich mehr, wenn es auch dort einst vorhanden, noch früher dort vielleicht sogar herrschend war. Sein Vorkommen auf den Inseln längs des Ostrandes von Asien muthet an, als wäre es von diesem nach jenen hinausgedrängt in den Ocean, als habe es sich

nicht mehr vertragen mit den höheren Culturverhältnissen, unter deren Herrschaft der Continent gebracht war. Australien, als der Erdtheil, dessen Inferiorität in Flora, Fauna und Cultur unbestritten ist, auf dem auch das Wurfholz ohne Nebenbuhler (dem Bogen) herrscht, zählt nach dieser Hinsicht nicht. Indem quer durch Amerika auf einem langen Streifen das Wurfholz noch in historischer Zeit verbreitet war, scheint sich darin eine gewisse culturelle Inferiorität dieses Erdtheils gegenüber denen der alten Welt zu bezeugen, indem dieser Erdtheil nicht im Stande war, das Geräth von sich hinauszudrängen. Dieses Symptom geht parallel anderen, welche in ähnlicher Hinsicht schon früher geltend gemacht sind. Man vergleiche A. v. Humboldt's Bemerkungen über das Fehlen gewisser in der alten Welt erreichter Culturstufen in Amerika, für welche das Vorhandensein grösserer zähmbarer Thiere nothwendig gewesen wäre.

Unstreitig war die Verbreitung des Wurfholzes bei den Indianern, wie sie zur Zeit und seit der Entdeckung Amerikas gefunden wurde, schon eine eingeschränkte. Allerdings war dieselbe noch in einer Distanz von 60 Längengraden (Mexiko und Schingú-Strom als Enden genommen, eine Meilenlänge wie die der Verbreitung des Wurfholzes bei den Eskimo) erstreckt. Doch kann kein Zweifel darüber aufkommen, dass dieselbe schon eine vielfach unterbrochene, der sporadischen sich nähernde war. Die alten und die neueren Schriftsteller haben das Vorkommen des fremdartigen Geräthes, wo es ihnen begegnete, ziemlich sorgfältig registrirt. Für Gegenden, wo es üblich war, ist es vielfach mehrfältig durch von einander unabhängige Quellen angemerkt worden. Dadurch vermehrt sich die Gewissheit, dass im Allgemeinen das Geräth in den Gegenden, von welchen es durch keinen Schriftsteller angeführt ist, auch wirklich nicht zu beobachten war.

Wenn das Geräth heutigentags möglicherweise schon nirgends mehr bei Indianern in Gebrauch ist, so kann man dafür nicht die Einwirkungen der europäischen Cultur ausschliesslich verantwortlich machen. In Mexiko, Central-Amerika, Colombien, Ecuador ist allerdings das Wurfholz gleich jeder anderen einheimischen Waffe, in Folge des Eindringens der europäischen Cultur, schnell aus dem Gebrauche verschwunden. Bei den Anwohnern des Marañon, als deren Waffe Oviedo (nach Orellana) und Acuña das Wurfholz noch ganz allgemein neben anderen Waffen anführten, scheint es schneller ausgestorben zu sein, als der Bogen, welcher in Exemplaren noch gefunden, noch gebraucht wird, während das Wurfholz vielleicht schon nirgends mehr gebraucht und in Exemplaren höchst schwierig aufzufinden ist. Schon v. Spix (1819) traf es nur noch bei einigen alten Indianern vom Stamme der Campevas und Sorimoẽs (v. Spix und v. Martius, Reise in Brasilien 1831, III 1024). Herr Chandless (1867) sah es noch bei Canamarís, aber auch nur zum Fisch- und Schildkrötenfang gebraucht. Herr K. v. d. Steinen traf es 1884 selbst bei den bis dahin noch unbesuchten Suyá am Schingú nur noch in einem einzigen Exemplare an. Doch würde man irregehen, wenn man meinen wollte, dass auch ohne europäische Beihilfe das Geräth bei den Indianern bald ausgestorben sein würde. In Colombien hatte dasselbe noch einen nicht geringen Halt, und war in einem grossen, wenig unterbrochenen Gebiete daselbst gebraucht. Bei den Culturvölkern Mittelamerikas und Mexikos war die Waffe noch nicht ausgestorben, und der Gott Tezcatlipoca wurde, u. a. in Mexiko selbst und in Tezcuco, mit derselben abgebildet (s. Durán, Hist. de las Ind. de N. Esp. 1880, II 106). Die mittelamerikanische und mexikanische Cultur sind dabei die einzigen höheren, in deren Bereich auf der Erde man die Waffe angetroffen hat.

In historischer Zeit ist das Wurfholz bei den Indianern in folgender Weise geographisch nachgewiesen worden.

I. Mexiko.

Erwähnung, und Vorkommen in einer Abbildung, bei Durán l. c. II 106 (Cap. LXXXIII), und Atlas, lam. 5ª zu trat. 2 cap. 5, Fig. A (s. hier Fig. 12). Andere Erwähnungen bei Torquemada (Libr. rit. y mon. Ind. VI 21) und Ramusio (Navig. et viaggi 1556, III 305: Dardi che essi tirano cõ un mãgano fatto di un altro bastone). Die genaueste Verbreitung ist nicht bekannt.

II. Central-Amerika.

a) In der Gegend des Isthmus von Tehuantepec, gemäss einer halblebensgrossen Thonfigur, an welcher ein Wurfholz vorkommt, im Museum des Trocadero in Paris (No. 10450, s. hier Fig. 14).

b) In der Gegend von Palenque (Guatemala) nach einer kleineren Darstellung an einem Gefäss von da, im Museum des Trocadero in Paris, Coll. Machado 8043 (s. hier Fig. 13). Als Waffe der Maya erwähnt auch, nach einer mir nicht bekannten Quelle,

Herr Bancroft (Native Races of the Pac. St. 1875, II 720) das Wurfholz.

c) Provinz Panama, westlicher Theil. In der sogen. Provinz von Cueva nach Oviedo (Hist. gen. de Indias XXIX cap. 26 [1]), Abbildung l. c. vol. III, pl. 1, Fig. 2 und 3 (s. hier Fig. 11 a b).

III. Westindien?

Th. Waitz, Anthropol. der Naturv. 1864, IV 322 behauptete den Gebrauch des Wurfholzes für dieses Gebiet. Doch finde ich nur die Notiz: Oviedo l. c. III cap. 5, pelean con varas arrojadizas como dardos (auf den kleinen Antillen), welche den Gebrauch des Wurfholzes selbst nicht sicherstellt. Das in der Notiz versteckt angedeutete Mittel zur Beschleunigung der Wurfspiesse kann auch ein einfacher Strick gewesen sein. Ein solcher (oder ein Riemen) scheint auf Haïti zu dem Zweck gedient zu haben nach Col. de doc. ined. al descubr. 1868, X 6, wo unter den Geschenken an einen spanischen Admiral (im J. 1495) von Haïti: 6 tiraderas (= „especie de flecha de un junco macizo que usan los indios y arrojan con una correa“ [2]) aufgeführt sind. Immerhin verhielt sich der Wurfstrick auf Haïti neben dem Wurfholz auf dem amerikanischen Festlande, wie der Wurfstrick in Gebrauch in Neu-Caledonien und den Neu-Hebriden, in der Nachbarschaft der australischen Wurfhölzer.

IV. Colombien (südamerikanisches Festland).

a) Allgemein bei den Tschibtschas (in Cundinamarca), vergl. Piedrahita, Hist. gen. de la conq. de Gran. 1688, I cap. 2 (auch IV cap. 4, V cap. 5), ferner Oviedo, l. c. XXVI cap. 21 und 30.

b) Im Cauca-Gebiet in folgenden Districten: im Aburra-Thal (gegenüber Antioquia) nach Cieça, Chronica del Peru 1554, I cap. 12 (Las armas con que pelean, son dardos, y lanças largas de la palma negra que arriba dixe, tiraderas, hondas etc.), Robledo (1540) in Col. doc. ined. 1864, II 314 (estolicas que es un arma de las mas peligrosas que en aquestas partes se halla . . .), (1540—41:) Col. doc. ined. 1865, III 403 (tienen estoricas con que tiran sus tiraderas, que son unos dardos delgados, que los echan con tanta furia como una xara);

bei Arma (in einiger Entfernung südlicher) nach Cieça l. c. I cap. 19 (Las armas que tienen son . . . tiraderas con sus estolicas);

im District Pozo (in einiger Entfernung südlicher), welcher von einer Arma verwandten Bevölkerung eingenommen war, nach Robledo (1540) in Col. doc. ined. 1864, II 282 (peleaban con los españoles, echándoles dardos é tiraderas);

im District Quimbaya (Gegend von Cartago), nach Cieça I cap. 24 (Las armas que tienen son lanças, dardos, y unas estolicas q̃ arronjã de rodeo, cõ ellas unas tiraderas q̃ es mala arma);

in den Districten Ori, Caramanta, Cartama (am linken Cauca-Ufer gegenüber Arma), nach (1540—1541:) Col. doc. ined. 1865, III 412 (sus armas son macanas y tiraderas, dardos, lanzas).

c) Bei den Pantagoros, der hauptsächlichen Bevölkerung des oberen Cauca- und Magdalenen-Thales, nach Piedrahita, Hist. de Granada, VII cap. 7 (sus armas eran las comunes de los Pantagoros, lanças, dardos, y tiraderas).

d) Bei den Paez (in den Bergen zwischen dem oberen Cauca- und Magdalenen-Thal) nach (1540—1541:) Col. doc. ined. 1865, III 411 (cuando vienen à pelear, ponen la pica en el suelo é tira las tiraderas é luego toma la honda).

V. Ecuador.

Nur in der Gegend von Latacunga (auf dem Hochlande, bei dem alten Stamme der Puruhaes?). Vergl. Cieça, I cap. 41: usan por armas para pelear lanças de palma, y tiraderas, y dardos, y hondas. Ein Wurfholz, anscheinend nicht ganz modern, da auch der Gebrauch des Geräths anscheinend am Ort nicht bekannt war, brachte Herr Reiss von Riobamba (wenig südlicher als Latacunga) mit (s. dasselbe hier in Fig. 2). Oviedo (XLIX cap. 3 pelean con varas y estoricas é lanças . . .) und Velasco (Hist. del reino de Quito 1844, II 52) erwähnen das Wurfholz von Ecuador allgemein.

Von Martius, Zur Ethnogr. Brasiliens 1867, 438 bezeichnet das Wurfholz als „eine unter den Inca-Völkern häufige Waffe“, was wohl ein Irrthum ist, da andere Vorkommen von Ecuador und Peru nicht bekannt sind. Was v. Martius an derselben Stelle angeleitet hat, das Geräth vielfach alz zum Schleudern von Steinen gebraucht anzusehen, ist ausserdem unerfindlich, und jedenfalls ebenso unbegründet.

[1]) Pelean con macanas é con lanças luengas y con varas que arrojan, como dardos con estóricas (que son çierta manera de avientos) de unos bastones bien labrados, como aquí está pintado, con los quales arrojan las varas, quedando siempre la estórica en la mano: é ponen la punta de la estórica en la punta de la vara é sacúdenla muy reçia é derecha é léxos ó çerca, bien guiada, como buenos punteros.

[2]) In anderen Gegenden (z. B. dem Cauca-Thal) wurden die „tiraderas“ mit Hölzern geschleudert, vergl. Aburra, Arma, Quimbaya.

VI. Tiefland des Amazonenstromgebiets (in Ost-Peru und Brasilien).

a) Bei den Tecunas (ca. 69—70° w. L. am Amazonenstrom) nach v. Spix u. v. Martius, Reise in Brasilien 1831, III 1024, Atlas Taf. Waffen, Fig. 25 (s. hier Fig. 10).

b) Bei einigen alten Campevas (Omaguas) und Sorimoẽs in Teffe (= Ega) ca. 65° w. L. am Amazonenstrom, nach v. Spix und v. Martius l. c. 1024, 1187, 1193.

Als Waffe der Anwohner des Amazonenstroms schon von den ersten Entdeckern erwähnt, s. Oviedo, XLIX cap. 3 (nach Orellana) Hallaron é vieron innumerables islas pobladas é llenas de gente de diverssas armas, é unas que pelean con varas y estoricas é macanas y en otras con arcos é flechas, und Acuña, Rel. de la riv. des Amaz. 1682, cap. 37.

c) Bei den Cocamas nach einem jetzt in Berlin befindlichen Exemplar (s. Verh. d. Berl. Ges. f. Anthr. 1884, 203), dessen Reproduction (s. hier Fig. 1 a—c nach Zeichnungen von Herrn Grünwedel) Herr Bastian gütigst gestattete.

d) Bei Canamarís, welche am Jurua-Fluss ca. 69° ö. L. von Herrn Chandless reisend getroffen wurden, s. Proc. R. Geogr. Soc. 1869, XXXIX 302.

Herr Mason spricht (nach Lane Fox) Smithson. Rep. 1884, II 279 von einem Vorkommen im Gebiet der Conibos. Vielleicht meint er das vorige, das allerdings innerhalb eines Gebiets von Conibos begegnete.

e) Bei den Purupurus am Purus-Fluss, nach zwei Exemplaren in der Sammlung von Natterer in Wien (No. 8436 und 8437), deren Reproduction (s. Fig. 3 und 4) Herr Heger gütigst gestattete. Vergl. auch Hrn. Wallace, Narr. of trav. on the Amazon 1853, 514.

f) Bei den Suyá am Schingú-Strom (11° 11′ s. Br.), von wo es Herr K. v. d. Steinen mitbrachte (Exemplar jetzt in Berlin), s. Ders., Durch Central-Brasilien 1886, 209 und Taf. zu Seite 326, Fig. 7 (s. hier Fig. 9).

Von der Gestalt des Wurfholzes in Mexiko giebt die aus Durán entlehnte Abbildung (s. Fig. 12) eine ungefähre Vorstellung. Darnach war es flach, bretartig, der Spiess lag seiner Länge nach auf demselben auf. Ein Haken, auf dem der Spiess mit seinem hinteren Ende aufgesetzt wäre, ist nicht sichtbar, doch kann das eine Ungenauigkeit der Zeichnung sein. Eine Rinne kann (nach dem Gebrauch des Spiesses, vergl. auch Fig. 14) am Wurfholz vorhanden gewesen sein, doch muss das unbestimmt bleiben. Spiess und Wurfholz sind gemeinsam von einem Strick oder Riemen umschlungen, welcher unterhalb von der Hand erfasst ist (vergl. Durán l. c., en la mano derecha una bara arrojadiça amenaçando con ella el braço muy estendido que parecia querella arrojar la qual bara estaua puesta en un amiento). Die Wurfhölzer in Fig. 13 und 14 sind, ganz im Allgemeinen, ähnlich. Eine wie weit gehende die Aehnlichkeit auch im Speciellen war, lässt sich aus Fig. 12 nicht erkennen.

Die Wurfhölzer, welche bei Fig. 13 und Fig. 14 (Tehuantepec und Palenque) sichtbar sind, kommen vielleicht ganz mit einander überein zur Bildung von einem einzigen Typus. Sie sind bretartig und beide nach vorn zu verschmälert (in Fig. 13 spitz, in Fig. 14 vorn defect). Vielleicht in Folge des grösseren Massstabes der Darstellung erblickt man an dem Wurfholz in Fig. 14 auch die Angabe einer Rinne. Der bei Fig. 12 nicht constatirbar gewesene Haken, zum Aufsetzen des Spiesses auf ihm, ist hier bei beiden vorhanden. Leider lassen beide Darstellungen die Art, wie die Wurfhölzer gehandhabt wurden, ungewiss. Herr Bancroft, Native Races II, 720 notirt, nach seiner mir unbekannten Quelle, ein Loch, das sich auf ein Drittel der Länge am Wurfholz bei den Maya fand. Es diente wohl zum Einlegen des Zeigefingers (vergl. die meisten Eskimo- und einige brasilische Wurfhölzer), und, zumal wenn die eben besprochenen Formen solche der Maya waren, gehörte es vielleicht auch zu diesen.

Das Wurfholz von Cueva (Fig. 11 a b) wich von den drei vorausbesprochenen Formen in höherem Grade ab. Von der Bretgestalt scheint es noch die kantige Form zu haben, doch ist es vielleicht mehr stabartig, indem vielleicht quadratisch im Durchschnitt, gewesen. Originell ist die knaufartige (nach unten gerichtete) Verzierung am vorderen Ende. Ob eine Rinne an der Oberseite vorhanden war, ist nicht deutlich. Sicher aber ist, dass der Spiess platt auf dem Wurfholz aufgelegt wurde (s. Fig. 11 b). Dazu passt auch die anscheinend vierkantige Gestalt des Wurfholzes. Der Zeigefinger war in einer Schlinge, anscheinend von einem unter dem Wurfholz befestigten Riemen oder Strick, gefangen. Mit den von rechts um das Wurfholz übergreifenden drei letzten Fingern wurde der Spiess erfasst, und offenbar dabei gegen das Holz niedergedrückt (vergl. die Handhabung bei den Eskimos, Fig. 16, nach Herrn Mason).

Riemen im Dienste zur Bewegung von Pfeilen trafen wir schon bei Mexiko; von Haïti sind sie oben

sub III bestätigt (als vielleicht ganz ohne Wurfholz gebraucht). Die dritte Gegend würde Cueva, Panama, bilden. Die vierte war dann das Gebiet der Tschibtscha in Colombien, wo Riemen oder Stricke, vielleicht wie in Haïti statt der Wurfhölzer, auch vorkamen; vergl. Oviedo l. c. XXVI, 21: pelean con flechas y tiraderas, con estoricas, o amientos, und Piedrahita, welcher in seiner Beschreibung des Wurfholzes (I cap. 2) den Gebrauch von Riemen einmal negirt und einmal behauptet. Aus südlicheren Gegenden ist die Anwendung von Riemen oder Stricken zu ähnlichen Zwecken nicht bestätigt.

Für die Kenntniss der ehemaligen Wurfhölzer der Tschibtscha sind wir jetzt verhältnissmässig sehr günstig gestellt. Dafür liegt nämlich nicht nur die ziemlich anschauliche Beschreibung derselben bei Piedrahita I cap. 2, sondern es liegen auch eine Anzahl von Nachbildungen vor, die vielleicht, wenn einmal auf sie aufmerksam gemacht ist, aus den verschiedensten Sammlungen ausserordentlich sich vermehren lassen, während sie bis jetzt im Allgemeinen unbekannt gewesen sind. Piedrahita l. c. beschreibt die Wurfhölzer folgendermassen: tiran, no con amientos de hilo, sino con un palillo de dos palmos, del grossor del jaculillo, prolongando con el la tercia parte de dos la caña: este tiene dos ganchos affijados, y distintos, cada qual dellos en un extremo del amiento, que he dicho (?); con el uno occupan el pie raso del dardillo, y con el otro lo aprietan, con el dedo del indice corvado, hasta que el dardillo se desembaraza, segun la fuerza del que los despide. Derartige Gegenstände, wie sie hier beschrieben werden, liegen z. B. in verkleinerten Nachbildungen in Gold in der Sammlung colombianischer Alterthümer des Herrn B. Koppel, welche mir zur Bearbeitung mit der Sammlung des Herrn A. Stübel vertraut ist, vor. In Fig. 5—8 sind dieselben hier reproducirt. Es sind kleine Reproductionen, vielleicht Opfergaben, unscheinbar auch im Guss, wie solche unter den Goldgegenständen der alten Tschibtscha häufig vorkommen. Diese kleinen goldenen Reproductionen von Geräthen der Tschibtscha überhaupt würden, wenn man ihren Werth erkennt, wie die Form dieses Geräthes, so auch die manches anderen noch bekannter zu machen, dienen können. Den vier hier in natürlicher Grösse reproducirten Gegenständen ist gemeinsam ausser der runden Stabform, eine Doppelheit der Haken (einer an jedem Ende, beide gegen einander gekehrt) und, was namentlich auf die Gesetzlichkeit der Haken hinweist, die Stellung derselben, in der Folge von oben nach unten betrachtet, nach einander in $^1/_4$ Drehung von links nach rechts um den Stab. Vereinzelt ist ein Haken im Gold nicht richtig herausgekommen. Dann ist wenigstens immerhin die Spur vorhanden und die Ansatzstelle deutlich. In diesen Gegenständen erkennt man die Beschreibung wieder, welche Piedrahita von den Wurfhölzern der Tschibtscha gegeben hat. Die vier Gegenstände sind im Einzelnen noch mannigfaltig: drei endigen nach vorn in eine Scheibe (welche in zwei Formen vorkommt), einer ohne eine solche. An Fig. 8, und an Fig. 7 ganz besonders, ist selbst in der Goldreproduction genau der Faden wiedergegeben, mit dem an den Originalen der vordere Haken festgebunden wurde. Diese Genauigkeit in einem höchst geringfügigen Momente berechtigt, auch in allgemeineren Merkmalen zu den Originalen stimmende Nachbildungen zu sehen. Deshalb ist die nach vorn endigende Scheibe, wie sie bei Fig. 6—8 vorhanden, auch einem Theile dieser ehemaligen Originale zu vindiciren. Die Handhabung geschah, wie Piedrahita sagt, mit dem Zeigefinger, man vergleiche Fig. 15, Abbildung der Handhabung eines Wurfholzes in Süd-Australien nach Herrn Smyth, Aborigines of Victoria 1878, I 310. Wenn sie dazu ähnlich war, würde der Spiess also nicht flach auf dem Wurfholz aufgelegen haben, wie es gewöhnlich bei den indianischen Wurfhölzern der Fall war (vergl. bis jetzt Mexiko, Tehuantepec, Palenque, Cueva).

Von den Wurfhölzern des Cauca Thals ist nur eines nicht durchaus unbekannt geblieben. So geringfügig die eine Notiz über das Wurfholz von Aburra ist, so wichtig ist sie, weil sie die einzige von den ehemaligen Wurfhölzern des Cauca Thals insgesammt ist. Robledo (1540) in Col. doc. ined. 1864, II 314 berichtet von dem Wurfholz von Aburra: se tira la vara encajada en un palo de dos palmos, que casi quiere significar aquel como trancaylo, y con aquel palo en que encaja la arrojan. Das „encaja en un palo“ scheint mir auf eine Einfügung des abzuschiessenden Spiesses in einer Rinne längs des ganzen Wurfholzes zu deuten. Dann würde wenig erwarteter Weise das Wurfholz sowohl in der wesentlichen Form wie in der Handhabung von dem Wurfholz der Tschibtscha abgewichen sein, und sich vielleicht mehr dem von Cueva genähert haben.

Für das Wurfholz, welches zur Entdeckungszeit in Ecuador vorkam, und selbst nicht näher bekannt gemacht ist, kann das halbmoderne Exemplar eines

Wurfholzes eintreten, welches Herr Reiss von Riobamba mitgebracht hat. Denn es ist wahrscheinlich, dass seine Form nicht verschieden ist von der, welche noch früher in Ecuador vorkam. Es ist hier in Fig. 2 wiedergegeben, 50·5 cm lang, und der Form des alten Wurfholzes der Tschibtscha in Fig. 5 so ähnlich, dass man es fast auch als originale Vorlage einer derartigen Nachbildung würde ansehen können. Es besteht aus einem daumenstarken runden Stab von Chonta (schwarzem Palmholz), an dessen beiden Enden zwei von Knochen gefertigte, durch Alter gebräunte Haken, in $^1/_4$ Drehung um den Stab einander gegenüber, befestigt sind. Der auf der Abbildung untere, jetzt unvollständig, wies in seiner unvollständigen Gestalt nach oben. Mit Schwefelkiesstücken, welche in Harz festgekittet sind, ist das Geräth verziert (Schwefelkies in prähistorischer Zeit in Ecuador verschiedentlich verwendet zu Spiegeln, Armringen u. dgl.; Oviedo L cap. 24 erwähnt andererseits mit Gold verzierte Wurfhölzer). Gemäss der Aehnlichkeit der Form, muss die Handhabung eine ähnliche (die bei den Indianern sonst wenig gewöhnliche) wie bei den Wurfhölzern der Tschibtscha gewesen sein.

Die Wurfhölzer Brasiliens sind in drei Typen gut bekannt geworden. Es ist möglich, dass alle übrigen nicht näher bekannten Wurfhölzer darauf zurückgehen. Der erste Typus ist vertreten durch das eine Wurfholz der Tecuna, welches bei v. Spix und v. Martius, Reise in Brasilien, Atlas, abgebildet ist (s. hier Fig. 10), und durch das der Cocamas, welches in Berlin ist (s. Fig. 1 a—c). Die Beschreibung des Wurfholzes vom Amazonenstrom bei Acuña, Rel. de la riv. des Amaz. 1682, I 203 cap. 37 (c'est un bâton d'une toise [1]) de long, et de trois doigts de large applany en table, à un bout d'un côté on y fiche un os fait en dent) scheint dagegen nicht hierher zu gehören. Charakteristisch ist für den Typus die auf einer Seite flache, auf der anderen convexe Gestalt, das ovale Vorder- und spitze Hinterende, ein starker Mitteltheil (vielleicht als Rückhalt für die Hand), mit einem Loch (für den Zeigefinger) und zwei Höckern zu Seiten desselben. Das Loch geht, wenigstens bei dem Wurfholz der Cocamas, durch das Bret nicht durch. Der Spiess wurde platt aufgelegt und (da der zweite Finger in das an der Rückseite befindliche Loch gelegt war) mit den drei letzten Fingern gehalten, so wie es z. B. auch bei dem grönländischen Wurfholz in Fig. 16 ersichtlich ist. Das Wurfholz der Cocamas ist, nach Mittheilung von Herrn Grünwedel, 53 cm lang, 7 cm in der grössten Breite. Irrig hat v. Specht, Geschichte der Waffen 1872, II 575 die Form des Wurfholzes der Tecuna (bei v. Spix und v. Martius, Atlas Fig. 25) gedeutet. Die erhabenen Stellen in der Mitte sah er für solche der Oberseite an, und hielt sie für Pflöcke, die zur Einengung der Richtung des Spiesses dienen, während sie offenbar an der Rückseite befindlich (vergl. Fig. 1 a, das Wurfholz der Cocamas von unten) sind. Durch das Wurfholz der Cocamas wird jene Abbildung nicht nur erst verständlich, sondern es erweist sich auch, dass sie zu demselben Typus gehört.

Den zweiten Typus repräsentiren die beiden Wurfhölzer der Purupurus (s. hier Fig. 3 und 4), welche in Wien sind. Die beiden Geräthe sind in Form und Grösse völlig identisch (Fig. 3 nur die Vorderansicht des einen, Fig. 4 nur die Rückansicht des anderen), nur nicht im Materiale, indem das eine von einem weichen, bräunlichen, im Anschnitt weissen Holz gefertigt ist (nur 128 gr Gewicht), das andere von einem härteren und schwereren rothbraunen (175 gr). Beide sind 68 cm lang, bis auf einen 14 cm langen, fasslichen Stiel linealartig flach, vorn und hinten (5·8 cm), am breitesten und am vorderen Ende des flachen Theils mit einem Loch (1·7 cm Kaliber) durchbohrt, das von zwei einfachen, die einzige Abwechslung am ganzen flachen Theil bildenden Querleisten an der Rückseite (s. Fig. 4) begrenzt ist. Die Handhabung muss (besonders wegen des Loches) ähnlich wie bei den vorausbeschriebenen (s. Fig. 16) gewesen sein.

Herr Chandless hatte die Güte, mir das Wurfholz, welches er 1867 bei den Canamarís sah, zu beschreiben als ausserordentlich lang, und, ausser einem Handgriff, ‚nearly straight', 7·5 cm breit, flach, aber mit einer ganz leichten Rinne versehen. Es kann leicht sein, dass dieses zu dem beschriebenen Typus gehörte.

Das Wurfholz der Campevas war nach Andeutungen, welche v. Spix gegeben hat (v. Spix und v. Martius, Reise 1831, III 1024) auch bretartig, dabei dritthalb Spannen lang, mit einer Rinne oder einem niedrigen Quersteg. Die Stellung dieses und des von Acuña beschriebenen Amazonenstrom-Wurfholzes dem Typus nach muss ungewiss bleiben.

Das neuentdeckte Wurfholz vom Schingú (Fig. 9) liegt in der Linie eines ganz anderen Haupttypus. Es ist nur circa 40 cm lang, stockförmig mit einem

[1]) Diese Längenangabe in der französischen Ausgabe muss irrig sein.

Haken (zum Aufsetzen des Spiesses) am einen Ende, mit einer zweiseitig ausgeschnittenen länglichen Scheibe am anderen. Ein Loch in der Scheibe dient zum Durchstecken des Zeigefingers. In der Handhabung war es aber ähnlich wie die anderen brasilischen Wurfhölzer, bei welchen der Zeigefinger in ein Loch gelegt wurde (Tecunas, Cocamas, Purupurus), der Spiess wurde platt aufgelegt und mit den von rechts die Scheibe umklammernden drei letzten Fingern (siehe wieder Fig. 15) festgehalten (vergl. auch Herrn K. v. d. Steinen, Durch Central-Brasilien 1886, 209).

Im Folgenden seien einige allgemeine Resultate zusammengestellt, welche sich aus der Erörterung der einzelnen indianischen Wurfhölzer, so weit sie eben bekannt sind, ergeben.

Die indianischen Wurfhölzer sind in verschiedenen Grössen (u. a. Schingú 40, Ecuador 50·5, Cocamas 53 cm) bis zu 68 cm (Purupurus) nachgewiesen. Von den kleineren dürften noch die von Mexiko, Tehuantepec, Palenque, Cueva (vergl. ihre relative Grösse in den Darstellungen zu Körpertheilen), ferner die der Tschibtscha und vom Aburra-Thal (deren beider Grösse als ‚dos palmos' bezeichnet wird) gewesen sein. Grösser war vielleicht das Wurfholz der Campevas (v. Spix: dritthalb Spannen lang), und das bei den Canamarís gesehene schätzt Herr Chandless auf 1 m. Da die Wurfhölzer der Eskimo alle verhältnissmässig klein sind, die meisten der westpacifischen über 50 cm und bis circa 1 m lang, so halten sich die indianischen Wurfhölzer hinsichtlich ihrer Grösse ungefähr in der Mitte zwischen denen der beiden übrigen Gebiete.

Die bei den Eskimo anscheinend ausschliessliche, bei den Australiern weit vorwiegende Bretform und die bei den Australiern vereinzelt vorkommende einfache Stabform sind unter den indianischen Wurfhölzern beide in Reihen vertreten. Unter den bretartigen ähneln der Gestalt nach die von Mittelamerika (Mexiko, Tehuantepec, Palenque) specieller denen der Eskimo, während vielleicht eine gewisse grössere Aehnlichkeit zu den australischen Formen einigen des Amazonenstromgebietes (Tecuna, Cocamas und Purupurus) beigemessen werden könnte. Die Rinne am Wurfholz, deren Vorkommen im ganzen südwestpacifischen Gebiet fraglich, dagegen bei den Eskimo- (und Giliaken-) Wurfhölzern gewöhnlich ist, findet sich bei einem Theile der indianischen Wurfhölzer wieder (vergl. das über die von Cueva, Aburra, von den Campevas und Canamarís in Brasilien Gesagte); auf den Abbildungen ist sie nur bei dem von Tehuantepec (Fig. 14) deutlich.

Auch das Loch zum Einlegen des Zeigefingers verbindet näher nur einige Wurfhölzer der Indianer und einige der Eskimo. Bei den Eskimo (s. die Untersuchung des Herrn Mason) ist es von Grönland bis Unalaschka häufig. Bei indianischen Wurfhölzern findet es sich ausser in Yukatan (nach Herrn Bancroft) namentlich an verschiedenen Formen in Brasilien (vergl. Tecuna, Cocamas, Purupurus und Schingú).

Für die Wurfhölzer des südwestpacifischen Gebietes ist die Handhabung, indem der Spiess nicht ganz auf das Holz aufgelegt, sondern mit dem Ende nur auf den Haken aufgestützt wurde (vergl. Fig. 15), das Gewöhnliche oder Ausschliessliche, umgekehrt das erstere bei den Eskimos. Bei den indianischen Wurfhölzern findet sich beides. Man vergleiche oben den Nachweis, dass die Wurfhölzer der Tschibtscha und von Ecuador nach der in Australien gewöhnlichen Weise gehandhabt gewesen sein müssen. Völlig neu ist im indianischen Gebiete die Anwendung von Riemen oder Stricken bei dem Wurfholz, welche bei Fig. 12 (von Mexiko) völlig deutlich, bei Fig. 11 ab (Cueva) weniger sicher, aber nicht unwahrscheinlich ist. In Cundinamarca hatte wohl die Bewegung von Spiessen durch Riemen nur neben dem Gebrauch des Wurfholzes (wie in Haïti, nicht mit demselben, vergl. Neu-Caledonien) Platz, wie es auch Oviedo (s. ob.) andeutet. Historisch dürften beide Weisen des Gebrauchs der Riemen zu verbinden sein. Hieraus würde sich eine Anzahl cultureller Beziehungen ergeben, welche nicht blos Cundinamarca und das Antillengebiet, sondern auch diese mit anderen um den Golf von Mexiko gelegenen Gebieten verbanden.

Eine andere Gruppirung der culturellen Beziehungen, welche sich mit der vorigen nicht auszuschliessen braucht, geht aus der Betrachtung der beiden Reihen, der bretförmigen und der stockförmigen Wurfhölzer bei den Indianern hervor. Die bretartige Gestalt streift, wenn man das vierkantige Wurfholz von Cueva und das mit Rinne vom Aburra-Thal miteinbezieht, und auf andere specielle Differenzen in der Bretform weitere Rücksicht nicht nimmt, von Mexiko in einer Linie über Colombien bis zu den Tecuna, Campevas, Cocamas und Purupurus in Brasilien. Die andere Form umschliesst die Wurfhölzer der Tschibtscha, von Ecuador und vom Schingú mit einander.

Diese drei letzteren sind nun ihrer Form nach unstreitig verwandt. Es ist schon bemerkt worden, dass das originale Wurfholz von Ecuador sehr wohl auch als Original für eine Wurfholzform der Tschibtscha, welche nur in der Nachbildung vorliegt (vergl. Fig. 5), hätte dienen können. Da diese nahe Berührung zwischen Formen relativ benachbarter Gebiete statthat, so wird man für beide eine zu Grunde liegende Verwandtschaft annehmen müssen. Andererseits berührt sich das Wurfholz vom Schingú mit dem der Tschibtscha (vergl. Fig. 6—8), abgesehen von der Stockform ganz speciell in einem diesen beiden allein eigenthümlichen Merkmal, der vorn angebrachten Scheibe, welche beim Abschluss des Spiesses horizontal steht. Die letztere Uebereinstimmung ist so merkwürdig, dass auch sie nur durch eine zu Grunde liegende Verwandtschaft erklärt werden kann. Das Gebiet der Tschibtscha und das der Suyá am Schingú (11° 11′ s. Br.), bei welchen das Wurfholz entdeckt ist, liegen ca. 400 geographische Meilen auseinander. So bedeutend diese Entfernung ist, so darf dieselbe doch — in Südamerika am allerwenigsten, wo Völkerbeziehungen über ähnliche Entfernungen auch sonst nicht ungewöhnlich sind — nicht abhalten, culturelle Beziehungen anzunehmen, wo dieselben, wie in den Formen dieser Geräthe so deutlich sind. Zugleich muss diese Verbindung eines Geräthes der Tschibtscha mit einem einer entfernten Gegend des östlichen Südamerika ein interessantes Moment gegen die vielfach behauptete, aber auch nur zu leicht übertriebene Isolirtheit der Cultur der Tschibtscha bilden, welches man auch darum nach seinem vollen Gewicht fest ins Auge fassen muss.

Indem die Wurfholztypen von Ecuador, von den Tschibtscha und vom Schingú unter einander verwandt sind, schliessen sie zugleich sich gegenüber die übrigen Formen der bei den Indianern gefundenen Wurfhölzer aus, sei es, dass diese eng unter einander verwandt sind, oder nur eine Einheit den Wurfhölzern von Ecuador, Cundinamarca und vom Schingú gegenüber bilden. Auf eine grosse, früher bestandene Mannigfaltigkeit der brasilischen bretartigen Wurfhölzer deuten die scharfen, durch Zwischenformen jetzt unvermittelten Gegensätze zwischen den Formen, welche Fig. 1 und 3, 4 der Tafel zeigen. Von einem brasilischen dieser Form hat das Wurfholz vom Schingú vielleicht das Loch zum Einlegen des Zeigefingers, wie andererseits die Tschibtscha im partiellen Gebrauch von Riemen (oder Stricken) zum Abschleudern von Spiessen noch eine besondere Beziehung zu den mittelamerikanischen Formen eingegangen zu haben scheinen.

Schliesslich sei nur noch ein Wort über die bei den Indianern einheimischen Bezeichnungen des Wurfholzes geäussert. Es sind vier solche Bezeichnungen bekannt. In Mexiko hiess das Geräth Atlatl (Sinn?) nach Torquemada l. c. VI 21: ballista atlatl; dardos que tiraban con cierto artificio que llaman atlatl, in Ecuador: Cumana nach Velasco, Hist. del reino de Quito II 52, Kagolintane, worin aber Herr K. v. d. Steinen einen verbalen Ausdruck vermuthete, am Schingú. Ausser dem portugiesischen Ausdruck palheta (Holzpritsche), welcher vielfach für brasilische Wurfhölzer gebraucht wird, ist jetzt die verbreitetste Bezeichnung für indianische Wurfhölzer Estolica (oder Estorica). Diese ist die vierte von indianischem Ursprunge. Schon Oviedo wendete den Ausdruck bei dem Wurfholz sehr verschiedener Gegenden an (Cueva, Ecuador, Amazonenstrom-Gebiet). Cieça gebraucht ihn für die Wurfhölzer des Cauca-Thals, Acuña ihn, wie Oviedo, für die am Amazonenstrom. Das Wort ist von den Spaniern auf ihren südlichen Eroberungen verbreitet worden. Seine Heimat dürfte es im Cauca-Thal, vielleicht speciell in dem District Aburra (bei Antioquia) haben. Den Tschibtscha war es dagegen nicht eigen: Oviedo, XXVI cap. 30, sagt bezüglich der Tschibtscha, sie gebrauchen: una manera de assientos, que en otras partes llaman estoricas; Piedrahita aber, der den Ausdruck für die Tschibtscha selbst nicht kennt, sagt von den Bewohnern von Aburra (IX, cap. 2), sie haben: flechas que se tiran de uno palo de dos palmos de larga que llaman estolica (vergl. auch Aburra oben unter IVb zu Anfang). Für dieses Gebiet würde die heutige Anwendung des Wortes am richtigsten sein.

Kleine Mittheilungen.

6. Indischer Glücksglaube.

Als eine indische Parallele zur Nesreća der Südslaven (unsaelde, ἀτυχία) (siehe die Abhandlung: Sreća, von Dr. Krauss in Heft 1, Bd. XVII d. M.) sei die besonders in Südindien unter den Malabaren verehrte oder besser im Glauben stehende Mūdevî (vermuthlich Wz. mû binden, fesseln und devî „Göttin") genannt, von der die Sage geht, dass sie bei der Ausbutterung des Milchoceans, bei welcher Gelegenheit auch Lakshmî, die Glücksgöttin, auftauchte, aus dem aufsteigenden Gift geboren worden sei. Sie ist es, die die Reichen arm, die Hohen niedrig, die Geehrten verhasst macht und am Elend des Menschen schuld ist. Sie hält sich an finstern Orten auf[1]) und macht sich an die, welche verderben sollen. Sie führt im Tamulischen allerlei Beinamen, so: „Söddai", „die Aeltere", „die ältere Schwester" (d. i. Lakschmî's, weil sie vor dieser aus dem Milchmeer geboren wurde, s. o.), „die Aeltere, welche als Zeichen die Krähe hat", „Armuth" u. a. m.[2]). Es ist selbstverständlich, dass sie keine ausdrücklichen Opfer und sonstige Verehrungen geniesst.

* * *

Ein merkwürdiges indisches Glücksmärchen, das einigermassen an die Sage vom Unglücksprinzen bei Krauss: Sreća etc. pag. 100 f. erinnert, aber mit indischer Gedankenschärfe und -Klarheit den Zusammenhang von Glück und Schicksal viel deutlicher als irgend ein mir bekanntes Märchen macht, ist das vom Weber Somilaka im Pancatantra II, 5 mit einer interpolirten Zwischenerzählung. Diesem armen Weber ist es vom Schicksal (Karma) bestimmt, nichts zu besitzen als was zum Essen und zur Kleidung nothwendig, darüber hinaus aber keinen Heller. In der Fremde verdient er nun 300 Goldstücke, verliert sie aber auf dem Heimwege; und dies Malheur wiederholt sich, als er mit dem neuen Verdienst von 500 Goldstücken wieder auf dem Weg in die Heimat ist. Ein zweimal wiederholtes Gespräch zweier Genien, Karma (Schicksal) und Kartar („Thäter", d. h. etwa Causalität) belehrt uns über den Grund dieses widrigen Geschicks.

Dr. M. Haberlandt.

7. Griechisch γυνή-γυναικός[3]).

Die griechischen Grammatiker sind bekanntlich noch immer in Verlegenheit, das Verhältniss der zwei Stämme der griechischen Bezeichnung von „Frau": γυνα- und γυναικ- (in den obliquen Casus) gegen einander zu erklären. Es würde sich ein Versuch, diese zunächst rein grammatische Frage endgiltig zu lösen, nicht in diese Blätter einschieben, wenn nicht unsere Lösung auch ihre ethnologische Bedeutung neben der philologischen besässe, indem sie, ihre Richtigkeit immer vorausgesetzt, gleichsam epigrammatisch eine markante sociale Thatsache der urgriechischen Zeit enthüllt. Neben der älteren Auffassung von -κ in γυναι-κ- als eines „stammerweiternden Suffixes", die sich sprachtheoretisch und sprachgeschichtlich heutzutage unmöglich mehr halten lässt, steht die modernere, eigentlich negative Lehre von dem Zusammenbestehen zweier getrennter Stammformen, die einen Aufschluss über deren gegenseitiges Verhältniss überhaupt perhorrescirt. Nun ist es gewiss eine ebenso einfache als einleuchtende Lösung der Schwierigkeit, wenn wir in γυναικ einen zusammengesetzten Wortstamm, bestehend aus γυνα- (schwache Stammform, wie in Composition gefordert) und *-Fικ, altind. viç, av. viç, indogerm. vik[1] erkennen, dessen Bedeutung den Compositionsgliedern entsprechend wörtlich: „Frauen-Niederlassung", „Frauen-Zimmer", wäre. Besonders das Wort „Frauenzimmer" ist so recht ein Seitenstück zu dem griech. * γυνα-Fικ, sowohl was seinen Bedeutungsursprung („Frauenhaus", „Weiberstock") als die Abschwächung des ursprünglich collectiven Sinns des Wortes zu einer Bezeichnung des Frauenindividuums betrifft. Sprachlich hat diese Etymologie gar kein Bedenken, unter ihrer Voraussetzung erklärt sich auch die bekannte Unregelmässigkeit in der Accentuirung von selbst. Den Grund, warum in den obliquen Casus dieses Compositum die regelmässigen, vom Stamm der Casus recti gebildeten Declinationsformen verdrängte, glaube ich darin zu finden, dass diese wegen ihrer vielfachen Homonymie (Genit. Sing. = acc. plur.; Dat. Sing. nach Subscription des ι = Nom. Sing.) sich als unpraktikabel erwiesen, wonach sie durch anderweitige Bildungen, die diesen Uebelstand vermieden, ersetzt wurden — eben die Formen mit -Fικ-.

Nun gibt aber ein urgriechisches Wort wie *γυνα-Fικ- das Bild einer urgriechischen Frauengemeinde oder Gemeinschaft, die miteinander wohnt und siedelt und miteinander solidarisch verbunden ist — daher das Collectivum — zur Hand, also eine markante Thatsache des unter Urgriechen auch sonst in einzelnen Zügen und Cultresten erkenntlichen Matriarchates. Aus einer Zeit, in die eigentlich unter allen unsern Geschichtsquellen nur die Sprache hinaufreicht, ist uns in jenem Worte ein directes Zeugniss einer Frauenverbindung erhalten, die ständig und gewöhnlich genug sein musste, um eine eigene Bezeichnung nöthig zu machen. Es schildert uns in prägnanter Kürze den Zustand, wie er überall auf der Stufe des Mutterrechtes herrscht: neben der Männersiedlung, der Männerhorde, steht die Weibersiedlung mit eigenem Haus und Hütten, mit eigenem Besitz, eigener Arbeit. Mehr kann aber von einer blossen Etymologie billigerweise nicht gefordert werden.

Dr. M. Haberlandt.

[1]) Vgl. pag. 69 der cit. Abhandlung, nach der allgemein der Zug beobachtet wird, dass das Unglück im Walde, an finstern, düstern Orten hause.

[2]) Vgl. Ziegenbalg, Genealogie der malabarischen Götter, herausgegeben von Dr. W. German, 1867, pag. 128.

[3]) Die sprachliche Combination nach einer mir gesprächsweise mitgetheilten Idee des verstorbenen Freiherrn J. von Fierlinger.

8. Zum Ursprung des Bogens.

Wie die Menschen ursprünglich zur Erfindung des Bogens gelangt seien, was sie auf die Beobachtung der schleudernden Kraft eines elastischen Stocks und zu ihrer Benützung durch die angespannte Sehne angeleitet habe, ist bekanntlich noch nicht ausgemacht. Die Einen vertreten die Ansicht, dass der Bogen früher als primitives Musik- (Saiten-) Instrument in den Händen der Menschen gewesen sei, denn als Schleuderwaffe [1]); andere Ansichten, welche diese Priorität nicht zulassen, gehen dahin, dass, wie hier keine Nachbildung eines dem Menschen angeborenen Organs [2]) vorliegt, der Bogen wohl ein in der Natur ausserhalb des Menschen wirkendes Modell zum Ausgangspunkte gehabt hat, etwa dass die Beobachtung der Schnellkraft der Baumäste, auf die der Nahrung suchende Mensch geleitet wurde, den Anlass zu jener Erfindung gegeben habe. Tylor erwähnt l. c. der Vermuthung des Generals Pitt Rivers, dass Bogen und Pfeil höchstwahrscheinlich aus einer einfacheren Vorrichtung hervorgegangen seien, welche darin bestand, dass im Walde ein Wurfspiess an einem elastischen Zweige befestigt und dieser so zurückgebogen und befestigt wurde, dass er in Folge des Vorübergehens eines Thieres zurückschnellen und den Spiess gegen das Thier schleudern musste. Aber man kann, wie Lippert mit Recht hervorhebt, in dem scheinbar so einfachen Bogen doch ein doppeltes combinirtes Princip nicht verkennen: ausser der Federkraft des Holzes war auch noch die Bedeutung der Sehne zu entdecken, war überhaupt erst die Idee der Anbringung einer solchen zu bilden. So aus freier Hand hat sich gewiss dieselbe nicht gemacht, und so dürfen wir uns fragen, ob nicht hierin auch die Natur oder der Zufall dem Menschen ein fertiges Modell in die Hand geben können, das er dann nur als solches zu erkennen, zu entdecken hatte. Ich bin nun durch die Betrachtung gewisser musikalischer Saiteninstrumente von Kamerun auf eine diesbezügliche Vermuthung gekommen, welche kurz darzulegen mir wohl der Mühe werth scheint. Jenes Musikinstrument besteht nämlich aus einem elastischen Palmenholzstock, von welchem die über einen Steg gespannten Saiten selbst weggeschlitzt sind. Die Saite ist an den beiden Enden des Stocks noch in organischer Verbindung mit dem Holz, dazwischen aber ist sie weggeschlitzt und lässt sich wegziehen, wodurch der elastische Stock etwas gebogen und gespannt wird. Ich meine nun, dass wir hier absehen können, auf welchem Wege die Natur dem Menschen einen brauchbaren fertigen Bogen in die Hand liefern konnte. Mochte sich nämlich nicht eine solche Abschlitzung am Rohr- oder Palmenholzstock im Besitze des Menschen leicht von selbst durch einen Zufall machen; musste dann nicht, wenn der betreffende Eigenthümer seinen Stock mit der natürlichen Sehne in die Hand bekam, die Wechselbeziehung von Bogenholz und Sehne von selbst sich seinem Auge darstellen und zu Spannungsversuchen, zu weiterem Probiren und Benützungsversuchen reizen? Mir scheint in der That, dass wir hierin mehr als eine Möglichkeit, dass wir hierin die historische Wirklichkeit einer zufälligen Entstehung des Bogens erblicken dürfen. Jede Erfindung des Menschen hat ja eine Kette von Zufälligkeiten einerseits und bewussten oder instinctiven Vernunfthandlungen des Menschen andererseits zur Voraussetzung. So wäre hier die durch zufällige Abschlitzung an einem elastischen Stock entstandene natürliche Sehne, wodurch mit einem Male ein natürlicher Bogen fertig ist, eine der schöpferischen Zufälligkeiten, welche auf die Erfindung des Bogens hinleiteten. **Dr. M. Haberlandt.**

[1]) Vgl. Lippert, Culturgeschichte pag. 304, Tylor, Anthropologie pag. 229.

[2]) Das Princip der primären Waffen.

9. Prähistorisches aus Böhmen.

Aus den „Památky archaeologické a místopisné“, Bd. XIII (1886), Heft 7, sind nachstehende Berichte erwähnenswerth:

Grab von Úherce (bei Laun) mit 1 Tafel von Jos. Smolík. In der Tiefe von 2 m wurde ein Skelet entdeckt, welches am Rücken liegend, mit dem Kopfe gegen Westen gekehrt war. Dasselbe trug auf der Brust 4 Korallen und 2 silberne Fibeln, am Halse 10 Stück goldener Schildplättchen (offenbar von einem Halsschmuck herrührend). Ferner wurden daselbst noch 2 silberne Schnallen, ein irdenes und ein kleines Gefäss von Glas gefunden. (Alle hier gefundenen Gegenstände gehören der fränkisch-allemannischen Culturperiode an.) Gelegentlich gelangen hier noch andere Objecte aus verschiedenen Fundstätten, welche derselben Cultur angehören, zur Abbildung.

Verschiedene Funde. Im Walde „Rovný“ bei Rydeč (Bez. Leitmeritz) wurden ausser Bronze-Rohguss diverse Bruchstücke von bronzenen Nadeln, Sicheln, Schwertern, Messern, Celten, Spiralen u. s. w. im Gewichte von 21·15 Kg gefunden. — In einem Grabe von „Hostomnic“ (bei Bilin) wurden bei einem Skelete nebst Scherben von Gefässen 3 Gussformen entdeckt, u. zw. 2 von gebranntem Thon zu Sicheln und 1 von Stein zu einem Celt. — In den Grabhügeln von „Husíně“ (bei Klattau) wurden verschiedene Bronzegegenstände gefunden, namentlich Nadeln, ein Dolch, Armbänder, Spangen u. s. w. — In „Čáslav“ wurden in einer 2 m im Durchmesser haltenden, brunnenartigen Grube Scherben von Schüsseln, Hirschgeweihe und ein Büffelhorn gefunden. **Brt. Jelínek.**

10. Ausstellung in Jekaterinenburg.

Unter dem Titel: „Exposition scientifique et industrielle de la Sibérie et de l'Oural“ findet heuer eine grosse Ausstellung in Jekaterinenburg im Ural statt. Dieselbe enthält auch eine Section (die dritte) für Anthropologie, Ethnographie und Archäologie, in welcher ausschliesslich Gegenstände aus Sibirien und dem Ural zur Ausstellung gelangen sollen. Für den Anthropologen und Ethnographen werden neben ethnographischen Ge-

genständen lebende Vertreter der Baschkiren, Wotjäken, Permjaken, Kirghizen, Wogulen, Ostjaken, Samojeden, Sarten u. a. zu sehen sein; den Archäologen wird hauptsächlich eine möglichst vollständige Zusammenstellung der bisher gefundenen sibirischen Alterthümer — namentlich jene aus den sogenannten Tschudengräbern — interessiren. Die Eröffnung der Ausstellung erfolgt am 14./26. Juni, der Schluss wahrscheinlich Ende September; als beste Zeit für den Besuch werden die Monate Juli und August empfohlen. Die mit vollem Rechte vielgerühmte russische Gastfreundschaft wird gewiss alles Mögliche aufbieten, um den Besuchern den Aufenthalt im Ural so angenehm als möglich zu machen. **Heger.**

Literaturberichte.

36.

Pichler, Fritz, Dr. Urgeschichtliche Studien zur kärntischen Orte-Bildung. (Carinthia, LXXVI Jahrgang, S. 65—90; 113—140.)

Wie lebhaft vor- und frühgeschichtliche Funde, wo sie einigermassen reichlich zu Tage treten, auf das Studium der Landeskunde einwirken, wie sie — gleichsam mit einem befruchtenden Strome — das vorhandene Material in neue Bewegung setzen und schlummernde Interessen wieder erwecken, das sehen wir in jüngster Zeit an dem Beispiele Kärntens. Damit soll ja nicht gesagt sein, dass zum Verständniss aller späteren Epochen das erste, oft sehr unsichere Licht, welches durch solche Funde in das Dunkel der Urzeit fällt, unbedingt nothwendig sei. Aber Thatsache ist doch, dass von solchen, wie immer schwankenden Ausgangspunkten, welche als etwas Aeltestes und Uranfängliches erscheinen, der menschliche Geist lieber und geduldiger weiterbaut, als wenn man ihn irgendwo in die Mitte hinstellt und unter ihm einen Schleier zieht, der ihm den Rückblick in die Tiefe verwehrt. Fritz Pichler's eigenthümliche Studien versenken sich in die Urgeschichte, ja in die Geologie und Paläontologie der Ostalpen, um den heutigen Ortschaften Kärntens die Räthsel ihrer Entstehung abzuringen. Es ist ein langer, labyrinthischer und gewagter Weg, auf dem wir neben den neuen Ergebnissen der Localforschung ausserordentlich vielem älteren Stoff in neuer Beleuchtung und Gruppirung begegnen. Nicht Alles möchten wir ohne weitere Bestätigung als Gewissheit hinnehmen. Unbedingt rühmlich aber ist die ausgebreitete Beherrschung der literarischen und monumentalen Quellen, eine Anerkennung, welche leider der jüngeren Schule auf dem Gebiete der Urgeschichtsforschung nicht mehr uneingeschränkt gebührt. **Hoernes.**

37.

Steiner, Fr. Theod. Der Rubin und seine Umgebung. Ein Beitrag zur Urgeschichte Böhmens. (Mittheilungen des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen. XXIV. Jahrg., S. 303—325.)

Der Rubin (im Volksmunde auch Rovin = czechisch Rovina, Ebene, nach der oberen Abplattung des Berges) bei Saaz birgt eine der reichsten Hinterlassenschaften prähistorischer Ansiedlungen im nordwestlichen Böhmen und ist zugleich einer der namhaften urgeschichtlichen Fundorte Oesterreichs, welche im Wiener Hofmuseum, Dank den Bemühungen der Anthropologischen Gesellschaft, am besten vertreten sind. Eigentlich kann man denselben nicht gut studiren, ohne die in früheren Jahren von Dr. Tischer nach Wien gesendeten Sammlungen zu benützen. Der Verfasser hat aber gethan, was im gegenwärtigen Augenblick eben möglich war, indem er sich darauf beschränkte, die Localität und die von ihm selbst gemachten Funde näher in's Auge zu fassen. Herr Steiner hat, da seit 1879 dem Platze keine grössere Anstrengung gewidmet wurde, im Laufe von 5 Jahren ganz allein und mit eigenen Händen bei 1500 Objecten gesammelt und Vorsorge getroffen, dass Alles, was bei ferneren Grabungen gefunden werden sollte, in seinen Besitz gelange. So hofft er, später über diese interessante Stätte mehr und ausführlicher berichten zu können. Die Anthropologische Gesellschaft muss es, wie der Verfasser (S. 306), bedauern, dass es ihr nicht möglich ist, überall, wo sie einmal den Hebel angesetzt hat, mit gleicher Energie das Werk zu Ende zu führen; aber sie kann sich nur Glück wünschen, wenn die von ihr gegebenen Anregungen eine so thatkräftige Aufnahme finden, wie es in diesem Falle geschehen ist und noch weiter in Aussicht gestellt wird. **Hoernes.**

38.

Naue, Julius. Die Grabhügelfelder zwischen Ammer- und Staffelsee. (Beiträge zur Anthropologie und Urgeschichte Bayerns. VII. Bd., S. 1—32 u. 137 bis 206. Mit Taf. I, II u. IV—VI.)

Im Westen des Starnbergersees zwischen den Becken des Ammer- und des kleinen Staffelsees liegt ein ausgedehntes fruchtbares Hochflächenland mit namhaften Spuren prähistorischen Ackerbaues (sog. Hochäckern) und zahlreichen, in stundenlanger Erstreckung zerstreuten Grabhügelgruppen. Diese letzteren sind von J. Naue in den Jahren 1883 bis 1885 systematisch, d. h. mit aller möglichen Vollständigkeit und Genauigkeit, wovon die jetzt vorliegenden Fundberichte und Fundprotokolle Zeugniss ablegen, untersucht worden. Das Ergebniss dieser Ausgrabungen ist in Kürze: dass die Gräber der reinen Bronzezeit sehr vereinzelt sind und sehr zerstreut liegen (7 kleine Gruppen), dass sich aber bei einigen (3) Gruppen ein Uebergang von der jüngeren Bronze- zur älteren Hallstattperiode zeigt. Am häufigsten sind die Gräber der jüngeren Hallstattperiode (16) und der Uebergangszeit zur La-Tène-Cultur (9 Gruppen). Aus dem vorgeschrittenen Stadium dieser letzteren fanden sich nur zwei Beigaben einer

Nachbestattung; dagegen sind Nachbestattungen aus römischer Zeit im Norden des Terrains ziemlich häufig. Die Gegend muss daher in der jüngeren Hallstattperiode am dichtesten bevölkert gewesen sein. **Hoernes.**

39.

Hartmann, Aug., Dr. Unterirdische Gänge. (Beiträge zur Anthropologie und Urgeschichte Bayerns. München 1887, VII. Bd., S. 93—129. Mit Taf. III.)

Die Zone der sog. Erdställe oder Hauslöcher erstreckt sich bekanntlich aus Oberungarn durch Theile von Niederösterreich und Mähren bis Oberösterreich und noch weit darüber hinaus. In ihrer westlichen Fortsetzung jenseits der Grenzen unserer Heimat ist sie etwas früher Gegenstand wissenschaftlicher Beachtung geworden als bei uns, und auch in den Münchener „Beiträgen" finden sich zahlreiche Nachweise künstlicher Erdhöhlen namentlich aus Oberbaiern. Diesen Mittheilungen schliesst sich nun der Aufsatz Hartmann's mit einer Menge neuer, aus der Tagesliteratur und eigenen Reisebeobachtungen geschöpfter Nachrichten an. Aus der Oberpfalz und Regensburg, aus Ober- und Niederbaiern mehrt sich das ebenso anziehende als räthselhafte Material. Daneben werden die verwandten Vorkommnisse in Ober- und Niederösterreich, letztere namentlich nach den werthvollen Arbeiten von Much und Karner, gebührend gewürdigt. Die Frage ist im Flusse, und von den Specialisten, welche sich auch für diesen Gegenstand ebenso rasch als glücklich herangebildet haben, darf man, wennschon nicht die Lösung aller einschlägigen Probleme, doch die Erledigung der wichtigsten Vorstudien mit Zuversicht erwarten. **Hoernes.**

40.

Fellenberg, Edm. v., Dr. Das Gräberfeld bei Elisried (Brünnen), Amts Schwarzenburg, Canton Bern; über dessen und analoge Funde der Westschweiz. 53 SS. mit einer Ansicht und einem Plane des Gräberfeldes, sowie 10 Tafeln. 4. (Mitth. der antiquarischen Gesellschaft in Zürich. Bd. XXI, Hft. 7, 1886.)

Das Dorf Elisried, in dessen Umgebung früher sehr häufig römische Antiquitäten (Mauerreste, Münzen u. dgl.) gefunden wurden, liegt in der Nordwest-Ecke eines von 3 tiefen Schluchten umgebenen Plateaus im Osten des Amtes Schwarzenburg. 1884 entdeckte man daselbst durch Zufall ein ausgedehntes nachrömisches Gräberfeld mit Skelettbestattung (theils in Tufsteinsärgen, theils in Bruchsteinkisten oder blossen Steinsetzungen) und spärlichen aber sehr werthvollen Beigaben (kunstvoller Bronze-, Eisen- und Edelmetallschmuck mit Filigran, Einlagen und Cloisonnerie, Knochen und Elfenbeinschnitzereien, Glas- und Bernsteincolliers, keine Waffen). Mindestens 12 regelmässige Reihen boten 99 sichere Gräber, aber weit über 100 Bestattete, wovon jedoch nur ein Viertel (23—24) mit Beigaben ausgerüstet waren. Drei Gräber waren von besonderem Reichthum; einige zeigten die Verwendung römischer Bautrümmer (Leistenziegel und Marmorplatten) zur Grabeinfassung; über der ganzen Nekropole lag eine Art Pflaster von räthselhafter Bestimmung.

Nicht minder lobenswürdig, als die gründliche Untersuchung des Gräberfeldes und die Beschreibung der Funde unter steter Vergleichung analoger Objecte, ist die Kritik derselben, welche mit Hilfe des gesammten Apparates, den die Literatur und die Sammlungen hiefür gewähren, den Werth dieser Entdeckung feststellt. Dieselbe vervollständigt unsere Kenntniss der Wohnbezirke der Burgundionen und bestätigt in schlagender Weise die Grenzen, welche Dr. Albert Jahn in seinem grundlegenden Werke (Geschichte der Burgundionen und Burgundiens bis zum Ende der ersten Dynastie) Bd. II, S. 397 ff. den Sitzen dieses Volkes in der West- und Südwestschweiz gezogen hat. Die Ansiedlung, an einem alten Römerweg aus dem Canton Freiburg nach dem Thunersee gelegen, erscheint als eine Zwischenstation zwischen Avenches und Thun. Belegt wurde das Gräberfeld, wie der Verfasser aus der entwickelten frühgermanischen Ornamentik der Schmucksachen schliesst, in der Zeit nach dem Aufgehen des alten Burgundionenreiches in's fränkische Reich, d. h. in der zweiten Hälfte des VI. Jahrhunderts oder zu Anfang des VII. Jahrhunderts nach Chr. Geb. Nach der Untersuchung der Knochenreste durch Prof. J. Kollmann hatte die Bevölkerung von Elisried, welche sich ethnologisch und culturell dem grossen helvetisch-burgundischen Volksstamm anreiht, schon Glieder verschiedener europäischer Rassen in sich aufgenommen. **Hoernes.**

41.

Dorr, Prof. Dr. Der Burgwall bei Lenzen. (Schriften der naturforschenden Gesellschaft in Danzig. Bd. VI, 4, 1887, S. 142—154. Mit Taf. III u. IV.)

Die Elbinger Höhe am frischen Haff besitzt ein Schluchtsystem, das an zwei Stellen, bei Tolkemit und bei Lenzen, natürliche Festungen, d. h. an drei Seiten von Terraineinschnitten geschützte Landrücken bildet. Der 1885 von Prof. Dorr untersuchte Lenzener Burgwall besteht aus einem ovalen, nicht vollständig geschlossenen Ringe und baut sich in drei Etagen von S. nach N. auf. Die zahlreichen Scherbenfunde zeigen theils den deutlichen Burgwalltypus (Drehscheibenarbeit mit Umfangsrillen), theils ein älteres Stadium der Keramik (freie Handarbeit mit Fingereindrücken). Der Verfasser meint daher, dass auf dem Hügel bereits vor der Anlage des Burgwalles eine heidnische Ansiedlung bestanden habe, welche etwa die Lücke zwischen der römischen Periode des Neustädter Urnenfeldes bei Elbing und dem Beginne der Burgwallzeit ausfüllt. Die Technik der Töpferkunst muss in dieser Zwischenzeit seit dem Aufhören der römischen Einflüsse sehr bedeutend zurückgegangen sein. Der Burgwall war wohl als Fliehburg für die Bevölkerung benachbarter, esthnischer (später pruzzischer) Ortschaften in Zeiten, wo der Feind das offene Land überschwemmte, bestimmt. Der Innenraum des Ringwalles selbst konnte in solchen Fällen nur die Vertheidiger aufnehmen, die übrigen Flüchtlinge und die Viehherden fanden in einer von schenkelförmig abstehenden Niederwällen eingeschlossenen Mulde Schutz und Unterkunft. **Hoernes.**

42.

Pigorini, L. Cause dello sviluppo della ceramica nella prima età del fero. Comunicazione preliminare. (R. Accad. d. Lincei. III.[1] Rendiconti p. 381 s. — Seduta del 15. maggio 1887.)

Diese Notiz gestattet uns schon jetzt, das Ziel einer Specialuntersuchung, welche der Verfasser dem gedachten Thema widmen will, in's Auge zu fassen. Er sieht in den Terremare der Bronzezeit und den Nekropolen mit Villanova-Inventar zwei verschiedene Culturstufen eines und desselben Volkes. Die entwickelte Keramik der letzteren beruht, wie eine lange Reihe von Beispielen sinnfällig zeigt, auf einer schwunghaft betriebenen Nachahmung bronzener Nietarbeiten mit geometrischer Decoration, welche, wie das Elfenbein und das Glas von den Phönikiern oder Karthagern in Italien eingeführt und (wohl nicht ausschliesslich) von da nach dem übrigen Europa verbreitet wurden. Hin und wieder mögen sich auch die Erzeuger solcher orientalischer Waaren auf der Halbinsel niedergelassen und hier gewisse, beliebte Fabrikate von etwas abweichender Form producirt haben. Später lernten die Italiker selbst diese Technik ausüben und verbanden sie mit figuralen Darstellungen, welche manchmal locale Sitten und Gebräuche vorführen. Der von Pigorini zum Schluss wieder ausgesprochenen Anregung: die italienische Regierung oder die Akademie möge die Herausgabe eines Corpus der italienischen (vorrömischen) Alterthümer in die Hand nehmen, dürfen wir wohl beifügen, dass eine solche Publication einem der dringendsten Bedürfnisse aller Palão-Ethnologen, und nicht am wenigsten der ausserhalb Italiens wirkenden, entsprechen würde. **Hoernes.**

43.

Strobel, P. L'Organomia nella Paletnologia e nell' Archeologia. (Bull. di Paletn. Ital. III.[2] Parma 1887 p. 33 ff.)

Eine verständige Darlegung des vielfach unterschätzten Werthes, welcher den organischen Ueberresten für die chronologische und ethnologische Bestimmung prähistorischer Schichten zukommt. Wir dürfen es mit Befriedigung aussprechen, dass gegen die hier vertretenen Principien wenigstens seit einem Decennium in Oesterreich nicht mehr so crass gesündigt wird, als es früher manchmal geschah. Eher könnte man, wenn die Grenze des „Bis hieher und nicht weiter!" bereits gezogen wäre, theilweise vom Gegentheile reden. Ein scharfes Verdict über die namentlich in früherer Zeit beliebten Aufstellungen einer Universaltheorie der prähistorischen Zeiträume enthalten die folgenden Schlusssätze: „Sowie jedes Land seine eigene Geschichte, so hat es auch seine eigene Vorgeschichte; denn jene ist nur eine nothwendige Fortsetzung der letzteren. Die Vorgeschichte Italiens ist nicht diejenige Frankreichs, noch irgend einer anderen Landschaft, und kann es nicht sein. Nur Berührungspunkte lassen sich nachweisen, aber keinerlei Identität. Nur für ganz bestimmte und begrenzte Gebiete lässt sich eine vorgeschichtliche Chronologie mit ihren Haupt- und Unterabtheilungen feststellen, die aber auch streng auf diesen Bezirk beschränkt bleiben muss. Erst wenn man die vorgeschichtlichen Epochen aller Länder unseres Welttheils kennt, lässt sich aus dem Synchronismus der verschiedenen Gruppen ein Grundriss der Vorgeschichte Europas gewinnen." **Hoernes.**

44.

Notizie degli scavi di antichità, communicate alla reale Accademia dei Lincei. Roma. Gennaio 1887.

Die Funde von figürlichen, in Bronzeblech getriebenen Darstellungen archaischen Stils, welche nördlich der Alpen mit Typen der Hallstätter Periode gemischt vorkommen, gehören noch immer so sehr zu den Raritäten, dass sie wohl auch einzeln, sofort nach ihrem Auftauchen in der Literatur, angezeigt zu werden verdienen. Die jüngst in den Not. d. sc. publicirten Objecte (Trutzwaffen aus Eisen, Rüstungsstücke aus Bronze, worunter ein ovaler 16 : 13 cm langer und breiter Schildbuckel mit 2 Kriegerfiguren) stammen von einer zufälligen Entdeckung, welche schon vor 40 Jahren bei einem Brückenschlag 4·5 Km südlich von Forli gemacht wurde und befinden sich gegenwärtig im Besitze des Marchese Albicini zu Forli. Die beiden gegen einander schreitenden Gestalten mit ihren kreisrunden, gebuckelten Schilden, welche die Körper vom Halse bis zum Knie verdecken, mit je 2 gesenkten Lanzen und kegelförmigen Helmen sind wie aus der obersten Zone der bekannten Bologneser Situla herausgeschnitten. Nur fassen die Phalara der Helme nicht den unteren Rand, sondern die Seitenlinien derselben ein, was unnatürlich erscheint, aber wohl nur auf dem Ungeschick der Darstellung beruht. Wahrscheinlich hatte diese Art Helme statt des zur Verstärkung dienenden Kammes anderer Formen ein mit Phalaren oder Buckeln besetztes Band, welches quer über den Scheitel lief. In der Mitte des letzteren ragt eine Metallspitze empor, wie sie auch die ähnlichen Schüsselhelme von St. Margarethen in Krain (s. diese Mitth. Bd. XIII, Taf. 23, 2) besassen. Die Gelenke der menschlichen Gliedmassen sind in der für diesen Stil charakteristischen Weise durch runde Punkte markirt. Aehnliche ovale, mit Buckelreihen eingefasste, in der Mitte mit Ornament gezierte Umbonen sind aus Umbrien (Not. degli scavi 1878, 19, Taf. I, 3) und, was schon Mayer als bemerkenswerth hervorhebt, von der Gurina (Mayer, Taf. VII. 11. Seite 83 a) bekannt. **Hoernes.**

45.

Undset, Ingvald. Le Préhistorique Scandinave, ses origines et son developpement. (Revue d'Anthropologie, XVI. 1887, p. 312—332.)

Der Verfasser leitet die frühe Reife der prähistorischen Studien in den skandinavischen Ländern von dem Fehlen einer antik-classischen Epoche in der Geschichte derselben und der dadurch bedingten langen Dauer vorgeschichtlicher Culturzustände (bis zur Einführung des Christenthums um 1000 nach u. Zeitr.) her. Die erste Phase jener Studien beginnt in Dänemark, Schweden und Norwegen ziemlich gleichzeitig am Anfange des XIX. Jahrhunderts und reicht etwa bis 1870. Der 4. internationale Congress der Anthropologen und Prähistoriker, 1869 zu Kopenhagen abgehalten, gewährte

der europäischen Gelehrtenwelt einen vollständigen Ueberblick der in jenem mehr als 50jährigen Wiegenalter unserer Wissenschaft gewonnenen Ergebnisse. Das archäologische und das ethnographische Museum der Congressstadt, dauernde Denkmäler des kurz zuvor verschiedenen Thomson, erregten allgemeine Bewunderung. und die Congressarbeiten, namentlich die Discussionen zwischen den Herren Worsaae und Steenstrup, lebhaftes Interesse.

Um 1870 tritt die skandinavische Alterthumsforschung in ein neues Stadium. Unter der Aegide der Nestoren des ersten Zeitraumes bildet sich eine Phalanx jüngerer Männer, welche der Wissenschaft neue Ideen zuführen, neue Zielpunkte und Methoden aufstellen. Aus Schweden sind hier Hans Hildebrand und Oscar Montelius, aus Dänemark Sophus Müller, aus Norwegen (nach der Ansicht des Ref.) J. Undset selbst in erster Reihe zu nennen. Daneben wirken die älteren Bahnbrecher rühmlich fort, und noch eine stattliche Anzahl nennenswerther jüngerer Kräfte reiht ihre Arbeiten denen der genannten Forscher würdig an (die Herren Stolpe, Eckhoff, Wiberg, Wittlock, Strale, Baltzer in Schweden; H. Petersen, Boye, Zink, Vedel, Madsen, Sehested in Dänemark; Rygh, Lorange, Bendixen in Norwegen u. A.). Auch schöne Beispiele staatlicher Förderung sind aus diesem Zeitraume zu verzeichnen. 1874 erwirkte Worsaae als dänischer Cultusminister eine jährliche Subvention zur Erforschung und Aufnahme der einheimischen Alterthümer durch je einen Archäologen und einen Künstler. In wenigen Jahren werden diese Arbeiten vollendet und dann kein Theil Europas archäologisch so genau untersucht sein, wie Dänemark. 1875 erhielt die Universität zu Christiania eine ordentliche Lehrkanzel für prähistorische Archäologie, die erste in Europa. Der Verfasser verspricht dieser geschichtlichen Uebersicht noch mehrere auf denselben Gegenstand bezügliche Aufsätze mehr kritischen Charakters folgen zu lassen. **Hoernes.**

46.

Collignon, Dr. R. Les âges de la pierre en Tunisie. (Matériaux pour l'hist. prim. et natur. de l'homme. Vol. XXI. 1887. p. 171—204. Mit Taf. V—VIII.)

Die anthropologische Gesellschaft in Paris erntet mit dieser Publication eine der werthvollsten Früchte der Mission, welche der Verfasser während dreijähriger Reisen in der Regentschaft Tunis für sie durchgeführt. Die verwickelten Fragen der Ethnologie Nordafrikas erhalten durch den Nachweis zahlreicher palão- und neolithischer Culturschichten in dem von Frankreich jüngst occupirten Gebiete ein sehr wesentliches archäologisches Substrat. Namentlich die Umgebung der Stadt Gaffa ist auf engem Raume ungemein reich an dichtgeschaarten und vereinzelten Funden der Epochen (oder Typen), welche die Franzosen chelléenne und moustiérienne nennen. Ein Blick auf die prähistorische Uebersichtskarte (pl. VI) zeigt uns südwestlich von der Stadt Tunis eine fast 1 Breitegrad lange Region der Dolmen, dann südlich von Kairouan ein viel ausgedehnteres Gebiet mit geschlagenen und polirten Steinwerkzeugen. Im südlichen Landestheil hat die Steinzeit, wenn man so sagen darf, ungemein lange gewährt; denn neben den Metallen, welche die Gätuler und Numidier von den Phönikiern und später von den Römern erhielten, finden sich auch nach dem Falle Karthagos und der Etablirung der römischen Herrschaft, Feuersteinwerkzeuge noch immer, und nicht etwa vereinzelt, sondern sehr zahlreich, im Gebrauche. **Hoernes.**

47.

Klose, W. Bronze- und Eisenzeit oder Metallzeit. Ein Beitrag zur Lösung der Frage über die Berechtigung dieser Eintheilung und über die Priorität der Bronze. Hirschberg i. Schles. 1887.

Der Standpunkt des Verfassers, welcher die Priorität des Eisens vor der Bronze in der prähistorischen Industrie für den ganzen Erdkreis behauptet, ist bekanntlich nichts weniger als neu; hat er es doch schon zu einer gewandten populären Darstellung (von M. Alsberg) in der Virchow- und Holtzendorff'schen Sammlung gemeinwissenschaftlicher Vorträge gebracht. Für jene Länder, in welchen eine reine Bronzezeit nachweisbar ist — und der Kreis derselben gewinnt immer mehr Ausdehnung — müssen wir ihn wohl unbedingt verwerfen. Für die anderen aber ist zu erinnern, dass die ganze Fragestellung nach der Priorität oder Posteriorität dieses oder jenes Metalls in der Cultur des Erdkreises oder eines weiteren Bezirkes, etwa Europas, dem heutigen Stande unserer Wissenschaft nicht mehr entspricht, seitdem man, fern von den Illusionen, zu welchen solche schematische Aufstellungen einst Anlass gaben, erkannt hat, dass mit einem kategorischen aut-aut dem gordischen Knoten der Urgeschichte Europas nicht beizukommen ist.

Hoernes.

48.

Gozzadini, Giovanni. Scavi governativi in un lembo della Necropoli Felsinea 1885—1886. Bologna. 23 pp.

Der Autor hat während des Herbstes 1885 und des Frühlings 1886 im Auftrag des italienischen Unterrichts-Ministeriums die Ausgrabungen auf dem Landgute S. Polo des Herrn Arnoaldi Veli, wo sich bekanntlich ein Randstück der grossen Nekropole von Felsina in westöstlicher Richtung ausdehnt, fortgesetzt. Es fanden sich neuerdings 27 etruskische und in einer darunter liegenden Schichte 19 römische Gräber, letztere aus der späteren Kaiserzeit. Alle etruskischen Gräber waren schon im Alterthum zerstört und ihrer werthvolleren Beigaben beraubt; doch ergab sich noch immer eine sehr schätzbare Ausbeute an sculpirten Grabstelen, metallenen Schmucksachen und rothfigurigen griechischen Vasen. In einem der beraubten Gräber fand sich eine eiserne Schaufel, welche, wie die Vergleichung dieser in unseren Museen wenig zahlreichen Geräthe lehrte, nicht römisch, sondern gallisch ist. Den Galliern schreibt daher Gozzadini die Ausplünderung dieses Theiles der Nekropole von Felsina zu. Für die Methode unserer Forschung ist es gewiss von Nutzen, auf diese und ähnliche Fehlerquellen mit Nachdruck hinzuweisen und sie nicht ausser Auge zu lassen, wenn es sich um die Bestimmung gemischter Funde handelt, wie sie so häufig diesseits der Alpen vorkommen.

Hoernes.

49.

C. J. Wills, Med. Dr. Persia as it is. London 1886.

Der Verfasser lebte über 20 Jahre als Arzt im Telegraphendienste zumeist in Schiraz und Isfahan. Vor 4 Jahren verfasste er bereits ein Werk ähnlichen Inhalts „In the land of the lion and sun". Letzteres enthielt meist persönliche Erlebnisse, bot demnach geringeres Interesse, zumal der Styl ziemlich ungeschliffen und die Transscriptionen sehr mangelhaft waren. Wir constatiren mit Freude in dem gegenwärtigen einen gewaltigen Fortschritt in Styl, Inhalt, selbst in Transscriptionen, die allerdings Manches zu wünschen lassen. Obwohl die ethnographischen Skizzen mehr für den Süden gelten, so bieten sie auch für die anderen Theile vielen Stoff der Belehrung über den jetzigen Stand der herrschenden (müssigen) und arbeitenden Classen. Jeder ehrliche Ethnograph stellt sich vorweg über ein Volk die Fragen: Ist es gut oder schlecht? Ist es bildungsfähig, vor- oder rückschreitend? Hat es eine Zukunft? Unser Autor hat keine Vorurtheile gegen, ja er liebt sogar Land und Leute, doch zu Ende merkt man, dass so viele vorzügliche Eigenschaften, Talent, Begabung, Fleiss, Mässigkeit, Ausdauer etc. mit so vielen Fehlern gepaart sind, dass die Antwort nicht leicht wird. Durchschnittlich verdient die arbeitende Classe alle Anerkennung, denn wo immer sie vom Druck der regierenden Classen befreit ist, so in Indien, Russland, selbst Türkei, versteht sie es, rasch Stellung und Erwerb sich zu verschaffen. Dies beantwortet auch die Frage über ihre Bildungsfähigkeit, die in hohem Grade existirt. Auch die Zukunft der Rasse ist nicht trübe, doch gewiss nicht in den gegenwärtigen Formen. Auf diese Aenderung ist nicht allein das denkende Volk, sondern auch das regierende vorbereitet, das das Deluge auch acceptirt. — Fast rührend sind die Aufzeichnungen über das Frauenleben. Wir sind gewohnt, in den orientalischen Frauen willenlose, träge, unwissende Wesen zu sehen. Dies ist grundfalsch. Die Polygamie im Orient ist nicht ausgedehnter als das Maitressenwesen grosser Städte, die erwerbenden Classen sind monogam, die Ehen nicht glücklicher aber auch nicht unglücklicher als anderswo. Die monogame Frau ist durchschnittlich arbeitsam, tugendhaft und leitet bei vieler Entbehrung die Erziehung der Kinder und das Hauswesen. — Alle modernen Reisenden sind entzückt über das Aufblühen der Residenz Teheran. Die Stadt ist schön, fast gesund und wasserreich geworden. Die Steppe ringsum weithin ward fast zum Garten. Was frommt's jedoch, wenn andere Städte in Ruinen verfallen? wenn fast nirgend eine Strasse, wenn viele Luxuswagen, doch kein einziger für Lasten im ganzen Lande zu finden ist? Das Beispiel Teheran's bietet jedoch die grosse Belehrung, was bei gegebenen Mitteln durch einfache Hydrauliker des Landes aus einer öden Steppe gemacht werden kann. Ein grosser Lichtpunkt unserer Zeit ist die religiöse Toleranz der gegenwärtigen Regierung. Man klagt häufig die Priesterclasse der Intoleranz an. Es kann nichts Falscheres gedacht werden. Die Gebildeten sind fast Freidenker und dass sie manchmal, jedoch selten, intolerant sind, das geht nicht vom Herzen, sondern es gehört zum Handwerk.

Ist der Mullah des Europäers sicher, so entwickelt er philosophische Themata, die fast an Ungläubigkeit streifen. Es ist noch ein Glück, dass sie den Nimbus bewahren, denn in letzter Instanz sind sie doch die Einzigen, welche der erdrückenden Willkür zu widerstehen vermögen. — Der Autor hat auch zur Illustration des persischen Lebens zwei Novellen dem Text beigefügt. Wir wollen deshalb mit ihm nicht rechten, bleibt doch noch immer der Roman Hadji Baba von Morier das beste ethnographische Werk über Persien. Das Einzige, was wir dem Autor verübeln, ist, dass er als Doctor nicht ein Jota der naturwissenschaftlichen Forschung beigefügt hat. Nicht Jeder ist für diese Disciplin gemacht, doch Jeder hat die Pflicht, Material für die Gelehrten der Heimat zu sammeln.

Polak.

50.

Chavanne Joseph, Dr., Reisen und Forschungen im alten und neuen Congostaate in den Jahren 1884 und 1885. Jena 1887.

Der in wissenschaftlichen Kreisen wohlbekannte Verfasser publicirt hiermit die Ergebnisse seiner Reise am unteren Congo. Dieselbe hat ihn zwar nur bis Vivi und San Salvador geführt, aber dennoch Gelegenheit zu ausgedehnten wissenschaftlichen Beobachtungen gegeben, welche beweisen, wie viel ein vielseitig geschulter Forscher selbst in sogenannten „bekannten" Gebieten Westafrikas leisten kann. Die ersten Capitel geben die Reisebeschreibung, dann werden die geographischen Verhältnisse erörtert und zuletzt folgt ein Abschnitt über Ethnographie.

Als Gesammtbezeichnung der gleichsprachigen Stämme am Congo bis Stanley Pool, am Kwilu, Tschiloango etc. nimmt Chavanne den Ausdruck Baſiōto an. Wenn der in den Küstenstrichen übliche Name Fiōte, d. h. „die unserige (Sprache)" in linguistischen Schriften schon meist durch das richtigere „Kikongo" ersetzt wird, so ist es einem Fremden doch sicher nicht gestattet, durch Vorsetzung des bantu Präfixes „Ba-" aus Fiōte einen Volksstamm zu bilden. — Dies ging aus dem Bestreben hervor, einen zusammenfassenden Namen für diese Stämme zu bilden, den die Eingeborenen selbst nicht besitzen. Wenn man jedoch bedenkt, dass die Dialekte der Küstenstämme vielfach durch portugiesischen Einfluss corrumpirt sind und dass die reine Sprache von den Inlandstämmen Kikongo genannt wird, so kann man wohl den Ausdruck Bakongo als Bezeichnung für die ganze Gruppe gebrauchen. Der Verfasser gibt in diesem Abschnitte eine sehr interessante Schilderung der Volkssitten, der Industrie etc. bei den Stämmen am unteren Congo. Es besteht ein Verbot, das Land zu verkaufen, alle Verträge mit den Weissen sind daher nichts als Pachtverträge. Der Sohn der Schwester ist stets der berechtigte Erbe. Die Fetischfiguren werden keineswegs als solche angebetet, sondern bedeuten nur den Sitz eines höheren Principes. Betreffs der Nkimba-Secte bei den Mussikongo und Küstenstämmen behauptet Chavanne, dass dieselbe an entlegenen Orten, z. B. den Waldinseln am unteren Congo sich aufhalte, und dass nur Leute, welche ein körperliches Gebrechen oder eine Schuld ihrer Angehörigen zu sühnen haben, in dieselbe auf 2—3 Jahre eintreten müssen. Dieser Ansicht widerspricht die von erfahrenen Missionären, welche auch mit meinen Beobachtungen zusammenfällt, dass nämlich Nkimba nichts Anderes als eine religiöse Erziehung für Knaben ist, bei der dieselben unter Leitung eines N'ganga in der geheimen Sprache und gewissen Gebräuchen unterwiesen werden. Zu berichtigen dürfte auch sein, dass die Hunde der Bacongo

durch den Sklavenhandel eingeführt worden seien. Dieselben gehören der gewöhnlichen Hundevarietät an, welche fast über ganz Centralafrika verbreitet und zweifellos einheimisch ist. Sehr interessant ist eine Tabelle mit den geschätzten Einwohnerzahlen der von Dr. Chavanne besuchten Dörfer. Nach derselben würde sich die Bevölkerung auf 7·3 Seelen auf den Quadratkilometer stellen. Von den beiden Karten ist eine schon in „Petermann's Mittheilungen" veröffentlicht worden, während die andere eine Reduction der im Brüssler „Institut Nationale de Geographie" erschienenen darstellt. Das Buch, welches auch historische und handelspolitische Abschnitte enthält, ist entschieden das beste und wissenschaftlichste über das Mündungsgebiet des Congo. Unangenehm macht sich darin bemerkbar, dass Dr. Zintgraff, der Reisegefährte Dr. Chavanne's, von dem die Sammlungen und zahlreiche wissenschaftliche Beobachtungen herstammen und der eben jetzt im Dienste der deutschen Regierung als Ethnolog in Kamerun thätig ist, kaum in dem Buche erwähnt wird.

Baumann.

51.

Buchner Max, Dr., Kamerun. Skizzen und Betrachtungen. Leipzig 1887.

Diese hauptsächlich colonialpolitische Schrift enthält auch eine sehr interessante ethnographische Schilderung der Dualla-Neger. Wenn schon der flüchtige Anblick der Dualla und ihrer Dörfer wahrhaft täuschend an die Stämme des oberen Congo erinnert, so weist diese auf gründlicher Kenntniss beruhende Darstellung noch mehr auf die Bajansi und Bangala, theilweise selbst auf die Bacongo hin. Die Trommelsprache der Duala hat ihre Analogien am Congo. Die religiöse Duallasecte der Makuka, deren Angehörige sich weiss bemalen und eine geheime Sprache sprechen, gleichen auffallend den Nkimbas des Congo, welche genau den gleichen Gebräuchen huldigen. Die Grenze der Bantu gegen die Negerrasse stellt Buchner nördlich vom Kamerungebirge. Bei den Bakwiri (Bantu) findet man schon zahlreiche Anklänge an die Negersprachen. Ausser rein ethnographischem Material enthält das Buch einen wahren Schatz zur Charakteristik des Negers, von dem Dr. Buchner sagt: „Wir lieben den Neger wegen seiner drolligen Laune und zugleich hassen wir ihn wegen seiner Niedertracht."

Baumann.

52.

Dennet R. E., Seven years among the Fjort. An English traders experiences in the Congo-district. London 1887.

Mit dem eigenthümlichen Namen „Fjort", in welchem wir wohl nur eine Concession an die englische Orthographie zu sehen haben, bezeichnet der Verfasser die Eingeborenen des Küstenstriches zwischen Loango und Kabinda. Der grösste Theil des Buches ist mit der genauen Wiedergabe endloser Palaver zwischen den weissen Händlern und den Negern erfüllt, deren Lectüre zwar nicht sehr anregend, aber immerhin belehrend ist. Manches Interessante theilt der Verfasser über die Religion dieser Stämme mit. Die oberste Gottheit Nsambi ist weiblichen Geschlechtes und bildet mit ihrem Sohne Congo und dem Geiste Deïsos eine Trinität. Verfasser vermuthet, dass die christlichen Anschauungen, welche ja zu Beginn der Neuzeit durch portugiesische Missionäre im ganzen Bakongo-Gebiete verbreitet wurden, zu diesen Ideen Veranlassung gaben. Diese Ansicht hat entschieden viel für sich, nur wäre zu untersuchen, ob bei Inlandstämmen, welche dem christlichen Einflusse stets entrückt waren, ein ähnlicher Glaube sich nicht vorfindet. Mir ist in dieser Hinsicht nur bekannt, dass der Name Nsambi nicht nur am oberen Congo eine Gottheit bezeichnet, sondern auch als Niambe in Kamerun auftritt, überhaupt den Bantu-Stämmen gemeinsam zu sein scheint. Der Nkissi ist ein böser Geist, der in den Fetischen und Amuletten seinen Sitz hat und hauptsächlich verehrt wird. Den Familien-Nkissis wird auf einem grünen Fleck ein Haus errichtet, in welches nur das Oberhaupt der Familie eintreten darf. Der Legende nach sollen dies die Plätze sein, wo Congos Söhne auf ihrer Wanderung ausruhten. Dennet theilt als Beispiel der Ahnenverehrung die Legende der Maloango-Familie mit. Die allgemeinen Fetische haben Ngangas (Priesterärzte) zu ihrer Bedienung. Diese treiben die Nägel in die Figuren ein, durch deren jeden der Wunsch eines Betenden dem Gotte gewissermassen mitgetheilt wird. Dennet bespricht hierauf die Sitte des Cassiaessens, der Gottesgerichte und andere nationale Einrichtungen. Die Beschreibung wird durch Illustrationen erläutert, deren mehrere wohl etwas zu naiv blutdürstig gehalten sind. In anderen Capiteln spricht Dennet Ansichten über das Land, die Staatenbildungen und colonialpolitische Fragen aus, wobei er sich allerdings nicht ganz von dem specifischen Engländerthum losmachen kann. Die Darstellung ist eine einfache und macht auf Wissenschaftlichkeit keinen Anspruch. Dennoch muss es stets besonders hervorgehoben werden, wenn ein Kaufmann sich herbeilässt, seine Erfahrungen der Oeffentlichkeit zu übergeben. Wie viele Händler gibt es in Westafrika, die während Jahren die Stämme um ihre Factoreien herum gründlich kennen gelernt haben und die Beschreibung derselben doch öfters Leuten überlassen, die das Land kaum flüchtig durchreist haben. Mögen recht viele, besonders deutsche Kaufleute dem Beispiele Dennet's folgen und den reichen Schatz ihrer Erfahrungen für die Ethnologie fruchtbar machen.

Baumann.

53.

Jadrinzew, N. Sibirien. Geographische, ethnographische und historische Studien. Mit Bewilligung des Verfassers nach dem Russischen bearbeitet und vervollständigt von Dr. Ed. Petri. Mit 14 Tafeln Illustrationen. Jena. Hermann Costenoble. 1886. XIX + 589, gr. 8°.

Jadrinzew gilt als der ausgezeichnetste Kenner Sibiriens. Vorliegendes Werk ist im Jahre 1882 zuerst in russischer Sprache erschienen und hat gerechtes Aufsehen erregt. Prof. Petri, der eine Reihe trefflicher Studien im Sibirskij zbornik und im Vostočnoje obozrenije veröffentlicht hat, ist wohl berufen gewesen, J.'s Arbeit zu übersetzen. „Vom wissenschaftlichen Standpunkte", sagt Petri im Vorwort, „ist Sibirien ein Land von ungeheuerem Interesse." „Der Slave hat sich in Sibirien unter dem Einflusse einer veränderten Lebensweise im weiteren Sinne des Wortes, einer Veränderung

im Klima, in der Nahrung, in der Beschäftigung, in der Geistesrichtung, und gewiss auch unter dem Einflusse einer Beimischung von Eingeborenen in einen eigenthümlichen, physisch und psychisch vom slavischen Typus abweichenden Sondertypus, den Sibirjaken verwandelt." Darnach betrachtet der Herausgeber es als die besondere Aufgabe der Forschung in Sibirien, festzustellen: „die Veränderungen, welche jeder Auswanderer unter dem Einflusse physiologischer und psychologischer Ursachen früher oder später, in höherem oder geringerem Masse durchzumachen hat."

Dieses Werk bietet so viel des Bemerkenswerthen, dass man eine Broschüre darüber schreiben müsste, wollte man daraus Jedes gebührend hervorheben. Referent muss sich freilich hier darauf beschränken, die den Ethnographen am meisten anziehenden Dinge kurz zu erwähnen. Die ältesten Einwohner Sibiriens sterben aus: Vogulen, Tataren, Ostjaken, Samojeden, Tungusen, Jakuten, Jukagiren, Tschuktschen, Korjaken, Kamtschadalen, Giljaken, Kirgisen, Altaj-Kalmyken, Sojoten, Burjaten, Koreaner, Chinesen, Sarten und Usbegen (S. 10 ff.). Die Gründe und Wege der Vermischung dieser Völker mit den Russen (S. 13 ff.) werden ausführlich beschrieben: „An einigen Orten Sibiriens bezeichnet die Bevölkerung sich selber als „Gemengsel" (S. 22). Charakteristik der verschiedenen Mischtypen. Nachtheile der Vermischung (S. 30 ff.), vor Allem Verminderung der Fruchtbarkeit. Der Russe entartet oder wird jakutisirt (S. 34).

„In den Grenzgebieten haben die Russen häufig mitsammt ihrem Typus auch ihre charakteristischen Eigenthümlichkeiten, ihre Sitten und Gebräuche, ja sogar ihre Sprache, mit einem Wort, ihre Nationalität eingebüsst." Verbreitung der Polygamie (S. 39). Mischsprachen (S. 41). Schamanenthum der Burjaten und lamaistisches Prophetenthum (S. 43). „Die Russen zeichnen sich durch eine hochgradige Verwilderung und Stumpfheit (S. 45), durch Trägheit und Schwerfälligkeit aus" (S. 46). Ueber Bergcultus der Tungusen von Turuchansk (S. 50). Im Osten hat die russische Colonie nicht nur den physischen Typus und die physischen Eigenthümlichkeiten des Eingeborenen, sondern auch seine Cultur angeeignet (S. 61 ff.). Der sibirische Dialekt hat mehr als 3000 rein localer, der allgemein russischen Sprache fremder Wörter aufgenommen. „Narren, Idioten, Propheten und Wahrsager finden sich in jeder sibirischen Stadt" (S. 66). Ausserordentliche Entwicklung der Prostitution und zügellose Trunksucht in allen Ständen. Die Bevölkerung durchwegs von Syphilis inficirt. Der Sibirier hat die Volksüberlieferungen der altrussischen Vorzeit (Bylinen) vergessen (S. 70 ff.). Entwicklung von Pleme- und Bractvo-Gemeinschaften (S. 93 f.) aus der engeren Familie. Herzbrechende Schilderungen des Dahinschwindens der eingeborenen Stämme. Geringe Erfolge des Christenthums (S. 139—151). Die Colonisation von Sibirien und die Auswanderungsfrage der Gegenwart (S. 152 ff.). „In Sibirien werden nicht selten ganze Dörfer und Ansiedlungen entdeckt" (S. 166). Sibirien als Verbrechercolonie (S. 191 ff.). Jährlich werden an 19.000—20.000 Menschen deportirt. Ihre Lage ist trostlos. Die Meisten werden Landstreicher (Brodjagen), Räuber und Brandstifter (S. 244). Die Reichthümer des Ostens und die Geschichte ihrer Ausbeutung (S. 259 ff.). Die ökonomische Lage der sibirischen Bevölkerung (S. 311 ff.). Den Schluss des Jadrinzew'schen Werkes bilden Aufsätze über die Zukunft Sibiriens und die Bedingungen seines Gedeihens. Besonders werthvoll sind die Zusätze Petri's im Anhange S. 437 574. Das Wahrsagen aus den Sprüngen eines in's Feuer gehaltenen Schulterblattes eines Schafes ist bei den sibirischen Schamanisten und auch bei den Russen ungemein verbreitet. Bei den Serben im Süden üblich unter dem Namen: gatanje u pleća. S. 442: „im Bezirke Nertschinsk ist der Brautraub, die „Diebshochzeit" so sehr verbreitet, dass angeblich kaum 10% der Ehen auf üblichem civilisirten Wege geschlossen werden. Die Eltern haben in der Regel nichts gegen diese Art der Eheschliessung einzuwenden, ja sie machen mitunter bekannt, dass sie ihre Tochter nur auf dem Wege einer „Diebshochzeit" verheiraten werden, da ihnen zur Abhaltung einer ordentlichen Hochzeit die Mittel fehlen." S. 444: „Im russischen Volke ist die Anschauung verbreitet, dass die Erde auf drei Walfischen ruhe. Bei den Altajen ruht die Erde auf dem Bauch eines Frosches (darum werden die Frösche im Altaj nicht getödtet); wenn der Frosch einen Finger regt, so gibt es ein Erdbeben; bei den Kirgisen auf einem Stier (so auch bei den Türken); bei den Tartaren am Tschulym auf einem Mammuth." Ueber „heidnisches Christenthum" (S. 450 ff.). St. Niklaus als Fetisch am Baikalsee. Ein zweiter und dritter Anhang behandelt „die Erschliessung Sibiriens" und bietet eine Reihe statistischer Tabellen dar.

Gegenwärtig arbeitet Jadrinzew an einem umfangreichen Werke über die Geschichte und den Culturzustand der ugrisch-altaischen Völker und plant eine grossartige wissenschaftliche Expedition zur Erforschung Sibiriens. Möge er auch diese Mission glücklich durchführen und reichbeladen mit ethnographischen Errungenschaften zu den heimischen Penaten heil wiederkehren. **Krauss.**

54.

Gittée, Auguste. Le folklore et son utilité générale. Bruxelles 1886. 38 S., gr. 8°. Extrait de la Revue Belgique.

Herr Gittée, ein ausgezeichneter Kenner der wallonischen, vlämischen und französischen Volksüberlieferungen, hält hier pro domo nostra eine Rede, die nicht minder von seiner innigen Vertrautheit mit den Aufgaben unserer Wissenschaft, als von seiner feurigen Liebe und Begeisterung für dieselbe glänzendes Zeugniss ablegt. Er legt an der Hand einiger zutreffend gewählter Beispiele den hohen sittlichen Werth der Volksüberlieferungen dar und hebt mit Nachdruck die unleugbar hohe patriotische Bedeutung der Volkskunde hervor. Letzteren Umstand kann man eigentlich nie genug scharf betonen. Die Volkskunde ist entschieden die patriotischeste Wissenschaft. **Krauss.**

55.

Riedel, J. G. F. De sluik- en kroesharige Rassen tusschen Selebes en Papua. Met platen en schetskaarten. Uitgegeven door tusschenkomst van het Nederl. Aardrijkskundig Genootschap. 'S-Gravenhage, Mart. Nijhoff, 1886.

Dieses für den Ethnographen geradezu kostbare Werk behandelt die Ethnographie der die Banda-See einschliessenden

Inseln, und zwar: Buru, Ambon und die 3 Uliase-Inseln, weiters Serang (Ceram) oder Nusaina, den Seranglao- (Ceramlaut-) und Gorong-Archipel, die Watubela-Inseln, die Keei- oder Ervaabu-Inseln, den Aaru-Archipel, die Tanembar-(Tenimber) und Timorlao- (Timorlaut-)Inseln, die Luang-Sermata-Gruppe, den Babar-Archipel, die Inseln Leti, Moa und Lakor, Keisar (Kisser) oder Makisar, Eetar oder Weter sowie die kleinen in der Banda-See selbst gelegenen Inseln Romang, Dama, Teun, Nila oder Lina und Serua. Man sieht schon aus diesem Verzeichnisse, dass der Verfasser bemüht war, viele der bisher üblichen corrumpirten Inselnamen richtigzustellen, namentlich das überall eingebürgerte *c* durch *s* zu ersetzen, wie es der thatsächlichen Aussprache entspricht.

Die Wichtigkeit der in Rede stehenden Inseln erhellt schon daraus, dass wir es hier mit einem ethnographischen Grenzgebiete zu thun haben, in welchem zwei Rassen, die gelbe und schwarze, oder wie sie Riedel nennt, die schlicht- und die kraushaarige, sich nicht nur berühren, sondern stellenweise förmlich durchdringen. Die ethnographischen Verhältnisse solcher Grenzgebiete zu erforschen und klarzulegen, verursacht aber gerade die grössten Schwierigkeiten. Kaum je war ein Ethnograph für eine so schwierige Aufgabe besser vorbereitet als der Verfasser, der durch nahezu 30 Jahre als Beamter der niederländisch-indischen Regierung auf Selebes und den Molukken (durch Jahre als Resident des letzteren Gouvernements) thätig war und sich von Anfang an intensiv mit den ethnographischen Verhältnissen dieser Inseln beschäftigt hat. Dieses Interesse entsprang dem tieferen Bedürfnisse, die von ihm verwalteten Gebiete und deren Bewohner im Interesse einer guten Regierung möglichst genau kennen zu lernen, denn „pour diriger le peuple dans la voie correcte, il faut d'abord connaître leurs coutumes et leurs moeurs", wie Riedel im Vorworte richtig bemerkt. Das hohe Vertrauen, welches sich der Verfasser überall bei den Eingeborenen durch sein Interesse für ihre Sitten und Gebräuche erworben hat, ermöglichte es ihm allein, einen tieferen Einblick in ihr Seelenleben zu thun, als es gewöhnlich auch sonst ganz gewissenhaften Reisenden möglich ist. So stellt sich das Werk ebenbürtig neben Veth's epochemachendes Werk über Java und Hasselt's ethnographische Beschreibung von Mittel-Sumatra. Hätten wir heute nur eine grössere Anzahl gleichwerthiger Werke, die Ethnographie stünde gegenwärtig auf einer anderen Stufe unter den verwandten Wissenschaften, auf einer Stufe, die ihr in vollem Maasse gebührt und die man ihr heute noch immer nicht einräumen will. Wenn auch in den letzten Jahrzehnten sich das ethnographische Beobachtungsmaterial durch die Erschliessung grosser Ländergebiete ganz ungeheuer gehäuft hat, so dass heute schon überall Stimmen nach Sichtung und Verarbeitung des Stoffes laut werden und es auch an einzelnen geistreichen Versuchen in dieser Richtung nicht fehlt, so ist das Rohmaterial noch viel zu ungleichartig, um dasselbe trotz schärfster Kritik zu einem einheitlichen Ganzen zu verarbeiten. Ethnologische Forschungsstationen mit tüchtigen jungen Kräften an der Spitze, die wohl vorbereitet, nach einheitlicher, streng wissenschaftlicher Methode arbeiten, wären heute mindestens ebenso nothwendig, wie meteorologische, ornithologische und andere Beobachtungsstationen, die in hundert und mehr Jahren ebensogut noch der Erforschung sich weniger rasch verändernder Dinge dienen können und werden, während die Ethnologie dann fast ausschliesslich auf das heute vorhandene und in nächster Zukunft zu sammelnde Material angewiesen sein wird.

Doch zurück zu Riedel's Werk. Jede Insel oder Inselgruppe ist in einem eigenen Capitel abgehandelt und der ethnographischen Beschreibung ganz richtig die geographische und topographische Schilderung vorangestellt. Das zeigt allein schon, wie tief der Verfasser seine Aufgabe erfasst hat, denn gar manche ethnographischen Abweichungen rassengleicher Völker erklären sich ungezwungen aus den verschiedenen geographischen Verhältnissen ihrer Wohnplätze. Für den Geographen sind die 13 Kartentafeln der verschiedenen Inseln, welche manchen Irrthum berichtigen, von Interesse. Die Darstellung der ethnographischen Verhältnisse jeder Insel ist kurz und gedrängt, im Wesentlichen eine Aneinanderreihung von Thatsachen. Darin liegt nach Meinung des Referenten aber der Hauptwerth des Buches als gutes Quellenwerk. Der Vorwurf, der demselben gemacht wurde, es wiederholen sich einzelne Angaben bei den verschiedenen Inseln zu oft, ist ungerechtfertigt; wir haben es hier eben nicht mit einer Compilation oder einem Lehrbuche zu thun. Wie interessant ist es z. B., den Gebrauch, durch welchen die Eingeborenen ihr Eigenthum zu schützen suchen und welcher in ähnlicher Form auch bei andern Völkern wiederkehrt, in seinen verschiedenen Ausbildungen auf den verschiedenen Inseln zu verfolgen. Derselbe tritt hauptsächlich in zwei Formen auf, als Matu oder Matukau und als Susi. Das Matu besteht aus Zeichen, Figuren u. drgl., welche man an den zu beschirmenden Gegenstand, z. B. einen Obstbaum hängt; ähnlich geschieht dasselbe auch beim Susi, nur dass hier das Uebertreten des Verbotes straffällig wird, während beim Matu die Strafe den Verletzenden meist in anderer Form treffen soll; gewöhnlich hat man die Anschauung, dass derselbe von einer Krankheit heimgesucht wird.

Das Werk ist geradezu unerschöpflich an ethnographischen Daten, die immer präcis und klar hingestellt werden. Wir können auch wohl annähernd auf den überaus reichen Inhalt eingehen. Auf 44 Tafeln sind Volkstypen und ethnographische Gegenstände abgebildet; aus letzteren ersieht man, wie wenig Originales sich von denselben auf den in Rede stehenden Inseln erhalten hat; nur im Inneren der grösseren Inseln, z. B. auf Seram, finden sich noch die Ueberreste der früheren primitiven Cultur.

Wir wünschen, dass der Verfasser, dem wir schon viele interessante Mittheilungen über den ostindischen Archipel verdanken, seine auf Selebes und Halemahéra gesammelten Erfahrungen in ähnlicher Form verarbeiten möge. Riedel's ethnographische Arbeiten sind solche, die mit der Zeit immer mehr an Werth gewinnen. **Heger.**

56.

Erckert, R. von. Der Kaukasus und seine Völker. Leipzig, Paul Frohberg, 1887.

Dieses Werk ist die Frucht eines zweijährigen Aufenthaltes im Kaukasus, welchen der Verfasser als kais. russischer General in seinen verschiedenen Theilen bereiste, hauptsächlich um anthropologische und ethnographische Forschungen auszuführen. Die anthropologischen Arbeiten, welche haupt-

sächlich in Kopfmessungen verschiedener Vertreter der kaukasischen Bevölkerung bestanden, sind wohl auf die Anregung Virchow's zurückzuführen, welcher im Jahre 1881 den Kaukasus besucht hat. Ueber 800 solcher Kopfmessungen (genau 819) wurden durchgeführt, doch finden sich in dem dieses Capitel behandelnden Anhang II nur die Hauptresultate in Form von „Durchschnittszahlen" mitgetheilt, und ist daher das in Aussicht gestellte Hauptwerk über diese Messungen abzuwarten, da die angegebenen Zahlen keine Controle zulassen. Aus diesen Durchschnittszahlen wurden vier Indices berechnet, und zwar 1. der Längenbreiten-Index, 2. der Längenhöhen-Index, 3. der Jochbreiten-Gesichts-Index und 4. der Nasen-Index. Ueberraschend sind die daraus sich ergebenden Resultate, nämlich das sehr seltene Vorkommen von Dolichocephalie und die weitaus überwiegende Brachycephalie. Die Durchschnittszahlen ergeben überhaupt keinen einzigen dolichocephalen Volksstamm im ganzen Kaukasus; der einzige mesocephale Stamm (mit 79·4 Längenbreiten-Index, also auch hart an der Grenze der Brachycephalie) sind sonderbarerweise die Aderbeidschan-Tataren, denen dann die Kalmyken folgen, also beides Repräsentanten der mongolischen Rasse. An die Kalmyken schliessen sich erst die iranischen Osseten an. Es bleibt daher die Publication der gesammten Maasse abzuwarten, da „Durchschnittszahlen" nicht immer ein richtiges Bild geben. Was die anderen Theile des Buches anbelangt, so finden wir im Anhang I einen kurzen Ueberblick über die Sprachen des kaukasischen Gebietes, bekanntlich gerade hier ein höchst schwieriges und verwickeltes Problem. Das Buch selbst behandelt in einzelnen Capiteln die ethnographische Schilderung der verschiedenen Stämme, wobei nicht nur der Kaukasus im orographischen Sinne als Gebirge, sondern das ganze sogenannte Kaukasien von der Kuma-Manytsch-Niederung im Norden bis zu den russischen Grenzen gegen Persien und die asiatische Türkei im Süden in den Bereich der Darstellung gezogen ist. Mit der grössten Ausführlichkeit und Liebe sind die Bewohner des Daghestan (Lesghier) geschildert, welche der Verfasser — und zwar mit vollem Recht — wohl am intensivsten studirt hat. Einzelne typische Vertreter der kaukasischen Bevölkerung sind durch Abbildungen in Lichtdruck dargestellt. Ueberall finden sich eingestreute Bemerkungen über die erst in den letzten Jahren bekannter gewordenen vorgeschichtlichen Localitäten. Ausgestattet ist das Werk mit einer grossen ethnographischen Karte des Kaukasus, welche der Verfasser auf Grundlage der bekannten Seydlitz'schen Karte entworfen hat. Wir haben es in diesem Werke mit keiner einfachen Compilation zu thun, sondern der Verfasser berichtet zumeist nur über Selbstgesehenes, welcher Umstand den Werth des Buches ganz ausserordentlich erhöht. Jeder mit den ethnographischen Verhältnissen des Kaukasus einigermassen Vertraute wird diese Arbeit mit grossem Nutzen studiren und manches Neue und Werthvolle in derselben finden. **Heger.**

57.

Siewers, W., Dr. Reise in der Sierra Nevada de Santa Marta. Mit 8 Abbildungen. Leipzig, Gressner & Schramm, 1887.

Obzwar dieses Buch nur zur Unterhaltung geschrieben ist, wie dies ausdrücklich im Vorworte hervorgehoben wird, enthält dasselbe doch manches auch den Ethnographen Interessirende. Unternommen wurde die Reise auf Kosten der Karl-Ritter-Stiftung zu naturwissenschaftlichen Zwecken. Im 6. Capitel finden wir eine Schilderung der Arhuaco-Indianer, welche der Verfasser in deren im Norden und Süden der Sierra Nevada gelegenen Ansiedlungen kennen lernte. Physisch haben sich dieselben ziemlich rein erhalten, und obzwar dem Namen nach christianisirt, hängen sie doch noch an ihrer alten Religion. Interessant ist die Bemerkung auf p. 276 von dem bei der Ansiedlung San Antonio (im nördlichen Theile der Sierra) gelegenen Berge Cerro Chirúa, dem heiligen Berge der Arhuacos, „dort, glauben sie, weilen ihre Götter und ihre Stammväter; dort ist die Wiege und auch die Hoffnung des Volkes". Das 13. Capitel handelt über die Goajiro-Indianer, die Bewohner der gleichnamigen, den Golf von Venezuela im Westen begrenzenden Halbinsel; doch sind die ethnographischen Bemerkungen über dieselben dem Aufsatze von F. F. Simons (in den Proceedings Royal Geogr. Society of London 1885, December) entnommen, welcher Reisende die Halbinsel selbst besucht hat. Siewers wurde in seinem Vorhaben der Bereisung derselben durch die gerade damals ausgebrochenen Unruhen unter diesem Indianerstamme gehindert; er kennt nur die nach dem Städtchen Hacha zu Handelszwecken u. dgl. kommenden Vertreter desselben. Wir vermissen in diesem Capitel die Bezugnahme auf die tüchtige Arbeit von Ernst über die Goajiro-Indianer in der Zeitschrift für Ethnologie, II. Bd., pag. 328 und 394. **Heger.**

58.

Martin, K. Westindische Skizzen. Reise-Erinnerungen. Mit 22 Tafeln und einer Karte. Separatausgabe des ersten Theiles von: K. Martin, Bericht über eine Reise nach Niederländisch West-Indien und darauf gegründete Studien. Leiden. E. J. Brill. 1887.

Die Reise wurde zu geologischen Zwecken unternommen. In Surinam wurde von Paramaribo aus der Surinamfluss etwa $1^1/_2$ Breitegrade nach aufwärts befahren; man kam dabei nicht aus dem Gebiete der Buschneger heraus, über welche sich in dem Buche eine Anzahl bemerkenswerther Notizen vorfinden. So herrscht z. B. bei den heidnischen Angehörigen dieser Neger Vielweiberei und ist das Matriarchat im Schwange; das Kind folgt daher der Mutter. Der Oheim gilt dem Kinde nach der Mutter als nächster Verwandter, nicht aber der Vater. In Folge dessen geht die Würde eines Negerhäuptlings nicht auf seinen eigenen Sohn, sondern auf denjenigen seiner Schwester über. Die Buschneger haben ihre Ansiedlungen ziemlich weit nach Süden am Flusslaufe ausgedehnt; auf die letzten derselben folgt eine neutrale Zone und darauf erst das Gebiet der freien Indianer, über welche wir in dem Buche nur sehr wenig erfahren und das Wenige nicht aus eigener Anschauung. Es genügt heute durchaus nicht mehr, als blosser Dilettant Ethnographie zu treiben; obzwar es bei dem Mangel entsprechender Lehrstühle an unseren Universitäten noch immer keine „studirten Ethnographen" gibt, gehört für den Reisenden doch schon längeres intensives Vorstudium dazu, um in dieser Richtung wirklich Erspriessliches zu leisten.

Der Reisende besuchte ferner eine Anzahl der vor der Küste Venezuelas liegenden Inseln. Auf der Insel Aruba finden sich in Höhlen alte, von der ehemaligen indianischen Bevölkerung herrührende Felszeichnungen; dieselben sind auf den Wänden mit ockrigem Rotheisenerz aufgetragen. Abbildungen verschiedener dieser Zeichnungen finden sich auf Taf. XIV. Die Darstellung der aus dem Zusammenhange gerissenen einzelnen Zeichen hat wenig wissenschaftlichen Werth; bei unserer Unkenntniss über die Bedeutung dieser Zeichnungen ist es nothwendig, die anscheinend oft ganz regellos nebeneinanderstehenden Zeichen in ihrer Gesammtheit zu reproduciren. Von Werth ist das Literaturverzeichniss am Schlusse des Werkes. **Heger.**

59.

Archivos do Museu Nacional do Rio de Janeiro. Vol. VI. 1885.

Dieser ungemein reich mit Tafeln und Abbildungen ausgestattete Band ist das wissenschaftliche Resultat der im Jahre 1882 in Rio im Nationalmuseum abgehaltenen anthropologischen Ausstellung. Derselbe enthält auf 554 Quartseiten ausschliesslich archäologische, anthropologische und ethnographische Aufsätze. Wir müssen uns es hier versagen, auf den überaus reichen Inhalt näher einzugehen und beschränken uns darauf, die in dem Bande enthaltenen Abhandlungen anzuführen:

1. Beiträge zur Ethnologie des Amazonasthales von C. F. Hartt. Handelt über die Sambaquis und ähnliche Muschelschalenanhäufungen des Amazonasthales, namentlich auf der Insel Marajó, über Graburnen, Idole und verschiedene Thongeräthe, sowie über die Entwicklung des Ornamentes, über die Indianer des Amazonasthales, namentlich die Mundrucús, endlich über die Mythologie derselben.

2. Ueber den Menschen der Sambaquis, eine im Wesentlichen craniologische Arbeit des Dr. J. B. de Lacerda.

3. Neue craniologische Studien über die Botocuden, von Dr. J. Rodrigues Peixoto und endlich

4. Forschungen über die Archäologie Brasiliens von Dr. Ladislaus Netto, eine überaus gediegene Arbeit, welche von nun ab als Grundlage jedes weiteren Studiums über die erhaltenen Reste der früheren Bevölkerung Brasiliens betrachtet werden kann. **Heger.**

60.

Horowitz, Victor J. Marokko. Das Wesentlichste und Interessanteste über Land und Leute. Leipzig, W. Friedrich, 1887, 8°.

Ein werthvolles Buch über dieses noch wenig bekannte Land. Der Verfasser war früher Consulatssecretär in Tanger und hatte genugsam Gelegenheit, Marokko kennen zu lernen, dem er, wie Manche schon vor ihm, eine grosse Zukunft voraussagt. Einer kurzen geographischen Einleitung folgen die interessanten Capitel über die Landesbewohner, deren Lebensweise, Sitten und Gebräuche, denen sich noch einige über Gewerbe und Handel, Regierung, Geschichte sowie über die wichtigsten Orte anschliessen.

Die einheimischen mohammedanischen Bewohner nennen sich Mauren; an diese schliessen sich noch die im Lande ansässigen Juden und Christen an. In physischer Beziehung herrscht unter den Mauren kein einheitlicher Typus, indem schon nach der Hautfarbe alle Nuancen von der Farbe des Kaukasiers bis zum Tiefschwarz des Negers vorkommen, was hauptsächlich durch den beständigen Zufluss von Negern aus dem Sudan und der Vermengung derselben besonders mit der Städtebevölkerung zuzuschreiben ist. Die Landbevölkerung, die sogenannten Kabylen, hat sich dabei reiner erhalten. Die Mauren zerfallen wieder in vier deutlich geschiedene Theile, nämlich die Araber, Berber, Neger und Mischlinge. Die ersteren sind keineswegs reine Araber, sondern Mischlinge der Eroberer und deren Nachfolger mit den ursprünglichen Eingeborenen des Landes, den Berbern, und mit verschiedenen anderen Elementen. Am besten wird man dieselben als arabische Mauren bezeichnen. Obzwar numerisch nur etwa ein Viertel der gesammten Bevölkerung ausmachend, sind sie doch das herrschende Element. Die Berber haben sich noch relativ ziemlich rein in den Gebirgspartien und den Wüstenregionen des Landes erhalten. Beide Elemente unterscheiden sich schon durch ihre Sprache. Die berberische Bevölkerung des alten Mauritanien war schon in alter Zeit ein Mischvolk, vielfach mit Griechen, Deutschen, Römern etc. gemengt. Horowitz hält daher die sogenannte Berberrasse für ein Mischproduct zwischen schwarzen Afrikanern, Semiten, Hamiten und Ariern. Die Tuareg der Sahara dürften den ursprünglicheren, reineren Typus der Berberrasse repräsentiren. Was endlich noch die zahlreichen Juden anbelangt, so dürften dieselben schon seit uralter Zeit im Lande ansässig sein; wahrscheinlich sind die ersten jüdischen Ansiedler von den Phöniciern in das Land gebracht worden. Die Kapitel über Lebensweise, Sitte und Brauch enthalten für den Ethnographen manche schätzenswerthe Notiz. **Heger.**

61.

Uhle M., Dr. Holz- und Bambusgeräthe aus Nordwest-Neu-Guinea mit besonderer Berücksichtigung der Ornamentik. Mit 7 Tafeln Lichtdruck. Leipzig. Verlag von A. Naumann & Schröder, 1886.

Wir sind nachgerade gewohnt, in den Publicationen des Dresdener ethnographischen Museums wahre Meisterwerke an Ausstattung zu sehen. Das vorliegende Werk ist jedoch mehr als ein beschreibender Katalog mit guten Abbildungen, bei dem auch die einschlägige Literatur zu Rathe gezogen ist. Der Schwerpunkt desselben liegt darin, mit einer noch unbeobachteten Erscheinung der Thierornamentik bekannt zu machen. Die beschriebenen und in meisterhaftem Lichtdruck zur Darstellung gebrachten Gegenstände stammen zum grössten Theile von der Geelvinkbai, also aus dem westlichen Neu-Guinea. Es sind dies: Schiffsschnabelverzierungen, Ahnenbilder, Amulette, Löffel, Bambusbehälter, Nackenschemel, ornamentirte Pfeile u. s. w. Die in der Einleitung aufgestellte Frage: „Ob die Bewohner der Geelvinkbai sich von einem reinen Naturzustande durch eigene Iniative oder durch äussere Beeinflussung erhoben haben, oder ob andere Papuas von Neu-Guinea dahin zurückgefallen sind", beantwortet der Verfasser dahin, „dass die Papuas der Küsten der Geelvinkbai mittelst äusserer Beeinflussung in einen höheren Zustand (der Cultur) erhoben worden sind. Die Beeinflussung ist vom ostindischen Archipel ausgegangen, namentlich von Halmahēra

aus. Dass sich Spuren malaiischen Einflusses auf Neu-Guinea auch noch weiter nach Osten nachweisen lassen, lässt sich nicht leugnen; bedeutend können diese Beeinflussungen nie gewesen sein und scheinen sich im Wesentlichen auf einige Küstenpunkte zu beschränken. Was Uhle's Behandlung der Ornamentik anbelangt, so sind die Deutungen recht dankenswerth, da dieselben in der Mehrzahl der Fälle den Weg angeben, wie man ein Ornament verstehen lernen soll. Referent betrachtet den eingeschlagenen Weg nur als einen geistreichen Versuch, bei dessen weiterer Verfolgung manche schöne Resultate zu Tage gefördert werden können. Um einen endgiltigen Abschluss einer solchen Studie zu erzielen, muss man noch mehr Material von der betreffenden Localität bei der Hand haben, was bei der Zerstreutheit desselben in den allerverschiedensten Museen freilich für den Bearbeiter auf fast unüberwindliche Schwierigkeiten stösst. Die Verfolgung der Ornamentik bei den Naturvölkern ist jedenfalls sehr wichtig und verdient mehr Aufmerksamkeit, als derselben bisher geschenkt wurde. Das ursprüngliche Ornament verschwindet im Allgemeinen bei einem Naturvolke sehr schwer; eher gibt letzteres seine Sprache und seine Sitten auf. Das Ornament ist gewissermassen der intimste sichtbare Ausdruck seines Geisteslebens. Wir wissen es dem Verfasser zu Danke, dass er auf die Wichtigkeit der Ornamentik in so nachdrücklicher Weise aufmerksam gemacht hat. **Heger.**

62.

Bastian Adolf. Zur Lehre von den geographischen Provinzen. Berlin 1886, E. S. Mittler & Sohn.

Unter der Bezeichnung „Geographische Provinz" versucht Bastian einen neuen Begriff in die Wissenschaft einzuführen, indem er darunter ein Erdgebiet versteht, das einen einheitlichen geographischen Charakter an sich trägt. In ähnlicher Weise kann man auch für den Menschen — und zwar nicht blos für dessen physische, sondern auch für seine psychische Seite — Gebiete grösserer Uebereinstimmung zusammenfassen; man kommt dann auf den Begriff der ethnischen Provinz, welche mehr oder weniger deutlich von den Eigenthümlichkeiten der in Frage kommenden geographischen Provinz beeinflusst wird. Diese gegenseitige Abhängigkeit beider versucht Bastian unter Zuhilfenahme der inductiven naturwissenschaftlichen Methode an der Hand vorliegender Thatsachen zu prüfen. Eben diese Methode wird bei weiterer Anwendung auf die Ethnologie die sicherste Basis für den weiteren Ausbau der ethnologischen Wissenschaft abgeben. Die Gesetze des menschlichen Denkens sind Naturgesetze; die aus demselben entspringenden psychischen Schöpfungen sind daher auf dieselben zu prüfen, respective letztere aus ersteren abzuleiten. Aus diesem Grunde bildet die inductive Methode den richtigen Weg zum Fortschreiten unserer Wissenschaft. Das Werkchen ist reich an tiefen und geistvollen Ideen. **Heger.**

63.

Mason, Otis T. The Guesde collection of antiquities in Pointe-à-Pitre, Guadeloupe, West-Indies. Smithsonian Report for 1884, pag. 731 ff.

Eine umfassende Beschreibung mit 215 Abbildungen einer der bedeutendsten Sammlungen caribischer Alterthümer, welche mit denen anderer Gebiete verglichen werden. Es sind meist Werkzeuge und Geräthe aus Stein, welche oft sehr eigenthümliche, für die caribischen Alterthümer ganz charakteristische Formen aufweisen, so z. B. die bekannten grossen Steinhalsringe von San Domingo, sowie die merkwürdigen Tische oder Stühle aus Stein und aus Holz; ferner einige eigenthümliche alte Holzfiguren und Fragmente von Thongefässen. Die Arbeit bildet einen wesentlichen Beitrag zur Erweiterung unserer archäologischen Kenntnisse Amerikas. **Heger.**

64.

Gray, James. Ancient Proverbs and Maxims from Burmese Sources; or, the Niti Literature of Burma. London, Trübner & Co., 1886 (Trübner's Oriental Series) pp. XII, 179. 8°.

Auf keinem Literaturgebiete hat sich der indische Geist so oft und mit so viel Glück versucht, als auf dem Gebiete der Spruchpoesie. Die indischen Sprüche, die theils in den grossen Epen und in den verschiedenen Märchensammlungen zerstreut, theils in zahlreichen Anthologien gesammelt vorliegen, werden für alle Zeiten sowohl durch ihren tiefen Gedankengehalt als auch durch ihre originelle und poetische Form eine Zierde der Weltliteratur bilden. Aber auch von hohem wissenschaftlichen Werth sind diese Sprüche. Spiegelt sich doch in ihnen, wie nicht leicht in irgend einer andern Literaturgattung, die Seele des Volkes wieder. In ihrer Gesammtheit betrachtet, geben sie ein treues Bild des Denkens des Volkes; des Volkes, weil diese Sprüche ebenso mannigfaltig in ihrem Inhalt, wie unsicher in Bezug auf ihre Herkunft sind. Nur selten ist, geradeso wie bei Volksliedern, der Name des Autors bekannt. Man kann sie daher mit einigem Rechte als aus dem Volke hervorgegangen und im Volke wurzelnd bezeichnen. Darum bietet die indische Spruchpoesie dem Culturforscher, dem Ethnographen und vor Allem dem Völkerpsychologen eine unerschöpfliche Fülle werthvollen Materials.

Die vorliegende Spruchsammlung, welche aus dem Pâli übersetzt ist und der Literatur Birmas angehört, bietet noch ein ganz besonderes Interesse. Obwohl der Buddhismus aus der brahmanischen Ideenwelt entsprungen ist, so trägt doch die buddhistische Literatur in Indien ein ganz anderes Gepräge, als die brahmanische. Der Unterschied liegt hauptsächlich darin, dass der Buddhismus auf Dinge, die im Brahmanismus als mehr oder minder nebensächlich erscheinen, das grösste Gewicht legt, während er Anderes, was dem Brahmanismus als höchst wichtig erscheint (z. B. die Kasteneintheilung oder die Autorität der Veden), gering schätzt. Die Völker Hinter-Indiens haben jedoch mit dem Buddhismus auch in hohem Grade die vorbuddhistische indische Cultur aufgenommen. So kommt es denn, dass wir in Hinter-Indien eine mitunter recht sonderbare Mischung buddhistischer und brahmanischer Ideen finden. Zwei Ströme, die, obwohl einem Quell entsprungen, lange Zeit getrennt nebeneinander flossen, haben sich in Hinter-Indien wieder vereinigt. Die Niti-Literatur von Birma bietet nun gerade für diese Erscheinung die überraschendsten Beispiele. Da finden wir neben Sprüchen, welche einen ausgesprochen buddhistischen

Charakter tragen und sich von denen des Dhammapada kaum unterscheiden, viele andere, die geradezu wörtlich der Sanskrit-Literatur entnommen sind, Sprüche, die wir aus dem Pañcatantra, Hitopadésa, ja sogar aus dem Gesetzbuch des Manu und andern brahmanischen Gesetzbüchern (Dharmaśâstras) kennen, die also dem Buddhismus meist ganz fremd sind, zuweilen geradezu in Widerspruch zu dessen Lehren stehen. Einige Beispiele mögen genügen.

Rein buddhistisch sind Sprüche wie der folgende: *"A stone umbrella is weighty; weightier is the utterance of the gods; the chiding of elders is weightier still, and still more weighty are the words of Buddha".* (I, 147.)

Die drei Piṭakas, die heilige Schrift der Buddhisten, abzuschreiben, wird in den Sprüchen II, 388—393 als das höchste Verdienst gepriesen. Jeder Buchstabe sei das Bild Buddhas; für jeden Buchstaben, den Einer abschreibt, erlangt er zum Lohn die höchste Glückseligkeit während vierundachtzig Tausend Weltperioden. *"For the reason that each letter is the image of Buddha, for that very reason should a wise man write the Three Piṭakas."* (II, 388.) *"A writer of the scriptures by the fruit of one letter obtains the highest happiness during eighty-four thousand revolutions.* (II, 393.) So finden wir denn auch die Hauptlehren des Buddhismus, die Seelenwanderungslehre, die Lehre von der That und ihren Folgen *(Kamma)*, die Lehre vom Nirwâṇa *(Nibbân)* in diesen Sprüchen wieder. Die Seelenwanderung könnte nicht besser veranschaulicht werden, als durch die Worte des „grossen Weisen", dass die Gebeine eines einzigen Menschen aufgehäuft während einer Weltperiode *(Kalpa,* jener ungeheure Zeitraum, in dem eine Welt zerstört wird und sich wieder erneut), einer Gebirgsmasse an Umfang gleichen würden. *"It has been declared by the great sage that a collection of bones — of one man's bones through one cycle, is equal in size to a cluster of mountains."* (II, 405.) Nirvâṇa wird als das höchste Glück gepriesen. *"Freedom from sickness is a great boon, contentment a great treasure, friendship a great relative, and Nibbân the highest happiness."* (II, 355.)

Ausser diesen buddhistischen Aussprüchen gibt es auch solche, die geradezu feindlich gegen die Brahmanen klingen, wie der Spruch: *"Harmful among birds is the crow, a rat in a house, a monk in a forest; a Brahman among men."* (II, 137.) Und in entschiedenem Gegensatz zu den strengen Vorschriften gegen Kastenvermischung in den brahmanischen Gesetzbüchern steht die Lehre: Man soll eine Frau, die schön, geschickt, tugendhaft und fleissig ist, heiraten, wenn sie auch von niedrigerer Kaste ist *(though she be of an inferior caste.* II, 154).

Mitten nun unter solchen streng buddhistischen oder gar antibrahmanischen Aeusserungen stehen Aussprüche, die entschieden brahmanische Einflüsse verrathen. Während wir eben den Brahmanen mit schädlichen Thieren in eine Reihe gestellt sahen, wird ein ander Mal der Brahmane unter den Mächtigen aufgezählt. *"The moon is powerful; powerful, too, are Brahmanas and Samanas; the power of the sea is its shore; the power of woman is the greatest power."* (II, 150.) Brahmanischen Einfluss verrathen auch die schönen Sprüche, welche der Verehrung der Kuh gewidmet sind. Sowie schon die ältesten indischen Gesetzbücher die gleiche Ehrfurcht vor der Kuh verlangen, wie vor Götterbildern, so heisst es hier: *"For the reason that cows nourish all men and give them happiness, for that very reason should men love and honour them."* Und: *"They who eat the flesh of cows are like persons who eat their mother's flesh: when cows die, we should give them to vultures or send them adrift upon a stream."* (I, 151, 152.)

Manchmal zeigt sich irgend eine kleine Aenderung bei der Uebertragung eines ursprünglich brahmanischen Gedankens in's Buddhistische. So lautet ein Sanskritspruch[1]): *"Let the sinner listen to holy texts, he will not relinquish his vile nature: though you wash a coal in milk, will the blackness be removed?"* Im Pâli lautet derselbe Gedanke etwas anders: *"A foolish man does many an evil act, though receiving admonitions from the wise: charcoal, being washed, still continues black."* Aus den 'holy texts', dem Hören der Vedas, mussten Ermahnungen von dem Weisen werden.

Auch sonst lernen wir aus diesen Sprüchen mancherlei ethnographische Details kennen. So finden wir I, 153—154 Angaben über Tagwählerei: Donnerstag ist ein Glückstag, Samstag und Dienstag sind Unglückstage. An gewissen Tagen im Monat — ähnliche Vorschriften enthalten auch die Dharmaśâstras — darf man nicht studiren. Merkwürdig ist II, 386: Am Sonntag ist die Wurzel einer Pflanze heilsam, am Montag der Stamm, Samstag und Dienstag das Blatt, Mittwoch die Blüthe, Donnerstag der Same, Freitag gar die Frucht. Auch die Weltgegenden sind theils von glücklicher, theils von unglücklicher Vorbedeutung. Mit dem Gesicht gegen Norden soll man nicht essen. Wer mit dem Haupt gegen Norden schläft, stirbt bald. Dagegen ist in beiden Fällen der Osten empfehlenswerth. (III, 59, 61.)

Das Werk zerfällt in vier Abschnitte. Die beiden ersten, *Lokanîti*, was wir frei „Weltklugheit" übersetzen könnten *("Worldly Behaviour"* übersetzt Gray), und *Dhammanîti* (etwa: „Religiöse Lebensführung") zeigen buddhistischen und brahmanischen Einfluss. Der dritte Abschnitt, *Râjanîti* (Lebensregeln für den König), stammt ganz und gar aus der Sanskrit-Literatur, Vieles aus dem Mahâbhârata, aus Manu, aus dem Hitopadeśa u. a. Der vierte Abschnitt, *Suttavaḍḍhananîti* ("Guide for the Advancement of Knowledge"), trägt rein buddhistischen Charakter.

Zum Schlusse hat der Uebersetzer *"as pearls upon a single thread"* einen hübschen Appendix altindischer Aussprüche *(Old Indian Sayings)* beigegeben. Sehr dankenswerth sind auch die zahlreichen als Fussnoten der Uebersetzung hinzugefügten Erläuterungen und Parallelen. Möge der Uebersetzer sein Versprechen erfüllen und seiner trefflichen Uebersetzung auch bald die Edition der Pâli-Texte folgen lassen!

Winternitz.

---

[1]) Gray führt ihn als Parallele an.

Ueber die in Tirol vorkommenden Schädelformen.

Von **Prof. Dr. M. Holl** in Innsbruck.

(Dritter Beitrag.)

(Mit 17 Maasstabellen und 12 Abbildungen auf Tafel Nr. V.)

Die vorliegende Abhandlung enthält die Resultate der im Sommer 1884 und 1886 im Auftrage der Anthropologischen Gesellschaft in Wien vorgenommenen Untersuchung der craniologischen Verhältnisse Tirols.

Bevor ich an die Mittheilung der gesammelten Erfahrung gehe, sei es gestattet, der hochwürdigen Geistlichkeit von Gallthür, Ischgl, Kappl und Mathon den wärmsten Dank zu sagen für die freundliche Unterstützung, die sie mir bei meinen Arbeiten angedeihen liess; nur durch diese Unterstützung war es mir ermöglicht, die craniologischen Verhältnisse im Patznaunerthale zu erforschen.

Die Abhandlung schliesst sich an die zwei bereits veröffentlichten[1]) vollständig an und hat daher als eine Erweiterung der dort niedergelegten Befunde zu gelten.

Gleich eingangs möge bemerkt werden, dass bei den jüngsten Excursionen keine neuen Schädeltypen eruirt wurden, so dass also, wie bereits vorher gezeigt wurde, die Bevölkerung Tirols in vier typischen Schädelformen ihre Vertreter findet. Da nun die diesmal untersuchten Schädelformen mit den bereits niedergelegten Befunden in voller Uebereinstimmung sind, so kann von einer nochmaligen Beschreibung der einzelnen typischen Schädelformen es wohl sein Abkommen haben. Immerhin aber sollen einige Verhältnisse etwas näher beleuchtet werden.

Alle bis nun untersuchten Schädel Tirols weisen mit Beziehung auf den Obergesichts-Index schmale Obergesichter, mit Beziehung auf den Jochbreiten-Obergesichtshöhen-Index leptoprosope Obergesichter auf.

Den Tiroler Cranien ist also ein schmales, leptoprosopes Obergesicht eigenthümlich; die vereinzelt vorgefundenen Schädel mit Chamaeprosopie vermögen das gewonnene Resultat wohl nicht zu beeinträchtigen, da ihr Auftreten, wie soeben erwähnt, zu gering und anderseits zu berücksichtigen ist, dass die Indices der Chamaeprosopen hart an der Grenze stehen und die niederen Zahlen vielleicht nur durch die Maassabnahme an defecten Cranien bedingt sind.

Rücksichtlich der einzelnen Typen wäre zu bemerken:

1. Der leptoprosope dolichocephale Typus.

Diesen Typus traf ich wieder nur in spärlicher Weise an. Unter 1024 untersuchten Schädeln kamen 16 dolichocephale zur Beobachtung; die Mehrzahl davon, 12, entfiel auf das Patznaunerthal, 2 auf das Unterinnthal und 2 auf das Wippthal. Es muss aber hervorgehoben werden, dass die letztgenannten Thäler noch nicht vollständig durchforscht sind und dass ein reichlicheres Vorkommen dortselbst mit Gewissheit angenommen werden kann.

Verschiedene Gründe bewogen mich zum Glauben, dass ich im Patznaunerthale Vertreter von Dolichocephalen wohl vergeblich suchen würde; umsomehr wurde ich überrascht, als fast in jedem Orte Patznauns Spuren des leptoprosopen dolichocephalen Typus sich vorfanden. Ich untersuchte alle im genannten Thale vorfindlichen Schädel; die Zahl betrug 873. Vom Eingange in's Thal bis zum Zeynisjoche, dem Uebergange in's Montavon, sind folgende Ortschaften: See, Kappl, Ischgl, Mathon und Gallthür (letzteres dicht am Joche gelegen); entsprechend den einzelnen Ortschaften stellt sich die Zahl der Dolichocephalen 0, 7, 3, 0, 2 oder in Percenten 0%, 1·2%, 2·8%, 0% und 5·4%. Der totale Percentsatz ist 1·5.

Nach den bisherigen Untersuchungen ist der besprochene Typus im Zillerthale (mit Tuxerthale und Gerlos 5·7%), im Patznaunerthale (1·5%), im Unterinnthale und im Wippthale zu finden.

[1]) Ueber die in Tirol vorkommenden Schädelformen, Mittheilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien, XIV. und XV. Band.

Wenn der bisher gefundene Percentsatz auch kein grosser genannt werden kann und weiters anzustellende Untersuchungen denselben wahrscheinlich nicht bedeutend erhöhen werden, so geht doch jedenfalls so viel daraus hervor, dass in Tirol noch jetzt leptoprosope Dolichocephale existiren.

Es ist anzunehmen, dass in früherer Zeit auch in Tirol wie in anderen Ländern die leptoprosope dolichocephale Varietät in grösserer Zahl und weiterer Verbreitung auftrat, so dass die noch jetzt lebenden Typen nichts Anderes als ihre letzten Reste aufzufassen sind. Die Funde aus alten Gräbern Tirols lehren auch, dass in seiner früheren Bevölkerung schmalgesichtige Langschädel vorhanden waren [1]).

Die von Wieser [2]) und Merlin [3]) beschriebenen Reihengräber von Igels enthalten dolichocephale und dolichoide Cranien und Wieser spricht sich dahin aus, dass es sich bei diesen Gräbern um einen förmlichen Friedhof handelte, dass es sesshafte Germanen waren, die dort ihre Todten bestatteten.

Weitere Gräberfunde, die für die Verbreitung der Langschädel in früherer Zeit Tirols sprechen, harren einer Veröffentlichung. So wurden Gräber mit dolichocephalen Cranien gefunden bei Thaur (Unterinnthal) von Pater Gremblich in Hall und von Luigi nob. dei Campi in Cles (Val di Non).

An dieser Stelle wäre auch das von Wieser beschriebene longobardische Fürstengrab und Reihengräberfeld von Civezzano (am Ausgange des Fersinathales) zu erwähnen, über welches der erwähnte Autor sagt [4]): „Es waren sesshafte christliche Germanen, welche auf den Höhen von Civezzano ihre Todten zur letzten Ruhe betteten.“ Der dort vorgefundene, leider allzu defecte Schädel, der im „Ferdinandeum“ in Innsbruck seine endgiltige Ruhestätte fand, lässt den exquisitesten Reihengräbertypus erkennen.

Diese wenigen, schnell hergeholten, nicht vollständigen Angaben wollen genügen, um die Existenz eines Volkes in Tirol in alter Zeit, das den Reihengräbertypus trug und weite Verbreitung fand, zu beweisen.

Für die Umstände, welche es waren, dass auch in Tirol wie in anderen Ländern diese Langschädel auf den Aussterbe-Etat gesetzt, oder besser gesagt, vielleicht in andere Typen übergeführt wurden, kann zur Zeit keine genügende Erklärung gegeben werden.

2. Der leptoprosope mesocephale Typus.

Dieser Typus, der auch ganz gut als dolichoider angeführt werden kann, wurde ungleich zahlreicher als der erste angetroffen. Während auf 1024 Cranien 16 oder 1·5% Dolichocephale kommen, entfallen hiefür 109 oder 10·6% Mesocephale. Die grösste Zahl der Dolichoiden wurden im Patznauner-thale angetroffen (unter 873), nämlich 76 oder 8·7%; dieses Verhältniss dürfte wohl wieder darin die Erklärung finden, dass die Zahl der in Patznaun untersuchten Cranien überhaupt eine grössere war, als die in den andern Localitäten.

Während aber in Patznaun in 2 Ortschaften (See und Mathon) keine Langschädel angetroffen wurden, fanden sich Mesocephale allerorts vor. Der Reihe der früher citirten Orte nach, 7, 46, 14, 6, 3 Mesocephale oder in Percenten 6·2, 8·4, 13·2, 8·4 und 8·1.

Wie bei den ersten Excursionen es dahin kam, dass zwischen den Dolichocephalen und Dolichoiden keine scharfe Grenze gezogen werden konnte, da allmälige Uebergänge existiren, so war dasselbe auch diesmal der Fall. Es gibt keine natürliche Grenze zwischen ihnen, wie ja überhaupt die gesammten Schädelformen nur eine fortlaufende, ununterbrochene Reihe darstellen und der extremste Langschädel mit dem extremsten Kurzschädel durch eine grosse Zahl (allmälig stattfindender) Uebergangsformen zusammenhängt. Aus diesem Grunde enthält jeder künstlich aufgestellte Haupttypus stets Cranien, die in ihrer Form den angrenzenden nahe kommen. Einzelne aus dem Anfange, der Mitte und dem Ende der aufgestellten Reihe herausgenommene Schädel zeigen wohl auffallende Verschiedenheiten in ihren Charakteren (sie können zur Aufstellung von Typen benützt werden), aber in der Reihe klingen ihre Verschiedenheiten allmälig ab. Aus diesem Grunde ist die Eintheilung der Schädel nach ihren Formen, wenn auch keine vollkommene, so doch eine weitaus exactere als die nach den Längenbreiten-Indices, wie es die herrschende Mode verlangt. —

---

[1]) Leider ist die Zahl der in Tirol aufgedeckten Gräber mit osteologischem Inhalte noch keine grosse zu nennen; die Acquisition solcher Cranien aus alten Gräbern ist hauptsächlich ein Verdienst des hiesigen Universitäts-Professors Dr. Fr. Wieser.

[2]) Mittheilungen der Anthropolog. Gesellschaft in Wien, XVI. Bd.

[3]) Ich fühle mich verpflichtet, Herrn Merlin für seine Mühe, die er mit der Ausarbeitung der Masstabellen zu dieser Abhandlung hatte, meinen Dank auszusprechen.

[4]) Zeitschrift des Ferdinandeums (Innsbruck), III. Folge, 30. Heft, S. 36.

Man muss sich der Kollmann'schen [1]) Auffassung, dass sich all' die heute bekannten Schädelformen der Species „Homo sapiens" aus einer gemeinsamen Stammform entwickelten, unbedingt anschliessen, denn nur dann erhält man einen richtigen Einblick in die gesammte Craniologie, eine richtige Beurtheilung der vorkommenden Schädelformen und der aufgestellten Typen.

Dies berücksichtigend, stehen die Dolichoiden mit den Dolichocephalen im innigsten Zusammenhange.

Es ist sehr wahrscheinlich, dass in Folge des Processes der Umformung unter den Dolichoiden sich die Nachkommen der Dolichocephalen vorfinden.

3. Der leptoprosope brachycephale Typus

zeigte sich wieder in 2 Formen; die eine Gruppe der Brachycephalen wies noch grosse Verwandtschaftsverhältnisse mit den Mesocephalen, die andere eine geringere auf. Ich schilderte sie bereits (l. c.) als lange und kurze Brachycephale. Die leptoprosopen Kurzschädel wurden am weitesten und zahlreichst verbreitet angetroffen. In jedem Orte bilden sie den Hauptstock der Inwohner: 54·8% oder 561 (von 1024), Cranien sind brachycephal. Während mit den langen Brachycephalen die Uebergänge zu den Mesocephalen stattfinden, geschehen vermittelst der kurzen Brachycephalen die zu den Hyperbrachycephalen.

4. Der leptoprosope hyperbrachycephale Typus.

Dieser Typus erhält dadurch seine besondere Wichtigkeit, dass er Schädelformen enthält, welche die Reihe der Formen, wenn mit den Dolichocephalen begonnen, zum Abschlusse bringt. Wie die Dolichocephalen das Anfangsglied der Kette, so bilden sie das Schlussglied. An den Schädeln dieses Typus ist das Princip der Schädelumformung besonders deutlich zu erkennen; dasselbe kommt hauptsächlich durch die oft enorme Verkürzung des retro-auricularen Antheiles des Schädels zum Ausdrucke (Brachycephalia posterior), wobei wohl aber auch noch andere Momente zu berücksichtigen sind. Für die Alpenländer, wenigstens für Tirol, kann man mit Bestimmtheit aussagen, dass die Hyperbrachycephalen nächst den Brachycephalen am weitesten verbreitet sind.

Bei der zweiten Excursion fand ich unter 622 Schädeln 198 oder 31·8% Hyperbrachycephale, bei der dritten unter 1024 Schädeln 338 oder 33·0% Hyperbrachycephale gegen 42·1% und 54·8% Brachycephale.

Bevor ich die Befunde von den einzelnen Ossuarien gebe, sei mir der Versuch gestattet, die in Tirol vorkommenden Schädelformen von einem allgemeinen Standpunkte aus zu betrachten.

Betrachtet man alle die von mir bereits untersuchten Schädel Tirols, so ergibt sich, dass unter 1820 Schädeln 33 dolicho-, 272 meso-, 903 brachy- und 612 hyperbrachycephale oder in Procenten 1·8% dolicho-, 14·9% meso-, 49·6% brachy- und 33·6% hyperbrachycephale vorhanden sind. Diese Zahlen lehren, dass die Hauptmasse der Bevölkerung (die Hälfte) aus Brachycephalen besteht; dann kommen die Hyperbrachycephalen (ein Drittel); der sechste Theil ist mesocephal; die dolichocephalen sind nur mehr, man möchte fast sagen, in Spuren vertreten, kaum der fünfzigste Theil.

Alle Schädelformen, in eine Reihe gebracht, beginnen mit den extremen Langschädeln und enden mit den extremen Kurzschädeln (Hyperbrachycephalie, Ultrabrachycephalie); zwischen diesen Extremen existirt eine continuirliche Reihe von Uebergängen. Betrachtet man an dieser Reihe die Art und Weise und den Sitz der Umformung der Schädel, so gewahrt man sofort, dass diese hauptsächlich die Hinterhauptsgegend der Schädel betrifft. Es soll damit nicht gesagt sein, dass die verschiedenen Schädelformen einzig und allein in der Umänderung der Occipitalregion bedingt sind; auch an anderen Stellen (z. B. Stirngegend, in Bezug auf Höhe, Breite) finden Umformungen statt; am ausgesprochensten aber sind sie stets in der Hinterhauptsgegend.

In der Reihe der Schädel (von dolichocephalen bis zu hyperbrachycephalen) tritt eine allmälige Verkürzung ein; was der Schädel an Länge verliert, geschieht auf Kosten der Occipitalregion. Vom Dolichocephalus bis zum Hyperbrachycephalus nimmt die retroauriculäre Länge der Schädel continuirlich ab. Wann aber der Schädel an Länge verliert, gewinnt er dabei an Höhe, namentlich aber an Breite, welche in den meisten Fällen hauptsächlich in der Parietalgegend zum Ausdrucke kommt.

Nimmt man nun, diese Verhältnisse im Auge behaltend, auf das Percentverhältniss

[1]) Tageblatt der 58. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte in Strassburg 1885, S. 209.

Dolicho-cephale	Meso-cephale	Brachy-cephale	Hyperbrachy-cephale
1·8	14·9	49·6	33·6

Rücksicht, so ergibt sich, dass die Mehrzahl der Bevölkerung Schädel mit kurzem oder sehr kurzem Hinterhaupt und den entsprechenden Consequenzen (grössere Breite und Höhe) besitzt.

Da an anderen Orten gemachte alte Gräberfunde lehren, dass die schmalgesichtigen Langschädel in grosser Häufigkeit gewesen sind und es kaum anzunehmen ist, dass sie nicht auch in Tirol ihre Verbreitung hatten (wie dies ja zum Theile in Tirol gemachte Gräberfunde bestätigen und auch Kollmann [1]) annimmt) und da das Auftreten dieser Dolichocephalen und Dolichoiden in der heutigen Bevölkerung (1·8% und 14·9%) als spärliches bezeichnet werden muss, und man dem von Kollmann aufgestellten Satze, von einem Processe der Umformung der Schädel, unbedingt beipflichten muss, so ist wohl als naheliegende Erklärung anzunehmen, dass eben in Folge des Processes der Umformung die Dolichocephalen und Dolichoiden zum Schwinden gebracht wurden und an ihre Stelle die Brachy- und Hyperbrachycephalen traten. Wohl kann man aber dann nicht annehmen, dass der Process der Umformung mit dem Diluvium abgeschlossen war und ich neige mich zu der Ansicht hin, dass entsprechend dem constatirten fortwährend wirkenden transformirenden Einfluss, dem alles Organische und Anorganische ausgesetzt ist, auch die Schädelformen der jetzt lebenden Bevölkerung nicht zum Abschlusse gebracht sind.

Es sei gestattet, an dieser Stelle Worte Rabl-Rückhard's [2]) zu citiren: „Wenn wir im Sinne der Evolutionstheorie eine allmälige Entwicklung der Organismen aus niederen Stufen zu der höchsten bisher erreichten, dem Menschen, für die Vergangenheit in Anspruch nehmen, so dürfen wir eine solche auch für die Zukunft nicht ohneweiters von der Hand weisen. Wir können uns, wie dies ja auch thatsächlich durch Häckel in seiner Anthropogenie geschieht, vorstellen, dass auch der Mensch in seiner jetzigen Entwicklungsform nicht Endpunkt, sondern nur Durchgangsstadium des ewig fortwirkenden Evolutionsgesetzes ist, dass aus ihm sich in ungemessenen Zeitläuften auf Erden ein Wesen entwickelt, so viel höher an Intelligenz und Begabung über dem jetzigen Durchschnittsmenschen stehend, wie dieser über den Affen."

Angenommen den heute noch wirkenden und wohl schwerlich von der Hand zu weisenden Process der Schädelumformung, so muss man in Anbetracht des auffallenden Verhältnisses der Percentsätze (1·8% d. 14·9% m. 49·6% br. und 33·6%), in Anbetracht, dass eine fortlaufende Entwicklungsreihe den extremen Dolichocephalus mit dem extremen Hyperbrachycephalus verbindet, wohl zum Schlusse kommen, dass durch den continuirlich wirkenden Process der Umformung der menschliche Schädel vom dolichocephalen Typus in den hyperbrachycephalen übergeführt wird. Aus dem langen, schmalen, niederen Schädel wird oder ist zum grössten Theile ein in der Occipitalgegend kurzer, breiter, hoher geworden.

Es würde dies auch in Uebereinstimmung sein mit der Angabe Krause's [1]): „Andererseits wäre die Brachycephalie vielleicht auf eine durchschnittlich höhere Intelligenz [2]) der heutigen Generation zu beziehen: Ceteris paribus besitzt bei gleicher Oberfläche ein brachycephaler Schädel grössere Capacität, weil seine Form mehr der Kugelgestalt sich annähert." (Da die Umänderung der Schädelform [hauptsächlich in der Occipitalregion] zum Ausdrucke kommt, so ist auch eine Umänderung der Gehirnform ein Postulat, und schon äusserlich sind die Unterschiede zwischen dolichocephalen und hyperbrachycephalen Gehirnen sehr prägnant und auch hinreichend bekannt.)

Es dürfte sich nun folgender Schlusssatz wohl formuliren lassen:

Die heutigen Schädelformen stellen nicht etwas Abgeschlossenes dar; sie sind einem fortwährend einwirkenden Processe der Umformung unterworfen gewesen und noch unterworfen. Dieser Process geht in der Weise vor sich, dass der Schädel seine Länge **auf Kosten der Occipitalregion** immer mehr verliert. Dabei gewinnt er an Höhe, namentlich aber an Breite. Der Process der Umformung beginnt mit den Dolichocephalen, welche successive in hyperbrachy-

[1]) Jahresbericht über die Fortschritte der Anatomie und Physiologie (Hofmann u. Schwalbe), XIV. Bd., I. Abtheilung, S. 471.

[2]) Biologisches Centralblatt IV. Bd., S. 505.

[1]) Handbuch der menschlichen Anatomie, III. Bd., Hannover, 1880, S. 11.

[2]) Schaaffhausen, Bericht über die Versammlung der deutschen Gesellschaft für Anthropologie zu Schwerin 1871, S. 61, und Virchow, Bericht über die Vers. d. d. G. f. A. zu Stuttgart 1872.

Die wichtigsten Maasse sind:

Ort	Dolichocephale							Mesocephale							Brachycephale							Hyperbrachycephale						
	L.	B.	H.	H.-U.	L.:B.	L.:H.	B.:H.	L.	B.	H.	H.-U.	L.:B.	L.:H.	B.:H.	L.	B.	H.	H.-U.	L.:B.	L.-H.	B.:H.	L.	B.	H.	H.-U.	L.:B.	L.:H.	B.:H.
1. Weer	—	—	—	—	—	—	—	181	141	130	526	78·0	70·3	91·6	178	145	116	513	82·2	70·8	86·5	170	145	—	—	87·3	—	—
2. Wattens	184	138	127	510	75·0	69·0	92·0	173	138	123	490	79·2	71·0	89·1	177	144	119	521	81·1	67·3	83·0	173	152	128	518	88·1	74·1	84·2
3. Mils	—	—	—	—	—	—	—	182	143	131	518	77·5	72·0	92·9	179	146	126	528	82·1	70·1	85·9	169	150	126	517	88·7	74·6	84·0
4. Thaur	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	178	147	136	521	82·3	76·2	92·4	—	—	—	—	—	—	—
5. Aldrans	—	—	—	—	—	—	—	184	144	129	530	78·1	71·1	90·8	180	148	104	527	82·3	72·7	88·4	178	153	131	529	86·4	73·8	85·3
6. Mutters	188	139	140	534	73·9	74·4	99·2	186	147	133	529	79·4	71·6	90·2	181	148	132	520	82·4	73·2	88·9	177	154	132	531	87·8	75·1	85·8
7. Vill	—	—	—	—	—	—	—	180	143	136	513	79·4	75·5	95·1	182	148	132	524	81·6	72·7	89·2	—	—	—	—	—	—	—
8. Natters	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	180	147	130	538	83·0	80·9	87·1	173	152	131	535	87·8	76·1	86·7
9. Igels	—	—	—	—	—	—	—	194	155	133	545	79·9	68·5	85·8	175	146	130	528	82·5	74·7	90·1	174	151	130	526	86·6	76·0	87·7
10. Sistrans	186	139	131	526	74·7	70·4	94·2	179	140	125	514	77·9	69·9	89·7	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
11. Rinn	—	—	—	—	—	—	—	181	142	130	519	78·0	71·8	91·5	182	151	132	525	82·8	72·2	86·9	—	—	—	—	—	—	—
12. St. Peter	—	—	—	—	—	—	—	184	145	130	527	79·2	70·4	89·5	180	149	136	527	82·4	75·4	89·6	174	150	131	525	86·2	75·3	87·3
13. Patsch	191	142	133	528	74·3	69·6	93·6	—	—	—	—	—	—	—	182	147	131	524	82·9	72·4	89·6	167	151	136	507	90·1	81·4	90·0
14. See	—	—	—	—	—	—	—	182	144	134	514	79·1	74·2	93·0	178	147	129	517	82·3	73·0	88·5	171	150	129	514	87·8	75·5	86·0
15. Ischgl	184	139	131	534	72·1	71·1	94·7	178	144	121	513	78·0	72·1	91·1	178	145	128	518	80·2	72·0	87·7	171	152	128	510	88·1	75·1	88·5
16. Mathon	—	—	—	—	—	—	—	184	145	130	529	78·7	70·9	89·9	175	146	128	518	82·8	72·6	87·5	171	156	129	515	87·4	75·6	87·4
17. Gallthür	188	147	129	528	72 5	68·8	88·4	179	142	130	513	79·2	72·6	91·8	177	147	130	520	82·9	73·5	88·2	174	156	127	520	86·9	73·4	86·0
Im Mittel	186	140	131	526	73·9	70·5	93·6	181	143	129	520	78·6	71·5	90·8	178	146	127	523	82·2	72·9	88·0	172	151	129	520	87·6	75·5	86·1
Erste Excursion	—	—	—	—	—	—	—	183	143	131	527	78·1	71·4	92·9	179	148	133	530	82·7	74·9	89·4	174	153	133	525	87·9	76·2	86·3
Zweite Excursion	189	139	132	530	73·7	69·6	94·2	182	142	130	521	78·1	71·8	92·2	176	145	129	517	82·4	73·1	88·7	172	150	129	515	87·3	74·8	85·5
Messungen von Rabl-Rückhard und Ranke in Tirol	—	—	—	—	—	—	—	181	142	131	520	78·0	71·7	91·8	178	143	129	522	82·7	73·2	90·1	173	150	132	520	87·4	74·7	85·6
Die Tiroler haben daher im Mittel	187	139	131	528	73·8	70·0	93·9	181	142	130	522	78·2	71·6	91·9	177	145	129	523	82·5	73·5	89·0	172	151	130	520	87·5	75·3	85·8
Zum Vergleiche Hohbergtypus, Sion- und Disentistypus	192	135	140	527	70·7	73·3	103·6	187·7	144·3	140·6	531·9	77·2	74·9	97·1	—	—	—	—	—	—	—	170·6	147·6	139·6	512·7	86·5	81·8	94·6
Kollmann	—	—	—	—	71·5	72·2	100·1	182	138	132	—	76·4	73·5	95·5	173	144	127	—	83·5	73·3	88·1	—	—	—	—	—	—	—

cephale Formen übergeführt werden. Die grösste Zahl der Schädel ist bereits in den brachycephalen Typus übergeführt; gegenwärtig (cum grano salis) findet die Ueberführung des Restes der Dolichocephalen und Dolichoiden in den brachycephalen Typus, hauptsächlich aber die Ueberführung des brachycephalen Typus in den hyperbrachycephalen Typus statt.

Die folgende Tabelle gibt Auskunft über die Verbreitung und Häufigkeit des Vorkommens der erwähnten Typen in den diesmal untersuchten Localitäten:

Ort	Zahl der untersuchten Schädel	Davon				in Percenten			
		dolichocephal	mesocephal	brachycephal	hyperbrachycephal	dolichocephal	mesocephal	brachycephal	hyperbrachycephal
1. Weer	21	—	7	11	3	—	33·3	52·4	14·3
2. Wattens . .	9	1	1	2	5	11·1	11·1	22·2	55·5
3. Mils	14	—	3	6	5	—	21·4	42·8	35·7
4. Thaur	2	—	—	2	—	—	—	100·0	—
5. Aldrans . . .	23	—	5	10	8	—	21·7	43·4	34·7
6. Mutters . . .	23	1	4	11	7	4·4	17·4	47·8	30·4
7. Vill	3	—	1	2	—	—	33·3	66·6	—
8. Natters . . .	12	—	—	7	5	—	—	58·3	41·6
9. Igels	13	—	1	8	4	—	7·7	61·5	30·7
10. Sistrans . .	4	1	3	—	—	25·0	75·0	—	—
11. Rinn	5	—	1	4	—	—	20·0	80·0	—
12. St. Peter . .	16	—	7	7	2	—	43·7	43·7	12·5
13. Patsch . . .	6	1	—	4	1	16·6	—	66·6	16·6
14 See	113	—	7	61	45	—	6·2	53·9	39·9
15. Kappl	546	7	46	314	179	1·2	8·4	57·5	32·7
16. Ischgl. . . .	106	3	14	47	42	2·8	13·2	44·3	39·6
17. Mathon . . .	71	—	6	42	24	—	8·4	57·7	33·8
18. Gallthür . .	37	2	3	24	8	5·4	8·1	64·8	21·6
Summa	1024	16	109	561	338	1·5	10·6	54·8	33·0

Die Vertheilung der Schädelformen nach Zahl und percentuellen Verhältnissen nach Thälern ist folgende:

Thal	Zahl der untersuchten Schädel	Davon				in Percenten			
		dolichocephal	mesocephal	brachycephal	hyperbrachycephal	dolichocephal	mesocephal	brachycephal	hyperbrachycephal
Unterinnthal . .	78	2	20	35	21	2·5	25·6	44·9	26·9
Wippthal	73	2	13	39	19	2·7	17·8	53·4	26·0
Patznaunerthal .	873	12	76	487	298	1·3	8·7	55·8	33·8

Anschliessend folgen nun die Befunde in den einzelnen Ossuarien:

Unterinnthal.

1. Weer.

Weer bei Terfens im Unterinnthale (556 m) besitzt in seinen Ossuarien 23 Schädel, wovon 21 zur näheren Untersuchung herangezogen wurden; die zwei übrigen konnten nicht einbezogen werden, da der eine pathologisch (Acrocephalus), der andere zu defect war.

Von den 21 Cranien sind 7 mesocephal, 11 brachy- und 3 hyperbrachycephal.

I. Die Mesocephalen.

Nr. 1—7 Maasstabelle I. Der Längenbreiten-Index schwankt zwischen 75·3 und 79·2. Die wichtigsten Maasse der 7 Schädel, von welchen nur 4 vollständig gemessen werden konnten, sind:

	Minimum	Maximum	Mittel
Länge	178	186	181
Breite	137	146	141
Höhe	124	133	130
Horizontalumfang	510	535	526
L. : B.	75·3	79·2	78·0
L. : H.	67·0	73·8	70·3
B. : H.	84·9	97·0	91·6

Nur bei einem Cranium konnte das schmale Obergesicht gemessen werden; 1 ist chamae-, 3 orthocephal, 3 konnten darauf nicht untersucht werden; 1 meso-, 2 hypsikonch, 4 nicht messbar; 3 sind leptorrhin, 4 darauf nicht messbar.

II. Die Brachycephalen.

Nr. 8—18 Maasstabelle I. Die Indices von L. : B. schwanken zwischen 80·0—84·3; nur 3 Schädel konnten vollständig gemessen werden.

Die wichtigsten Maasse:

	Minimum	Maximum	Mittel
Länge	169	195	178
Breite	137	156	145
Höhe	120	128	123
Horizontalumfang	495	525	513
L. : B.	80·0	84·3	82·2
L. : H.	67·7	72·7	70·8
B. : H.	81·0	89·8	86·5

3 Cranien zeigten schmale Obergesichter, Leptoprosopie und Leptorrhinie, die übrigen 8 konnten darauf nicht untersucht werden. 1 chamae-, 1 meso-, 1 hypsikonch, die restirenden 8 nicht messbar; ebenso konnte nur bei 1 die Chamae- und bei 2 die Orthocephalie constatirt werden.

III. Die Hyperbrachycephalen.

Nr. 19—21 Maasstabelle I. Von den 3 Schädeln konnte nur die Länge und Breite gemessen werden; die Indices von L. : B. sind 86·0, 86·5, 89·4, die Mittelzahlen von Länge 170, Breite 145, L. : B. 87·3.

2. Wattens.

Im Beinhause von Wattens sind 9 Schädel; 1 davon ist dolicho-, 1 meso-, 2 brachy- und 5 hyperbrachycephal. Nach Typen geordnet, gruppiren sie sich in 3; der eine Typus begreift in sich Nr. 1—6 als dolichoide

Cranien, wovon aber Nr. 1 durch seine besondere Länge bei Schmalheit sich von den übrigen abhebt. Der zweite Typus Nr. 7—9 enthält kurze, breite Cranien mit steil abfallendem Occiput.

I. Die Dolichocephalen.

Nur 1 solcher ist vorhanden mit Länge 184, Breite 138, Höhe 127, Horizontalumfang 510; L.: B. 75·0, L.: H. 69·0, B.: H. 92·0. Er ist chamaecephal, hypsikonch, platyrrhin, leptoprosop und hat ein schmales Obergesicht.

II. Die Mesocephalen.

Nur 1 vorhanden mit Länge 173, Breite 138, Höhe 123, L.: B. 79·2, L.: H. 71·0, B.: H. 89·1. Er ist orthocephal, hypsikonch, mesorrhin und hat ein schmales Obergesicht.

III. Die Brachycephalen.

Nr. 3—4 der Maasstabelle II.

Die wichtigsten Maasse:

	Minimum	Maximum	Mittel
Länge	172	183	177
Breite	140	148	144
Höhe	119	120	119
Horizontalumfang	512	530	521
L.: B.	80·9	81·4	81·1
L.: H.	65·0	69·7	67·3
B.: H.	80·4	85·7	83·0

Während alle 2 Cranien chamaecephal, hypsikonch, leptoprosop sind und ein schmales Obergesicht haben, zeigen sie Verschiedenheit in den Naseneingängen, nämlich Meso- und Platyrrhinie.

IV. Die Hyperbrachycephalen.

Nr. 5—9 Maasstabelle II.

Die Hyperbrachycephalen bilden die Majorität in Wattens. Von den messbaren hatten 3 ein schmales Obergesicht, 2 Leptoprosopie, 1 Chamaeprosopie mit 47·7; dieser Index konnte jedoch nur aus approximativen Maassen gewonnen werden. 3 sind hypsicephal, 1 chamae-, 1 orthocephal, 3 leptorrhin, 2 platyrrhin, 3 hypsi-, 1 meso-, 1 chamaekonch.

Die wichtigsten Maasse sind:

	Minimum	Maximum	Mittel
Länge	162	179	173
Breite	149	156	152
Höhe	121	135	128
Horizontalumfang	499	531	518
L.: B.	85·1	92·0	88·1
L.: H.	67·5	77·1	74·1
B.: H.	79·0	90·6	84·2

3. Mils.

Im Ossuarium zu Mils konnten 14 Schädel einer Untersuchung unterzogen werden.

Die grösste Zahl vertheilt sich auf den brachy- (6) und hyperbrachycephalen Typus (5); der Rest (3) ist mesocephal. Die Längenbreiten-Indices schwanken zwischen 76·6 und 92.4.

Wo das Obergesicht messbar war, ergab sich überall Schmalheit, während die Leptoprosopie von 9 darauf untersuchbaren nur bei 3 zum Ausdrucke kam.

I. Die Mesocephalen.

Nr. 1—3 Maasstabelle III.

Diese 3 Chamaecephalen, von denen jeder in Beziehung auf den Augenhöhleneingang Verschiedenheiten zeigte, als: Chamae-, Meso-, Hypsikonchie, zeigten gemeinsam Leptorrhinie. Ihre wichtigsten Maasse sind:

	Minimum	Maximum	Mittel
Länge	180	187	182
Breite	138	144	143
Höhe	128	136	131
Horizontalumfang	512	542	518
L.: B.	76·6	79·0	77·5
L.: H.	71·1	72·3	72·0
B.: H.	91·6	94·4	92·9

II. Die Brachycephalen.

Die wichtigsten Maasse der auf Taf. III Nr. 4—9 untergebrachten Brachycephalen sind:

	Minimum	Maximum	Mittel
Länge	174	191	179
Breite	141	154	146
Höhe	120	134	126
Horizontalumfang	515	553	528
L.: B.	80·1	84·5	82·1
L.: H.	64·9	76·1	70·1
B.: H.	80·5	79·4	85·9

2 sind chamaecephal, 3 ortho- und 1 hypsicephal. Von den messbaren: 4 leptorrhin, 1 platyrrhin, 1 chamae-, 2 meso-, 2 hypsikonch.

III. Die Hyperbrachycephalen.

Von den 5 Hyperbrachycephalen sind 3 ortho-, 2 hypsicephal; alle hypsikonch; 1 leptor-, 2 mesor-, 1 platyrrhin, 1 darauf nicht untersuchbar.

Die wichtigsten Maasse:

	Minimum	Maximum	Mittel
Länge	166	173	169
Breite	143	160	150
Höhe	121	135	126
Horizontalumfang	500	535	517
L.: B.	86·1	92·4	88·7
L.: H.	71·1	78·8	74·6
B.: H.	80·6	86·9	84·0

4. Thaur.

Nur 2 Schädel vorfindlich, die beide Brachycephalie zeigen, mit L.: B. 81·5 und 83·2; sie gehören zu den sogenannten langen Brachycephalen und haben eine grössere Verwandtschaft mit den langschädeligen Formen als wie mit den kurzschädeligen.

Es ist bedauernswerth, dass gerade in Thaur nicht mehr Schädel zur Untersuchung dienen konnten, da Pater Gremblich dortselbst die exquisitesten Reihengräberschädel aufgedeckt hat, die seinerzeit beschrieben werden.

Diese 2 Schädel (Tab. IV) sind leptoprosope und haben ein schmales Obergesicht, leptorrhin und orthocephal; 1 chamae-, der andere mesokonch.

Ihre wichtigsten Maasse:

	Minimum	Maximum	Mittel
Länge	173	184	178
Breite	144	150	147
Höhe	134	138	136
Horizontalumfang	507	535	521
L. : B.	81·5	83·2	82·3
L. : H.	75·0	77·4	76·2
B. : H.	91·9	93·0	92·4

5. Altrans.

Von 23 Schädeln sind 5 meso-, 10 brachy- und 8 hyperbrachycephal. Die Maasse auf Tab. V.

I. Die Mesocephalen.

Nr. 1—5.

Von den ziemlich defecten Schädeln konnte nur bei 1 das schmale Obergesicht und die Leptoprosopie constatirt werden; bei 2 die Leptorrhinie, bei 2 die Meso- und 1 die Hypsikonchie, bei 1 die Chamae-, bei 2 die Orthocephalie.

Die wichtigsten Maasse:

	Minimum	Maximum	Mittel
Länge	179	190	184
Breite	140	146	144
Höhe	125	133	129
Horizontalumfang	515	540	530
L. : B.	76·5	79·3	78·1
L. : H.	69·8	72·6	71·1
B. : H.	88·0	94·9	90·8

II. Die Brachycephalen.

Nr. 6—15.

Auch diese Cranien sind ziemlich defect; nur von 1 konnte das schmale Obergesicht und Leptoprosopie gefunden werden; die Mehrzahl ist orthocephal; mit Beziehung auf den Naseneingang und Augenhöhlen-Index kommen alle Variationen vor.

Die wichtigsten Maasse sind:

	Minimum	Maximum	Mittel
Länge	167	186	180
Breite	140	154	148
Höhe	121	136	104
Horizontalumfang	502	540	527
L. : B.	80·7	84·4	82·3
L. : H.	70·7	77·2	72·2
B. : H.	85·9	92·5	88·4

III. Die Hyperbrachycephalen.

Die wichtigsten Maasse dieser 8 Schädel (Nr. 16—23) sind:

	Minimum	Maximum	Mittel
Länge	160	190	178
Breite	142	163	153
Höhe	124	140	131
Horizontalumfang	473	568	529
L. : B.	85·4	88·7	86·4
L. : H.	69·5	77·5	73·8
B. : H.	81·2	89·5	85·3

Von diesen auch defecten Cranien konnte constatirt werden: bei 4 schmales Obergesicht, 1 Leptoprosopie, 1 chamaecephal, 4 orthocephal, 3 hypsicephal, 2 leptorrhin, 3 mesorrhin, 3 platyrrhin.

6. Sistrans.

Nur 4 Schädel (Maasse auf Tab. X).

Alle Schädel zeigten in der Form gleiche Grundcharaktere, nämlich Dolichoidismus; einer erschien etwas länger und schmäler, was auch durch den Index L. : B. mit 74·7 zum Ausdruck kam, während die andern drei 76·7, 78·3, 78·8 hatten.

Schmales Obergesicht und Leptoprosopie ist ihnen gemeinsam eigen, während sie in den andern einzelnen Theilen des Gesichtes Variationen zeigten.

I. Die Dolichocephalen.

Nur 1 Schädel mit Länge 186, Breite 139, Höhe 131, Horizontalumfang 526, L. : B. 74·7, L. : H. 70·4, B. : H. 94·2.

II. Die Mesocephalen.

Nr. 2—4. Die wichtigsten Maasse:

	Minimum	Maximum	Mittel
Länge	176	184	179
Breite	135	144	140
Höhe	119	132	125
Horizontalumfang	503	527	514
L. : B.	76·7	78·8	77·9
L. : H.	67·6	73·7	69·9
B. : H.	87·5	93·6	89·7

7. Rinn.

5 Schädel (Maasse auf Tab. XI).

Sie gehören alle zu den langen Brachycephalen; ein Schädel nähert sich sehr dem Dolichoidismus; er besitzt auch einen Index von L. : B. mit 78·0; die andern von 80·3 bis 84·0.

Alle sind leptoprosop und haben ein schmales Obergesicht.

I. Die Mesocephalen.

Nur 1 Schädel mit Länge 181, Breite 142, Höhe 130, Horizontalumfang 519, L. : B. 78·0, L. : H. 71·8, B. : H. 91·5; er ist hypsikonch und platyrrhin.

II. Die Brachycephalen.

Nr. 2—5.

Die wichtigsten Maasse:

	Minimum	Maximum	Mittel
Länge	178	188	182
Breite	149	154	151
Höhe	123	136	132
Horizontalumfang	516	541	525
L. : B.	80·3	84·0	82·8
L. : H.	69·1	75·8	72·2
B. : H.	82·5	90·0	86·9

1 chamae-, 2 ortho-, 1 hypsicephal; 1 chamae-, 2 meso-, 1 hypsikonch; 3 mesor-, 1 platyrrhin.

Wipptha l.

8. Natters.

Im Ossuarium von Natters sind 12 Schädel; davon sind der Form nach 9 brachy- und 3 hyperbrachycephale; nach den Indices von L. : B. wäre aber die Eintheilung mit 7 brachy- und 5 hyperbrachycephalen.

Von den darauf untersuchbaren Cranien haben alle ein schmales Obergesicht und weisen Leptoprosopie auf. Die Mehrzahl der Cranien ist leptorrhin und hypsikonch, 8 sind ortho-, 1 chamae- und 3 hypsicephal.

I. Die Brachycephalen.

Die wichtigsten Maasse von Nr. 1—7 (Maasstabelle VIII).

	Minimum	Maximum	Mittel
Länge	171	188	180
Breite	142	155	147
Höhe	125	135	130
Horizontalumfang	515	547	538
L. : B.	80·7	84·4	83·0
L. : H.	69·6	73·1	80·9
B. : H.	74·2	84·6	87·1

II. Die Hyperbrachycephalen.

Nr. 8—12 (Maasstabelle VIII).

	Minimum	Maximum	Mittel
Länge	165	183	173
Breite	143	162	152
Höhe	120	136	131
Horizontalumfang	515	555	535
L. : B.	85·3	92.6	87·8
L. : H.	71·0	81·2	76·1
B. : H.	79·0	93·7	86·7

9. Mutters.

Es fanden sich im Ganzen 25 Schädel vor, wovon 23 zur Aufnahme in die Maasstabelle VI (Nr. 1—23) gelangten, denn die zwei restirenden erwiesen sich als pathologische Formen (prämature Synostose der Kranznaht).

Nach Typen geordnet, vertheilen sie sich in drei Gruppen, und zwar gehören zum dolichoiden Typus Nr. 1—8, wovon Nr. 1 fast dolichocephal, zum brachycephalen 9—17 und zum hyperbrachycephalen Nr. 18 bis 23. Die Schädel mit Nr. 12, 13, 14 erinnern noch sehr stark an den dolichoiden und auch Nr. 18 und 19 an den brachycephalen Typus. Nr. 23 ist ein exquisiter Hyperbrachycephalus mit enorm steilem Occiput, der retroauriculäre Antheil des Schädels sehr kurz; in dieser Gegend ist er auch sehr breit, so dass er von den übrigen Schädeln sich sehr abhebt.

Nr. 21 zeigt keine ganz reine Form, es ist ein kurzer, runder, breiter Schädel.

Die Längenbreiten-Indices vertheilen sich zwischen 73·9 und 90·5 in der Weise, dass 1 Schädel dolichocephal, 4 mesocephal, 11 brachy- und 7 hyperbrachycephal sind. Die Breitenhöhen-Indices gehen von 82·8 aus und enden mit 99·2. Nach dem Längenhöhen-Index sind 3 chamaecephal, 15 orthocephal und 5 hypsicephal. L. : H. findet sein Minimum in 69·5, sein Maximum in 80·4. Leptoprosopie ist bei allen vorhanden; in Uebereinstimmung damit haben sie auch alle schmale Obergesichter.

I. Die Dolichocephalen.

Nur 1 Schädel rangirt nach seinem Index (Tab. VI, Nr. 1) hieher; die Länge beträgt 188, die Breite 139, die Höhe 140, der Horizontalumfang 534, L. : B. 73·9, L. : H. 74·4, B. : H. 99·2. Er zeichnet sich durch seine lange und schmale Form aus. Schläfen flach, Occiput pyramidenförmig ausgezogen. Er ist leptoprosop und hat ein schmales Obergesicht. Orthocephal, mesorrhin und hypsikonch.

II. Die Mesocephalen.

Nr. 2—5 (Tab. VI) zeigen die gewöhnlichen dolichoiden Formen; alle sind ziemlich lang, haben flache Schläfen und ein ausgezogenes Occiput. L. : B. schwankt zwischen 79·0 und 79·8.

Die wichtigsten Maasse sind:

	Minimum	Maximum	Mittel
Länge	176	198	186
Breite	139	158	147
Höhe	129	137	133
Horizontalumfang	504	574	529
L. : B.	79·0	79·8	79·4
L. : H.	68·6	73·8	71·6
B. : H.	86·0	93·5	90·2

Alle haben ein schmales Obergesicht und sind leptoprosop; 2 sind leptorrhin, 1 platyrrhin, aber mit der Grenze an Mesorrhinie (Index 52·0), 1 nicht bestimmbar; 1 chamaekonch, 2 mesokonch, 1 hypsikonch; 1 chamaecephal, 4 orthocephal.

III. Die Brachycephalen.

Nr. 6—16 (Tab. VI). Nr. 6, 7, 8 haben fast noch dolichoide Formen; auch Nr. 12, 13, 14 zeigen grosse Verwandtschaft mit dem dolichoiden Typus, aber mehr als die Majorität neigt zum Dolichoidismus.

Alle (soweit eruirbar) sind leptoprosop und haben ein schmales Obergesicht; 2 sind leptorrhin, 3 mesorrhin, 2 platyrrhin (4 nicht bestimmbar); 1 chamaekonch, 5 mesokonch, 3 hypsikonch (2 nicht bestimmbar); 2 chamaecephal, 6 orthocephal und 3 hypsicephal.

Die wichtigsten Maasse sind:

	Minimum	Maximum	Mittel
Länge	174	189	181
Breite	143	157	148·7
Höhe	126	139	132·5
Horizontalumfang	504	550	520
L. : B.	80·2	84·6	82·4
L. : H.	69·5	77·5	73·2
B. : H.	82·8	95·0	88·9

IV. Die Hyperbrachycephalen.

Nr. 17—23 (Tab. VI). Nr. 23 exquisit hyperbrachycephale Form; Nr. 18 und 19 erinnern an den brachycephalen Typus, so dass eigentliche Hyperbrachycephale 5 verbleiben.

Die wichtigsten Maasse sind:

	Minimum	Maximum	Mittel
Länge	169	188	177
Breite	146	163	154
Höhe	129	136	132
Horizontalumfang	515	550	531
L. : B.	85·1	90·5	87·8
L. : H.	71·2	80·4	75·1
B. : H.	79·7 (approximativ)	90·6	85·8

3 sind orthocephal, 4 hypsicephal; 4 leptorrhin, 1 platyrrhin, 2 nicht bestimmbar; alle hypsikonch und leptoprosop. Schmales Obergesicht zeigen die darauf bestimmbaren.

10. Vill.

In Vill konnten nur 3 Schädel (Tab. VII, Nr. 1—3) untersucht werden; alle zeigten den dolichoidbrachycephalen Typus; auch der Index stimmt, wenn man von Nr. 1 mit 79·4 absieht, damit überein (81·2 und 82·0). Sie haben alle ein schmales Obergesicht und sind leptoprosop; 2 sind orthocephal, 1 hypsicephal (mit 75·5), 1 leptorrhin, 1 meso-, 1 platyrrhin, 1 chamaekonch, 2 hypsikonch.

I. Die Mesocephalen.

Nur 1 Schädel Nr. 1.

Länge 180, Breite 143, Höhe 136, Horizontalumfang 513, L.: B. 79·4, L.: H. 75·0, B.: H. 95·1.

II. Die Brachycephalen.

2 Schädel Nr. 2—3.

Die wichtigsten Maasse:

	Minimum	Maximum	Mittel
Länge	181	183	182
Breite	147	150	148·5
Höhe	131	134	132·5
Horizontalumfang	523	525	524
L.: B.	81·2	82·0	81·6
L.: H.	71·5	74·0	72·7
B.: H.	87·3	91·1	89·2

11. Igels.

In Igels wurden von Prof. Wieser die früher citirten Reihengräberfunde gemacht; der craniologische Theil wurde (l. c.) von Merlin abgehandelt. Merlin fand an den vorgelegenen Cranien, dass dieselben den Reihengräbertypus aufweisen und darunter einen Dolichocephalus und 4 Mesocephale mit Indices L.: B. von 73·3, 75·4, 75·8, 76·8 und 78·8. Die heutigen Bewohner von Igels zeigen hauptsächlich brachy- und hyperbrachycephalen Typus. Von den brachycephalen Formen gehört die Mehrzahl zu den sogenannten langen Brachycephalen, sie hat also Verwandtschaft zum Dolichoidismus, welcher auch durch 1 Cranium (mit Index von L.: B. 79·9) vertreten ist.

Alle vorfindlichen Schädel (13) besitzen ein schmales Obergesicht; die eine Hälfte ist orthocephal, die andere hypsicephal; mit Bezug auf den Nasenhöhlen- und Augenhöhleneingang finden sich bereits Variationen. Nach den Indices von L.: B. theilen sie sich in 1 meso-, 8 brachy- und 4 hyperbrachycephale (Maasse auf Tab. IX).

I. Die Mesocephalen.

Nur 1 Stück mit Index von L.: B. 79·9; grösste Länge 194, grösste Breite 155, Höhe 133, Horizontalumfang 533. Der ziemlich defecte Schädel ist chamaecephal, chamaekonch und mesorrhin.

II. Die Brachycephalen.

Nr. 2—9.

Die wichtigsten Maasse:

	Minimum	Maximum	Mittel
Länge	166	186	175
Breite	136	154	146
Höhe	126	138	130
Horizontalumfang	505	558	528
L.: B.	80·6	85·0	82·5
L.: H.	72·2	77·3	74·7
B.: H.	84·0	98·8	90·1

III. Die Hyperbrachycephalen.

Nr. 10—13.

Die wichtigsten Maasse:

	Minimum	Maximum	Mittel
Länge	170	187	174
Breite	145	166	151
Höhe	120	140	130
Horizontalumfang	494	550	526
L.: B.	85·2	88·7	86·6
L.: H.	73·7	79·4	76·0
B.: H.	83·1	92·4	87·7

12. Patsch.

Von 6 vorhandenen Cranien (Tabelle XIII) gehören 1 zu den Meso-, 4 zu den langen Brachycephalen; der sechste Schädel ist hyperbrachycephal und steht isolirt da; er ist wahrscheinlich nur eine zufällige Beigabe. Alle haben ein schmales Obergesicht; der mesocephale hat L.: B. 74·3, der hyperbrachycephale L.: B. 90·1, die 4 brachycephalen schwanken zwischen 81·0 und 84·0.

Die Mittelmaasse der 4 Brachycephalen sind:

Länge 182, Breite 147, Höhe 131, Horizontalumfang 524, L.: B. 82·9, L.: H. 72·4, B.: H. 89·6.

13. St. Peter.

Die 16 vorhandenen Schädel theilen sich in 7 mesocephale, 7 brachy- und 2 hyperbrachycephale. Der Haupttypus ist Dolichoidismus und lange Brachycephalie.

Alle haben ein schmales Obergesicht; in Beziehung auf einzelne Gesichtstheile zeigen sie verschiedenes Verhalten. Die Maasse sind auf Tab. XII verzeichnet.

I. Die Mesocephalen.

Die Mittelmaasse der 7 Schädel sind:

Länge 184, Breite 145, Höhe 130, Horizontalumfang 527, L.: B. 79·2, L.: H. 70·4, B.: H. 89·5.

II. Die Brachycephalen.

Mittelmaasse von den 7 Brachycephalen sind:

Länge 180, Breite 149, Höhe 136, Horizontalumfang 527, L.: B. 82·4, L.: H. 75·4, B.: H. 89·6.

III. Die Hyperbrachycephalen.

Von den 2 Hyperbrachycephalen steht einer mit Index von L.: B. mit 85·1 hart an der Grenze; er weist auch brachycephalen Typus, während nur 1 Schädel mit Länge 174, Breite 152, L.: B. 87·4 als reiner Hyperbrachycephalus angesehen werden kann. Die Hyperbrachycephalie scheint in St. Peter nur ein zufälliges Moment zu sein.

Patznaunerthal.

Im Patznaunerthale hatte ich Gelegenheit, in allen Ortschaften eine ziemlich reiche Zahl an Schädeln zu untersuchen, so dass die Untersuchung dieses Theiles als abgeschlossen betrachtet werden kann. 873 Cranien gingen durch meine Hände.

Auch im Patznaunerthal ist der prävalirende Typus der brachycephale; ihm kommt nahe mit 33·8% der hyperbrachycephale. Den Rest nehmen in Anspruch der dolicho- und mesocephale mit 1·3% und 8·7%.

Dieses wenn auch spärliche Auftreten des dolicho- und mesocephalen Typus im Patznaunerthal ist wohl zu berücksichtigen, da man wohl mit Berechtigung daraus folgern kann, dass in Patznaun in früherer Zeit diese Typen zahlreich verbreitet gewesen sein müssen. Mit Beziehung auf den dolichocephalen Typus macht sich bemerkbar, dass je weiter man vom Eingang in's Thal vordringt, der Percentsatz steigt; denn die Ortschaften, wie sie in der Reihe nach gegen das Ende des Thales bis zum Zeynesjoch folgen, verhalten sich wie folgt: See 0%, Kappl 1·2%, Ischgl 2·8% und Gallthür 5·4%.

Dieses Verhalten veranlasst auch die Meinung, dass das dolichocephale Element vielleicht von Vorarlberg über die bekannten Uebergänge in's Thal eindrang.

Der mesocephale Typus, der sich dem soeben besprochenen so enge anschliesst, zeigt in fast allen Ortschaften ein gleich zahlreiches Auftreten: 6·2%, 8·4%, 8·4% und 8·1%, mit Ausnahme von Ischgl, wo er auf 13·2% anschwillt.

Der herrschende Typus im Patznaunerthal ist der brachycephale; 55·8% der Schädel zeigen ihn.

Von See bis Gallthür ist folgende percentuelle Vertheilung: See 53·9%, Kappl 57·5%, Ischgl 44·3%, Mathon 57·7% und Gallthür 64·8%. In See, Kappl und Mathon ist er so ziemlich gleich zahlreich verbreitet, nur in Gallthür besitzt er eine noch grössere Ausdehnung.

Vom brachycephalen Typus gebe ich, um sie mit anderen Brachycephalen Tirols vergleichen zu können, zwei Abbildungen (nach Lucae); die eine (Taf. V, Fig. 1, 2, 3) betrifft einen kindlichen Schädel (aus Ischgl) mit L. : B. 80·7, die andere (Taf. V, Fig. 4, 5, 6) den Schädel eines Erwachsenen aus demselben Ort mit L. : B. 83·3. Der kindliche Schädel (Länge 166, Breite 134) zeigt vielfache verwandtschaftliche Beziehungen zum mesocephalen Typus, er hat einen niederen, langen Scheitel, ein schön gewölbtes prominentes Occiput, flache Schläfen und die grösste Breite findet sich gleich hinter seiner Mitte; er ist kryptozog. An dem andern Schädel (dem des Erwachsenen) fällt in der Ansicht von oben die enorme Breite auf; von oben betrachtet, scheint es, dass er dem hyperbrachycephalen Typus zuzuzählen wäre, wenn nicht die seitliche Ansicht (seine Länge, das gut gewölbte Occiput etc.) ihn doch zu den Brachycephalen stellen würde. Wie die obere Ansicht eines Ischgler Hyperbrachycephalen (Taf. V, Fig. 7, 8, 9) lehrt, so erfreuen sich dieselben einer noch grösseren Breitenentwicklung; sie sind durchschnittlich um 10 mm breiter. Der Brachycephalus (Fig. 4, 5, 6) hat eine Länge von 186 bei einer Breite von 155; der Hyperbrachycephalus eine Länge von 182 bei einer Breite von 160 (L. : B. 97·9).

Die Hyperbrachycephalen sind kurze, breite Schädel; bei der grössten Zahl derselben aber fand ich, dass dieselben kein steil abfallendes Occiput besitzen, sondern in der Formirung derselben sehr an die Brachycephalen erinnern; nur ist die gesammte retroauriculäre Länge geringer als bei den letzteren. Wenn man die Abbildungen von Fig. 4, 5, 6 einerseits und anderseits 7, 8, 9 vergleicht, so fallen die Aehnlichkeiten der zwei Schädel auf. Der Brachycephalus zeigt in der Ansicht von oben Aehnlichkeiten mit dem Hyperbrachycephalus, während der letztere in der Ansicht von der Seite solche mit dem Brachycephalus aufweist.

Ein grosser Theil der Brachycephalen des Patznaunerthales tragen durch ihre Breitenentwicklung schon Charaktere des hyperbrachycephalen Typus, während die Hyperbrachycephalen durch die Bildung des Hinterhauptes noch die Anklänge an die Brachycephalen demonstriren (der Index 97·9 des Hyperbrachycephalus liesse doch ein sehr abgeflachtes Occiput vermuthen, was aber nicht der Fall).

Während es mir in anderen Ossuarien meist gelang, schon nach Betrachtung einer Schädelansicht die Typengruppirung zu eruiren, deren Richtigkeit durch weitere Betrachtung der anderen Ansichten nur bestätigt wurde, gelang dies wegen der erwähnten Verhältnisse im Patznaunerthale nicht.

Es machten diese Verhältnisse auf mich den Eindruck, dass die besprochenen Typen noch in einer ziemlich engen verwandtschaftlichen Beziehung stehen. Die Abbildung (Taf. V, Fig. 10, 11, 12) eines Brachycephalus aus Gallthür mit Länge 174, Breite 146, also Index 83·9, zeigt uns dieselben Verhältnisse, wie sie beim Ischgler Brachycephalus angetroffen wurden.

14. See.

113 Schädel, deren Maasse auf Tab. XIV verzeichnet sind, kamen zur Untersuchung; sie vertheilen sich auf 7 Mesocephale, 61 Brachycephale und 45 Hyperbrachycephale. Alle haben ein schmales Obergesicht, 15 sind chamae-, 44 ortho- und 41 hypsicephal. Die grösste Zahl ist leptorrhin; nächst ihr findet die Mesorrhinie die grösste Verbreitung; in ähnlicher Weise verhalten sich Hypsikonchie und Mesokonchie.

Die wichtigsten Mittelmaasse sind:

	Länge	Breite	Höhe	Horizontalumfang	L. : B.	L. : H.	B. : H.
Mesocephal . . .	182	144	134	514	79·1	74·2	93·0
Brachycephal . .	178	147	129	517	82·3	73·0	88·5
Hyperbrachycephal	171	150	129	514	87·8	75·5	86·0

15. Kappl.

Im Ossuarium von Kappl sind 546 Schädel, die sich auf 7 dolicho-, 46 meso-, 314 brachy- und 179 hyperbrachycephale vertheilen; für ihre Formen gilt das an anderen Stellen oft Gesagte; fast alle wiesen ein schmales Obergesicht auf; ebenso häufig vertreten ist Leptorrhinie und Hypsikonchie.

16. Ischgl.

106 Schädel; Maasse auf Tab. XV; davon 3 dolicho-, 14 meso-, 47 brachy- und 42 hyperbrachycephale. Alle haben ein schmales Obergesicht. Die grösste Zahl ergab Ortho- und Hypsicephalie, wie auch Leptorrhinie und Mesorrhinie; in ähnlicher Weise wurde Hypsi- und Mesokonchie angetroffen.

Die wichtigsten Mittelmaasse sind:

	Länge	Breite	Höhe	Horizontalumfang	L.:B.	L.:H.	B.:H.
Dolichocephal . .	184	139	131	534	72·1	71·1	94·7
Mesocephal . . .	178	144	121	513	78·0	72·1	91·1
Brachycephal . .	178	145	128	518	80·2	72·0	87·7
Hyperbrachycephal	171	152	128	510	88·1	75·1	83·5

17. Mathon.

71 Schädel; Maasse auf Tab. XVI; davon 6 meso-, 41 brachy- und 24 hyperbrachycephale.

Die wichtigsten Mittelmaasse sind:

	Länge	Breite	Höhe	Horizontalumfang	L.:B.	L.:H.	B.:H.
Mesocephal . . .	184	145	130	529	78·7	70·9	89·9
Brachycephal . .	175	146	128	518	82·8	72·6	87·5
Hyperbrachycephal	171	156	129	515	87·4	75·6	87·4

Alle haben ein schmales Obergesicht; die meisten sind ortho- oder hypsicephal, leptorrhin und hypsi- oder mesokonch.

18. Gallthür.

Vorhanden waren 37 Schädel; Maasse auf Tab. XVII; nach den Längenbreiten-Indices vertheilen sie sich wie folgt: 2 dolichocephale, 3 mesocephale, 24 brachycephale und 8 hyperbrachycephale. Die Indices stimmen auch mit der Gruppirung nach den Schädelformen überein; nur möge bemerkt werden, dass zwischen den einzelnen Gruppen nach Formen beurtheilt, sich nicht so scharfe Grenzen aufweisen lassen, wie die Indices zeigen.

I. Die Dolichocephalen.

2 Schädel tragen entsprechende Indices.

Die wichtigsten Maasse sind:

	Minimum	Maximum	Mittel
Länge	183	194	188
Breite	137	157	147
Höhe	129	130	129·5
Horizontalumfang	510	546	528
L.:B.	70·1	74·9	72·5
L.:H.	67·2	70·4	68·8
B.:H.	82·8	94·1	88·4

Sie zeigen Leptoprosopie und haben ein schmales Obergesicht, ferner Hypsikonchie; mit Beziehung auf den Naseneingang ist der eine platyrrhin, der andere hyperplatyrrhin. 1 Schädel ist chamae-, der andere orthocephal.

II. Die Mesocephalen.

Nr. 3—5 der Maasstabelle XVII.

Die wichtigsten Maasse sind:

	Minimum	Maximum	Mittel
Länge	174	184	179
Breite	136	147	142
Höhe	126	134	130
Horizontalumfang	494	526	513
L.:B.	78·7	79·5	79·2
L.:H.	70·0	75·2	72·6
B.:H.	88·1	96·3	91·8

Während alle ein schmales Obergesicht aufweisen, zeigen nur 2 Leptoprosopie, der dritte Chamaeprosopie; 2 sind mesorrhin, 1 leptorrhin; 1 chamaekonch, 1 meso-, 1 hypsikonch; 1 chamae-, 1 orthocephal, 1 in Betreff dieses Index nicht bestimmbar.

III. Die Brachycephalen.

Nr. 6—29 (Maasstab. XVII). Die Mehrzahl (18) der Brachycephalen liegt innerhalb des Index mit 83·9, darüber bis 85·0 sind der Rest (6 Stück).

Die wichtigsten Mittelmaasse sind:

Länge 177, Breite 147, Höhe 130, Horizontalumfang 521, L.:B. 82·9, L.:H. 73·5, B.:H. 88·2.

Alle haben ein schmales Obergesicht; 16 sind ortho-, 6 hypsi- und 2 chamaecephal; 11 hypsikonch, 9 meso- und 3 chamaekonch; 8 leptor-, 6 mesor-, 8 platyrrhin.

IV. Die Hyperbrachycephalen.

Nr. 30—37. Es haben alle schmale Obergesichter; 3 sind ortho-, 3 hypsi-, 2 chamaecephal; die Hypsikonchie ist vorherrschend, während Leptorrhinie und Mesorrhinie fast gleich häufig auftreten.

Die wichtigsten Mittelmaasse:

Länge 174, Breite 156, Höhe 127, Horizontalumfang 520, L.:B. 86·9, L.:H. 73·4, B.:H. 86·0.

Bemerkung zu den Maass-Tabellen. Die Maasse wurden nach der Frankfurter Verständigung genommen. L Länge (grösste Länge), B Breite, Sb_1 kleinste Stirnbreite, Sb_2 grösste Stirnbreite, H Höhe, Bl Basislänge, Bb Basisbreite, Hz Horizontalumfang, S Sagittalumfang, Q Querumfang, $\frac{G}{b \mid h}$ Oberkieferbreite (b), Oberkieferhöhe (h), J Jochbreite, $\frac{N}{h \mid b}$ Nasenhöhe (h), Nasenbreite (b), $\frac{O}{b \mid h}$ Augenhöhleneingangbreite (b), Augenhöhleneinganghöhe (h), L.:B. Längenbreitenindex, L.:H. Längenhöhenindex, B.:H. Breitenhöhenindex, Ogi Obergesichtsindex, Ni Nasenindex, Oi Augenhöhlenindex, Oh:Jb Jochbreiten-Obergesichtshöhenindex (nach Kollmann). Ein Sternchen (*) bedeutet, dass das betreffende Maass nur annähernd gewonnen werden konnte.

Weer.

Tabelle I.

		L	B	Sb_1	Sb_2	H	Bl	Bb	Hz	S	Q	G		J	N		O		L.:B	L.:H.	B.:H.	Ogi	Ni	Oi	Oh:Ib
												b	h		h	b	h	b							
1	♂	186	140	106	122	133	106	134	535	378	320	—	67	—	52	23	31	37	75·3	71·5	94·9	—	44·2	83·7	—
2	♀	180	137	94	116	133	98	119	510	364	305	—	68	—	44	16	32	34	76·1	73·8	97·0	—	36·3	94·1	—
3	♂?	185	145	96	117	130	101	122	528	370	328	—	—	—	—	—	—	—	78·4	70·2	89·6	—	—	—	—
4	♂	185	146	100	117	124	104	125	530	360	300	96	66	—	53	23	33	35	78·9	67·0	84·9	68·7	43·3	94·2	—
5	♂?	180	143	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	79·0	—	—	—	—	—	—
6	♂?	178	141	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	79·2	—	—	—	—	—	—
7	♂?	178	141	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	79·2	—	—	—	—	—	—
8	♂	195	156	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	80·0	—	—	—	—	—	—
9	♂	186	150	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	80·6	—	—	—	—	—	—
10	♂?	181	147	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	81·2	—	—	—	—	—	—
11	♀	169	137	90	110	122	92	113	495	354	310	81	64	116	47	20	32	34	81·7	72·1	89·7	79·0	40·4	94·1	55·1
12	♀	176	144	99	118	128	102	130	520	347	315	94	73	133	52	22	33	40	81·8	72·7	88·8	77·6	42·3	82·5	54·8
13	♀	168	138	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	82·1	—	—	—	—	—	—
14	♂?	176	145	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	82·4	—	—	—	—	—	—
15	♂	180	150	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	83·3	—	—	—	—	—	—
16	♂	186	140	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	83·3	—	—	—	—	—	—
17	♀	177	148	101	120	120	98	124	525	363	326	96	75	130	54	24	26	40	83·6	67·7	81·0	78·1	44·4	65·0	57·6
18	♀	172	145	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	84·3	—	—	—	—	—	—
19	♂	179	144	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	86·0	—	—	—	—	—	—
20	♂	170	147	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	86·5	—	—	—	—	—	—
21	♂	161	144	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	89·4	—	—	—	—	—	—

Wattens.

Tabelle II.

1	♀?	184	138	98	115	127	100	117	510	369	312	90	71	119	47	24	33	36	75·0	69·0	92·0	77·7	51·6	91·6	59·6
2	♀	178	138	98	114	123	95	124	490	351	300	104*	66	—	50	25	32	36	79·2	71·0	89·1	63·4	50·0	88·8	—
3	♂?	183	148	99	125	119	101	128	530	365	320	90*	64	128	57	27	35	38	80·9	65·0	80·4	71·0	47·3	92·0	50·1*
4	♂?	172	140	99	128	120	91	110	512	383	328	90*	69	120	50	28	39	44	81·4	69·7	85·7	76·6*	56·0	88·6	57·5*
5	♂	175	149	98	122	135	101	124	508	379	330	89	73	126	48	21	34	40	85·1	77·1	90·6	82·0	48·7	85·0	57·9*
6	♂?	179	153	102	127	121	98	132	525	367	320	—	72	—	56	23	37	40	85·5	67·5	79·0	—	41·0	92·5	—
7	♂	175	155	113	131	130	103	136	530	360	330	—	75	—	51	23	38	40	88·6	74·2	83·8	—	45·0	95·0	—
8	♂	174	156	105	134	132	101	137	531	368	330	93	75	140	56	28	32	42	89·7	75·4	84·6	80·6	50·0	76·1	53·5
9	♂	162	149	98	124	124	96	127	499	340	310	90*	64	134	49	25	39	40	92·0	76·5	83·2	71·1	51·0	97·5	47·7*

Mils.

Tabelle III.

1	♂	180	138	107	118	128	104	120	512	364	318	—	75	—	52	21	33	40	76·6	71·1	92·7	—	42·3	82·5	—
2	♂	187	144	112	130	136	111	133	542	373	330	93	68	138	51	24	40	42	77·0	72·7	94·4	73·1	47·0	95·2	49·2
3	♂	181	143	97	116	131	103	127	520	360	310	89	64	132	47	22	32	40	79·0	72·3	91·6	71·9	46·8	80·0	48·4
4	♂	181	145	—	123	130	102*	118	523	380	340	—	—	—	—	—	—	—	80·1	71·8	89·6	—	—	—	—
5	♂	191	154	103	118	124	100	139	553	372	332	112	76*	—	57	32	32	41	80·6	64·9	80·5	67·8*	56·1	78·0	—
6	♀	175	143	106	121	124	101	130	515	352	300	90	65	132	51	22*	32	39	81·7	70·8	86·7	72·2	43·1*	82·0	49·2
7	♂	182	151	99	122	120	103	124	534	359	308	—	80	132	56	26	36	43	83·0	65·9	79·4	—	46·4	83·7	60·6
8	♀	176	141	100	120	134	103	128	526	375	318	93	76*	132	57	24	36	40	83·0	76·1	95·0	81·7*	42·1	90·0	57·5*
9	♂	174	147	98	128	124	90	124	520	382	328	94	70*	—	48	20	34	39	84·5	71·2	84·3	74·4*	41·6	87·1	—
10	♀	166	143	97	122	121	92	125	500	347	314	81	66	124	47*	23	34	38	86·1	72·8	84·6	81·4	48·9*	89·4	53·2
11	♀	170	148	100	117	124	90	130	515	359	316	85	64	127	45	24	34	39	87·1	72·9	83·7	75·2	53·3	87·1	50·3
12	♂	170	150	106	131	121	97	128	520	379	320	92	78	132	54	—	38	41	88·2	71·1	80·6	84·7	—	92·6	59·0
13	♀	170	153	100	132	133	95	130	519	370	336	—	66	—	50	21	37	40	90·0	78·2	86·9	—	42·0	92·5	—
14	♂	173	160	95	133	135	102	136	535	373	344	100	77	139	53	25	37	40	92·4	78·0	84·3	77·0	47·1	92·5	55·3

Thaur.

Tabelle IV.

		L	B	Sb_1	Sb_2	H	Bl	Bb	Hz	S	Q	G		J	N		O		L.:B.	L.:H.	B.:H.	Ogi	Ni	Oi	Oh:Ib
												b	h		h	b	h	b							
1	♂	184	150	99	128	138	104	134	535	380	330	107	79	140	57	25	29	36	81·5	75·0	91·9	78·8	48·8	80·5	56·4
2	♀	173	144	98	124	134	102	130	507	348	308	99	72*	132	50	21	30	39	83·2	77·4	93·0	72·7	42·0	76·9	54·4

Altrans.

Tabelle V.

1	♀	183	140	88	119	133	91	121	515	385	320	93	67	124	51	24	33	40	76·5	72·6	94·9	72·0	47·0	82·5	54·0
2	♂	190	146	—	132	—	—	—	540	375	—	—	—	—	—	—	—	—	76·8	—	—	—	—	—	—
3	♂	185	146	102	127	—	—	130	540	330	—	—	—	—	—	—	—	—	78·9	—	—	—	—	—	—
4	♂	184	146	102	129	131	99	130	535	378	321	96	—	134	55	25	34	42	79·3	71·1	89·7	—	45·4	80·9	—
5	♀	179	142	97	125	125	100	124	520	358	310	—	—	131*	51	—	37	41	79·3	69·8	88·0	—	—	90·2	—
6	♂?	181	146	98	122	128	102	136	525	350	335	95	73	135	51	26	32	40	80·7	70·7	87·6	76·8	50·9	80·0	54·0
7	♂	185	150	98	128	133	99	134	540	361	335	—	—	—	—	—	—	—	81·1	71·8	88·6	—	—	—	—
8	♂?	181	147	99	128	136	102	126	525	368	320	—	—	—	—	—	—	—	81·2	75·1	92·5	—	—	—	—
9	♂?	181	147	99	124	131	102	130	525	370	320	—	—	—	47	26	32	38	81·2	72·3	89·1	—	55·3	84·2	—
10	♂	186	152	102	131	—	—	127	535	380	332	—	—	—	51	26	34	44	81·7	—	—	—	50·9	77·2	—
11	♂?	181	150	99	124	129	96	130	528	375	325	96	—	—	52	23	37	43	82·9	71·2	85·9	—	44·2	86·0	—
12	♂	185	154	99	127	—	—	139	540	380	332	—	—	—	—	—	32	42	83·2	—	—	—	—	76·1	—
13	♂?	180	150	105	130	129	104	135	528	352	310	96	—	—	59	30	35	41	83·3	71·6	85·9	—	50·8	85·3	—
14	♀	167	140	—	120	121	90	124	502	350	300	—	—	—	—	—	—	—	83·8	72·4	86·4	—	—	—	—
15	♂?	180	152	91	121	139	—	130	530	382	336	—	—	—	65*	48*	33	43	84·4	77·2	91·4	—	73·8*	76·7	—
16	♀	171	146	102	121	125	99	—	512	348	—	92	71	—	52	26	36	39	85·4	73·1	85·6	77·1	50·0	92·3	—
17	♂?	187	160	107	—	130	102	139	568*	390	345	—	—	—	—	—	—	—	85·6	69·5	81·2	—	—	—	—
18	♂	190	163	97	127	140	101	124	558	410	360	99	73*	134	55	25	36	41	85·7	73·6	85·8	73·3*	45·4	87·1	54·4*
19	♂	185	159	—	129	132	97	135	548	383	340	—	—	—	—	—	—	—	85·9	71·3	83·0	—	—	—	—
20	♀?	178	153	95	121	137	97	134	525	385	342	99	69	140	51	25	32	43	86·0	76·9	89·5	69·9	49·0	74·4	49·2
21	♀	179	156	101	137	135	95	130	541	385	345	—	75	—	52	25	39	42	87·2	75·4	86·5	—	48·0	92·8	—
22	♀?	174	152	100	128	128	92	124	510	367	330	98*	70*	—	48	22	22	37	87·4	73·5	84·2	71·4*	45·8	59·4	—
23	♂?	160	142	93	114	124	91*	112*	473	321	312	—	—	—	—	—	—	—	88·7	77·5	87·3	—	—	—	—

Mutters.

Tabelle VI.

1	♂	188	139	108	130	140	108	128	534	370	302	100	73	138	52	26	36	40	78·9	74·4	99·2	73·0	50·0	90·0	52·9
2	♂?	176	139	96	119	130	100	122	504	360	310	88	72	128	50	26	34	40	79·0	73·8	93·5	82·0	52·0	85·0	56·2
3	♂	178	141	96	114	129	94	128	510	360	310	92*	70*	126*	—	—	34	42	79·2	72·4	91·4	77·7*	—	80·9	55·2*
4	♂	191	152	103	130	137	106	136	550	390	332	—	—	136	50	23	34	38	79·6	71·7	90·1	—	45·9	89·5	—
5	♂	198	158	108	142	136	104	139	574	415	340	102	74*	140	52	24	34	43	79·8	68·6	86·0	72·5*	46·1	79·0	52·9*
6	♂	182	146	100	127	130	101	130	525	358	315	—	—	—	—	—	—	—	80·2	71·4	89·0	—	—	—	—
7	♂	184	148	102	128	128	103	126	530	370	338	—	—	133	54	24	34	38	80·4	69·5	86·4	—	55·5	89·5	—
8	♂	176	143	94	127	126	90	130	504	358	310	93*	64*	—	49	26	34	40	81·2	71·5	88·1	68·9	53·0	85·0	—
9	♂	184	150	98	126	139	100	136	536	380	330	98	76*	—	56	24	33	39	81·5	75·5	92·6	76·5	42·9	84·7	—
10	♂?	174	142	105	127	135	107	—	508	346	—	100	74	134*	56	28	34	39	81·6	77·5	95·0	74·0	50·0	87·1	55·2*
11	♂	178	146	93	122	133	100	133	514	368	323	93*	76*	136	52	26	35	42	82·0	74·7	91·0	81·9	50·0	83·3	55·8*

		L	B	Sb_1	Sb_2	H	Bl	Bb	Hs	S	Q	G		J	N		O		L.:B.	L.:H.	B.:H.	Ogi	Ni	Oi	Oh:Ib
												b	h		h	b	h	b							
12	♂	189	156	100	125	132	100	132	545	385	330	102	72*	136	50	25	36	40	82·5	69·8	84·6	70·6	50·0	90·0	52·9*
13	♀	189	157	100	130	134	107	135	550	385	333	—	—	—	—	—	—	—	83·1	70·9	82·8	—	—	—	—
14	♂	174	145	92	120	130	101	125	505	358	315	—	—	—	—	—	33	40	83·3	74·7	89·6	—	—	82·2	—
15	♂	178	149	98	125	137	106	133	527	372	323	95*	72*	137	53*	24*	32	41	83·7	76·9	91·9	75·5	45·3	78·0	52·5*
16	♂	182	154	102	132	134	96	135	536	373	334	95	—	138	—	—	35	42	84·6	73·6	87·0	—	—	88·3	—
17	♀	188	160	100	134	134	—	140	551	380	335	104*	—	—	54	25*	38	43	85·1	71·2	83·7	—	46·2	88·5	—
18	♀?	170	146	99	126	129	92	130	518	362	312	97	68*	128	46	26	32	40	85·9	75·8	88·3	70·1	56·5	80·0	53·4*
19	♀	184	160	101	128	136	104	137	550	380	340	94	74	135	55	23	36	40	87·0	73·9	85·0	78·7*	41·8	90·0	54·8
20	♀	172	150	102	127	130	94	133	515	360	322	106	74	138	52	21*	34	40	88·2	75·5	86·6	69·8	40·4	85·0	55·6
21	♀	169	150	97	128	136	95	138	516	360	320	—	—	—	—	—	—	—	88·8	80·4	90·6	—	—	—	—
22	♂?	172	153	100	124	132	102	132	525	356	340	—	—	—	—	—	—	—	89·0	76·7	86·2	—	—	—	—
23	♂	180	163	103	137	130*	—	145	544	365	330	105	76	148	56	25	42	44	90·5	72·2*	79·7*	72·4	44·7	95·4	51·4

Vill.

Tabelle VII.

1	♀?	180	143	94	121	136	101	128	513	370	320	91	73*	134	51	23	35	39	79·4	75·5	95·1	80·2*	45·1	89·6	54·4*
2	♂	181	147	98	116	134	106	132	523	355	308	98	73*	136	53	26	36	40	81·2	74·0	91·1	74·5*	49·0	90·0	53·7*
3	♂	183	150	101	128	131	102	133	525	365	320	100	67*	—	50	26	31	39	82·0	71·5	87·3	67·0*	52·0	79·5	—

Natters.

Tabelle VIII.

1	♂	181	146	99	122	132	109	132	515	365	302	101	75	142	55	27	34	43	80·7	72·9	90·4	74·2	49·0	79·0	52·8
2	♀	179	147	100	124	130	99	127	546	373	329	95	80	142	59	27	38	39	82·1	72·6	88·4	84·2	45·7	97·4	56·3
3	♂	188	155	95	127	131	101	135	547	380	340	91	77*	141	57	26	38	43	82·4	69·6	84·5	84·6	45·6	88·3	54·6
4	♀	171	142	96	125	125	97	126	528	376	328	91	—	127	49*	25	38	38	83·8	73·1	88·0	—	51·0*	100·0	—
5	♂	179	150	95	126	131	95	134	545	390	340	94*	70*	—	52	23	37	42	83·8	73·1	87·3	74·4*	44·2	88·0	—
6	♂?	176	148	103	127	128	—	128	540	—	334	—	—	—	—	—	—	—	84·1	72·7	86·4	—	—	—	—
7	♂	186	147	95	130	135	99	135	547	384	335	96*	79	139	57	25	38	46	84·4	72·5	85·0	82·2	43·8	82·6	56·8
8	♀	170	145	99	120	128	97	123	521	375	336	—	70*	—	51	26	37	40	85·3	75·2	88·2	—	50·9	92·5	—
9	♂	183	158	96	136	130	95	138	548	381	340	103*	73	—	52	23	36	42	86·3	71·0	82·2	70·8	44·2	85·7	—
10	♀?	165	143	—	120	134	97	122	515	373	344	92	70	—	57	22	35	37	86·7	81·2	93·7	76·0	38·5	94·5	—
11	♂?	173	153	94	130	139	96	129	536	393	354	96	69*	129	44	21	38	34	88·4	80·8	90·8	71·8	47·1	89·4	53·4
12	♂	175	162	105	136	128	112	143	555	373*	355	—	—	—	—	—	—	—	92·6	73·1	79·0	—	—	—	—

Igels.

Tabelle IX.

1	♂	194	155	108	132	133	110	137	545	386	338	104	80*	—	57	28	35	44	79·9	68·5	85·8	76·9	49·1	79·5	—
2	♂	186	150	96	123	138	105	—	533	372	—	—	—	—	—	—	—	—	80·6	74·1	92·0	—	—	—	—
3	♀	168	136	88	115	130	93	135	558	355	305	—	—	—	—	—	—	—	80·9	77·3	98·8	—	—	—	—
4	♀	172	140	97	117	130	93	128	530	360	306	—	—	—	—	—	32	40	81·3	75·5	92·8	—	—	80·0	—
5	♀	176	143	102	123	127	99	121	510	350	312	97	67*	—	48	26	32	36	81·8	72·2	88·8	69·0	54·1	88·8	—

		L	B	Sb_1	Sb_2	H	Bl	Bb	Hz	S	Q	G		J	N		O		L.:B.	L.:H.	B.:H.	Ogi	Ni	Oi	Oh:Ib
												b	h		h	b	h	b							
6	♀	176	146	96	122	128	96	128	516	361	315	—	—	—	—	—	37	37	82·9	72·7	87·6	—	—	100·0	—
7	♀?	166	150	92	110	126	92	—	505	342	—	—	—	—	—	—	—	—	84·3	75·9	84·0	—	—	—	—
8	♀?	178	149	102	131	130	99	128	521	355	320	—	70*	—	53	25	39*	39*	84·6	73·8	87·2	—	47·1	100·0*	—
9	♂	181	154	103	134	138	100	133	532	372	331	—	71	—	48	24	35	42	85·0	76·2	89·6	—	50·0	83·3	—
10	♂	170	145	96	120	126	94	124	494	350	318	95	70*	126	47	26	34	40	85·2	74·1	86·8	73·6*	55·3	85·0	55·5*
11	♂	170	146	100	126	135	100	134	510	336	321	102	94	135	46*	29	34	40	85·8	79·4	92·4	92·1	63·0*	85·0	69·6
12	♂?	170	148	102	126	131	96	129	580	351	302	98	79*	138	58	24*	36	42	87·0	77·0	88·5	80·6*	48·2*	85·7	57·2*
13	♂	187	166	103	140	128	104	133	553	391	355	97	81*	138	55	27	37	40	88·7	73·7	83·1	83·5*	49·0	92·5	58·6*

Sistrans.

Tabelle X.

1	♂	186	139	94	122	131	99	126	526	327	305	96	69*	—	50	22	34	39	74·7	70·4	94·2	71·8	44·0	87·1	—
2	♀?	176	135	104	126	119	—	112	503	—	310	—	—	—	—	—	—	—	76·7	67·6	88·1	—	—	—	—
3	♂	184	144	97	124	126	94	120	527	385	330	100	65*	124	47	28	33	38	78·3	68·4	87·5	65·0	59·5	86·8	52·4
4	♂	179	141	99	120	132	99	125	512	366	312	90	69	126	53	25	31	37	78·8	73·7	93·6	76·6	47·1	83·7	54·7

Rinn.

Tabelle XI.

1	♂?	181	142	—	—	130	99	128	519	370	315	101*	70*	130	49*	26*	36	40	78·0	71·8	91·5	69·3	53·0*	90·0	53·8*
2	♂	188	151	—	—	136	105	137	541	378	330	101	75	140	55	26	36	43	80·3	72·3	90·0	74·2	47·2	83·7	53·5
3	♂	182	154	—	—	138	100	136	527	376	338	109	75	141	51	27	36	42	83·5	75·8	89·6	68·8	52·9	85·7	53·1
4	♀	178	149	—	—	123	96	128	516	362	320	96	64	126	49	25	31	39	83·7	69·1	82·5	66·6	51·0	79·4	50·7
5	♂	182	153	—	—	131	94	127	536	385	332	99	71	131	50	24	32	39	84·0	71·9	85·6	71·7	48·0	82·0	54·1

St. Peter.

Tabelle XII.

1	♀	184	143	96	122	132	104	126	522	362	311	86	66	—	47	24	31	35	77·7	71·7	92·3	76·7	51·6	88·5	—
2	♂?	184	145	100	121	130	106	130	527	362	312	98*	80	140	55	23	33	33	78·8	70·6	89·6	81·6*	41·8	100·0	57·1*
3	♀?	184	146	100	134	126	96	118	537	392	340	89	66	120	48	—	32	39	79·3	68·4	86·3	74·1	—	82·0	55·0
4	♂	181	144	104	126	138	106	134	523	374	312	103	76	142	52	26	32	40	79·6	76·2	95·8	73·8	50·0	80·0	47·4
5	♀?	186	148	100	120	126	105	133	521	356	312	98	71	132	48	30	32	42	79·6	64·5	85·1	72·4	62·5	76·1	53·7
6	♂	186	148	99	123	132	98	132	534	370	316	100	66	137	50	28	32	40	79·6	70·9	89·1	66·0	56·0	80·0	48·1
7	♂	184	147	102	124	130	105	134	527	365	310	99	74	142	56	26	34	42	79·9	70·6	88·4	74·7*	46·4	80·9	52·1*
8	♀	172	139	94	122	120	99	121	500	355	310	—	—	—	49	24	32	37	80·8	69·7	86·3	—	48·9	86·4	—
9	♀	174	142	98	126	126	99	126	510	355	308	92	72*	133	48	25	34	37	81·6	72·4	88·7	78·2*	52·0	91·9	54·1*
10	♂	190	156	110	133	148	106	140	550	400*	340	104	74	146	52	26	34	42	82·1	77·8	82·0	71·1	50·0	80·9	50·6
11	♀	181	149	99	125	134	—	131	525	356	323	102	—	—	—	—	—	—	82·3	74·0	89·9	—	—	—	—
12	♂	181	150	100	130	136	98	136	530	365	330	97	68	138	47	26	32	40	82·9	75·1	90·6	70·1	55·3	80·0	48·6
13	♀	182	152	100	135	147	96	132	534	387	332	92	74*	134	53	25	34	39	83·5	80·7	96·7	80·4*	47·1	87·1	55·2*
14	♂	186	156	100	132	146	105	146	543	378	328	—	—	150	57	26	36	44	83·9	78·4	93·5	—	45·6	81·8	—
15	♀?	175	149	100	130	130	92	127	528	372	322	92	72	130	52	24	34	36	85·1	74·2	87·2	78·2	46·1	94·4	55·3
16	♂	174	152	101	138	133	103	133	523	360	332	100*	77	130	58	27	34	42	87·4	76·4	87·5	77·0*	46·5	80·9	59·2*

Patsch.

Tabelle XIII.

		L	B	Sb_1	Sb_2	H	Bl	Bb	Hz	S	Q	G		J	N		O		L.:B.	L.:H.	B.:H.	Ogi	Ni	Oi	Oh:Ib
												b	h		h	b	h	b							
1	♂	191	142	—	—	133	101	126	528	377	310	94	67*	131	47*	22	30	39	74·3	69·6	93·6	71·2*	46·8*	76·9	51·1*
2	♂?	191	142	—	—	128	101	126	521	373	313	94	67*	131	47*	22	30	35	81·0	67·0	90·1	71·2*	46·8*	85·7	51·1*
3	♂?	176	145	—	—	134	95	124	517	376	323	93	72*	130	55*	24	32	37	82·3	76·1	92·4	77·4*	43·6*	86·4	55·3*
4	♂	179	148	—	—	134	102	130	526	366	318	100	—	140	—	—	36	46	82·6	74·8	90·5	—	—	80·4	—
5	♂	182	153	—	—	131	101	126	532	376	344	98	70	137	49	28	34	36	84·0	71·9	85·6	71·4	57·1	94·4	51·0
6	♂?	167	151	—	—	136	92	131	507	363	333	100	71*	132	51	27	34	38	90·1	81·4	90·0	71·0	52·9	89·4	53·7

See.

Tabelle XIV.

1	♂	182	142	101	128	134	100	126	524	367	310	96	76*	133	55	24	38	42	78·0	73·6	94·5	79·1*	43·6	90·4	57·1*
2	♀	184	144	104	130	129	100	132	500	348	310	95	67*	140	52	24	36	44	78·3	70·1	89·5	70·5*	46·1	81·8	47·8*
3	♂	180	142	105	123	126	99	123	520	365	305	95	68	127	47	25	33	39	78·9	70·0	88·7	71·5	53·1	84·6	53·5
4	♂	190	151	108	128	140	104	130	500	400	340	102	76*	136	54	22	33	40	79·5	77·7	92·7	74·5*	40·7	82·5	55·8*
5	♀	176	140	101	125	131	96	122	510	363	312	93	70*	130	49	24	33	38	79·5	74·4	93·5	75·2	48·9	86·8	53·8
6	♀	184	147	102	126	141	102	127	528	383	333	102	68	136	48	26	34	42	79·9	76·6	95·9	66·6	54·1	80·9	49·0
7	♂	179	143	100	120	138	98	128	518	370	324	—	—	130	50	24	30	41	79·9	77·0	96·5	—	48·0	73·1	—
8	♀	176	141	96	122	122	94	124	530	360	302	94	66*	124	52	24	34	40	80·1	69·3	86·5	70·2*	41·6	85·0	53·2*
9	♂	186	149	100	130	135	100	120	538	380	340	100	79	128	50	24	35	42	80·1	72·5	90·6	70·0	48·0	83·3	61·7
10	♀	186	149	104	131	139	104	132	505	387	330	95	71*	131	53	20	34	38	80·1	74·7	93·6	73·6	37·7	89·3	54·1*
11	♀	178	143	108	130	122	98	128	515	352	305	98	72	134	54	30	36	39	80·3	68·4	85·3	73·4	55·5	92·3	53·7
12	♂	189	152	100	129	131	99	126	545	370	335	98	77	131	57	27	35	41	80·4	60·2	86·1	78·5	47·3	85·3	58·7
13	♂	174	140	98	129	133	98	—	510	360	310	98	75	130	52	22	35	37	80·5	76·3	95·0	76·5	42·3	84·2	40·0
14	♀	174	140	97	119	132	102	118	500	350	314	90	70	125	50	22	34	40	80·5	75·8	94·2	77·7	44·0	85·0	56·0
15	♀	186	150	100	129	—	—	—	540	—	—	—	—	—	—	—	—	—	80·6	—	—	—	—	—	—
16	♂	186	150	98	124	137	106	136	540	370	320	104	80	136	54	27	35	40	80·6	73·6	91·3	76·9	50·0	87·5	58·8
17	♂	175	141	96	116	132	106	128	505	345	300	96	74	130	52	26	31	39	80·6	75·4	93·6	77·0	48·0	76·9	56·9
18	♂	176	142	94	120	132	98	130	510	300	305	94	67	130	50	24	33	40	80·7	74·8	92·9	71·2	48·0	82·5	51·5
19	♀	177	143	98	124	—	—	—	518	352	320	—	—	—	—	—	—	—	80·8	—	—	—	—	—	—
20	♂	167	135	98	120	131	98	120	480	340	300	96	72	125	52	23	36	42	80·8	78·4	97·0	85·0	44·2	85·7	57·6
21	♀	178	144	96	126	137	96	126	520	375	320	100	70	126	55	28	38	40	80·9	76·9	95·1	70·0	50·9	95·0	55·5
22	♀	190	154	100	129	134	105	130	545	390	335	102*	76*	136	54	24	36	42	81·0	70·5	87·0	74·5*	44·4	85·7	56·6*
23	♂	180	146	100	103	130	98	124	525	376	318	94	72	129	54	26	36	44	81·1	72·2	89·0	78·0	48·1	81·8	55·8
24	♂	175	142	98	124	125	100	119	510	355	320	92	73	130	54	23	29	40	81·1	71·4	88·0	79·3	42·5	72·0	56·1
25	Kind	176	143	116	124	132	98	130	505	355	310	90	72	134	55	26	32	39	81·2	75·0	92·3	80·0	47·2	82·8	53·7
26	♀?	167	136	96	118	133	100	122	485	345	300	102	65*	130	45	24	32	37	81·4	79·6	97·7	63·7	53·3	82·1	50·0*
27	♂	168	145	98	122	133	100	122	485	345	300	102	65*	130	45	24	32	37	81·5	79·7	97·7	63·7	51·1	82·1	50·0*
28	♂	178	145	98	122	133	—	—	512	370	—	98	60	—	48	22	30	38	81·5	74·7	91·7	61·2	45·8	85·7	—
29	♂	189	154	100	129	134	105	128	545	385	325	98	73	135	51	25	40	35	81·5	70·8	87·0	74·5	49·0	90·4	54·0
30	♂	179	146	100	128	130	97	128	508	368	324	91	75	128	51	26	30	42	81·6	72·6	89·0	82·4	50·9	71·4	58·5
31	♀	175	143	96	122	127	99	122	510	355	315	89	74	130	52	20	36	36	81·7	72·5	88·8	82·4	38·4	100·0	56·9
32	♂	186	152	103	127	130	96	130	524	380	312	98	70	128	48	27	34	42	81·7	69·8	85·5	71·4	56·2	80·9	54·6
33	♀?	188	154	105	134	138	104	135	546	385	340	104	72	141	51	28	34	41	81·8	72·7	88·1	66·6	45·2	88·8	51·0
34	♀?	165	135	92	112	119	84	108	480	330	305	87	58	112	42	20	32	36	81·9	73·4	89·5	72·1	54·9	82·9	51·7

		L	B	Sb_1	Sb_2	H	Bl	Bb	Hz	S	Q	G		J	N		O		L.:B.	L.:H.	B.:H.	Ogi	Ni	Oi	Oh:Ib
												b	h		h	b	h	b							
35	♂	172	141	94	122	127	94	128	500	364	315	88	62	123	47	25	36	42	82·0	73·8	90·0	70·4	53·1	85·7	50·4
36	♂?	184	151	105	136	129	98	136	538	380	330	102	64*	142	52	25	38	43	82·1	71·0	83·4*	62·7	48·0	88·3	45·0*
37	♀	184	151	102	128	—	—	138	538	355	318	—	—	—	—	—	—	—	82·1	—	—	—	—	—	—
38	♂	179	147	97	122	136	100	132	551	363	320	95	72*	135	56	24	35	44	82·1	75·9	92·5	75·5*	42·8	79·5	53·3
39	♂	174	143	94	122	130	90	122	508	374	320	88	66*	124	46	24	34	38	82·2	74·9	90·9	75·0*	52·1	89·4	53·2*
40	♀?	174	143	96	120	120	98	124	505	350	300	87	72	123	50	25	35	40	82·2	68·9	83·9	82·7	50·0	87·5	58·5
41	♂	157	141	90	118	130	—	110	480	340	320	76	50	108	36	20	30	35	82·2	82·8	92·1	65·7	55·5	87·5	46·3
42	♂	186	153	100	103	130	98	128	540	382	330	103	80	130	53	24	40	40	82·3	69·8	84·9	77·6	45·2	100·0	61·5
43	♂	184	152	108	138	140	102	135	543	380	325	98	70	135	49	—	34	38	82·6	76·0	92·1	71·4	—	89·4	51·8
44	♂	170	141	90	118	122	87	116	498	348	295	92	70*	120	52	22	34	34	82·9	71·7	83·6	76·0*	42·3	100·0	58·3*
45	Kind	176	146	101	124	130	100	126	517	364	316	100	70	131	52	28	34	40	83·0	73·8	89·0	70·0	53·4	85·0	53·4
46	♂	176	146	98	124	128	96	122	521	364	312	92	72	127	50	24	34	40	83·0	72·7	87·6	78·2	48·0	85·0	56·6
47	♂	166	138	92	122	123	90	116	490	354	305	84	68*	118	49	23	35	37	83·1	74·0	87·6	80·9*	46·9	84·2	57·6*
48	♂	178	148	—	—	—	—	—	518	355	312	—	—	—	—	—	—	—	83·1	—	—	—	—	—	—
49	♂	173	144	94	121	121	94	129	511	346	310	90	67*	122	49	29	32	39	83·2	69·9	84·0	74·4*	59·1	87·1	54·9*
50	♂	181	151	100	125	132	100	130	533	370	325	98	72	130	53	26	33	42	83·4	72·9	87·4	73·4	49·0	78·5	55·3
51	♀	176	147	97	120	132	104	130	510	360	315	98	72	138	48	24	31	40	83·5	75·0	89·7	73·4	50·0	77·5	52·1*
52	♀	180	151	104	131	137	104	127	533	377	335	99	78*	132	56	24	34	39	83·9	76·1	90·7	78·7*	42·8	87·1	59·0*
53	♀	174	146	102	128	120	91	124	517	355	351	96	74	128	53	23	36	38	83·9	68·9	82·1	77·0	43·3	94·7	57·8
54	♂	174	146	98	123	103	102	135	350	510	510	94	66	132	49	23	31	38	83·9	59·1	70·5	72·0	46·9	81·5	50·0
55	♂	169	142	104	128	130	90	124	510	360	310	90	66	127	45	22	34	40	84·0	76·9	91·5	73·3	48·8	85·0	51·9
56	♀?	181	152	95	123	134	107	132	525	370	325	97	72	128	56	24	32	39	84·0	74·0	88·1	74·2	48·0	82·8	56·2
57	♀	176	148	108	136	130	98	139	523	360	316	98	77*	142	58	26	38	40	84·1	73·8	87·8	78·5*	48·0	95·0	54·2*
58	♀	182	153	104	132	140	106	126	553	378	335	100	81	135	58	25	35	42	84·1	76·9	91·4	81·0	43·1	83·3	60·0
59	♂	176	148	104	103	130	99	134	520	360	306	100	75*	104	52	24	35	39	84·1	73·9	87·7	75·0*	46·1	89·7	73·0*
60	♀	182	153	102	135	136	100	141	534	370	340	80	60	100	22	37	—	42	84·1	74·7	88·8	75·0	59·4	—	60·0
61	♂	176	148	104	130	133	92	126	508	352	304	96	72*	127	53	24	34	40	84·1	75·5	89·8	75·0*	45·2	85·0	56·6*
62	♂	173	146	90	191	120	91	126	509	355	315	91	67	122	50	27	34	36	84·4	69·4	82·1	73·6	54·0	94·4	54·9
63	♂	169	143	96	120	—	—	—	528	352	320	—	—	—	—	—	—	—	84·4	—	—	—	—	—	—
64	♀?	168	142	104	128	128	100	124	506	340	310	99	70*	128	54	27	23	41	84·5	76·1	90·1	70·7*	50·0	56·2	54·6*
65	♂	175	148	98	126	126	97	122	511	363	315	93	72	122	52	24	38	41	84·6	72·0	85·1	77·4	46·2	92·7	58·0
66	♂	170	144	98	130	102	96	126	504	345	310	93	68	125	50	21	36	41	84·7	60.0	70·8	73·1	42·0	86·8	54·4
67	♂	177	150	102	130	138	102	130	520	365	330	100	70*	134	50	24	32	44	84·7	77·9	92·0	70·0*	48·0	70·0	52·2*
68	♀	180	153	100	133	125	94	133	535	370	330	—	—	—	—	—	—	—	85·0	69·4	81·6	—	—	—	—
69	♀	174	148	94	118	—	—	126	512	362	320	—	—	—	—	—	—	—	85·1	—	—	—	—	—	—
70	♀	174	148	100	130	132	99	128	515	355	320	100	78	132	56	24	36	40	85·1	76·4	89·1	78·0	48·0	90·0	59·0
71	♂	174	148	97	128	134	95	124	517	328	348	95	72	134	54	24	37	41	85·1	77·0	90·5	73·6	44·4	90·2	58·2
72	♀	183	156	107	133	135	104	130	538	370*	330	95	72*	140	57	28	35	42	85·2	73·7	86·5	75·7*	49·1	83·3	51·4*
73	♂	162	138	100	124	125	100	117	485	336	310	90	70	125	52	23	36	38	85·2	77·1	90·5	77·7	44·2	94·7	56·0
74	♂	177	151	109	140	138	104	135	546	385	340	91	72	136	54	22	36	41	85·3	77·9	91·3	79·1	40·7	86·8	52·9
75	♀	170	145	98	131	131	90	122	505	368	325	92	62*	127	42	22	35	39	85·3	77·0	90·3	67·2*	52·3	82·0	48·8*
76	♀	164	140	92	116	132	90	120	482	352	300	82	68*	122	46	24	30	35	85·4	80·4	93·2	82·9*	52·1	85·7	55·7*
77	♀	178	152	100	124	—	—	—	512	370	351	—	—	—	—	—	—	—	85·4	—	—	—	—	—	—
78	♀	174	149	92	127	141	105	133	510	364	325	102	81	138	58	24	34	40	85·6	81·6	94·6	79·4	41·3	79·0	58·6
79	♂	168	144	—	—	124	96	119	505	345	318	—	—	117	50	23	33	40	85·7	73·8	86·6	—	46·0	82·5	—
80	♂	168	144	86	114	127	86	112	495	360	315	76	58	107	44	20	32	34	85·7	75·6	87·5	76·3	45·4	94·1	54·2
81	♂	170	146	100	126	126	98	122	500	338	314	93	64*	123	46	25	28	46	85·9	74·1	85·5	68·8*	54·3	60·8	52·0*

		L	B	Sb_1	Sb_2	H	Bl	Bb	Hz	S	Q	G		J	N		O		L.:B.	L.:H.	B.:H.	Ogi	Ni	Oi	Oh:Ib
												b	h		h	b	h	b							
82	♂	170	146	100	129	131	98	132	514	352	320	99	70	130	52	24	33	39	85·9	77·0	89·6	70·7	41·6	84·6	53·8
83	♀	170	146	98	124	—	—	127	510	340	310	—	—	—	—	—	—	—	85·9	—	—	—	—	—	—
84	♂	166	143	92	115	122	91	119	485	338	332	91	65	119	49	25	38	38	86·1	73·4	85·3	71·4	51·0	100·0	54·6
85	♂	166	143	94	120	117	91	122	494	344	304	94	71	123	50	22	31	39	86·1	70·4	81·8	77·6	44·0	79·4	57·7
86	Kind	175	151	103	132	124	92	128	528	370	320	96	74	129	54	22	36	40	86·3	70·9	82·1	77·0	40·7	90·0	57·3
87	♂	178	154	107	128	140	100	136	535	374	334	92	70	140	52	22	36	42	86·5	78·5	90·9	76·0	42·3	85·7	50·0
88	♀	184	160	100	141	104*	103	134	550	392	360	99	80*	140*	52	25	35	44	87·0	56·5*	65·0*	80·8*	48·0	79·5	57·1*
89	♀?	172	150	100	134	137	95	129	520	370	330	87	68*	141	51	23	36	41	87·2	79·6	91·3	78·1*	45·0	86·8	48·2*
90	♀	181	158	98	126	129	98	131	545	370	340	90*	74*	134	54	23	37	42	87·3	71·2	81·6	82·2*	42·5	88·0	55·2*
91	♀	174	152	98	135	124	95	130	512	350	322	98	72	138	53	28	34	39	87·4	71·2	81·3	73·4	52·8	87·1	52·1
92	♂	175	153	100	126	130	—	128	520	360	320	100	72	136	53	22	38	42	87·4	74·2	85·6	72·0	41·5	90·4	52·9
93	♂	164	144	100	122	128	92	122	493	360	310	72	51	129	24	38	—	40	87·8	78·0	88·8	70·8	63·1	—	39·5
94	♂	165	145	104	128	130	90	124	510	360	310	90	66	127	45	22	34	40	87·9	78·7	89·6	73·3	48·8	85·0	51·9
95	♀	175	154	98	128	132	96	129	523	374	328	92	71	125	55	29	34	38	88·0	75·4	84·4	77·1	52·7	89·4	56·8
96	♂	176	155	106	133	138	100	132	532	373	330	96	73	132	54	25	31	40	88·1	77·7	89·0	76·0	46·2	77·5	55·3
97	♀	162	143	96	123	139	92	128	518	374	312	88	69	128	49	24	32	40	88·3	85·3	97·1	78·4	48·9	80·0	53·9
98	♂?	182	161	102	182	139	101	134	544	378	345	101	75	132	55	26	36	41	88·5	76·3	85·6	74·2	47·2	86·8	56·8
99	♀	171	152	94	120	129	90	137	512	363	320	95	78	137	52	24	32	40	88·9	75·4	84·8	82·5	46·1	80·0	56·9
100	♂	163	145	92	121	130	91	126	490	352	310	86	63*	123	50	23	34	39	89·0	79·7	89·6	73·2*	46·0	87·1	51·2*
101	♀	168	150	98	124	126	92	126	503	352	310	96	72*	127	53	24	34	40	89·3	75·0	84·0	75·0*	45·2	85·0	56·6*
102	♀	168	150	98	124	126	92	126	503	352	310	96	73	128	54	23	34	42	89·3	75·0	84·0	76·0	43·3	80·9	57·0
103	♀	164	147	94	126	124	84	116	496	360	324	92	68	120	48	24	35	38	89·6	75·5	84·3	71·7	50·0	92·1	56·6
104	♂	174	156	110	137	143	100	130	530	380	340	100	78*	130*	52	26	34	39	89·7	82·1	91·6	78·0*	50·0	87·1	60·0*
105	♀?	169	152	97	119	115	94	134	510	350	305	103	74*	135	54	25	37	43	89·9	68·6	75·6	71·8*	46·2	86·0	54·8*
106	♀	160	144	98	122	122	90	126	490	342	310	97	70	126	53	23	34	37	90·0	76·2	84·7	72·1	43·3	91·8	55·5
107	♂	160	144	97	124	131	—	120	490	335	322	—	—	—	—	—	—	—	90·0	81·8	90·9	—	—	—	—
108	♂	180	162	102	140	137	101	142	546	380	355	100	64*	144	46	26	30	40	90·0	76·1	84·5	64·0*	46·0	75·0	44·4*
109	♂	181	163	110	144	136	105	138	545	362	340	103	88	144	60	26	35	42	90·0	75·1	83·4	85·4	43·3	83·3	61·1
110	♀	158	143	98	123	115	84	120	486	330	335	88	66	121	47	21	33	37	90·5	72·1	80·4	75·0	44·7	89·1	54·5
111	♀	173	162	101	138	—	100	132	540	372	345	—	—	140	—	—	—	—	93·6	—	—	—	—	—	—
112	♂	178	150	95	126	—	—	—	528	362	325	—	—	—	—	—	—	—	94·9	—	—	—	—	—	—
113	♂	170	174	98	130	120	96	126	514	355	319	100	70*	130*	54	24	33	40	97·7	70·5	68·9	70·0*	44·4	82·5	53·8

Ischgl.

Tabelle XV.

1	♀	180	126	104	129	125	95	126	530	375	328	94	75	134	54	23	33	39	70·0	69·4	99·2	79·7	42·5	84·6	55·9
2	♂	184	150	104	134	133	—	114	530	380	338	—	—	—	—	—	—	—	72·3	72·3	88·6	—	—	—	—
3	♂	190	141	105	129	136	98	132	543	390	330	98	74*	141	54	23	32	38	74·2	71·6	96·4*	75·1	42·5	84·2	52·4*
4	♀	175	141	96	121	127	93	125	506	356	310	93	71*	128	50	22	32	33	76·2	72·6	90·0*	76·3	44·0	71·8	55·4*
5	♀	184	141	92	120	133	103	127	523	373	320	100	77	134	52	26	37	41	76·6	72·3	94·3	77·0	50·0	90·2	57·4
6	♀	180	138	98	121	130	—	122	512	358	310	—	—	127	—	—	—	—	76·6	72·2	94·2	—	—	—	—
7	♂	182	140	98	130	126	98	124	512	365	310	88	66*	126	52	24	33	36	76·9	69·2	90·0*	75·0	46·1	91·6	51·5*
8	♀	175	135	96	122	128	92	115	503	356	310	80	60	116	46	22	34	38	77·1	73·1	94·8	75·0	47·8	89·4	51·7
9	♀	181	140	98	124	131	96	123	510	360	318	72	54	106	54	27	30	35	77·3	72·4	93·5	76·0	50·0	85·6	50·9

		L	B	Sb_1	Sb_2	H	Bl	Bb	Hz	S	Q	G		J	N		O		L.:B.	L.:H.	B.:H.	Ogi	Ni	Oi	Oh:Ib
												b	h		b	h	h	b							
10	♀	173	159	100	126	134	97	132	517	365	323	94	64	139	49	23	35	39	77·4	77·4	84·2	68·0	46·9	89·7	46·0
11	♂	182	141	100	124	132	95	125	524	375	320	75	69	130	53	25	34	38	77·9	72·5	93·6	93·0	49·4	89·4	53·0
12	♀	175	137	103	130	128	99	117	513	360	325	102	73	128	52	26	34	45	78·3	73·1	93·4	71·5	50·0	75·5	57·0
13	♂	183	145	98	124	119	92	116	530	366	315	88	68	122	58	24	30	40	79·2	65·0	82·0	79·5	41·3	75·0	55·7
14	♀	180	143	100	125	133	100	132	514	360	306	—	—	136	—	—	—	—	79·4	73·9	93·0	—	—	—	—
15	♀	172	137	100	120	122	92	124	498	350	300	89	70	124	52	22	33	40	79·7	70·9	89·0	78·6	42·3	82·5	56·4
16	♀	176	140	100	130	129	98	112	512	365	320	85	70	118	50	26	32	42	79·8	73·3	92·1	82·3	52·0	76·1	59·3
17	♀	176	140	100	122	128	92	120	510	355	310	92	64	123	49	24	33	38	79·8	72·7	91·4	69·5	48·5	89·4	52·0
18	♂	180	144	96	125	125	97	130	526	360	325	—	—	130	—	—	—	—	80·0	69·4	86·8	—	—	—	—
19	♀?	178	143	98	127	125	—	—	512	365	320	—	—	—	—	—	—	—	80·3	70·2	87·4	—	—	—	—
20	♀?	194	156	105	134	138	103	139	562	400	333	92	80	141	58	23	31	42	80·4	71·1	88·4	86·9	39·6	73·8	56·7
21	♂	180	145	99	125	124	97	122	515	364	322	90	71	128	52	24	36	44	80·5	68·9	85·5	78·8	46·1	81·8	55·4
22	♂	180	145	104	125	142	97	132	523	382	338	94	76*	140	53	25	33	38	80·5	78·9	79·9	80·8*	47·1	89·4	54·2*
23	♂	185	149	102	129	130	92	126	537	393	335	87	71	125	52	24	34	40	80·5	70·3	84·5	81·5	46·1	85·0	56·8
24	♀	175	151	105	130	132	105	138	518	350	320	96	77	140	54	25	33	39	80·6	75·4	87·4	80·2	46·2	84·6	55·0
25	♂	176	142	98	126	—	—	—	518	—	—	—	—	—	—	—	—	—	80·7	—	—	—	—	—	—
26	♂	192	155	101	132	132	109	141	560	378	330	96	86*	145	60	30	35	42	80·7	68·7	83·8	89·5*	50·0	83·3	59·3*
27[1]	Kind	166	134	93	112	—	—	110	475	350	300	78	52	108	47	20	28	34	80·7	—	—	66·6	42·5	82·3	48·1
28	♀	188	152	108	128	125	90	128	545	375	320	75	54	140	54	25	38	40	80·8	66·5	82·2	72·0	46·2	95·0	38·6
29	♀	178	144	96	122	120	—	116	510	348	312	—	—	124	—	—	—	—	80·8	67·4	83·3	—	—	—	—
30	♂	168	136	92	114	128	84	114	480	362	305	82	56	113	43	21	28	34	80·9	76·2	94·1	68·2	48·8	82·3	49·5
31	♂	180	146	100	124	120	102	131	510	356	312	92	66	136	48	29	30	38	81·1	66·7	82·1	71·7	60·4	78·9	48·5
32	♀	187	182	104	130	130	104	134	534	370	330	100	76	140	52	25	34	38	81·3	69·7	85·1	76·0	48·0	89·4	54·2
33	♂	184	150	98	132	132	101	124	538	378	335	101	77	136	58	28	32	38	81·5	71·7	88·0	76·2	48·2	84·2	56·6
34	♀	174	142	101	118	123	92	124	508	345	305	90	70	126	50	24	36	38	81·6	70·7	86·6	77·0	48·0	94·7	55·5
35	♂	180	147	102	123	131	104	123	520	368	312	104	96	130	54	24	34	38	81·7	72·8	89·1	92·3	44·4	89·4	73·8
36	♂	186	152	104	138	134	100	135	542	385	332	98	82	137	59	29	38	43	81·7	72·0	88·1	83·6	49·1	88·3	59·8
37	♀	171	140	97	120	115	93	120	500	336	296	90	64	125	49	22	32	36	81·9	67·3	82·1	71·0	44·8	88·8	51·2
38	♀	172	140	102	128	128	109	122	505	345	350	90	70	126	52	22	34	40	81·9	74·4	91·4	77·7	42·3	85·0	55·5
39	♀	175	145	102	122	129	96	130	510	365	320	98	75	134	54	22	34	42	82·1	73·7	89·9	76·5	40·3	80·9	55·9
40	♂	180	148	96	121	124	92	122	523	374	320	88	65	124	48	22	32	34	82·2	68·9	83·7	73·8	45·8	94·1	52·4
41	♂	175	145	98	124	120	96	124	507	345	341	90	74	123	55	24	34	40	82·3	68·6	82·8	82·2	47·2	85·0	60·1
42	♂	182	150	100	134	134	98	132	503	370	330	97	76	136	56	24	34	42	82·4	73·6	96·0	78·5	42·8	80·9	55·8
43	♀	176	146	100	128	124	95	123	517	360	315	90	70	125	50	22	34	38	83·0	70·5	84·9	77·7	44·0	89·4	56·0
44	♀	176	147	103	128	133	100	133	518	363	324	104	72*	142	56	26	34	43	83·0	75·6	90·5	69·2*	46·4	79·0	50·7*
45	♂	176	146	98	103	131	98	130	524	365	324	—	—	126	54	29	34	39	83·0	74·4	89·7	—	53·7	87·1	—
46	♀	172	143	96	119	128	97	122	514	355	312	93	74*	126	55	24	34	41	83·1	74·4	89·7	79·5*	43·6	82·9	58·7*
47	♂	183	152	90	125	137	101	124	528	400	338	90*	68	130	54	27	30	35	83·1	74·9	90·0	75·5*	50·0	85·7	52·3
48[2]	♂	186	155	100	137	130	100	136	550	385	340	97	80	143	59	26	38	43	83·3	69·1	83·8	82·4	44·0	88·3	55·9
49	♀	174	145	102	125	129	103	129	518	356	310	104	70	135	52	31	34	43	83·3	74·1	91·2	67·3	59·6	79·0	51·8
50	♂?	165	138	97	121	126	96	122	483	336	300	92	65	129	50	22	32	37	83·6	76·4	88·0	70·6	44·0	86·4	50·3
51	♂	179	150	100	124	132	—	—	535	350	322	—	—	—	—	—	—	—	83·8	73·7	86·4	—	—	—	—
52	♂	185	155	104	138	134	—	136	547	382	340	—	—	140	—	—	—	—	83·8	72·4	88·6	—	—	—	—
53	♀	179	150	97	122	134	97	132	522	376	312	—	—	136	—	—	—	—	83·8	73·7	98·7	—	—	—	—
54	♂	180	151	108	133	134	104	134	534	336	300	98	96	142	57	26	38	41	83·9	74·4	88·6	77·5	45·6	92·7	53·5
55	♂	180	151	105	132	126	96	125	532	374	326	92	72	126	50	25	38	40	83·9	70·0	88·7	78·2	50·0	95·0	57·1

[1]) Abgebildet auf Taf. V, Nr. 1, 2, 3. — [2]) Abgebildet auf Taf. V, Nr. 4, 5, 6.

		L	B	Sb_1	Sb_2	H	Bl	Bb	Hz	S	Q	G		J	N		O		L.:B.	L.:H.	B.:H.	Ogi	Ni	Oi	Oh:Ib
												b	h		h	b	h	b							
56	♂	186	148	104	130	137	100	128	536	385	330	101	75	136	53	25	32	33	84·1	73·7	83·4	74·2	47·1	96·9	55·1
57	♀	170	143	98	120	132	95	128	498	360	310	92	72	128	50	22	34	38	84·1	77·6	92·0	78·2	44·0	89·4	56·2
58	♂	186	148	97	118	—	93	118	493	—	308	—	—	121	—	—	—	—	84·1	—	92·3	—	—	—	—
59	♀	176	148	100	126	130	105	136	520	360	314	97	80	137	55	30	36	42	84·1	73·9	87·8	82·4	54·5	85·7	58·3
60	♀	174	147	97	126	121	94	126	514	350	351	90	70	131	50	23	34	41	84·5	69·5	82·3	77·7	46·0	82·9	53·4
61	♂	174	147	98	126	130	99	128	514	360	322	99	73	129	51	28	37	42	84·5	74·7	88·4	73·7	54·9	88·0	56·5
62	♂	175	148	92	121	128	93	130	516	360	320	—	—	128	—	—	—	—	84·6	73·1	86·4	—	—	—	—
63	♀	172	146	100	128	122	—	122	505	357	305	—	—	—	—	—	—	—	84·8	70·9	83·5	—	—	—	—
64	♂	180	153	100	126	—	—	134	483	303	330	—	—	140	—	—	—	—	85·0	—	—	—	—	—	—
65	♀	176	150	98	128	126	93	122	512	374	318	94	72*	124	54	28	32	41	85·2	71·6	81·3	77·7*	51·8	78·0	58·0*
66	♀	170	145	90	122	125	94	122	498	358	312	89	69	125	45	22	32	39	85·3	73·5	86·6	77·5	48·8	82·0	55·2
67	♂?	164	140	92	118	128	97	123	488	345	305	90	73	125	56	24	37	38	85·4	78·0	91·4	81·1	42·8	97·3	58·4
68	♂	173	148	102	127	122	95	132	518	350	310	—	—	134	—	—	—	—	85·5	70·5	82·4	—	—	—	—
69	♂	181	155	104	132	140	102	134	536	380	334	102	70*	140	52	26	34	40	85·6	77·3	90·3	68·6*	50·0	85·0	50·0*
70	♀	168	144	96	120	116	90	120	498	344	310	84	68	142	56	26	38	43	85·7	69·0	81·2	80·9	46·4	88·3	47·8
71	♀	168	144	101	130	126	94	125	503	346	310	94	70	126	48	26	33	35	85·7	75·0	88·1	74·4	43·6	94·2	55·5
72	♂	168	142	94	124	120	86	120	501	350	302	94	74	120	55	24	34	48	85·7	71·4	84·5	78·6	43·6	89·4	61·6
73	♂	170	146	104	130	129	91	127	510	370	315	101	75	133	54	24	37	40	85·9	75·9	88·3	74·2	44·0	92·5	56·3
74	♀	164	142	105	129	128	96	123	470	344	330	89	69	129	50	22	34	37	86·0	78·0	90·1	77·5	44·0	91·8	53·4
75	♂?	175	152	98	130	—	—	129	523	360	335	84	74	129	52	25	36	38	86·3	—	—	88·0	48·0	94·7	57·3
76	♂	177	153	97	123	132	100	139	521	356	310	98	86	141	58	26	36	42	86·4	74·6	83·0	87·7	44·8	85·7	60·9
77	♂?	171	148	93	122	125	97	128	502	342	322	91	68	127	45	26	36	38	86·5	73·1	84·4	74·6	57·5	94·7	53·5
78	♂	170	147	98	127	—	—	132	514	355	315	90	64*	132	50	24	34	40	86·5	—	—	71·1*	48·0	85·0	48·4*
79	♂	185	160	102	129	128	101	128	533	375	320	88	79	129	52	27	36	42	86·5	69·2	80·0	89·7	51·9	85·7	61·2
80	♀	168	146	96	131	120	96	124	505	350	320	94	72	127	52	25	34	40	86·9	71·4	82·1	76·5	48·0	85·0	56·6
81	♂	178	155	110	133	—	—	126	510	—	310	—	—	126	—	—	—	—	87·1	—	—	—	—	—	—
82	♂	178	155	99	130	127	94	134	524	374	330	91	70	134	48	24	33	37	87·1	71·3	81·6	76·9	50·0	89·1	52·2
83	♀?	172	150	96	128	132	102	130	513	352	318	90	70*	134	52	24	34	42	87·2	76·7	88·0	77·7*	46·1	80·9	52·2*
84	♀?	174	152	100	134	135	101	128	521	365	335	93	70	135	50	26	35	39	87·4	77·6	88·8	75·2	52·0	82·0	51·8
85	♀?	168	147	92	118	129	91	126	510	360	324	99	72	130	50	25	36	42	87·5	76·8	87·7	72·7	50·0	85·7	55·3
86	♂	176	155	104	136	—	—	132	530	—	330	—	—	—	—	—	—	—	87·6	—	—	—	—	—	—
87	♀	170	149	98	124	129	—	—	517	356	—	—	—	—	—	—	—	—	87·6	75·9	86·5	—	—	—	—
88	♂	173	152	100	132	124	90	118	520	368	330	91	67	128	47	27	34	40	87·9	71·7	81·5	73·6	57·4	85·0	52·3
89	♂	174	153	98	115	—	—	—	508	345	295	—	—	—	—	—	—	—	87·9	—	—	—	—	—	—
90	♀	160	141	91	119	120*	—	117	482	330	315	82	62	117	44	22	32	34	88·1	75·0	85·1	75·5	54·5	94·1	61·5
91	♂	170	150	100	123	132	102	132	514	345	312	90	72	135	52	24	36	39	88·2	77·6	88·0	80·0	46·1	92·3	53·3
92	♀	162	143	94	118	133	92	122	486	345	315	83	62	120	46	22	31	38	88·3	82·0	93·0	74·6	47·8	81·5	51·6
93	♂?	173	153	100	126	125	94	136	516	356	320	86	70*	134	49	24	36	40	88·4	72·2	81·6	81·3*	48·0	90·0	52·2*
94	♀	162	144	98	122	120	90	110	484	342	310	99	64	122	47	26	33	38	88·9	74·1	83·3	64·6	55·3	89·4	52·4
95	♂?	174	155	102	132	140	92	120	525	385	348	92	64	126	45	22	33	39	89·1	80·5	90·3	69·5	48·8	84·6	50·7
96	♂	186	153	104	128	124	94	—	515	364	—	95	70	—	50	26	34	40	89·5	66·7	81·0	73·6	52·0	85·0	—
97	♂	173	154	102	112	156	99	130	515	372	330	92	70	130	46	28	30	38	89·5	90·2	98·7	76·0	60·5	78·9	53·8
98	♂	178	160	102	131	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	89·8	—	—	—	—	—	—
99	♂	171	153	98	122	124	90	124	508	358	320	86	72	126	52	22	36	42	90·0	72·5	81·0	83·7	43·2	85·7	57·1
100	♀?	161	146	96	133	128	91	114	585	346	326	80	60	110	42	22	30	35	90·7	79·5	87·6	75·0	52·3	87·5	54·5
101	♀?	165	150	97	127	120	87	129	500	390	315	88	60	132	42	20	28	36	90·9	72·7	80·0	68·1	47·5	77·7	45·4

		L	B	Sb_1	Sb_2	H	Bl	Bb	Hz	S	Q	G		J	N		O		L.:B.	L.:H.	B:H.	Ogi	Ni	Oi	Oh:Ib
												b	h		h	b	h	b							
102	♀?	165	152	94	128	—	—	—	510	—	—	—	—	—	—	—	—	—	92·1	—	—	—	—	—	—
103	♀?	154	142	86	112	116	81	104	470	340	315	—	—	103	—	—	—	—	92·2	75·3	81·6	—	—	—	—
104	♂	172	159	100	126	—	—	126	510	—	310	—	—	126	—	—	—	—	92·4	—	—	—	—	—	—
105[1])	♂	182	160	104	132	141	102	132	540	390	350	104	72*	140	54	28	32	40	97·9	77·5	88·1	69·2*	51·8	70·0	51·4*
106	♂?	182	160	100	134	134	94	134	535	385	348	101	70*	140	54	28	36	40	97·9	73·6	83·7	69·3*	51·8	90·0	50·0*

[1]) Abgebildet auf Taf. V, Nr. 7, 8, 9.

Mathon.

Tabelle XVI.

1	♀	190	146	100	126	133	106	129	542	380	316	98	76*	136	54	28	32	38	76·8	70·1	91·0	77·9*	51·8	84·2	55·8*
2	♀	188	146	106	128	136	104	130	538	376	315	90	80	134	57	26	36	42	77·6	72·3	93·1	88·8	45·6	85·7	59·7
3	♂	180	142	100	124	133	105	130	518	355	312	105	80	140	56	26	32	40	78·9	73·9	93·6	76·1	46·4	80·0	57·1
4	♂	188	150	100	124	127	100	130	534	375	320	92	70	139	50	24	32	38	79·8	67·9	84·6	76·0	48·0	84·2	50·3
5	♂	174	139	106	122	129	100	126	508	340	300	97	74	134	53	25	33	39	79·9	74·1	92·8	76·2	47·1	84·6	55·2
6	♂	184	147	100	128	124	—	129	534	382	320	—	—	132	—	—	—	—	79·9	67·4	84·3	—	—	—	—
7	♀	176	141	99	121	123	91	121	507	356	300	91	64	124	48	24	33	40	80·1	69·9	87·2	70·3	50·0	82·5	51·6
8	♀	176	141	105	125	130	100	131	515	355	303	90	76	133	54	25	35	42	80·1	73·9	92·1	84·4	46·2	83·3	57·1
9	♀?	186	150	102	125	145	107	134	542	374	324	97	70	136	50	23	31	39	80·6	78·0	96·6	72·1*	46·0	79·4	51·4
10	♀	171	138	102	124	123	96	125	504	350	308	92	72*	129	46	24	34	43	80·7	71·9	89·1	78·2	31·4	79·0	55·8*
11	♀	176	142	98	120	126	—	—	514	336	308	—	—	—	—	—	—	—	80·7	71·6	88·7	—	—	—	—
12	♂	176	143	93	116	127	88	121	510	370	315	92	68	122	48	24	34	38	81·2	72·2	88·8	73·9	50·0	89·4	55·7
13	♂	176	143	105	127	125	104	135	522	344	335	104	72*	145	54	24	38	42	81·2	71·0	87·4	69·2*	44·4	90·4	49·6*
14	♀	176	143	103	124	126	100	122	520	360	312	99	75	123	55	26	28	42	81·2	71·6	84·2	75·7	47·2	90·4	60·9
15	♂	178	145	102	118	119	99	138	518	344	290	98	73	145	53	23	38	41	81·5	66·9	82·0	74·4	43·3	92·6	50·3
16	♂	184	150	102	133	138	103	124	536	374	326	100	76*	134	51	24	34	40	81·5	75·0	92·0	76·0*	47·0	85·0	56·7*
17	♀	190	155	104	136	131	106	137	544	384	328	98	78*	144	55	27	34	42	81·6	68·9	84·5	79·5*	49·0	80·9	54·1*
18	♀	174	142	94	119	126	95	124	505	357	307	90	75	130	54	22	36	39	81·6	72·4	88·7	83·3	40·7	84·6	57·6
19	♂?	177	145	99	123	122	96	132	515	360	310	97	66*	134	54	24	34	38	81·9	68·9	84·1	68·0*	44·4	89·5	49·2*
20	♀	184	151	100	128	129	100	136	533	370	323	92	75	137	54	23	37	42	82·1	70·1	85·4	81·4	42·5	88·0	54·7
21	♀	191	157	108	149	141	102	134	574	400	350	100	80*	138	50	28*	31	42	82·2	73·8	89·8	80·0*	56·0*	73·8	57·9*
22	♀	180	148	96	124	135	100	128	522	367	320	100	99	137	54	25	32	42	82·2	75·0	91·2	99·0	46·2	76·1	72·2
23	♂	174	143	100	120	128	100	124	512	356	310	98	76*	128	52	28	33	36	82·2	73·6	89·5	77·5*	53·8	91·6	59·3*
24	♀	170	140	94	106	112	92	124	494	343	304	88	70*	124	50	26	36	40	82·6	65·9	80·0	79·5*	52·0	90·0	56·4*
25	♂	179	148	98	130	128	102	120	518	370	330	93	70	133	50	24	34	41	82·7	71·5	86·4	75·2	48·0	82·9	52·6
26	♂	181	150	100	120	132	92	118	525	380	335	92	72*	126	50	29	32	36	82·9	72·9	88·0	78·2*	58·0	88·8	57·1*
27	♂	177	147	99	129	138	101	134	523	368	325	95	76*	135	50	24	34	39	83·0	78·0	93·8	80·0*	48·0	87·1	56·2*
28	♂	182	152	106	131	139	100	126	536	390	346	99	72	130	50	24	33	41	83·5	76·4	91·4	72·7	48·0	80·4	55·3
29	♀?	171	143	98	123	126	91	130	510	360	315	96	72	131	50	25	35	40	83·6	73·7	88·1	75·0	50·0	87·5	54·9
30	♀	183	153	96	127	124	94	114	527	384	345	84	66	118	54	22	36	40	83·6	67·8	81·0	78·5	40·7	90·0	55·9
31	♂	178	149	99	138	128	—	128	530	365	340	97	73	138	48	20	31	35	83·7	71·9	85·9	75·2	41·6	88·5	52·9
32	♂	178	149	102	122	130	97	125	520	368	314	94	73	138	53	25	35	40	83·7	73·0	87·2	76·5	47·1	87·5	52·9
33	♂	173	145	97	124	129	98	129	514	356	314	91	74	137	50	24	36	44	83·8	74·6	88·9	81·3	48·0	81·8	54·0

		L	B	Sb_1	Sb_2	H	Bl	Bb	Hz	S	Q	G		J	N		O		L.:B.	L.:H.	B.:H.	Ogi	Ni	Oi	Oh:Ib
												b	h		h	b	h	b							
34	♀	168	141	98	120	128	94	121	490	346	300	98	72	125	52	24	36	38	83·9	76·2	90·7	73·4	46·1	94·7	57·6
35	♀	180	151	112	138	136	105	130	534	365	330	102	88	139	62	24	36	44	83·9	75·5	90·0	86·2	38·7	81·8	63·3
36	♂	174	146	100	121	117	93	132	510	350	310	100	75	136	50	23	31	40	83·9	67·2	80·1	75·0	46·0	77·5	55·1
37	♂	174	146	100	130	129	98	129	517	368	330	90	74	133	55	24	35	44	83·9	74·1	88·3	82·2	43·6	79·5	55·6
38	♂	181	152	100	131	132	102	132	526	368	323	106	73*	142	54	24	38	42	84·0	72·4	86·8	68·8*	44·4	90·4	51·4*
39	♀	182	153	102	128	136	104	128	524	373	330	95	64*	138	50	23	35	44	84·1	74·7	88·8	67·3*	46·0	79·5	46·3*
40	♂?	166	140	100	114	124	96	122	494	340	295	91	67	124	50	24	34	40	84·3	74·7	88·5	73·6	48·0	85·0	54·0
41	♀	172	145	101	132	124	91	125	512	338	314	95	74*	124	48	24	34	44	84·3	72·1	85·5	77·8*	50·0	77·2	59·6*
42	♂	174	147	102	122	126	94	131	512	365	117	94	72	136	50	26	33	40	84·5	72·4	85·7	76·5	52·0	82·5	52·9
43	♂	168	142	96	118	131	95	122	495	357	306	95	75	125	52	28	34	42	84·5	78·0	92·2	78·9	53·8	80·9	60·0
44	♀	170	144	98	122	127	98	126	497	345	306	90	80*	127	54	20	40	43	84·7	74·7	88·1	88·8*	37·0	93·0	62·9*
45	♀	170	144	98	130	122	91	122	512	358	315	87	66	125	43	24	36	35	84·7	71·8	84·7	75·8	55·8	97·2	52·8
46	♀	166	141	97	121	125	98	133	496	338	305	97	71	126	52	24	34	42	84·9	75·3	88·6	73·1*	46·1	80·4	56·3
47	♂	186	158	105	130	127	100	138	550	378	325	94	76*	140	58	28	40	43	84·9	68·3	80·3	80·8*	48·2	93·0	54·2*
48	♂	169	144	96	123	120	89	124	504	354	296	90	68	124	49	23	34	38	85·2	71·0	83·3	75·5	46·9	89·3	54·8
49	♀	176	150	102	128	128	92	125	520	368	320	89	66	122	46	24	36	40	85·2	72·7	85·3	74·1	52·1	90·0	54·0
50	♀	171	146	108	137	133	98	128	520	322	322	98	77	141	56	26	38	43	85·4	77·8	91·0	78·5	46·4	88·3	54·6
51	♀	178	152	100	130	131	102	129	524	365	330	90	77	130	53	22	37	40	85·4	73·6	86·1	85·5	41·5	92·5	59·2
52	♀	165	140	98	120	121	90	126	493	344	295	90	70*	129	50	24	36	39	85·4	73·3	86·4	77·7*	48·0	92·3	54·2*
53	♂	172	147	104	140	136	86	132	528	370	325	97	75	141	54	24	34	38	85·5	79·1	92·5	77·3	44·4	89·4	53·1
54	♂	172	147	100	130	—	—	130	518	356	310	104	74	138	53	22	34	38	85·5	—	—	71·1	41·5	89·4	53·6
55	♀	167	143	94	117	125	90	115	494	356	324	83	56	115	43	24	29	36	85·6	74·8	87·4	67·4	55·7	80·5	48·6
56	♂	168	144	94	119	132	84	123	500	350	310	70	50	122	52	22	39	40	85·7	78·6	91·6	71·4	42·3	97·8	40·9
57	♂	170	146	104	126	137	95	124	503	370	320	102	72	130	53	24	30	38	85·9	80·6	93·8	70·5	45·2	78·9	55·3
58	♂	175	151	100	130	117	95	131	522	352	322	94	76	137	54	23	33	38	86·3	66·9	77·4	80·8	42·5	86·8	55·4
59	♀	176	154	110	138	136	97	125	535	384	350	89	74	134	54	24	36	40	87·6	77·3	88·3	83·1	44·4	90·0	55·2
60	♂	177	155	99	137	140	—	130	536	380	350	—	—	—	—	—	—	—	87·6	79·1	90·3	—	—	—	—
61	♂	172	151	98	133	132	94	132	522	370	335	94	74	132	50	26	31	40	87·8	76·7	87·3	78·7	52·0	77·5	56·0
62	♀	181	159	105	141	132	99	135	546	385	345	103	70*	137	65	26	30	39	87·8	72·9	83·0	67·9*	47·2	77·4	51·0*
63	Kind	166	146	100	127	127	—	122	503	338	300	—	—	125	—	—	—	—	87·9	76·5	86·9	—	—	—	—
64	♀	169	149	101	126	130	98	131	518	355	324	95	70*	140	50	28	36	42	88·2	76·9	87·2	73·6*	56·0	85·4	50·0*
65	♀	168	149	95	124	124	93	124	500	345	310	92	70	127	48	20	31	35	88·7	73·8	82·2	76·0	41·6	88·5	55·1*
66	♀	168	150	95	128	127	96	123	510	334	310	87	83*	129	57	24	41	44	89·3	81·5	91·4	93·1*	42·1	93·4	64·3*
67	♀	170	143	98	120	126	97	129	516	360	310	96	77*	130	51	24	38	40	89·4	74·1	88·1	80·2*	47·0	95·0	59·2
68	♀	170	153	94	124	125	88	126	512	365	325	94	72*	130	—	—	—	—	90·0	73·5	81·6	76·5*	—	—	55·3*
69	♂	186	147	107	130	146	—	128	532	382	345	—	—	—	—	—	—	—	91·2	78·5	99·3	—	—	—	—
70	♀	161	147	100	122	122	90	123	493	335	310	93	62	127	48	24	34	41	91·3	75·8	82·9	66·6	50·0	82·9	48·8
71	♂	160	147	96	127	—	—	126	495	340	310	92	70	126	50	24	36	38	91·9	—	—	76·0	48·0	94·7	55·5

Gallthür.

Tabelle XVII.

		L	B	Sb_1	Sb_2	H	Bl	Bb	Hz	S	Q	G b	G h	J	N h	N b	O h	O b	L.:B.	L.:H.	B.:H.	Ogi	Ni	Oi	Oh:Ib
1	♂	194	157	106	136	130	104	144	546	400	336	96	83	144	58	36	38	44	70·1	67·2	82·8	86·4	62·0	86·3	57·6
2	♂	183	137	92	118	129	130	120	510	372	315	91	70	126	54	26	38	41	74·9	70·4	94·1	76·8	48·1	92·6	55·5
3	♀	174	136	86	116	131	100	123	494	357	335	92	68*	126	50	22	22	30	78·7	75·2	96·3	73·8	44·0	73·3	53·9*
4	♂?	180	143	102	125	126	101	128	520	365	315	87	64	137	49	24	36	40	79·4	70·0	88·1	73·5	48·9	90·0	46·3
5	♂	184	147	95	127	134	100	128	526	375	330	100	70	138	50	24	32	38	79·5	72·8	91·1	70·0	48·0	84·2	50·7
6	♂	185	148	98	132	132	90	121	530	376	330	90	70	130	50	24	33	36	80·0	71·3	89·1	77·7	48·0	91·3	53·8
7	♀	168	136	90	114	122	90	120	494	354	303	90	63	121	44	25	30	38	81·0	72·6	89·7	70·7	56·8	78·9	52·0
8	♂	180	146	104	131	134	103	134	527	365	325	90	64*	137	74	24	34	42	81·1	74·4	91·7	71·1	32·4	80·9	46·7*
9	♀	175	143	93	124	127	93	122	507	358	312	93	70*	124	48	22	31	38	81·7	73·1	88·8	75·2	45·8	81·5	56·4*
10	♀?	180	147	102	132	139	100	144	530	376	325	95	73	126	52	24	34	36	81·7	77·2	94·5	76·8	46·1	94·4	57·9
11	♀?	183	150	99	124	131	105	133	524	365	320	90	78	144	55	24	34	40	82·0	71·5	87·3	86·6	43·6	85·0	54·1
12	♂	178	146	94	120	138	100	122	515	370	342	94	68*	132	50	24	34	39	82·0	83·1	94·5	72·2	48·0	87·1	51·5*
13	♂	190	156	102	135	131	104	130	556	390	340	90	68	136	49	25	31	38	82·1	68·9	85·9	75·5	51·0	81·5	49·0
14	♂?	181	149	94	130	137	102	125	527	370	322	96	68	131	49	24	33	38	82·3	75·6	91·9	70·8	48·9	86·8	51·9
15	♀	167	138	93	122	124	90	120	494	336	305	90	69	122	49	22	34	38	82·6	74·1	89·8	76·6	44·8	89·4	56·5
16	♀?	179	148	96	126	119	88	120	520	385	318	92	67	121	48	27	37	38	82·7	66·4	80·4	72·8	56·2	97·3	55·3
17	♀?	174	144	97	124	123	96	122	507	—	314	90	72*	122	54	24	34	42	82·8	70·6	85·4	80·0*	44·4	80·9	58·0*
18	♂?	169	144	93	122	122	93	101	496	350	310	92	78	120	52	27	36	42	82·8	72·1	84·7	84·7	51·9	85·7	65·0
19	♂	188	156	90	132	136	101	137	550	395	342	92	68	138	50	26	35	40	83·0	72·3	87·1	73·9	52·0	87·5	49·2
20	♂	182	151	98	132	132	100	125	530	385	340	99	68	134	52	25	31	39	83·0	72·5	87·4	68·6	46·1	76·9	50·7
21	♂	183	152	100	131	130	—	—	538	390	352	—	—	—	—	—	—	—	83·1	71·0	85·5	—	—	—	—
22[1])	♀	174	146	105	124	132	99	134	513	360	315	98	70*	140	49	27	34	40	83·9	75·8	83·5	71·4	55·1	85·0	50·0*
23	♂	174	146	97	128	128	99	119	514	360	324	95	64	127	50	26	32	35	83·9	73·5	87·6	67·3	52·0	91·3	50·3
24	♂	178	150	108	128	132	100	138	518	360	312	100	68	142	48	26	34	42	84·3	74·1	88·0	68·0	54·1	80·9	47·8
25	♀	173	146	104	134	131	98	126	523	365	334	96	68	131	49	24	33	38	84·4	75·7	89·7	70·8	48·9	86·8	51·9
26	♀?	180	152	104	134	131	98	126	523	365	334	96	74	136	54	26	38	34	84·6	72·7	86·1	77·0	48·1	89·4	54·4
27	♀?	162	135	98	122	128	90	122	517	342	312	94	50	125	50	26	33	39	84·7	79·0	94·8	53·1	52·0	84·6	40·0
28	♂	180	153	100	126	133	100	131	535	378	326	88	68	138	50	32	28	37	85·0	73·4	86·9	77·2	64·0	75·6	49·2
29	♂?	180	153	96	126	133	100	128	522	370	335	92	72	128	52	22	34	40	85·0	73·4	86·9	78·2	42·3	85·0	56·2
30	♀	170	145	96	125	130	93	124	500	350	315	94	58	126	58	21	24	33	85·3	77·0	89·6	61·6	37·9	72·7	46·0
31	♀?	168	145	96	124	119	94	124	500	345	303	91	70	124	52	27	33	36	86·3	71·4	82·0	78·0	51·9	91·6	56·4
32	♀?	165	143	100	129	125	104	130	508	348	315	90	68	—	—	—	—	—	86·7	75·0	87·4	75·5	—	—	—
33	♂	180	156	102	135	135	146	135	537	383	330	102	76*	146	52	26	34	40	86·7	75·0	86·5	74·5	50·0	85·0	52·5*
34	♀?	179	156	103	135	116	96	135	538	360	326	98	82*	145	60	47	36	39	87·2	64·8	86·5	83·6	78·3	92·3	56·5
35	♂?	181	157	102	132	138	99	134	534	375	338	100	78	146	53	27	34	39	87·2	76·2	87·9	78·0	50·9	87·1	53·4
36	♀	176	154	100	133	120	92	128	525	364	320	96	73	128	54	26	33	38	87·5	68·1	77·9	76·0	48·1	86·8	57·0
37	♀?	174	154	98	125	139	100	128	520	364	340	92	76	134	52	22	36	38	89·0	79·8	90·2	82·6	42·3	94·7	56·7

[1]) Abgebildet auf Taf. V, Nr. 10, 11, 12.

Abnorme Eberhauer,

Pretiosen im Schmuck der Südsee-Völker.

Von **Dr. Otto Finsch** (Bremen).

(Mit 7 Abbildungen auf Tafel VI.)

Inhalt.

Allgemeines über Beurtheilung von Pretiosen bei Natur- und bei Culturmenschen. — Allmäliges Einbürgern von Münzen bei Ersteren. — Pretiosen der Eingeborenen. — Federmäntel der Hawaiier. — Diwara, Muschelgeld in Neu-Britannien. — Kunstfertigkeit der Eingeborenen. — Ihr Schönheitssinn. — Luxusgegenstände, zugleich Werthobjecte. — Verwendung von Conchylien und von Zähnen. — Armuth an Säugethieren. — Spermwalzähne. — „Wa-Secka-Secka", keine Hirscheber- sondern Spermwalzähne. — Hundezähne —, gleich Silbermünzen. — Schweinezähne. — Verbreitung der Wildschweine. — Verwildern des Hausschweines. — Eberhauer —, gleich Goldmünzen. — Kreisrund gebogene Eberhauer —, gleich Pretiosen. — Kostbarer Brustschmuck aus solchen —, zugleich Hoheitszeichen. — Verbreitung durch Tausch. — Rothe Spondylus-Muschelscheibchen —, als Verzierung von Eberhauer-Brustschmuck. — Schwierigkeit solche Eberhauer zu erlangen. — Selbst in Museen selten. — Imitationen gekrümmter Eberhauer —, immer noch werthvoller als imitirte Edelsteine. — Falsificate. — Erklärung der Entstehungsweise kreisrunder Eberhauer. — Intelligenz der Eingeborenen.

* * *

Wie der Kanaker kein Verständniss der Werthschätzung für unsere Pretiosen besitzt, so befinden wir uns in demselben Falle gegenüber den seinen. Dem Naturmenschen der noch heute in Melanesien regierenden Steinperiode ist ein Goldstück gleich einem blanken Kupferdreier oder Rechenpfennig, ein Diamant oder anderer Edelstein gleich buntem Glase, ja er würde unbedenklich ein Stückchen altes Bandeisen oder einen Glasscherben dem prachtvollsten Juwel vorziehen. Auf irgend einer Südseeinsel, deren Namen mir augenblicklich nicht im Gedächtniss ist, kam factisch der Fall vor, dass die Eingeborenen die zufällig von einem untergegangenen Schiffe geretteten Goldstücke gegen Tabak und andere Kleinigkeiten mit Freuden hergaben, weiterer Beispiele aus anderen Ländern nicht zu gedenken. Im westlichen Pacific haben sich bisher nur die Marshallaner und Carolinier theilweise auf den Standpunkt der Münzwährung des weissen Mannes hinaufgeschwungen und der Chile-Dollar herrscht hier wie bei uns. In Melanesien beginnt nur an den Haupthandelscentren in Mioko und Matupi in Neu-Britannien dieses Licht der Civilisation zu dämmern. Hie und da ist Einer zu dem Verständniss gekommen, dass Dollars und Cents eigentlich doch mehr werth sind als Muschelgeld (Diwara) oder Laleis (Armringe aus Trochusmuschel). Aber auch hier werden in nicht allzuferner Zeit Münzen der gebildeten Nationen die einheimischen Werthobjecte verdrängt haben, wie dies in Polynesien bereits der Fall ist. Viele Pretiosen der Eingeborenen, wobei nicht allein die Seltenheit des Materials, sondern auch die kunstvolle Arbeit in Betracht kommen, sind bereits untergegangen und die wenigen Stücke in unseren Museen Alles was übrig blieb. Ich möchte hierbei nur an die kostbaren Federmäntel, den königlichen Schmuck Hawaiis, erinnern, deren letzter Lunalilo, dem Letzten des Königsgeschlechts der Kamehamehas, im Jahre 1874 mit in's Grab gelegt wurde. Ein kaum zeisiggrosses Vögelchen, Drepanis coccinea, lieferte das Material zu dem prachtvoll rothen Fond eines solchen Mantels, die goldgelbe Borde wurde Moho nobilis entnommen, einem staargrossen schwarzen Vogel, der nur unter den Flügeln an jeder Brustseite ein kleines Büschel gelber Federn besitzt. Auch der Laie wird daraus die Kostbarkeit eines derartigen Federmantels, in der That werth nur von einem Könige getragen zu werden, begreifen, noch mehr aber Der, welcher jene herrlichen Inseln selbst kennen lernte. Während meines Aufenthaltes in den Hochregionen des Haleakala, des „Hauses der Sonne" auf Maui, da wo sich allein noch die eingeborenen Wälder mit der spärlichen eingeborenen Ornis erhalten haben, gelang es mir nur eines jener königlichen Vögelchen (Drepanis coccinea) zu erlegen. Man darf daher unbedenklich einen solchen Federmantel als „unschätzbar" bezeichnen, wenn auch vielleicht Vielen bei uns das Verständniss dafür mangelt. Und mit verschiedenen

anderen Dingen geht es ebenso. Das Diwara oder Muschelgeld der Neu-Britannier, das sich in ähnlicher Form weit über Melanesien verbreitet, stammt von einer kleinen, kaum 10 mm langen Meeresmuschel, Nassa callosa var. camelus, deren gewaltsam zertrümmerter Mantel eine Oeffnung zum Aufreihen auf dünne Pflanzenstengel bietet. Niemand würde bei uns für solches Muschelgeld, ausser als Curiosität, irgend etwas geben, der Kanaker sammelt Schätze darin, und selbst der in jenen Gegenden lebende Weisse hat mit Diwara zu rechnen und nimmt es gern in Zahlung oder als Busse für Ausschreitungen der Eingeborenen. Da nun die besagte Muschel noch heute in jenen Meeren lebt, so kann sich ja Jeder leicht nach Belieben Reichthümer erwerben, — würde man bei uns denken, sich aber irren. Allerdings lebt diese Muschel noch, auch in Blanche-Bai, aber nur in tiefem Wasser und muss erst durch Tauchen gewonnen werden, eine nicht nur mühsame, sondern auch gefährliche Sache, da dieses „Muschelgold" zwar nicht von feenhaften Nixen und Rheintöchtern, aber von brutalen Haifischen bewacht wird, und vor solchen hat der Kanaker heillosen Respect. Diwara ist daher mit Recht eine „Werthsache", wie so manches andere Erzeugniss des Kunstfleisses der „Wilden", das wir mitleidig belächeln, oder wenn wir auch die geschickte Bearbeitung bewundern, doch hinsichtlich des Materials für ziemlich werthlos erachten. Gold und Edelgestein ist freilich in jenen Gebieten zwar emsig gesucht aber noch nicht entdeckt worden, würde auch dem Eingeborenen nichts nützen, der noch unbekannt mit Eisen, sich seine Geräthschaften und Schmucksachen mühsam mit Werkzeugen aus Stein oder Muschel herstellen muss. Und mit solchen leistet er in der That unendlich viel, Leistungen, die das Auge der Civilisation in den seltensten Fällen zu würdigen versteht. Hier finden wir Armbänder aus gebogenem Schildpatt, mit schwungvollen, symmetrischen Figuren gravirt, selbst durchbrochen gearbeitet, dort kunstvolle Holzschnitzereien, Gravirungen auf Cocosnuss, Muschel oder artige Zusammenstellungen von anderen Naturproducten: Zähnen, Federn, Fruchthülsen, Samenkernen u. s. w., kurzum, eine Mannigfaltigkeit, die in Erstaunen setzt. Viele, ja alle dieser Erzeugnisse haben für den Eingeborenen Werth, denn nur Einzelne sind Meister in dieser oder jener Specialität, gesucht und gepriesen wie Meister bei uns. Eine Darstellung des Kunstfleisses nur derjenigen Eingeborenen Melanesiens, die ich selbst kennen lernte, würde ein eigenes Werk bilden und am besten beweisen, dass jene zum Theil noch nackten Naturmenschen keineswegs die rohen „Wilden" sind, als welche sie bei uns meist noch gelten. Denn der Mensch, welcher Schönheitssinn besitzt und sich nicht blos begnügt, die im Kampfe um's Dasein nothwendigsten Geräthschaften zu verfertigen, sondern sich bemüht, dieselben artig zu ornamentiren, der ist kein Wilder mehr, sondern auf eine Culturstufe vorgerückt, die, namentlich im Hinblick auf Nacktheit und Cannibalismus, meist nur zu falsche Beurtheilung findet. Die zahlreichen Erzeugnisse dieser Culturstufe, welche lediglich dem Aufputz und der Verschönerung des Körpers dienen, legen dafür beredtes Zeugniss ab, denn solche nicht unbedingt zum Leben nöthigen Sachen gehören bereits in das Gebiet des Luxus. Diese Luxusgegenstände erfüllen aber beim Kanaker nicht allein den Zweck als Schmuck und Zierrat, sie dienen zugleich auch als Werthobjecte im Handel und Wandel und sind mit seinem Leben so innig verbunden als ebenbürtige Gegenstände bei uns.

Ueber die verschiedenartigen Dinge, welche in jenen Gebieten, gleich unseren Münzen, als Geld dienen, liesse sich allein ein anziehendes Capitel schreiben, wobei die verschiedenen Arten Muschelgeld, meist künstlich geschliffene, durchbohrte und aufgereihte Scheibchen, eine wichtige Rolle spielen. Da gibt es Kupfergeld, Silber und Gold, alles in Muschelscheibchen, ja manche andere Arbeiten schwingen sich zum Werthe unserer Pretiosen auf, obwohl das Material nur dem Thierreich entnommen ist. Den Hauptantheil liefert die Meeresfauna mit Conchylien, die ja auch für unsere Sammler bedeutenden Werth haben können. So wird die herrliche Cypraea aurea, die „Orange Cowri" der Südseefahrer, schon an Ort und Stelle zuweilen mit 100 Mark bezahlt, weil schöne Exemplare äusserst selten sind. Der Melanesier legt auf solche Raritäten des wissenschaftlichen Liebhabers keinen Werth; für ihn kommen nur einige wenige Arten, meist aus den Gattungen Cypraea, Conus und Cymbium, in Betracht und hier wiederum Exemplare, die nur wegen ihrer besonderen Grösse dem bestimmten Zwecke dienen. So würde ein Conus millepunctatus, dessen Basis 8 bis 9 cm Durchmesser hat, auch den Sammler bei uns reizen. Der Kanaker verfertigt aus dem Querschnitt eines solchen Conus Armbänder, Toja genannt, die an der ganzen Südostküste Neu-Guineas mit Recht als werthvolles Tauschobject gelten. Erhält man doch für eine Toja 350 Pfund Sago, oder eine amerikanische

Axt, die bei uns allerdings nur 2½ Mark kostet, dem Kanaker aber 50mal mehr werth ist. Noch ärmer an Arten als Muscheln stehen in der Preisliste des Eingeborenen die höheren Thierklassen verzeichnet. Trotz ihrer Farbenpracht kommen Vogelfedern nur wenig in Betracht, weil sie leicht vergänglich sind und der Eingeborene ausser Räuchern kein Präservativ besitzt, um sie vor Insectenfrass und Verderb zu schützen. Der Kanaker, gewohnt mit sammt seinem Schmuck in's Wasser zu springen oder durch das Dickicht des Urwaldes zu kriechen, bedarf haltbaren Materials.

Neben Muscheln sind daher Zähne ganz geeignet, diesen Anforderungen zu entsprechen, Material in dieser Richtung aber sehr spärlich, da die Säugethierfauna so arm an entsprechenden Arten ist. In Polynesien erheben sich Landsäugethiere nicht über Ratten, (durch Schiffe importirte europäische Arten), zu denen auf einzelnen Inseln noch fliegende Hunde hinzukommen. Melanesien mit seiner australischen Fauna hat vorwiegend Beutelthiere aufzuweisen, unter denen Kängurus die hervorragendsten Vertreter sind, Neu-Guinea ausserdem Repräsentanten der Gattung Sus (Schwein). Ehe wir uns mit den letzteren oder vielmehr mit deren Zähnen beschäftigen, will ich noch in Kürze die wenigen Säugethierarten erwähnen, deren Zähne als Material zu Schmucksachen verwendet werden oder wurden. In Polynesien waren die des Spermwal oder Cachelot (Physeter macrocephalus) das Werthvollste, schon im Hinblick auf die schwierige Erlangung, da der Eingeborene, nicht im Stande das Meeresungethüm selbst zu erlegen, nur auf zufällig gestrandete Exemplare angewiesen war. Zur Zeit der Blüthe des Walfischfanges bildeten daher Spermwalzähne einen beliebten Tauschartikel zwischen Weissen und Eingeborenen. Kleine Zähne wurden durchbohrt und aufgereiht zu Halsketten vereint, grosse zu gleichem Zwecke bearbeitet, Arbeiten die bei den armseligen Werkzeugen gegenüber der bedeutenden Härte des Materials besonders staunenswerthe sind. Aus Cachelotzahn geschnitzte menschliche Figuren, wie ich sie von Fidschi sah, gehören wohl mit zu den grössten Seltenheiten und wie die kostbaren Halsschmucke aus einer Reihe dünngeschliffener Cachelotzähne, wie sie in Fidschi, den Neu-Hebriden, Gilberts und anderen polynesischen Inseln vorkommen, der Vergangenheit an, die aber nur wenige Jahrzehnte zurückreicht. Im Katalog des Museums Godeffroy (S. 149 Nr. 1033) sind zwei solcher Halsschmucke unter dem Eingebornen-Namen „Wa-Secka-Secka“ von Fidschi, aber irrthümlich als „polirte Zähne des Hirschebers“ aufgeführt, im „Anthropologischen Album des Museums Godeffroy“ (Taf. 13 Fig. 202) ein Tanna-Mann (ausserdem ein Fidschianer, Taf. 11, Fig. 533) mit einem solchen, ebenfalls als „Zähne des Hirschebers“ bezeichnet, abgebildet. Bekanntlich ist aber die Verbreitung des Hirschebers oder Babi-Rusa = Eberhirsch (Porcus babirusa) auf Celebes und einige benachbarte Inseln beschränkt und hat mit der Südsee nichts zu thun.

Ausser denen des Cachelot werden in Polynesien wie Melanesien die Zähne weniger Delphinarten (Delphinus), die sich wissenschaftlich nicht bestimmen lassen, zu Halsketten aufgereiht, in Polynesien und einigen melanesischen Inseln auch Menschenzähne, die aber keineswegs als Regel von erschlagenen Feinden herstammen. Die meist als Trophäen blutigen Cannibalenthums gedeuteten Armbänder aus einem menschlichen Unterkiefer, wie sie in gewissen Gegenden Neu-Guineas getragen werden, sind gerade umgekehrt Beweise der Todtenverehrung, da sie von lieben Verwandten und Freunden herrühren. In Südost-Neu-Guinea verwendet man Känguruzähne zu Stirnbinden, an der ganzen Nordostküste habe ich nur bei einem Schmuckgegenstande Zähne eines Beutelthieres verwendet gefunden.

Wie diese kurzen Bemerkungen zeigen, handelt es sich ja nicht um Zähne als solche, sondern um seltene Zähne, selten nach der Beschaffenheit derselben oder nach der Thierart, und das gilt für die von Beutelthieren eben nicht. Mit wenigen Ausnahmen legt daher der Eingeborene dem Zahnmaterial seiner heimischen wilden Thiere keinen besonderen Werth bei, ja benützt es kaum, oder doch nur localisirt, wogegen das seiner Hausthiere, Hund und Schwein, einst über die ganze Südsee Werth hatte und zum Theil noch hat. Und in diesem Vorziehen der Hausthiere liegt ein bedeutsamer Moment der culturellen Entwicklung, die sich von der Stufe des wandernden Jägers zu der des sesshaften Ackerbauers aufgeschwungen hat. Hundezähne [1]) waren den alten Hawaiiern so kostbar als heutigen Tags den Papuas in den Salomons oder Neu-Guinea,

[1]) Der Haushund der Papuas gehört einer eigenthümlichen Rasse an, ähnlich einem kleinen Dingo; sie zeichnet sich schon dadurch aus, dass sie nicht bellt, sondern nur heult. Die Abstammung dieser Hunderasse ist noch unaufgeklärt. — Hundezähne haben ohne Zweifel auch bei uns in prähistorischer Zeit eine Rolle gespielt und finden sich nicht selten in Grabstätten jener Periode. Vergl. 2. Bd. Nehring: Verhandl. der Berliner Anthropolog. Gesellschaft. 16. Januar 1886. O. F.

und zählen gleich unsern grossen Silbermünzen zu den werthvollsten Tauschmitteln, deren Besitz zum wohlhabenden, ja reichen Manne macht. Nach unseren Begriffen scheint uns dies lächerlich und Hundezähne etwas sehr Gewöhnliches. Wenn wir aber erfahren, dass es sich nur um die Eckzähne handelt, von denen jeder Hund nur vier bezitzt, und dabei die Seltenheit dieses Thieres in der Südsee in Betracht ziehen, werden wir die Anschauung des Kanakers gerechtfertigt finden. Gehören doch zu einer Halskette von 80 Zähnen allein 20 Hunde, zu einem der kostbaren Schmuckstücke des Fesselgelenks, wie sie früher die Hulatänzerinnen auf Hawaii trugen, gar an 600 Zähne, also 150 Hunde, eine Anzahl, die sich selbst bei uns nicht so leicht zusammenbringen lassen würde.

Ich darf auf die mannigfachen Verzierungen und Schmuckstücke von Hundezähnen, in denen namentlich Neu-Guinea excellirt, nicht eingehen und wende mich gleich zu dem bedeutend werthvolleren Artikel Schweinezähne, wobei es sich wiederum nur um die Eckzähne oder Hauer des Ebers handelt. Die Verbreitung der Wildschweine erstreckt sich über die Sunda-Inseln östlich bis auf Neu-Guinea, wo ich zu dem bereits durch Lesson bekannten Sus papuensis noch eine zweite Art, Sus niger, Finsch (Proceed. Zool. Soc. London 1886 p. 217) entdeckte und von welchen beiden Arten ich lebende Exemplare für den zoologischen Garten in Berlin mitbrachte. Auf den Südsee-Inseln östlich von Neu-Guinea ist bis jetzt keine Wildschweinart nachgewiesen, darf aber auf den d'Entrecasteaux's vermuthet werden. Dennoch kommen auf verschiedenen Inseln wilde Schweine vor, deren Herkunft der Zoologe, so lange nicht Specialuntersuchungen vorliegen, eingeführten zahmen Schweinen zuschreiben muss, die ja so leicht verwildern, wie dies z. B. in Neu-Seeland der Fall ist. Solche verwilderte Schweine, oder wie in Neu-Guinea wirkliche Wildschweine, werden nun von den Eingebornen jung gefangen, gezähmt und zu Haus- und Zuchtthieren erzogen, deren Fleisch indess nur bei besonderen festlichen Gelegenheiten gegessen wird. Die zahlreichen oft massenweis in den Versammlungshäusern aufgehängten Schweineschädel oder Unterkiefer beweisen, welche hervorragende Rolle das Schwein bei solchen Festivitäten spielt, und mit vollem Recht, da es ja nur im Ganzen in sehr geringer Zahl gehalten wird. Es hat Schwierigkeiten, in jenen Gebieten ein Schwein zum Schlachten von den Eingeborenen zu erhandeln. Schweinezähne, d. h. Hauer von bedeutender Grösse, sind daher ein seltener Artikel, und wenn ich vorher Hundezähne als gleichwerthig unseren Silbermünzen bezeichnete, so dürfen Schweinehauer mit Gold verglichen werden. Dieses „Gold" wird zu verschiedenen Schmuckgegenständen für Hals, Brust, Arm, Nase und Bart verwendet, auf die ich hier nicht näher eingehen kann, zum Theil sogar verarbeitet, unter welcher Kategorie die prachtvollen Brust-Kampfschmucke aus längsgespaltenen Schweinehauern, wie sie im Nordosten Neu-Guineas angefertigt werden, obenan stehen. Alle diese Schmucksachen, ja alle Werth- und Tauschgegenstände der Südsee überhaupt, die kostbaren vorher erwähnten Halsketten aus dünn geschliffenen Cachelotzähnen nicht ausgeschlossen, werden von einem Schmucke überragt, der all den vorhergenannten wie Pretiosen gegenübersteht: kreisrund gebogenen Eberhauern! Solche abnorm gewachsene, gleichsam künstlich gekrümmte Eberhauer sind auch naturhistorisch äusserst interessant und ihre Entstehung dürfte selbst von Specialgelehrten kaum errathen werden. Ich verpare mir daher die Lösung dieses Kanakerräthsels bis zum Schluss! Die beigegebenen Abbildungen eines normalen Eberhauers von bedeutender Grösse (Taf. VI, Fig. 1) und eines abnorm gekrümmten (Taf. VI, Fig. 2), überheben mich einer längeren Beschreibung. Wie man sieht, bildet ein solcher Zahn fast einen Zirkel, dessen Spitze sich der Basis bis auf 30, 20, 15, ja zuweilen bis 8 mm nähert, die letztere also fast berührt, dabei sehr unbedeutend, an manchen Exemplaren kaum divergirend. Der Durchmesser eines solchen Hauers misst im Lichten der Innenkante 65 bis 75 mm, die Länge, nach der Krümmung der Aussenkante gemessen, 230 bis 265 mm; sie sind also grösser als gewaltige normale Hauer wie Taf. VI, Fig. 1, der nur 230 mm misst. Man darf darnach auf das bedeutende Alter der betreffenden Thiere schliessen. Da fast zwei Drittel der Basis eines Schweinehauers in der Alveole des Unterkiefers steckt, so wächst die Spitze solch gekrümmter in's Zahnfleisch hinein.

Mit Ausnahme der niedrigen Inseln sind zirkelrunde Eberhauer weit über die Südsee, von Neu-Guinea bis Samoa verbreitet; auf Hawaii kamen sie, soweit mir bekannt ist, nicht vor. Wie bereits erwähnt, sind derartige Zähne aber überall äusserst selten und bilden, an einem, zuweilen sehr kunstvollen Bande befestigt, den kostbarsten Brustschmuck einzelner hervorragender Häuptlinge; sie können somit auch als Hoheitszeichen gelten. Die gelbe

Färbung, gleich altem Elfenbein und die durch langen Gebrauch entstandene Politur geben Zeugniss von dem hohen, von Generation zu Generation vererbten Alter solcher Schmuckstücke. In Neu-Britannien ist mir dieser Schmuck niemals vorgekommen und in Neu-Guinea sah ich auf meinen ersten Reisen überhaupt nur zwei solche Brustschmucke, wovon der eine dem ersten Häuptlinge in Keräpuno, Hood-Bai, der andere dem berühmten Goapäna, dem Herrscher von Maupa in Keppel-Bai gehörte; beide Stücke waren selbstredend unverkäuflich. Diese Eberhauer stammten aber nicht von den betreffenden Localitäten, sondern waren durch Tauschhandel hierher gelangt, durch welchen gewisse Gegenstände oft sehr weit verbreitet werden. Dies geschieht nur da, wo es sich um geringere Entfernungen handelt, durch die Eingeborenen selbst, aber trotzdem können derartige Sachen, von Stamm zu Stamm wandernd, weit von ihrem Ursprungslande gefunden werden. Weisse Händler, Missionäre, mit einem Wort die Schifffahrt trägt aber am meisten dazu bei, einzelne Gegenstände, die fast allen Kanakern als werthvoll gelten, zu verbreiten und von einer Inselgruppe nach der anderen zu bringen, deren Bewohner nicht einmal eine Ahnung von dem Vorhandensein ihrer Nachbarinseln besitzen. Die durch europäische Schiffe weit von ihrer Heimat weggeführten eingeborenen Arbeiter helfen ebenfalls in der beregten Linie dieses Tauschverkehrs als Vermittler. So stammen, um nur ein Beispiel zu nennen, die schönen runden polirten Armringe aus Tridacnamuschel, welche man einzeln bei einem Häuptlinge in Neu-Britannien sieht, von den Salomons her, und mit manchen anderen Schmucksachen geht es ebenso.

Doch kehren wir nach dieser kurzen Abschweifung wieder zu unserem Thema zurück. Die beiden vorher erwähnten kostbaren Schmuckstücke mit Eberhauern stammten von der Ostspitze Neu-Guineas, eigentlich von den d'Entrecasteaux-Inseln her, wie ich durch Andrew Goldie erfuhr, der auf einer Sammelreise von dort mehrere Exemplare mitbrachte, die er auf der Insel Normanby eingetauscht hatte. Ich selbst erlangte später hier wie auf Fergusson-Insel kein solches Schmuckstück, ja bekam nicht einmal ein solches zu Gesicht. Dagegen sah ich auf Dinner-Island und in Milne-Bai ein paar Stücke, die aber ebenfalls von Duau, wie Normanby-Insel im Ostcap-Dialekt heisst, herstammten, da die Inseln des Archipels östlich von Ostcap keine Schweine besitzen, ausser einigen bei den Missionsstationen gehaltenen Hausschweinen.

Wie die d'Entrecasteaux-Inseln mit der Ostspitze Neu-Guineas bis Bentley-Bai und Südcap (Suau), dem Archipel der Moresby-Inseln u. s. w. und der Louisiade eine eigene ethnologische Provinz bilden, die sich durch Eigenart der Waffen und Geräthschaften auszeichnet, so gilt dies auch in Bezug auf Schmuck und Zierrat. Unter den letzteren finden Scheibchen aus rother Spondylusmuschel, die sonst nirgends in Neu-Guinea und dem Bismarck-Archipel vorkommen, häufige Verwendung, ja dienen aufgereiht als Geld, sind also sehr werthvoll. Es verdient bemerkt zu werden, dass dasselbe Material im westlichen Polynesien, namentlich in den Carolinen, beschränkt auch auf den Marshalls, eine gleich wichtige Rolle spielt. Solche flache, runde, durchbohrte rothe Spondylusscheiben, von 5 bis 15 mm Durchmesser, werden auf Dinner-Island „Samakupa“ (vergl. Fig. 4), gleichartige, aus einer weissen Muschel geschliffene, „Waiatutta“ (vergl. Fig. 4 *aa—bb*) genannt. Eine zweite Sorte rother Spondylusscheibchen bilden ca. 22 mm lange und ca. 10 mm breite, längliche, flache Plättchen, und heissen „Bakiau“ (vergl. Fig. 3 *b*). Diese Muschelscheibchen werden hauptsächlich zu Ohrschmuck und kostbaren Halsketten verwendet und helfen als solche das Tragband eines gekrümmten Eberhauers, „Dona“ [1]), in zierlicher Anordnung schmücken, um diesem Schatze einen erhöhten Werth zu verleihen. Die beigegebenen Abbildungen (Taf. VI, Fig. 3 und Fig. 4) veranschaulichen zwei prachtvolle Stücke dieses kostbaren Halsschmuckes, deren Erklärung bei Taf. VI gegeben ist. Beide Stücke, von denen Fig. 3 die anthropologisch-ethnologische Abtheilung des naturhistorischen Hofmuseums in Wien ziert, stammen durch Goldie von der Insel Normanby.

Auf meinen letzten Reisen in Neu-Guinea und dem Bismarck-Archipel habe ich nur an wenigen Orten gekrümmte Eberhauer als Schmuck gesehen und noch weniger erlangt, da die Eingeborenen selbst dem so verlockenden Eisen gegenüber sich nur in den seltensten Fällen von ihrem Schatze trennen. Hat das Auge des kundigen Reisenden unter einer Schaar von Eingeborenen zufällig einen solchen Eberzahnschmuck entdeckt, so kann er in den meisten Fällen sicher sein, dass derselbe fast unter seinen Augen verschwindet. Auch ohne Sprachkenntniss errathen die schlauen Eingeborenen, was der sehnsüchtige Blick des weissen Mannes begehrt; das auf der Brust getragene Schmuckstück wird unbemerkt

[1]) Das Schwein heisst auf Dinner-Insel „Boroka“. O. F.

auf den Rücken gewendet, ebenso unbemerkt gelöst und von Hand zu Hand oder Fuss zu Fuss in Sicherheit gebracht. Die Eingeborenen stellen sich dann dumm und bieten allerlei andere Dinge an, obwohl sie sehr wohl wissen, um was es sich handelt. Und wir würden in ähnlichen Fällen ein Gleiches thun, und einen Brillantring nicht für ein paar Cocosnüsse oder einen Speer hergeben. Dabei ist nicht zu vergessen, dass sehr häufig der Träger eines Eingeborenen-Werthstückes nicht zugleich der Besitzer ist, da das Herleihen von solchen bei festlichen Gelegenheiten eine gewöhnliche Sitte der Kanaker ist.

An der ganzen Nordostküste von Neu-Guinea werden gekrümmte Eberzähne übrigens nur an einem einfachen Strick getragen und höchstens mit einem bunten Faserbüschel verziert. Ich sah nur im Finschhafen wenige Exemplare (vergl. Taf. VI, Fig. 2), die hier „Jabo“ heissen (Schwein „Bo“), dagegen in Astrolabe-Bai und auch auf der Insel Willaumez (Neu-Britannien) einen noch kostbareren Brustschmuck aus zwei aneinander gebundenen gekrümmten Eberzähnen, von denen ich nur Skizzen entwerfen konnte (vergl. Taf. VI, Fig. 5).

Wie selten derartige Schmuckstücke aus gekrümmten Eberzähnen in unseren Museen sind, beweist der Umstand, dass das frühere an Südseesachen so reiche Museum Godeffroy kein solches besitzt und wenigstens nach dem Kataloge („Die ethnographisch-anthropologische Abtheilung des Museums Godeffroy in Hamburg 1881“) nur unter den Photographien (S. 518 Nr. 9) „Leataua Peliope“, einen angesehenen Samoa-Häuptling mit „Eberzahn-Halsschmuck“ verzeichnet. In meiner grossen Photographien-Sammlung von Südsee-Eingeborenen trägt nur „Assi“ (Nr. 282), ein grosser Häuptling von Samoa, einen gekrümmten Eberzahn als Anhängsel seines Armbandes und ein Kaikolos oder Bergbewohner des Innern von Viti-Levu (Nr. 362) einen solchen am Halse. Bei einem stattlichen Fidschianer, der an der Tafel von Sir Arthur Gordon, dem damaligen Gouverneur von Neu-Seeland, aufwartete, sah ich ebenfalls einen solchen krummen Eberzahn, der über der europäischen Kleidung an einer silbernen Kette als kostbarer Brustschmuck paradirte. In der „Colonial and Indian Exhibition“ in London fand ich im vorigen Jahre unter den zahlreichen ethnographischen Gegenständen von Neu-Guinea nur einen gekrümmten Eberzahn, im British Museum sieben Stück von den Neu-Hebriden. Das kgl. Museum für Völkerkunde in Berlin erhielt von meinen letzten Reisen zwei Stück, von Finschhafen und von Dinner-Insel.

Der Unerfahrene kann übrigens getäuscht werden, da die Eingeborenen bei der enormen Seltenheit von wirklichen gekrümmten Eberzähnen solche imitiren, die dann noch immer einen werthvollen Schmuck minder Vornehmer bilden und schon der mühe- und kunstvollen Arbeit wegen viel höher stehen als imitirte Edelsteine echten gegenüber. Solche Imitationen werden aus dem Schlosstheile gewaltiger Tridacna-Muscheln geschliffen, die noch für so manche Schmuckstücke wie Geräthe (namentlich Axtklingen) werthvolles Material liefern, z. B. für Armringe. Imitirte Eberzähne, wie sie Taf. VI, Fig. 6 und 7 unserer Abbildung darstellen, dürfen immerhin als bedeutende Leistungen des Kunstfleisses der Eingeborenen gelten, da ihre Anfertigung ungeheure Mühe machen muss. Sie kommen begreiflicherweise viel häufiger als echte vor.

Ich habe sie an der Küste von Neu-Guinea von Teste- und Dinner-Island bis hinauf nach Berlinhafen, jedoch stets nur sehr vereinzelt und selten gesehen, erlangte aber nur wenige, da sie die Eingeborenen ausserordentlich hochschätzen. Das Berliner Museum besitzt durch mich Exemplare von Dinner-Insel, Krauelbucht und Dallmannhafen. Ein solches Schmuckstück nahe Pomone-Point der Karten bildet einen 17 mm breiten flachen Ring von 97 mm Durchmesser am Innen- und 130 mm am Aussenrande. In den d'Entrecasteaux und um Ost-Cap werden solche aus Tridacna imitirte Eberzähne an kostbaren Ketten von Spondylusmuschel (wie Fig. 3 und 4) getragen, an der Nordostküste von Neu-Guinea zuweilen mit eingravirtem Muster verziert. Sie kommen auch in Fidschi vor, wie die Abbildungen im „Anthropologischen Album des Museums Godeffroy“ (Taf. 9, Fig. 199 und Taf. 11, Fig. 227) zeigen.

Dass auch der Kenner von Südseesachen an Ort und Stelle durch Falsificate betrogen werden kann, erfuhr ich an der Nordostküste Neu-Guineas, wo mir ein Eingeborener mit der harmlosesten Miene einen gekrümmten Eberzahn anbot, dessen Spitze von einem anderen Zahne künstlich angestückt war.

Zum Schluss nun zu der Erklärung der Entstehungsweise dieser fast kreisrund gebogenen Eberhauer, die mir viel und immer vergebliches Kopfzerbrechen machte. Als Zoologe von Fach wusste ich, dass es keine Species von Wildschweinen mit solchen Hauern gibt, dass dieselben daher von gezähmten Schweinen herrühren und durch

irgend einen künstlichen Process während des Wachsthums erzeugt sein mussten. Die Erklärung der Eingeborenen selbst, dass eine besondere Vorrichtung am Unterkiefer des Schweines dieses künstliche Wachsthum zur Folge habe, war nicht mehr werth, als das „me no sabi“ (ich weiss nicht) oder „Kanaker make him“ (der Kanaker macht es eben), welches ich gewöhnlich zur Antwort erhielt. Die versprochene Lösung des „Kanakerräthsels“ habe ich Herrn Hugh Romilly, Deputy Commissioner for the Western Pacific, einem der besten und erfahrensten Kenner des Pacific, zu verdanken. Nach Herrn Romilly's Erfahrungen ist die Sache sehr einfach folgende: Dem betreffenden Eber wird in der Jugend der dem unteren entgegenstehende obere Eckzahn ausgebrochen, wodurch der untere nun ohne jedes Hinderniss, welches ihn zwingt zu divergiren, in gleichmässiger Krümmung wachsen kann, bis seine Spitze fast ins Fleisch reichend beinahe die Basis erreicht. Auch mir scheint dies die einzige richtige und zugleich so naturgemässe Erklärung, denn in der That fehlt allen diesen kreisrunden Eberhauern die bei allen normalen Eberhauern so charakteristische Abschleifungsfläche des inneren Spitzentheiles (vergl. Taf. VI, Fig. 1 a), der Spitzentheil ist vielmehr verdünnt und mehr oder weniger abgerundet. Nicht wahr! Diese Erklärung [1]) ist leicht! — wenn man sie weiss.

[1]) Das „British Museum“ in London gibt sie übrigens Jedem, der sich die Mühe nimmt, die ebenso interessante als belehrende „Introductory or Elementary Morphological Collection“ oder das „Index Museum“ zu studiren, jene geniale Schöpfung Professor Flower's, die allen zoologischen Museen angelegentlichst zur Nachahmung empfohlen werden kann. Bei meinem jüngsten Besuche im September d. J. im British Museum sah ich in der genannten Abtheilung einen solchen kreisrunden Eberzahn, dessen lehrreiche Etiquettnotiz ich hier wiedergebe: „The lower canine tooth of a boar, which in consequence of not wearing against the opposite tooth has grown into a nearly complete circle. From the Fijiis, where it is the custom of the natives to induce this condition artificially by the removal of the upper canine, when the animal is young.“ In der ihm eigenthümlichen concisen Weise sagt Professor Flower mit diesen wenigen Worten Alles, die ihm zugleich neben Romilly das Verdienst der richtigen Erklärung dieser abnormen Zahnbildung sichern. O. F.

Es wäre interessant, zu erfahren, ob ähnliche deformirte Eberzähne auch von unseren Haus- und Wildschweinen bekannt sind? Ich selbst habe, ausser in Museen, nur einmal einen kreisförmigen Eberhauer in dem Schaufenster eines Drechslers in Berlin gesehen. Der Ladeninhaber wusste natürlich nicht, woher derselbe kam, kannte aber die Seltenheit des Exemplares sehr wohl, denn er verlangte 40 Mark dafür, was gegenüber den Südseepreisen immerhin nicht zu hoch zu nennen ist. Jedenfalls stammte auch dieser Hauer irgendwo aus der Südsee her, wo sie nach Herrn Romilly am häufigsten auf den Neu-Hebriden, namentlich Tanna, vorkommen. Auch sie werden aber wie so manches Andere bald verschwunden sein und wie Halsbänder aus Cachelotzähnen der Vergangenheit angehören. Meinen schwarzen Freunden in der Südsee möchte ich aber mit diesen Zeilen für immer das Recht einer Erfindung gewahrt wissen, die für die Intelligenz dieser sogenannten „Wilden“ beredtes Zeugniss ablegt.

Beiträge zur Ethnographie des Congo.

Von

Oscar Baumann.

Mit 31 Illustrationen (Fig. 17—47) von ***Ignaz Spöttl*** *nach Originalskizzen und selbst gesammelten Objecten des Verfassers.*

Der Reisende, der von Norden her an der Westküste Afrikas entlang fährt, erreicht bei Majumba die nördlichste Verbreitungsgrenze einer Sprache, welche an der Küste häufig als Fiot bezeichnet wird, richtiger aber mit dem im Inneren gebräuchlichen Namen Kikongo zu benennen wäre. — Zu den zahlreichen Stämmen, welche sich dieses reinen Bantu-Idioms bedienen, gehören auch die Bewohner der Congoufer zwischen der Mündung des Stromes und dem Stanley Pool. — Im Mündungsgebiete selbst wohnen die Mussorongo, an welche sich im Südosten die Eingeborenen des Königreiches Congo, die Mussikongo, anschliessen. — Die Uferstämme bis Mbanza Manteka einerseits und dem Mbundithale andererseits, welche europäischem Einflusse nahe sind und zahlreiche portugiesische Fremdwörter in ihre Sprache aufgenommen haben, bezeichnen sich selbst als Mussimboma. Westlich von denselben erstreckt sich das Gebiet der reinen Bakongostämme, die in mehrere Unterabtheilungen, die Basundi, Babuende etc. zerfallen. Die Balali bei Linzolo am Nordufer sind ein Mischvolk aus Bakongo und Bateke; auch am Südufer wird gegen den Stanley-Pool zu der Bateke-Einfluss bemerkbar. Bei Ngoma's Dorf und unweit Leopoldville sind Enclaven der Bawumbu, eines räthselhaften Volksstammes. Beide Ufer des Stromes bis zur Kassai-Mündung werden von Bateke bewohnt, die eine vom Kikongo verschiedene Sprache (Kiteke) sprechen. Die Bamfumu zwischen Msuata und der Kassai-Mündung sind nichts als ein Tribus der Bateke. Weiter stromaufwärts sind zwischen den Bateke-Niederlassungen zahlreiche Enclaven der Bajansi (auch Babangi genannt) vertreten.

Oberhalb Tschumbiri's ist das linke Ufer nur von Bajansi bewohnt; am rechten Ufer herrschen Bateke vor. Ein Zwischenglied bilden die Bangurunguru am Likona- und Mbunga-Fluss. Bei Bolobo und Lukolela treten kleine Niederlassungen der Banunu an den Strom, eines Stammes, der eine ausgedehnte Zone im südlichen Congogebiet innehaben soll. Unweit der Aequatorstation im Dorfe Wangata wohnen die Bakuti als einziger bis zum Congostrome selbst vorgeschobener Posten des mächtigen Innlandstammes der Balolo, den Grenfell an allen südlichen Zuflüssen nachwies. Den Bajansi, welche ausgedehnte Striche am unteren Ubangi bewohnen, folgen in der Reihenfolge am Congo die Bangala, Mobeka und Mokoni, sowie der Handelsstamm der Marundscha, zu welchem auch Ikenungu gehört. Von den weiter stromauf zwischen Mpesa und Loïka-Mündung wohnenden Stämmen, die einen einheitlichen Charakter zu tragen scheinen, ist ein zusammenfassender Name nicht bekannt. Oberhalb des Loïka beginnt das Gebiet der Lukerëu-Stämme, welche in Sprache und Sitten einheitlich zu sein scheinen. Zu diesen gehören die Basoko vom Aruwimi, die Jarikina und Jasangardia, die Stämme vom unteren Lomami und Mbura und die Bakumu des Binnenlandes der Stanley-Fälle. Ob die Wagenia, welche die Ufer des Stromes an den Stanley-Fällen bis Nyangwe bewohnen, dieser Gruppe zuzurechnen sind, ist fraglich. Die genannten Volksstämme sind es, mit welchen ich während eines am Congo zugebrachten Jahres in Berührung kam und welche in nachfolgenden Zeilen in Betracht kommen.

Bei der, ethnographischen Forschungen wenig vortheilhaften, ausgedehnten Anlage unserer Expedition ist es wohl begreiflich, wenn meine ein so ungeheures Gebiet umfassenden Beobachtungen nur lückenhaft und fragmentarisch sind.

Betreffs der Stämme der Congo-Mündung weise ich auf specielle Publicationen von Chavanne, Pechuel-Loesche, Zintgraff, Monteiro u. A. hin und wende mich direct zur Besprechung der reinen Bakongo. Ihrem Aeussern nach können die Bergstämme des Kataraktengebietes gerade nicht schön genannt werden. Es sind meist magere, sehnige Gestalten mit scharfen Gesichtszügen und runzeliger Haut an den Beinen. Die Weiber sind stark, plump, von männlichem Habitus und sehr reizlos. Doch hat die

Natur die Bakongo mit grosser Körperkraft und Zähigkeit ausgestattet und sie befähigt, als Träger unermüdlich die öden Berghänge ihres Vaterlandes zu durchwandern. Gleich allen Bantu sind sie heiteren Gemüthes, geschwätzig und ausgelassener Lustbarkeit ergeben. Im Vergleiche zu anderen Stämmen müssen sie moralisch genannt werden. Schattenseiten ihres Charakters bilden Misstrauen, Habsucht und Verlogenheit.

Die Kleidung der Bakongo besteht aus einem europäischen Tuch oder Mattenzeug, das mehrfach um die Lenden geschlungen wird. Bei kühler Witterung wird ein Theil desselben als Ueberwurf getragen. Die Weiber haben eine Schnur um den Leib, von welcher vorne ein schmaler, hinten ein breiterer Zeugstreifen herabhängt. Auch die Brüste werden in manchen Gegenden mit einem Zeugstreifen bedeckt.

Fig. 17. Haarfrisuren der östlichen Bakongo.

Narbenverzierung an Armen und Brust, seltener im Gesichte sieht man in gewissen Districten. Die Bakongo sind unreinlich, ihre Haut ist meist mit einer grauen Staubschichte bedeckt. Sie pflegen sich am ganzen Körper mit einer violettrothen Farbe zu bemalen, die in kleinen Stangen verkauft wird. Die Weiber beschmieren sich zur Zeit der Menstruation im Gesichte zinnoberroth; sonst pflegen sie den kahlrasirten Scheitel mit schwarzem Pech zu bestreichen. Auch gelber und weisser Thon wird zum Bemalen verwendet. Gewisse Stämme pflegen die vorderen Schneidezähne auszubrechen, andere eine viereckige Lücke in dieselben auszufeilen. Cylindrische Holzklötze im Ohrläppchen und durch die Nasenscheidewand sind besonders bei Weibern in den Districten von Ndunga und Kalubu häufig. Das Haar wird bei Weibern und Kindern stets, bei Männern manchmal abrasirt, sonst häufig mit Pech verkleistert. Erst oberhalb Manianga treten Haarfrisuren abenteuerlichster Art auf, auf welche jedoch keine besondere Sorgfalt verlegt wird (Fig. 17). Manche Haarfrisuren scheinen sogar weniger als Schmuck, denn als Polster gegen die am Kopfe ruhende Last zu dienen. In neuerer Zeit pflegen die Bakongo häufig europäische Hüte und Mützen zu tragen. Um den Hals schlingt sich als zauberkräftiges Amulet die Schwanzborste des Elephanten. Sonst sind Messingdrähte und Ringe als Hals-, Arm- und Fussbänder beliebt. Glasperlen, deren in jedem Districte andere beliebt sind, werden häufig, besonders von Weibern in Schnüren um den Hals und um den Leib getragen. Manchmal hängen lange Schnüre derselben über den Rücken und tragen an den Enden kleine Schellen. — Bei Lukunga und im Kalubufelde pflegt man ein weisses Band um die Stirne zu schlingen.

Die Sprache des Bakongo, das Kikongo, klingt sehr angenehm und gehört zu den beststudirten Bantu-Sprachen. Besonders die Missionäre der englischen Baptisten-Mission und jene der katholischen Mission zu Landana haben sich durch Herausgabe von Lexikons, Uebersetzungen u. dgl. Verdienste um deren Erforschung erworben.

Obwohl es nicht schwer fällt, sich eine oberflächliche Kenntniss des Kikongo zu erwerben, so bietet der ausserordentliche Reichthum dieser Sprache dem gründlichen Studium doch grosse Schwierigkeiten. An den Kongoufern werden verschiedene Dialekte der Sprache gesprochen, die jedoch nicht sehr von einander differiren. Die Bakongo sprechen schnell und sind grosse Redner; bei Versammlungen werden meist längere Anreden gehalten, deren Kraftstellen das Auditorium mit gleichzeitiger Wiederholung der Endsilben begleitet.

Ausser der Sprache der Nkimba-Secte haben die Bakongo noch mannigfache Geheimsprachen, die jedoch nur durch Verstellung der Laute gebildet werden.

Albinismus — theils vollständiger, theils partieller — ist unter den Bakongo nicht selten. Krüppel trifft man wenige, doch kann man einzelne Leute mit 6 Fingern an jeder Hand im Kataraktengebiete sehen. Tritt diese Eigenschaft bei einem Chef (Mfumu) auf, wie es z. B. bei Mfumu Makitu von Ngombe der Fall ist, so wird sie als Zeichen besonderer geistiger Kraft betrachtet.

Die Dörfer der Bakongo sind meist klein und liegen in grosser Zahl über das Land zerstreut. Da

die Berghänge meist kahl und trostlos sind, während Humusboden und Vegetation sich nur in den engen Thalschluchten und auf den Gipfelplateaux angesammelt, finden wir die meisten Dörfer auf den Gipfeln der Berge. Diese Anlage hat den Nachtheil, dass die Dörfer vom Wasser meist weit entfernt sind. Doch sind die Thalhänge so steil und die Sohle so schmal, dass die Anlage von Dörfern daselbst selten möglich wird. Die Häuser sind meist willkürlich zwischen den Culturen, den Oelpalmen und Bananen zerstreut; seltener bilden sie Längsdörfer mit einer Dorfstrasse oder liegen um einen Platz gruppirt. Bei den wenigen Dörfern, welche an den Abhängen liegen, werden Terrassen in den Lateritlehm geschnitten. Manche Dörfer zerfallen in Complexe. Die Hütten mehr jenen der Bateke. Sie haben rund- oder spitzbogenförmige Dächer, keine Veranda und eine etwas grössere Thüre. (Fig. 19.) Alle Bakongohütten haben einen rechteckigen Grundriss und die Eingangsthür an der Schmalseite. Die Thür kann durch einen Schuber verschlossen werden, welcher oft mit originellen Malereien verziert ist. Die Hütte ist im Innern durch Matten in eine oder mehrere Abtheilungen getheilt und kann, obwohl klein, doch recht wohnlich genannt werden. Einige Steine oder Bruchstücke von Termitenhügeln dienen als Feuerstelle, wo das immer glimmende Herdfeuer Tag und Nacht erhalten wird.

Die Bakongo verlegen ihre Dörfer nicht selten; gar oft zeigen Palmen- und Bananengruppen die

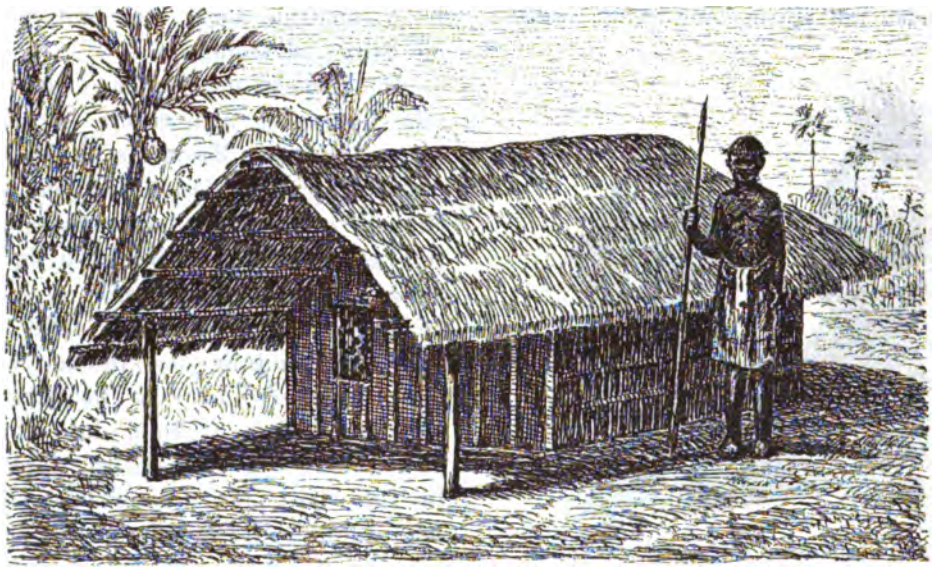


Fig. 18. Hütte der westlichen Bakongo.

Wände der Hütten sind aus den Blattrippen der Raphia-Palme hergestellt, welche mit Bast verknüpft werden. Jede Wand wird erst vollständig hergestellt und dann in den Boden eingelassen. Das Dach besteht aus dachziegelförmig übereinandergelegten Bananenblattgeflechten, der Boden ist festgestampfter Lehm. Die Form der Häuser ist verschieden, doch lassen sich zwei Haupttypen unterscheiden, deren Grenze etwa bei Manianga verläuft. Westlich davon sieht man Hütten mit Dächern der gewöhnlichen Dachform, welche sich über die Vorderwand der Hütte zu einem kleinen Vordache erweitern, das durch Pfeiler gestützt wird. (Fig. 18.) Diese Hütten haben sehr kleine Thüren, deren Schwelle ca. 30 cm über dem Boden liegt. Oestlich von Manianga ähneln die

Stätte eines verlassenen Dorfes an, ja während der Zeit meiner Anwesenheit am Kongo wurden Dörfer verlegt und neue errichtet. Die Veranlassung zu diesen Ortsveränderungen liegt wohl meist in Nahrungssorgen und in Kriegen, häufig aber auch in anderen Umständen. So haben die an der Karawanenstrasse zwischen Matadi und dem Stanley-Pool gelegenen Dörfer ihre Wohnsitze in neuester Zeit verlegt, weil sie durch die Karawanen zu sehr belästigt wurden.

Mit Jagd beschäftigen sich die Bakongo wenig, etwas mehr mit Fischerei. Sie dämmen manche Bäche zu Fischereizwecken ab, auch pflegen sie trichterförmige Fischreusen in den Katarakten des Kongo anzubringen. Wie alle Kongostämme, rudern auch die Bakongo stehend ihre einbäumigen Canoes. Die Kata-

rakte des Stromes und der Nebenflüsse verhindern jedoch jeden Verkehr und die Canoes werden nur zu Ueberfuhrzwecken benützt.

Die Hausthiere der Bakongo sind Hunde, Katzen, Ziegen, Schweine, Hühner, seltener Tauben und Schafe. Die Hunde gehören der gewöhnlichen centralafrikanischen Art mit windhundartigem Habitus an, kurzhaarigem, glattem Fell, steifen Ohren und sind meist von gelbbrauner, weiss gescheckter, seltener schwarzer Farbe. Sie werden von ihren Herren nicht ernährt, sind daher meist von skeletartiger Magerkeit und nähren sich fast ausschliesslich von menschlichen Excrementen. Es sind ekelhafte, heulende Geschöpfe. Den männlichen Hunden pflegt man euterartige Holzklappen anzubinden. Katzen sind selten. Die Ziegen sind kurzhörnig, glatthaarig, schwarz und weiss geblässt, kurzbeinig und von untersetzter Gestalt. Sie sehen meist wohlgenährt aus und werden des Fleisches halber gehalten. Die Milch wird nicht benützt. Schweine trifft man in vielen Dörfern; sie sind langbeinig, mit langen Rüsseln, von schwarzer Farbe und recht wohlschmeckend. Die kleinen mageren Hühner sind überall reichlich; dagegen sah ich Tauben nur in der Gegend von Isangila.

Manche Bakongostämme essen mit Vorliebe dicke weisse Maden, die in den faulenden Blattdächern leben, sowie weisse Ameisen und Termiten. Auch Frösche und Spitzmäuse, an Stäbchen gebraten, werden nicht verschmäht. Dagegen empfinden alle Bakongo vor Cannibalismus einen heftigen Abscheu.

Die Hauptculturpflanzen sind Maniok, Grundnüsse und Oelpalmen; ausserdem werden auch viel Bohnen, Bananen und süsse Kartoffeln, seltener Mais, Yams, Taro, Zuckerrohr, Tabak, Hanf und Kola angebaut. Maniok wird meist durch Einpflanzen der Wurzelstöcke oder einzelner Stecklinge angebaut. Am Congo gedeiht meist die bittere Varietät dieser Pflanze. Obwohl es in Lehrbüchern der Botanik heisst, dass Maniok im rohen Zustande giftig sei, essen ihn die Eingeborenen, und habe ich selbst mit meinen Leuten gar oft die weissen, milchigen Wurzelstöcke unbeschadet roh gegessen. Der Maniok wird manchmal zum Genusse einfach abgekocht, hauptsächlich jedoch zur sogenannten Kikwanga oder kurzweg Kwanga verarbeitet. Um dieses Hauptnahrungsmittel zu gewinnen, wird der reife Wurzelstock geschält und längere Zeit im Wasser aufgeweicht. Zu diesem Zwecke werden öfters kleine Einzäunungen in den Bächen angebracht. Hierauf wird der Wurzelstock in der Sonne getrocknet und zerfällt zu einer schneeweissen, mehligen, faulig riechenden Masse. Diese wird mit Wasser geknetet, abgekocht, in Würste oder Laibe geformt und in Bananenblätter eingeschlagen. Die Kwanga ist dann eine zähe, graue Masse, deren Geruch zwar nicht sehr angenehm ist, die jedoch entsprechend behandelt, selbst für den Europäer geniessbar wird. In Palmöl gebratene Kwangaschnitten sind sogar ein sehr gutes Gericht.

Die Grundnüsse (Arachis hypogaea), welche auch in sterilen Gegenden gedeihen, werden geröstet oder

Fig. 19. Hütte der östlichen Bakongo und der westlichen Bateke.

gekocht gegessen, meist aber geröstet, zerstampft, reichlich mit rothem Pfeffer gemischt und zu Würsten in Bananenblättern geformt. Die Oelpalme dient dem Bakongo als Wein- und Oelspenderin. Der Palmwein wird gewonnen, indem man in den Stamm der Palme unterhalb der Krone ein ca. 3 cm im Gevierte messendes Loch bis in's Mark einschneidet. An diese Oeffnung, welche von den Bakongo mit eigens dazu dienenden Hackenmessern ausgeschnitten wird, wird die Mündung einer Kalebasse angebracht und diese durch ein gerolltes Bananenblatt als Leitung mit dem Mark des Baumes in Verbindung gesetzt. Täglich Morgens und Abends wird der Baum mittelst einer Bastschlinge erklettert und der frische Palmwein (Malafu) herabgeholt. Es ist dies ein milchigweisses, leicht gährendes Getränk, welches angenehm erfrischend schmeckt. Nach ein bis zwei Tagen wird es sauer und für den Weissen ungeniessbar, während die Schwarzen den Malafu seiner berauschenden Wirkung halber dann am liebsten trinken. Bananen, sowohl die sogenannten Plantains (Mankonde) als die süssen Bananen (Bitibe) wachsen in allen Dörfern. Erstere werden im reifen Zustande, roh, gekocht und geröstet, im grünen Zustande nur geröstet, letztere nur im reifen Zustande roh gegessen. Verschiedene Bohnen- und Erbsenarten recht guter Qualität werden allerorts viel angebaut. Besonders am Nordufer trifft man dieselben häufig. Ebenso ist die süsse Kartoffel nicht selten, bildet sogar in gewissen Districten die Hauptnahrung. Yams, Taro, Mais und einige Gemüsearten findet man wohl auch allerorts, doch in geringer Menge. Halbwild gedeihen in allen Dörfern der afrikanische Pfeffer und der Baumwollstrauch. Tabak wird wenig angebaut, kommt jedoch in reichen Mengen aus dem Batekelande. Die Bakongo, Männer und Weiber, sind starke Raucher. (Fig. 20.) Auch dem Hanf-(Djamba)rauchen sind sie ergeben. Sie ziehen den narkotischen Rauch aus einer Kalebasse ein, was sie in einen aufgeregten Zustand versetzt, in welchem sie viel sprechen und tactmässig zu husten pflegen. Das Kolakauen ist bekannt, aber nicht besonders beliebt. An Früchten besitzen die Bakongo Citronen, Papaias und Ananas. Salz wird ihnen von den Factoreien geliefert.

Den Bakongo ist der Bergbau und die Bearbeitung der Metalle nicht fremd. Sie verstehen es, sowohl aus dem massenhaft anstehenden Raseneisenstein Eisen, wie aus den nördlich von Manianga anstehenden Schwefelkupfererzen das Kupfer herzustellen. Die Art der Gewinnung wird geheim gehalten und ist unbekannt. Das Roheisen der Bakongo (sehr gutes, reines Schmiedeeisen) kommt in Nägelgestalt in den Handel. Das Kupfer wird in kleinen Stangen geformt, ist jedoch verunreinigt. Aus dem Eisen werden verschiedene Geräthe, Aexte, Messer, Schaufeln, Spitzhauen etc. geschmiedet, wobei ein primitiver Blasbalg verwendet wird. Aus Kupfer werden Armringe und andere Schmuckgegenstände hergestellt.

Fig. 20. Tabakspfeife der Bakongo. $^1/_5$ nat. Gr.

Auch das Messing, welches der Handel liefert, wird mannigfach umgearbeitet.

Das Herstellen und Färben von Thontöpfen (Fig. 21), Flaschen und Krügen verstehen die Bakongo sehr gut; ebenso sind sie im Korbflechten, Erzeugen der Mattenstoffe und Schnitzereien in Holz und Elfenbein recht geschickt. Seile werden meist aus der Ananasfaser gedreht. Stühle sind den Bakongo auffallenderweise unbekannt; sie sitzen auf Brettern am Boden. Eine eigenthümliche Sitte ist oberhalb Manianga verbreitet. Man sieht dortselbst zahlreiche in Reihen aufgestellte, mit einer Schnur verbundene Stangen, die an eine Telegraphenleitung erinnern. Man sagt, dass dieselben zum Fangen der Fledermäuse verwendet werden, doch scheint mir dies keineswegs sicher.

Fig. 21. Topf der Bakongo. $^1/_5$ nat. Gr.

Die medicinischen Kenntnisse der Bakongo sind unbedeutend, ihr Heilverfahren beschränkt sich hauptsächlich auf Zaubermittel, Bemalen mit verschiedenen Farben etc. Die Syphilis ist unter ihnen nicht sehr verbreitet. — Die Kinder werden lange nicht entwöhnt; man kann 6—7jährige Jungen öfters Muttermilch trinken und dazu Kartoffeln essen sehen. Der Bauch der Kinder ist oft unförmig aufgetrieben. Die Beschneidung ist häufig.

Die eigenthümliche Knabenerziehung der Nkimbasecte, welche im Mündungsgebiet und dem Küsten-

lande so häufig vorkommt, ist bei den Bakongo in der Abnahme begriffen und reicht nur bis Mbanza-Manteka. Knaben zwischen 7 und 15 Jahren werden in einem eigenen abgelegenen Dorfcomplexe unter Aufsicht eines Zauberdoctors (Nganga) erzogen. Sie bemalen sich am ganzen Körper weiss; buschige Grasbündel, die unter den Schultern zusammengebunden werden, bilden ihre einzige Kleidung.

Die Nkimba halten ihre Gebräuche streng geheim; sie sprechen eine eigene, vom Kikongo total verschiedene Sprache. Der Austritt aus der Secte ist mit einer Namensänderung verbunden.

Da einige Missionäre (Mr. Richards in Mbanza Manteka, Mr. Clark in M'palaballa und Mr. Eady zu Wangata, sämmtlich von der American Baptist Union) Vocabularien dieser Sprache sammeln konnten, so dürften wir wohl bald über das Wesen derselben Näheres erfahren.

Die Heiraten werden durch Kauf der Braut geschlossen. Vielweiberei ist bei Chefs häufig. Den Weibern obliegt hauptsächlich die Feldarbeit; täglich kann man sie mit dem spitzen Tragkorbe oder dem lichtfarbigen Säugling am Rücken ackern sehen. Die Moralität der Bakongo ist eine relativ grosse; Ehebruch wird ziemlich strenge geahndet. Die Hauptbeschäftigung der Männer ist der Handel und Karawanentransport. Die Handelsstrasse ging früher über San Salvador nach Ambrisette; jetzt geht sie nach den Factoreien am unteren Kongo, Fuka-Fuka, Kala-Kala, Ango-Ango, Noki etc. Aus der nächsten Umgebung derselben werden Palmöl, Palmkerne und Grundnüsse, von Kinsuka Kautschuk und weiter aus dem Inneren Elfenbein geliefert. Bei dem Handel mit letzteren bilden die Bakongo die Zwischenhändler zwischen den Bateke und den Weissen. Ihre reichen Händler (Makitu, Lutete, Mfumu Nsabi u. A.) kaufen das Elfenbein am Stanley-Pool und lassen es durch Karawanen nach den Factoreien schaffen. Dort werden europäische Güter (Steinsalz, bunte Stoffe, Messingdraht, Messer, Pulver, Gewehre etc.) eingetauscht und wieder landeinwärts transportirt. Der Kongoträger legt seine Last in ein Geflecht aus Palmwedeln (Matete) und trägt sie auf Kopf oder Schulter. Die Träger bewegen sich in kurzen, schnellen Schritten und stützen sich auf den Stock. Im Trägerdienste sind die Bakongo unermüdlich; sie vermögen 65—80 Pfd. täglich 8—9 Stunden weit durch die steilen Berglande zu tragen.

Eine grosse Rolle im Leben der Bakongo spielen die Märkte, welche an bestimmten Stellen alle 4 bis 8 Tage abgehalten werden. Alle Arten Victualien, Vieh und einheimische Industrieartikel werden hier von Männern und Weibern feilgeboten, dabei wichtige Angelegenheiten erledigt und Träger angeworben. An den Markttagen wird viel gegessen und getrunken und alle umliegenden Dörfer sind in heiterer Aufregung.

Wie alle Bantu-Stämme, so halten auch die Bakongo Sklaven. Es sind dies jedoch eher Leibeigene, sogenannte Haussclaven, die so grosse Freiheiten geniessen, dass es kaum möglich ist, eine Grenze zwischen Sklaven und Freien zu ziehen. Selbst Jemand, der notorisch mehrere Sklaven besitzt, ist Leibeigener seines Mfumu (Dorfchefs), und diesen wieder nennt ein grösserer Mfumu seinen „Mulek“ (Jungen, Sklaven). Im Allgemeinen äussert sich das Dienstverhältniss nur darin, dass der Sklave für seinen Herrn unentgeltlich gewisse Arbeiten, Trägerdienste etc. leisten muss. Die Bakongo kaufen ihre Sklaven meist im Lande selbst; selten beziehen sie dieselben vom oberen Congo. Dagegen kann man bei den Bajansi ziemlich viele Bakongosklaven treffen.

Die Bakongo scheinen sich früher in mehrere Stämme (Babuende, Basundi, Basesse etc.) getheilt zu haben, deren jedem ein König vorstand. Als Souverän Aller galt damals der König von Congo (San Salvador). Derzeit hat diese Stammesgliederung vollständig aufgehört; die Bakongo sind in zahllose Gemeinden zersplittert, deren jede einem Mfumu (Dorfchef) gehorcht. Es ist dies meist ein älterer Mann, den man etwa als Dorfschulzen bezeichnen könnte.

Ntotila, der König von San Salvador, übt immer noch eine nominelle Souveränität über das Südufer des Congo bis Ngombe aus. — Die Erblichkeit der Mfumuwürde soll auf den ältesten Sohn der Schwester übergehen. Je nach dem Reichthum und der Macht der Familienglieder gelingt es oft einem Jüngeren, eine bedeutendere Stellung als der wirkliche Mfumu selbst, einzunehmen. So sind z. B. in Ngombe die Brüder Makitu und Lutete, reiche Händler, die wirklichen Herren, und Niemand beachtet den älteren Bruder, den wirklichen Mfumu Ngombe, oder den greisen, erblindeten Vater.

Die Gemeinden leben manchmal in Feindschaft, die meist im Handel und Karawanenverkehr ihre Ursache hat. Nicht selten kommt es auch zum Kriege, der jedoch trotz der zahlreichen Steinschlossgewehre meist sehr unblutig verläuft. — Einen Weissen, oder nach Art der Weissen gekleideten Schwarzen nennen die Bakongo „Mundele“ (= muntu malele, der Kleider-

mann) und haben vor ihm grosse Scheu. Selten wird ein Träger aus der Last eines Weissen etwas stehlen; er fürchtet, dass die Mukanda (der Brief), den dieser der Last beigegeben, seinen Diebstahl berichten werde. Die Furcht vor dem Weissen geht so weit, dass ihm in Kriegen nur schwacher Widerstand geleistet wird, ja dass Officiere des Congostaates mit 5 Sansibariten Dörfer erobern und verbrennen konnten.

Die Bakongo verdingen sich nur ungern auf längere Zeit an Weisse. Dagegen lassen sie sich zum Trägerdienst auf gewisse Strecken gerne anwerben und suchen dabei auf jede Weise vom Weissen etwas zu erpressen. Energisches Auftreten wird ihnen gegenüber jedoch stets zum Ziele führen.

Die Musikinstrumente der Bakongo bestehen aus der langen Trommel, der eisernen Glocke, dem Flötenhorn aus Elfenbein oder Antilopenhorn und einem kleinen Instrumente, bei welchem Eisen oder Messingdrähte über einem Resonanzboden zum Schwingen gebracht werden. Ihr Gesang ist eintönig, doch nicht unmelodisch. Beim Tanzen stehen meist Männer und Weiber in zwei Reihen einander gegenüber und tanzen in obscöner Weise. Sie halten jedoch strenge nach der Trommel Tact, singen dabei und klatschen mit den Händen. Manchmal springt einer in die Mitte und führt einige kühne Sprünge aus. Die grösste Feier der Bakongo ist jene beim Tode eines Mfumu oder sonst angesehenen Mannes. Sobald ein solcher stirbt, wird er von seinen Weibern über dem Feuer gedörrt und dann in möglichst viel europäisches Zeug eingeschlagen. Die vollendete Mumie ähnelt einer grossen Schmetterlingspuppe und ist in rothes oder blaues Zeug gehüllt. In dieser Weise bleibt der Leichnam oft Monate lang liegen, bis alle Vorbereitungen zur Beerdigungsfeier vollendet sind. Zu derselben kommen alle Mfumus und zahlreiche Freunde aus der Umgebung. Tag und Nacht werden blind geladene Flinten in die Luft abgefeuert, um die bösen Geister zu tödten. Alle tragen ihre wildesten Haarfrisuren und sind abenteuerlich bemalt, die Frauen reich mit Glasperlen geschmückt. Tagelang tönt die Trommel und das Horn und werden unaufhörlich Tänze aufgeführt. Dazu wird viel gegessen und Malafu getrunken. Das Ergreifendste ist die Schlussscene, bei welcher mehrere Männer mit der Mumie des Todten einen Tanz aufführen, wobei alle Anwesenden ein wildes Geheul anstimmen und die

Fig. 22. Bakongo-Grab in Mfumu Nsabi's Dort.

Bananen des Dorfes umreissen. Zuletzt wird der Todte in sein Grab gelegt und auf dasselbe zahlreiche meist europäische Töpfe, Flaschen, Krüge etc. gestellt. Alle werden jedoch vorher beschädigt, um sie vor Diebstahl zu schützen. Aus diesen Gefässen soll der Geist des Todten sich nach dem Glauben der Bakongo nächtlicherweile laben. Um die Gräber werden Cactus und Euphorbien gepflanzt. (Fig. 22.)

Ueber die religiösen Begriffe der Bakongo etwas mitzutheilen, ist schwer, da darüber noch wenig bekannt ist. Sie erkennen ein gutes Princip (Nsambi) und ein böses (Nkissi), gegen welches sie sich durch Amulette schützen. Es gibt unter ihnen Zauberdoctoren (Nganga), die sich mit Regenmachen u. s. w. beschäftigen. — Fetischfiguren sind weit seltener als

im Küstengebiete und werden geheim gehalten, mögen in manchen Districten auch ganz fehlen. An den Thüren der Häuser sieht man öfters bunte Malereien und aufgehängte Hörner, Wurzeln, Eierschalen etc., als Amulette dienend. (Fig. 23.)

In Dadang fand ich auf einem Grabe Lehmfiguren, die einen reitenden Weissen, ein Krokodil und eine Mutter mit dem Kinde in primitiver Weise darstellten und religiöse Bedeutung haben sollen. Ob bei den religiösen Gebräuchen Menschenopfer üblich sind, ist zweifelhaft; eine mit Gebeinen erfüllte Schlucht bei Lutete und ein aufgehängtes Skelet am Makuekue-Markt mögen darauf hindeuten. Das Gottesurtheil durch Kassawa-Essen ist bei ihnen üblich.

Nachdem man das Gebiet der Bakongo sowie einiger Eingangs erwähnter Mischstämme passirt, erreicht man am Stanley-Pool zum ersten Male reine

Fig. 23. Hausthür. Nkumba (Bakongo).

Bateke. Die Bateke bewohnen in geschlossenen Massen das Land zwischen dem Quellgebiet des Ogowe und dem Congo; ihre Niederlassungen am linken Ufer des Stromes sind nur Colonien, und ausschliesslich auf die Uferregion beschränkt. Schon der äussere Unterschied zwischen Bakongo und Bateke ist ein derartiger, dass es unmöglich wäre, Angehörige dieser beiden Stämme zu verwechseln. Die Bateke sind hochgewachsene, kraftvolle Gestalten mit langen, anziehenden Gesichtszügen. Ihr Benehmen ist weit ruhiger, ernster und anständiger als das der Bakongo, die sie auch an Reinlichkeit und Intelligenz übertreffen. Die Stammesmarke der Bateke besteht aus leichten Schnittnarben, die parallel verlaufend, das Gesicht der Länge nach durchziehen. Sie bemalen sich manchmal mit Rothholz. Ihre Kleidung gleicht jener der Bakongo, doch pflegen sie den Ueberwurf häufiger zu tragen. Die Haarfrisur bedeckt stets den Hinterkopf. Am häufigsten ist es ein niedriger Chignon, in dessen Mitte die Haare concentrisch verlaufen, der bei Männern und Weibern üblich ist. Doch werden auch Rundschöpfe, Helme, Zöpfe etc. getragen, wobei sich einerseits die Bakongo-, andererseits die Bajansi-Moden geltend machen. (Fig. 24.) — Bei den Alima-Bateke ist das Spitzfeilen der Zähne üblich. Im ganzen Wesen dieses Stammes tritt zu Tage, dass für denselben die Existenzbedingungen weit günstiger sind als für die Bakongo. Das fruchtbarere Land, der offene, schiffbare Strom [1]) erleichtert den Kampf um's Dasein bedeutend und ermöglicht einen grösseren Wohlstand der Bevölkerung.

Die Bateke sind auch schlaue Händler; doch bleibt ihnen das mühelose Geschäft der Zwischenhändler,

a b

Fig. 24. Frisuren.
a) Bajansi. b) Bateke.

da ihnen einerseits die Bajansi und Wabuma aus dem Inneren Elfenbein in Canoes zuführen, andererseits die Bakongo dessen Weitertransport nach der Küste übernehmen.

Die Batekedörfer liegen oft am Strome oder in dessen Nähe, am Stanley-Pool [2]) sind es grössere, offene Complexe, welche im Schatten prächtiger Baobabs und Oelpalmen zerstreut sind. Beim Zweigstamme der Bamfumu [3]) liebt man es, den Wald

[1]) Es ist hier natürlich nur von den Congo-Bateke die Rede.

[2]) Ich kenne davon Nselemba's, Kintamo, Kinschassa, Kinpoko, Mfwa und einige Balalidörfer.

[3]) Ich lernte davon die Dörfer Mbuentschiri und Mambue an der Kassai-Mündung kennen.

gegen die Landseite möglichst dicht zu erhalten. Der Dorfweg tritt dann aus den Feldern plötzlich in den Busch. Laubenartig wölben sich die Sträucher über den Weg, Halbdunkel herrscht hier und eine feuchtwarme balsamische Atmosphäre umgibt uns. Die niedrigen Sträucher sind von Schlingpflanzen dicht überwuchert, auch die wenigen Bäume derart von grossblättrigen Lianenfestons umgeben, dass man ihren Charakter kaum erkennt. Unter den Büschen ist tiefe Finsterniss; nur selten zuckt ein Sonnenstrahl durch, die leichten Flügel eines farbenprächtigen Falters bestrahlend. — Weiber mit mächtigen Wasserkrügen zeigen uns die Nähe des Dorfes an und bald treten wir durch eine niedrige Zaunpforte in dessen Inneres ein. Allerseits sehen wir uns von mannshohen, dicht verflochtenen Zäunen umgeben,

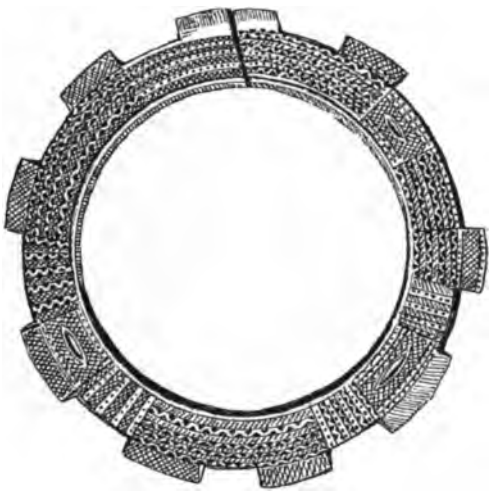


Fig. 25. „Makoko", Messinghalsring der Bateke. 1/5 nat. Gr.

durch welche niedrige Thüren in das Innere der Häusercomplexe führen, zwischen welchen Wald und Culturen liegen. Die Batekehäuser sind aus gleichen Materialien wie jene der Bakongo, und gleichen der östlicheren Form derselben. Sie haben also rechteckigen Grundriss, die Thür an der Schmalseite, ein Spitzbogendach und keine Veranda. Die Stelle derselben vertreten bei den Bateke kleine, offene Häuschen zum Aufenthalte am Tage.

Die Batekedörfer sind so rein und freundlich, die Bewohner (besonders bei den Bamfumu) so heiter und gemüthlich, dass ich stets mit Vergnügen in denselben wandelte.

Viele Bateke verstehen Kikongo oder Kijansi. Ihre Muttersprache, das Kiteke, ein etwas schnarrendes Idiom, wurde erst in neuerer Zeit von englischen und amerikanischen Missionären, besonders von Dr. Sims in Kintamo erforscht.

Die Bateke besitzen noch Steinschlossgewehre und Pulver, welche sie zur Jagd benützen. Ihre Hausthiere, Felder und Culturgewächse gleichen jenen der Bakongo; sie bauen viel Maniok und Grundnüsse. — Die Bateke bereiten weniger Palmwein und wissen schon den Zuckerrohrwein (Massanga) zu gewinnen. Sie bauen guten Tabak, der in Rollen in den Handel kommt.

Bei den Bamfumu sieht man zahlreiche weisse und graubraune Hunde, die wohlgenährt aussehen

Fig. 26. „Mahuongo" Weiberfetisch der Bateke von Kintamo. 1/4 n. Gr.

Fig. 27. Kriegsfetisch der Bateke von Kintamo. 1/3 n. Gr.

und gegessen werden. — Die Balali pflegen rothe Thonerde zu essen, was auch am Alina üblich sein soll. Märkte kommen wohl auch vor, sind jedoch von geringerer Bedeutung.

Die Bateke sind gute Schmiede in Eisen und Messing; die charakteristischen Batekemesser besitzen mit feinem Messingdraht umzogene Griffe und sind auffallend leicht. Die Häuptlinge pflegen hübsch gravirte Messingringe um den Hals zu tragen (Fig. 25). Sie verfertigen hübsche, lichtfarbige Thonwaaren. In der Herstellung des Mattenzeuges haben sie eine

hohe Stufe erreicht. Sie verfertigen kleine, bunte Mattenstreifen, die zu einem Zeugstück zusammengenäht werden. Dasselbe besitzt eine Leichtigkeit, Biegsamkeit und Festigkeit, welche die Zeuge anderer Stämme selten haben.

Der Gesang der Bateke ist heiser und fast unangenehm. Zur Begleitung haben sie eine primitive Guitarre oder ein noch einfacheres Instrument aus zwei hohlen Stäben. Ich habe den Tanz der Bateke niemals gesehen; er soll jedoch jenem der Bakongo gleichen.

Ueber das Familienleben ist wenig bekannt; die Weiber sind nicht unschön, aber schmutziger als die Männer. Die Moralität ist besonders bei den dem Bajansieinflusse ausgesetzten Stämmen eine niedrige; bei den Bamfumu ist fast jede Frau käuflich. — Die Zersplitterung in Gemeinden ist keine so weitgehende wie bei den Bakongo; einzelne Häuptlinge wie Gobila von Msuata, Gantschu und Andere besitzen einen ziemlich weitgehenden Einfluss.

Fast überall ist jedoch der Reichthum mit der Macht verbunden; der bekannte Ngaliema von Kintamo soll sogar ein Sklave gewesen sein, bis ihn sein schlauer Handelsgeist zum reichen und wichtigen Dorfchef machte.

Die Gemeinden führen häufig Kriege, in welchen es stets ein paar Todte gibt. Im Ertragen von Schmerzen sind die Bateke stark, überhaupt ein weit tapferer Stamm als die Bakongo. Betreffs der Sklaverei herrschen ähnliche Verhältnisse wie bei den Bakongo.

Auch auf den Gräbern der Bateke sind Töpfe, Krüge etc. verstreut. Von den religiösen Anschauungen weiss man wenig. Die Bateke haben jedoch Fetische, kleine Holzfiguren mit der Stammesmarke und dem Haarchignon. (Fig. 26 und 27.) Es gibt Kriegsfetische, Weiberfetische etc., welchen von den Flehenden etwas gekauter Kolanussbrei auf den Leib geklebt wird, so dass sie mit der Zeit eine förmliche Kugel dieses Materiales anhaften haben. Es ist wahrscheinlich, dass die Bateke Menschenopfer ausüben; doch dürfte keiner ihrer Stämme dem Cannibalismus ergeben sein. Amulette, ähnlich jenen der Bakongo, sind üblich.

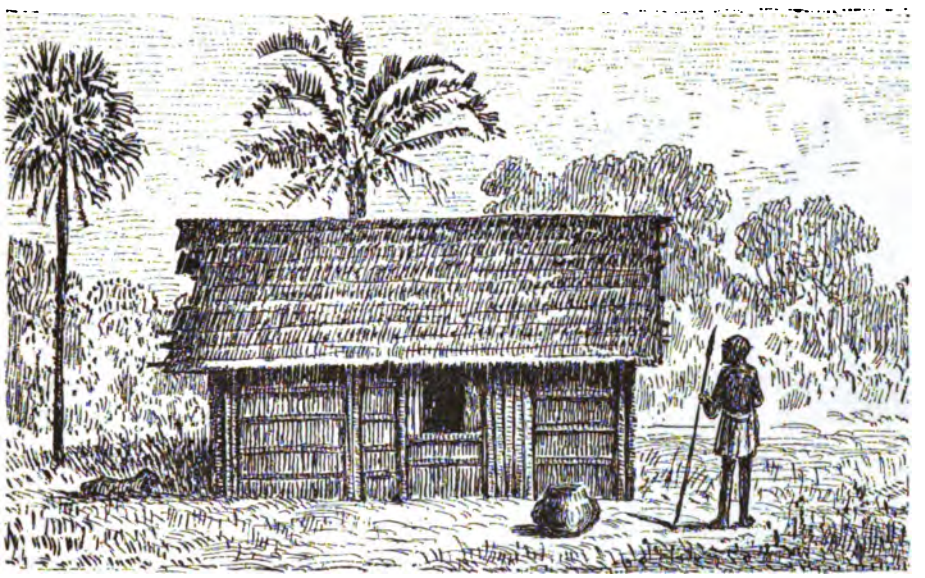


Fig. 28. Bajansi-Hütte.

Dieses Wenige ist Alles, was ich direct über die Congo-Bateke erfahren konnte. Es ist jedoch zu hoffen, dass mein geehrter Freund, Herr Dr. Mense, welcher $1^1/_2$ Jahre im Batekelande (Leopoldville) zugebracht und umfassende anthropologische Messungen und Studien angestellt, uns bald näher über diesen merkwürdigen Volksstamm aufklären werde.

Während wir in den Bakongo und Bateke Völker kennen, welche in geschlossenen Massen ausgedehnte Landstriche bewohnen, stossen wir bei weiterer Stromauf-Reise auf die Bajansi [1]), einen Volksstamm, der

[1]) Ich lernte von Bajansidörfern Tschumbiris, Bolobo, Jumbi, Nkunda, Bunga, Lukolela, Ngombe, Busindi, Uranga, Bokoko und einige kleinere kennen.

bisher nur an den Ufern des Congo und am unteren Ubangi bekannt geworden ist. Die Bajansi, auch häufig Babangi genannt, können als der wichtigste Volksstamm des oberen Congo bezeichnet werden. Ihre Sprache, das Kijansi (Kibangi), gilt als Handelssprache zwischen dem Stanley-Pool und Marundscha; ihre schlanken Canoes durchziehen den Strom und seine Nebenflüsse (Ubangi, Lulanga, Irebu etc.) nach allen Richtungen und vermitteln den Handel mit Elfenbein und Sklaven.

Die Bajansi sind ein schöner, kraftvoller Menschenschlag, mit intelligenten, den echten Bantu-Typus tragenden Gesichtszügen und lichter, angenehm brauner Hautfarbe. Sie pflegen sich leicht röthlich, am Oberkörper intensiv roth oder schwarz zu bemalen und streichen sich um die Augen weiss, gelb

Fig. 29. Offene Bajansi-Hütte.

oder roth an. Die Bajansi tragen die abenteuerlichsten Haarfrisuren, welche sie oft wechseln und auf deren Pflege sie grosse Mühe verwenden (vide Fig. 24). Die charakteristische Frisur besteht aus zwei Zöpfen, welche hornförmig zu beiden Seiten des Kopfes emporragen, doch werden auch einzelne Zöpfe, Haarkämme bei sonst abrasirtem Scheitel etc. getragen. Die Augenwimpern werden öfters ausgerupft. Der Kinnbart wird in ein oder mehrere Zöpfchen vereinigt. — Die Weiber, welche kleiner und weniger wohlgebaut sind als die Männer, tragen häufig dicke, bis 13 kg. schwere, angeschmiedete Messingringe um den Hals. Sie müssen diesen lebenslänglichen Schmuck durch kleine Graspolster auf den Schultern stützen, um sich damit nicht blutig zu reiben. — Von einer Bajansistammes-Tätowirung kann man kaum sprechen; die meisten tragen wohl einige Schnitte auf den Schläfen und eine Narbenlinie über die Stirne; doch ist dies keineswegs Regel. In Bajansidörfern trifft man öfters Leute mit schrecklichen Narbenverzierungen, die in dicken Wülsten die Linien der hervortretenden Gesichtsknochen begleiten. Doch sind dies wohl Sklaven aus dem Inneren.

Die Bajansi tragen einen Lendenschurz aus europäischem Stoff oder aus Mattenzeug, sowie Armbänder aus Eisen, Kupfer und Messing, Glasperlen, sowie anderen Schmuck. Grosse Chefs pflegen pickelhaubenartige Mützen aus Ananasfasern zu tragen; Affenfellmützen und Federschmuck sieht man häufig. Ihre Dörfer liegen meist auf den Plateaux über dem Strome und haben gute Landungsplätze. Die Hütten sind zu Strassen aneinander gereiht, stehen auf kleinen gestampften Lehmterrassen, haben die Thüre an der Breitseite und nette Grasdächer. (Fig. 28.) Man sieht auch viele offene Schutzdächer in den Dörfern (Fig. 29), die einen netten, reinlichen Eindruck machen und lebhaft an die Dualladörfer in Kamerun erinnern. Die Culturpflanzen und Hausthiere sind jene der Bakongo. Man trifft wenig Grundnüsse. Den Maniok zerquetschen die Weiber in langen Trögen mit kurzen Holzwalzen und bereiten Kikwanga in dünnen Würstchen. Palmwein wird nicht mehr gewonnen; dagegen wird in grossen Trögen der sauere Zuckerrohrwein, die Massanga bereitet und in Thonkrügen aufbewahrt. Derselbe schmeckt etwas herb; doch hat man Beispiele, dass Weisse ihn mit Vorliebe trinken lernten. — Hunde werden gegessen. Die Bajansi rauchen viel Tabak und Hanf.

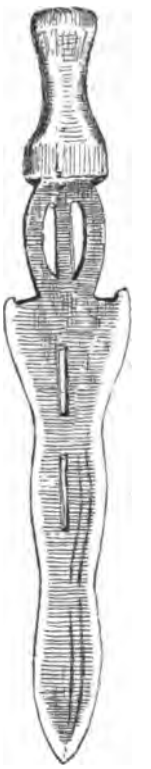


Fig. 30. Schwert der Bajansi. 1/5 nat. Gr.

Die Bajansi sind, wie oben erwähnt, hauptsächlich ein Handelsvolk, welches mit Elfenbein und Sklaven stromab, mit europäischen Gütern stromauf zu reisen pflegt. Ob sie eine bedeutendere eigene Industrie haben, oder die meisten bei ihnen im Gebrauche stehenden einheimischen Gegenstände von anderen Stämmen importiren, ist fraglich. Man trifft bei ihnen schon weniger Schiessgewehre, dagegen zahlreiche Speere und gut gearbeitete Schwertmesser mit charakteristischen Formen. Ihre Schilde sind aus Bast

geflochten, lang und schmal. Sie haben niedere, runde oder 6füssige Stühle. Ein merkwürdiger Gegenstand ist das Schlachtbeil, welches Johnston abbildet, und das als Königszeichen gilt. Sie verfertigen solide Thonwaaren und hübsches buntes Mattenzeug und Körbe. Ihre Canoes sind leicht gebaut, an beiden Seiten spitz und pflegen zu lecken. Die Ruder sind zugespitzt. Löcher im Canoeboden werden mit Lehm verschmiert. — Die Bajansi besitzen paukenähnliche Trommeln und Holzgongs; auch bemerkt man schon manchmal Holztrommeln.

Die Bajansi sind ein wohlhabendes, mächtiges Volk, welches in mehrere Stämme zerfällt, die grösseren Häuptlingen gehorchen. So reicht der Einfluss des Königs Ibaka von Bolobo bis Nkunda und in Plänklerlinie vor und benützten so geschickt jede Deckung, dass man es von einer europäischen Truppe nicht besser verlangen könnte.

Die Bajansi glauben an ein Leben nach dem Tode und bringen beim Tode eines Dorfchefs Menschenopfer dar. Doch werden dazu meist fremde Sklaven, nicht aber in der Sklaverei geborene Leute bestimmt. Zu Nkunda sah ich ein charakteristisches Häuptlingsgrab. (Fig. 31.) Dasselbe bestand aus einem gelben Lehmkegel, über welchem ein Schutzdach errichtet war. Um den Hügel herum waren Menschenschädel auf Stöcken und ein Elephantenzahn aufgepflanzt. Vom Dache hing ein europäischer Regenschirm und an den Wänden zahlreiche Töpfe, Schalen etc. Der Grabhügel war bunt bemalt und die Stützen der

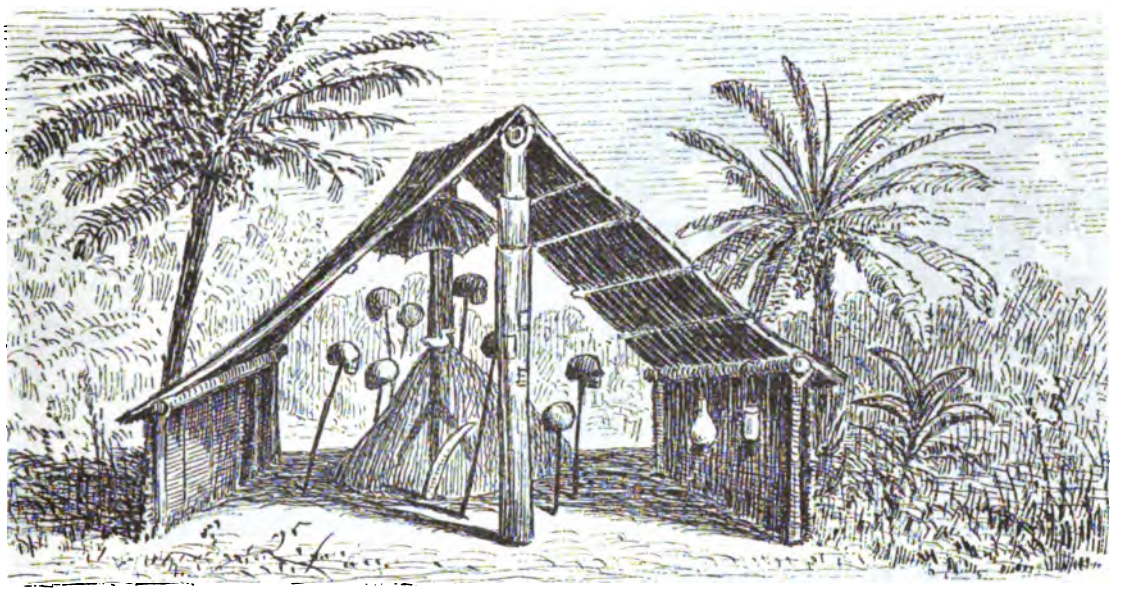


Fig. 31. Häuptlingsgrab der Bajansi in Nkunda.

Bunga, ja, wie man sagt, bis an den Ubangi. — Die Bajansi besitzen zahlreiche fremde Sklaven, darunter viele Bateke und Balolo. Die Moralität dieses sonst so intelligenten Stammes steht auf einem unglaublich tiefen Niveau. Die Weiber kennen kein Schamgefühl und bieten sich selbst auf offener Strasse jedem Fremden an, ohne dass ihre Väter oder Gatten dagegen etwas einzuwenden hätten.

Die Bajansi sind tapfere Krieger und pflegen im Felde Verschanzungen aus alten Canoes, Baumstämmen u. drgl. anzulegen. Ich sah Busindileute gegen den Feind vorrücken; die wild bemalten Krieger, in der Linken das Schwert (Fig. 30), in der Rechten Speer oder Gewehr haltend, schlichen so geschmeidig

Hütte originell geschnitzt. — Von sonstigen religiösen Gebräuchen der Bajansi wurde mir nichts bekannt.

Von den Banunu, die, wie Eingangs erwähnt, bei Bolobo und Lukolela an's linke Congoufer treten, ist wenig bekannt. Sie gelten als den Weissen sehr abgeneigt und wenig Handel treibend. Ihre Sprache soll vom Kijansi abweichen. Die Bolobo-Banunu gehorchen dem Bajansikönige Ibaka nicht.

Von den Balolo habe ich nur ein Dorf, nämlich Wangata, unweit der Aequatorstation besucht, wo dieser mächtige Inlandsstamm im Tribus der Bakuti den Strom erreicht. — Der Congoforscher Grenfell wies Balolo am oberen Djuapa, Lulanga und Lomami nach. Man könnte danach vermuthen, dass die Balolo-

Zone ähnlich wie bei Wangata, auch an den Stanley-Fällen zu Tage trete; dies ist jedoch nicht der Fall: die Stromufer an den Stanley-Fällen sind ausschliesslich von Wagenia bewohnt. — Die Bakuti von Wangata sind stark mit Bajansi-Elementen versetzt und sprechen ein Gemisch von Kilolo und Kijansi. Im Vergleiche mit den reinen Bajansi machen sie keinen sehr erfreulichen Eindruck. Man sieht unter ihnen wenig schöngebaute, kräftige Leute, dagegen zahlreiche magere und verkümmerte Gestalten, ja auffallend viele Krüppel. Ihre Hautfarbe ist dunkler als die der Bajansi. Die charakteristische Haarfrisur ist ein dicker Zopf, der auf die rechte Kopfseite herabhängt. (Fig. 32.) Doch sind viele Bajansimoden (Tätowirung, Ausreissen der Augenwimpern, Spitzfeilen der Zähne, Messingringe etc.) bei ihnen eingebürgert.

Beim Tode eines angesehenen Mannes werden zu Wangata möglichst viele Sklaven geköpft. Das Amt des Scharfrichters ist ein ehrenvolles, welches derzeit der Dorfchef bekleidet. Der zu Köpfende wird auf einem Pflocke sitzend angebunden. Sein Kopf liegt in einer Bastschlinge, deren Ende eine eigens dazu errichtete Stange in Biegung erhält. Der abgeschnittene Kopf wird durch die emporfedernde Stange fortgeschleudert. Die verurtheilten Männer, Weiber und Kinder nehmen ihr Schicksal sehr ruhig hin, von der Ansicht ausgehend, dass ein Sklave seinem Herrn auch in's Jenseits folgen müsse.

Die Bewohner des Dorfes Uranga, welches wohl 10.000 Einwohner hat, aber verwahrlost aussieht, scheinen ein Zwischenglied von Bangala und Bajansi zu bilden. — Im Districte Bokomera am rechten

Fig. 32. Bakuti von Wangata.

Fig. 33. Bangala.

Das Dorf Wangata ist ziemlich ausgedehnt und trägt in Anlage und Bauart der Hütten den Bajansi-Typus. Es hat schöne, offene Plätze mit schattigen Bäumen, aber viele verfallene Hütten. Vor jeder Hütte sind durchlöcherte Feuertöpfe in den Boden eingelassen. Am Thürpfosten hängen Schwert, Speer und Marschbeutel des Hausherrn. Die Bakuti haben schlechte Canoes. Sie betreiben die Jagd mit der Harpune erfolgreich.

Die Bakuti führen öfters Kriege mit den Innlandstämmen. Ich sah in Wangata einen Kriegsgefangenen, der mit seinem langen Haarzopfe an das Dach der Hütte festgebunden war. — Im Gegensatze zu den Bajansi und Bateke sind die Bakuti nicht abgeneigt, sich als Arbeiter bei Weissen zu vermiethen; sie sind die Dolmetscher und Stromführer des oberen Congo und gehen selbst mit den Dampfern bis Leopoldville. Stromufer trafen wir 1886 zahlreiche neue Dorfbildungen, deren Bewohner den Bangala glichen. Sie hatten eben provisorische Hütten erbaut und waren daran, den Wald zu lichten und Bananen zu pflanzen.

Die Bangala bewohnen einen nicht sehr ausgedehnten, aber stark bewohnten Landstrich zwischen Bokomera und der Mangala-Mündung. Die Mokoni am linken Stromufer scheinen mit ihnen stammverwandt. Besonders im eigentlichen Bangala, wo die Station des Congostaates gelegen, drängt sich Dorf an Dorf. Die Bangala, Männer und Weiber, sind ein schöner, kräftiger Stamm. Besonders bei jüngeren Leuten findet man oft anziehende Gesichtszüge und einen eleganten Körperbau, was gepaart mit harmlos heiterem Wesen, einen gewinnenden Eindruck macht. Die Bangala tragen manchmal Bajansifrisuren,

pflegen aber häufig einen Theil des Scheitels abzurasiren und das übrig gebliebene symmetrische Haarstück in mannigfache Frisuren zu bringen. (Fig. 33.) Sie sind ziemlich reinlich; die Männer tragen einen Lendenschurz aus europäischem Stoff oder aus Mattenzeug, die Weiber mehrere Lagen bunter Fransenschürzen aus Gras. Sie bemalen sich leicht röthlich. Die Stammesmarke besteht aus einer Reihe von Narbenwülsten, die vom Haarrande bis zur Nasenwurzel verlaufen, sowie einigen Schnittnarben auf den Schläfen. Sie feilen die Zähne spitz.

Die Bangala wohnen erst seit 150 Jahren am Congo. Ihr greiser Chef Mata Bweiki, der Ende 1886 starb, gab nämlich an, dass er schon am Congo geboren, sein Vater jedoch aus dem Norden eingewandert sei. Vor ihnen sassen angeblich die Mobeka an dieser Stelle, welche jetzt nach dem mittleren Mangalafluss verdrängt wurden. Als die Bangala aus dem Norden kamen, waren sie sehr kriegerisch und kampfgeübt; durch Handel erwarben sie sich zahlreiche Schiessgewehre und Niemand konnte ihnen widerstehen. In neuerer Zeit trat nach jeder Richtung eine Erschlaffung ein, die soweit ging, dass die Bangala den Handel fast völlig aufgaben und viele ihrer Gewehre wieder verkauften. Wir sehen hier das Beispiel einer Erscheinung, die sich mehrfach bei den Bantustämmen Central-Afrikas wiederholt. Ueberall macht sich ein Drängen aus dem Inneren nach dem Meere oder den grossen Strömen geltend. Gleich einem verheerenden Sturme brechen die wilden kriegerischen Innlandstämme über die Ansiedler der Küsten und verdrängen dieselben aus ihren Wohnsitzen. Doch schon bei der ersten Generation, die unter den günstigeren Existenzbedingungen geboren, tritt eine Erschlaffung ein, die einer späteren, abermaligen Invasion aus dem Hinterlande die Wege bahnt. Wie das Beispiel der Fan (Mpangwe) am Ogowe und Gabun zeigt, scheinen europäische Einflüsse diese centralafrikanischen Völkerströmungen nicht zu hemmen; die Alles nivellirende Kraft der arabischen Invasionen allein kann dieselben aufhalten oder doch zeitweilig stark eindämmen.

Die Bangala sprechen Kingala, verstehen jedoch alle Kijansi. Die Dörfer liegen am Strome und sind ähnlich, doch nicht so reinlich wie die der Bajansi, welchen sie auch in Bezug auf Nahrung und Hausthiere gleichen. Auch hier werden die Hunde mit Vorliebe gegessen und reichlich Zuckerrohrwein (Massanga) getrunken. Obwohl dies mehrmals bestritten wurde, so ist es doch meiner Ansicht nach — welche sich an die der erfahrensten Kenner anschliesst — zweifellos, dass die Bangala Anthropophagen sind. — Dem Weissen gegenüber schämen sie sich freilich dieser Sitte und leugnen sie ab, meist jedoch nur so, dass sie angeben, in ihrem speciellen Dorfe würde man beileibe keinen Menschen essen, doch die Leute im Nachbardorfe seien arge Cannibalen. Doch wurden mir von mehreren Bangala-Arbeitern und Weibern an den Stanley-Fällen, sowie von den in Bangala durch Jahre stationirten Weissen übereinstimmend Berichte mitgetheilt, welche an dem Bestande der Sitte nicht zweifeln liessen. Allerdings hat noch niemals ein Weisser einen Menschen in Bangala fressen gesehen. Es liesse sich dies eben nur derart constatiren, dass der betreffende Europäer einen Sklaven ankaufen und zum Abschlachten und Verspeisen desselben einige Bangalafreunde einladen würde, was nicht gut thunlich ist.

Um das betreffende Opfer, meist einen Kriegsgefangenen, fremden Sklaven etc. werden mehrere grosse Krüge mit Massanga aufgestellt. Hierauf wird ihm der Kopf rasirt und die Arm- und Beinknochen gebrochen. Zuletzt wird er in Palmöl gebraten. Alles, selbst die Eingeweide sollen gegessen werden, nur die Genitalien nicht, da diese Entzündungen hervorrufen sollen. Den Weibern ist der Genuss von Menschenfleisch untersagt. Für Menschenfleisch bedient man sich eigener dreizinkiger Eisengabeln.

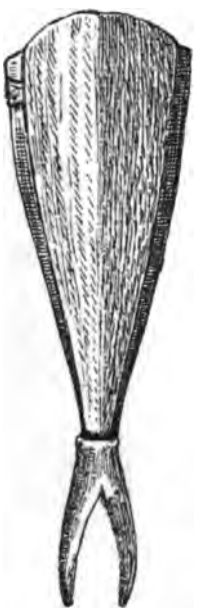


Fig. 34.
Holzgong der Marundscha von Ikenungu.
1/5 nat. Gr.

Die Bangala verfertigen Topfwaaren, Matten, feste geflochtene Schilde, welche breit und schwarz gemustert sind, niedere Stühle, Speere, Kupfer- und Eisenwaaren. Die charakteristischen Sichelschwerter werden in einem Sumpflande hinter Bangala und in Mokoni erzeugt. Mit dem Innern besteht wenig Verkehr; selten kommen Leute vom unteren Ubangigebiet, aus Ngiri nach Bangala.

Die Bangala haben cylindrische Trommeln, die auf drei Füssen stehen und mit der Haut der Pythonschlange bespannt sind und Holzglocken. (Fig. 34.) Ihre Canoes sind gut, bei Lussengo schüsselartig. Sie verstehen vorzüglich zu rudern und sind geschickte Fischer. Sie zerfallen in mehrere Stämme, doch übt

Mata Bweiki (jetzt dessen Nachfolger) auf sie einen grossen, allgemeinen Einfluss.

Die Bangala sind tapfere Krieger und erstaunlich geschickt im Speerwerfen. Ich hatte bei den Gefechten vor Munóngiri Gelegenheit zu beobachten, welch grosse List und Tapferkeit die Bangala-Leute entwickelten. In den Dörfern gibt es oft Raufereien, bei welchen die Männer sich tiefe Wunden in die Fleischtheile beibringen. Man sieht fast keinen Mann, der nicht einige Narben oder verheilende Wunden an sich trüge. Doch gibt es bei diesen Gefechten selten Todte; es findet sich stets ein Friedensstifter, meist ein älterer Mann, der mit einer langen Stange unparteiisch zwischen die Kämpfenden haut. Sobald ein neuer Chef nach der Station des Congostaates

Fig. 35. Marundscha-Leute aus Ikenungu.

kommt, beginnen die Bangala mit ihm einen Krieg, um seine Kraft zu versuchen. Sind beiderseits mehrere Leute gefallen, einige Hütten verbrannt und Felder verwüstet worden, so wird wieder Frieden geschlossen, der meist während der ganzen Dauer des Aufenthaltes des betreffenden Officiers ungetrübt bleibt.

Merkwürdig ist, dass trotz dieser Kriege die jungen Bangala seit 1885 mit Vorliebe in den Dienst des Congostaates als Arbeiter und Soldaten treten. Mehrere Hundert von ihnen sind gegenwärtig in den Stationen Leopoldville, Lukunga, M'Boma und anderen beschäftigt. Sie bekommen einen bescheidenen Lohn und sind geschickte, anstellige Arbeiter. Anfangs sind sie meist etwas faul, doch bessert sich dies täglich. Viele von ihnen legen sogar Kleider an und entsagen der Haarfrisur.

Originell ist die Art der Mütter in Bangala, ihre Kinder zu beruhigen, welche man täglich beobachten kann. Sie tauchen die schwarzen Sprösslinge nämlich immer wieder in den Congo, bis sie zu schreien aufgehört. Die Moralität der Weiber steht womöglich noch tiefer, als bei den Bajansi; Diebstahl soll in Bangala mit dem Tode bestraft werden. Das Kassawatrinken ist als Gottesurtheil üblich. Eine andere Art des Gottesurtheiles ist die, dass ein Beschuldigter über ein Schwert steigen muss. Ist er schuldig, so muss er sofort sterben.

Von den Stämmen ober Bangala habe ich nur die Wagenia und Bakumu an den Stanley-Fällen etwas genauer kennen gelernt. Die Dörfer der übrigen berührte ich auf der Hin- und Rückreise nur auf Stunden, und kann daher an dieser Stelle nur meine wenigen Wahrnehmungen mittheilen.

Das Dorf Marundscha, welches auf einer grossen Insel im Congo, und das Dorf Ikenungu, welches am rechten Ufer gelegen ist, gehören dem Handelsstamme der Marundscha, welche den Elfenbeinhandel bis Upoto, ja selbst bis Yambinga treiben. Dieselben werden von den Bangala als „Ngombe" Buschmänner bezeichnet. Es ist merkwürdig, dass auch die Bajansi ihre Innlandssclaven „Ngombe" nennen, und dass diese genau dieselben scheusslichen Narbenverzierungen tragen, durch welche die Marundscha sich unvortheilhaft auszeichnen. Die Marundscha sind kräftige, recht lichtfarbige Leute. Sie tragen Doppelchignons als Haarfrisur, pflegen auch ihr Haar mit Pech zu verkleben und einen bunten Federbusch am Hinterhaupte anzubringen (Fig. 35). Ihr Gesicht ist mit einem Netze dicker Narbenwülste bedeckt; auch auf Brust und Armen sieht man Narbenringe. Die Männer tragen einen Mattenschurz, manche auch einen Ueberwurf aus Leopardenfell, die Weiber Grasfransen. Sie bemalen sich roth und tragen mannigfache Armbänder und Amulette, darunter auch Menschenzähne und Menschenfinger. Die Dörfer sind ausgedehnt aber ärmlich. Ikenungu liegt auf einer Terrasse über dem Congo, von welcher kleine Leitern nach dem Strome führen. Längs der Terrasse zieht sich ein ca. 2 Meter hoher, fester Stangenzaun hin, der das Dorf gegen den Strom abschliesst Die niedrigen Hütten sind zu Strassen an einander gereiht. Sie haben kleine Vordächer und zwei Thüren an den Breitseiten, so dass man durch ein Haus von einer Strasse in die andere kommen kann. Ein grösseres, leeres Haus mit Kuppeldach in Ikenungu (Fig. 36) ist wohl das Versammlungshaus, die sogenannte Palaverbude. Ueberall im

Dorfe sieht man Menschenschädel, theils auf Stangen, theils in den Boden eingelassen. Die Felder liegen

ein Eingeborener die Geberde des Auffressens machte und zu mir sagte: „Mafuta bää“ „sie sind sehr fett“.

Fig. 36. Versammlungshaus in Ikenungu.

landeinwärts. Die Marundscha gelten als Cannibalen, wohl mit Recht, obzwar sich hiefür kein positiver

Die Marundschasprache scheint Aehnlichkeit mit dem Kingala zu haben. Gewehre sieht man hier nur sehr

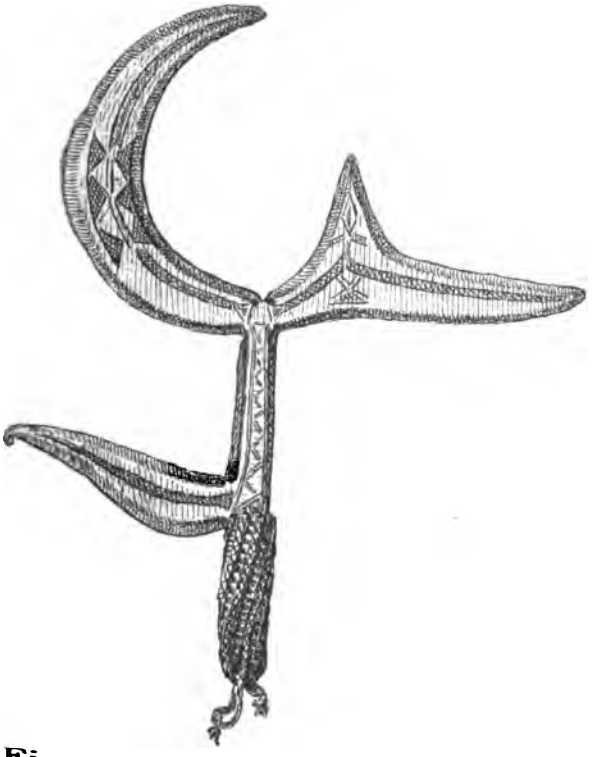


Fig. 37. Wurfmesser der Marundscha aus Ikenungu. 1/6 nat. Gr.

Beweis erbringen lässt. Ich sah in Ikenungu zwei aneinander gefesselte Kriegsgefangene, auf welche zeigend

a b

Fig. 38. Eingeborene von Upoto (a) und Lukere (b).

wenige; die Eingeborenen benützen Speere, Schilde und höchst merkwürdige Wurfmesser. (Fig. 37.) Dieselben sind hübsch ornamentirt und zeigen erstaunliche Aehnlichkeit mit den Wurfmessern der Niam-Niam am oberen Nil und Uelle. Sie rauchen aus Pfeifen, die mit Schlangenhaut überzogen sind. Die dreizinkige Menschenfleisch-Gabel der Bangala findet sich bei ihnen auch. Ich sah in Ikenungu eine kleine

menschliche Holzfigur, mit den ortsüblichen Narbenverzierungen. Holztrommeln und Holzglocken sind häufig. Ein citherartiges Instrument, bei welchem

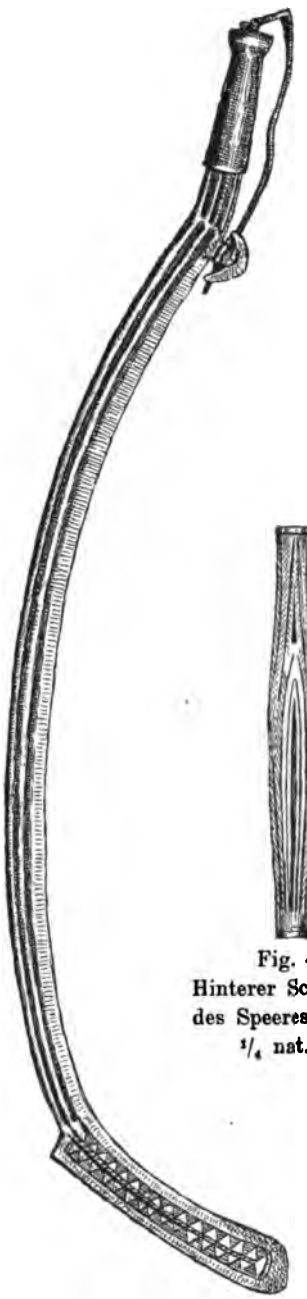


Fig. 39. Schwert der Eingeborenen von Upoto und der Busoko am Aruwimi. $^1/_6$ nat. Gr.

Fig. 41. Hinterer Schafttheil des Speeres Fig. 40. $^1/_4$ nat. Gr.

Fig. 40. Speer der Ikassa. $^1/_{10}$ nat. Gr.

Bamustäbchen über einer Schildkrötenschale als Resonanzboden schwingen, ist üblich.

Eine längere dorflose Region, in welcher man nur selten Handelscanoes oder Bakatulafischer sieht, trennt Ikenungu von einer Dörfergruppe, die man als Upoto-Complex bezeichnen könnte. Zu diesem sehr bewohnten Districte gehört Mpesa, Upoto, Bokelle und andere grosse Dörfer. Die Eingeborenen sind sehr kräftige, hochgewachsene Menschen (Fig. 38), von kastanienbrauner Hautfarbe mit hohen mitraartigen Haarfrisuren und Narbenverzierungen. Die Männer tragen eingeborenes Zeug, die Weiber einen Faden um den Leib, an welchem einige Blättchen hängen. Auf der Rückreise sah ich zu Mpesa völlig nackte Weiber; doch haben dieselben den Weissen gegenüber grosses Schamgefühl und sind ungleich moralischer als die Banjansi- und Bangala-Weiber, welche einen Faserschurz tragen.

Die Dörfer liegen auf der hohen Uferrampe, in Upoto sehr hübsch an den sanften Hügelhängen gruppirt. Man sieht auffallend wenig Bananen. In Upoto nehmen die Maniokplantagen den Gipfel der Hügel ein. Die Dörfer zerfallen in Complexe, deren jeder um einen rechteckigen Platz liegt. Die hintere Schmalseite desselben nimmt ein grosses Versammlungshaus ohne Wände ein; die kleineren Wohnhäuser liegen an den Breitseiten. Sie sind theilsweise wandlos, zum Aufenthalt bei Tage. Die Mitte des Platzes nimmt ein grosser, schattiger Baum ein. Die Schmalseite gegen den Strom bleibt frei. Vor dem Baume steht eine lange Stange, an welcher 10—15 Menschenschädel befestigt sind. Vor dem Versammlungshause ist eine mächtige Holztrommel aus Rothholz aufgestellt, deren Signale weithin tönen. Bei Bokelle sah ich ein Canoe mit sitzend rudernden Weibern, alle genau gleich frisirt und taktmässig singend. Ein Mann im Boot begleitete den Gesang mit der Trommel. Auch einige Leute am Strande waren zu sehen, die am Oberkörper weiss bemalt und mit Grasbündeln bekleidet waren, also genau den Nkimba des unteren Congo glichen. Ueber die Sprache und Sitten dieser Stämme ist nichts bekannt und ich bedauerte lebhaft, an denselben vorbeieilen zu müssen, statt, wie ich gewünscht hätte, mich länger dort aufhalten zu können. Man sieht bei ihnen viel Kupferschmuck, kleine Stähle und yataganartige Schwerter, die auch bei den Basoko am Aruwimi üblich sind. (Fig. 39.) Die Dörfer sind nach dem Innern zu durch Gitter befestigt; zu den Rampen führen vom Strome Leitern.

Gegenüber Upoto lag einst die ausgedehnte Dorfgruppe von Rubunga, welche in jüngerer Zeit völlig zerstört und verbrannt wurde. Am linken Ufer stromauf fahrend, gelangt man nach den Dörfern

Ikassa und Jalundi. Die Eingeborenen derselben sind sehr kräftig, ja herkulisch gebaut. Sie tragen ähnliche Frisuren und Narbenverzierungen wie die Upotoleute, nur sind letztere weniger auffallend ausgeführt. Sie sind im Gesicht mit symmetrischen schwarzen Streifen und Punkten, am Körper mit netzförmigen Zeichnungen bemalt. Manche tragen über die Stirne Schnüre von grossen blauen und weissen Glasperlen, die wohl sehr alter, portugiesischer Provenienz sind. In Jalundi bemerkte ich viele Männer und Weiber, deren Schädel derart nach rückwärts gebogen und deren Stirne so flach war, dass man eine künstliche Deformation annehmen muss. Dass man diese Schädelform als schön annimmt, zeigt die Haarfrisur dieser Leute, welche berechnet ist, diese abnormale Form zu unserer Leute mit einem Eingeborenen Bruderschaft schliessen. In ein Baststück wurden zwei Knoten gemacht; ein jeder Bruderschafts-Candidat ergriff einen derselben. Ein dritter hielt hierauf eine Ansprache und schnitt mit dem Schwerte das Baststück durch, worauf die Beiden sich gegenseitig mit den Enden in's Gesicht schlugen. Zuletzt legte jeder sich ein Blatt auf die Hand und liess es klatschen. Von der Sprache dieser Menschen weiss man nichts, doch hielt Grenfell sie für Kilolo ähnlich.

Sehr merkwürdig ist das Dorf Bumba (Fig. 42), etwa gegenüber Ikassa am rechten Ufer. Es ist auf einer hohen Terrasse gelegen, von welcher schmale Einschnitte zum Strome führen, die mit Gitter und Canoeböden verschlossen werden können. Die Hütten

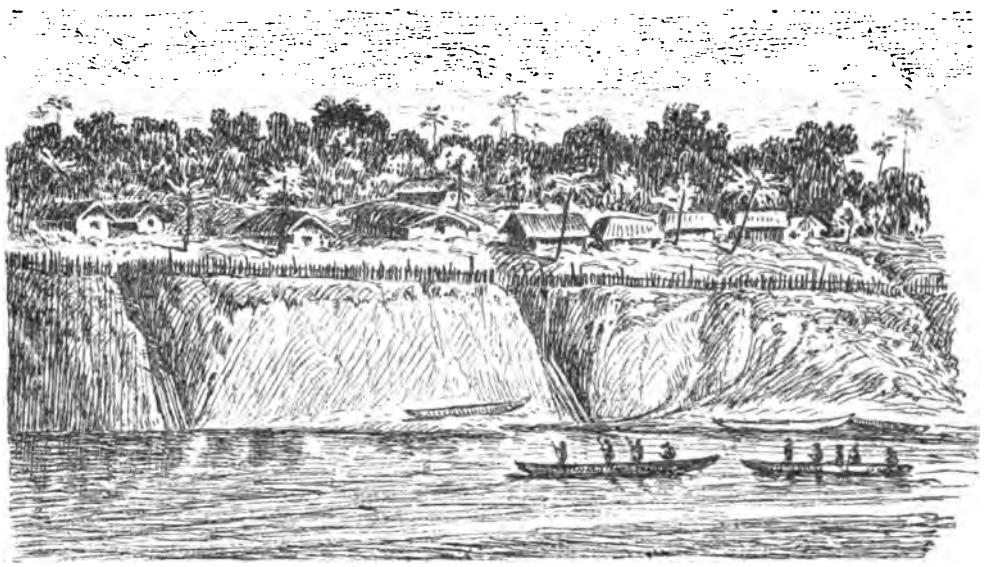


Fig. 42. Bumba.

heben. Männer und Weiber tragen Lendenschurze. Die Ikassa- und Jalundileute scheinen eine entwickelte Hausindustrie zu besitzen. Sie bringen sehr hübsche glasirte Topfwaaren, geflochtene Körbe und Schilder, Seile und Mattenzeug zum Verkauf. Gewehre gibt es hier keine mehr; überhaupt sind europäische Artikel äusserst selten. Die Waffen sind langhalsige Speere (Fig. 40 und 41) und Harpunen mit Widerhaken. Man sieht auffallend viele Leute mit schweren Hodenbrüchen. Gummi-Copal wird als Brennharz verwendet. In Ikassa regiert ein greiser Dorfchef, der grosses Ansehen zu geniessen scheint. Die Ikassa- und Jalundileute besitzen schlechte Canoes und machen mehr den Eindruck von frisch eingewanderten Innlandstämmen. Zu Jalundi musste einer sind viereckig und fast ganz aus Lehm. Entweder sind die ganzen Wände aus diesem Material, oder doch der untere Theil derselben; die Dächer sind aus Gras. Wenn man bedenkt, dass alle Congostämme, ja alle Bantu im Allgemeinen sich hölzerner Hütten mit meist rechteckigem Grundriss bedienen, während die Sudanvölker in Rundhütten mit Lehmwänden zu wohnen pflegen, so ist diese Uebergangsform, rechteckige Hütten mit Lehmwänden, wie man sie in Bumba sieht, gewiss interessant. Die Bumbaleute scheinen grosse Fischer, wenigstens sieht man viele Netze am Strande liegen. Die Mündung des Loïka- (Itimbiri-) Flusses, scheint eine Sprachgrenze am Congo zu bezeichnen. Oberhalb derselben leben Völker, deren Aussehen schon manches Einheitliche an sich

trägt und die wahrscheinlich dieselbe Sprache sprechen. Wenigstens sind die Begrüssungsformen, Lieder und geläufigen Redensarten dieselben. Nach ihrer Begrüssung „Senene Lukerëu“ (Sei gegrüsst, Freund!) pflegt man sie am Congo Lukerëu-Stämme zu nennen, eine Bezeichnung, die man in Ermanglung einer besseren beibehalten muss. Zu denselben gehören die Jankau an der Mündung und am unteren Loïka. Von den Dörfern derselben lernte ich nur Jambinga und eine kleine Niederlassung flüchtig kennen. Dieselben haben Gitter gegen den Strom. Sie besitzen viel Elfenbein als Löffel, Maniokstössel (Fig. 43) etc. Auch neue eiserne Waldmesser in grosser Zahl werden in Jambinga verkauft, scheinen also dort angefertigt zu werden. Weiter stromauf liegt Jalulima, welches in jüngster Zeit merkwürdige Schicksale durchgemacht haben muss. Das Dorf war im Juni 1885, wo der Dampfer A. J. A. vorbeikam, bewohnt. Als wir im Februar 1886 mit dem „Le Stanley“ an diese Stelle kamen, fanden wir zwischen hohem Grase einige Häuserruinen und Bananen als einzige Anzeichen, dass hier ein Dorf gestanden. Meine Verwunderung war nicht gering, als ich im Juni 1886 mit der „Peace“ nach Jalulima kam und ein ausgedehntes Dorf fand, vor welchem zahlreiche Eingeborene am Ufer standen. Wenn der „Le Stanley“ die Stelle zufällig nicht berührt hätte, so hätte man wohl nie erfahren, dass Jalulima fast ein Jahr unbewohnt war, und dass die jetzigen Einwohner möglicherweise ganz andere Leute sind, als jene von 1885. Die Eingeborenen, die ich im Juni 1886 sah, hatten Narbenverzierungen, die in Streifen über ihr Gesicht verliefen. Die Weiber gingen völlig nackt und trugen ihre Blösse ungescheut zu Schau. Aus diesem Umstande, wie aus manchem anderen schloss der erfahrene Forscher Mr. Grenfell sofort, dass diese Menschen noch niemals Weisse gesehen und aus dem Innern eingewandert seien. Sie trugen schöne breite Speere, Schwertmesser der charakteristischen Munóngiriform und Harpunen. Sie waren schwarz und roth bemalt. Hier trifft man schon häufig eine eigenthümliche Lehne, auf welche der am Boden Sitzende sich stützt.

Fig. 43. Maniokstössel aus Elfenbein der Jankau. 1/5 n. Gr.

Oberhalb Jalulima ist dem rechten Congoufer eine grosse Insel vorgelagert. An dem durch dieselbe gebildeten Canal, sowie auf der Aussenseite der Insel, liegen Dörfer, welche man als Munóngiri-Complex bezeichnen kann. Nachdem die am Canal liegenden Dörfer 1886 eines früheren Ueberfalls halber vom Dampfer des Congostaates „Le Stanley“ verbrannt wurden, konnte ich wenigstens deren Ruinen besichtigen und ethnographische Gegenstände sammeln. Die Eingeborenen sind kräftige, dunkelfarbige Leute, schwarz, weiss und roth bemalt, mit Narbenverzierungen und sehr niedrigen Haarfrisuren und Zöpfchen. Die Weiber tragen sehr kleine, die Männer grössere Schürzen aus Mattenzeug. Das grösste Dorf, Munóngiri, welchem die anderen (Jauwambu, Jambala etc.) gleichen, liegt auf der hohen Uferterrasse. Es ist gegen das Innere zu mit einem 2 m tiefen Graben und einem Holzgitter befestigt. Die Häuser liegen in kleinen Complexen unregelmässig zwischen den Bananen verstreut. Sie sind rechteckig; nur einzelne mit Bananenblättern gedeckte Vorrathsräume haben einen kreisrunden Grundriss. In Munóngiri gab es zwei, in den anderen Dörfern keine Hütte mit Lehmmauern. Eines der Lehmhäuser in Munóngiri, welches mir als Häuptlingswohnung bezeichnet wurde, konnte ich skizziren. (Fig 44.) Es ist sehr niedrig, die gelben Lehmwände innen und aussen mit schwarzen, weissen und rothen Ornamenten verziert. Die Eingangsthür ist klein. Die übrigen Hütten dieser Dörfer haben Wände aus den Blattrippen der Raphiapalme, wie die meisten am Congo. Eine derselben ist grösser, im Inneren leer und dunkel; sie hat weiss und roth bemalte Stützen. Wir fanden zahlreiche Ziegen in den Dörfern, die in kleinen Blockhäusern untergebracht waren. Doch sahen wir nur einen einzigen Hund. Es wird viel Yams der kleinen Varietät gepflanzt, dagegen müssen die Maniokfelder weit im Innlande liegen, da wir zwar Kikwanga aber kein Maniokfeld finden konnten. Die Eingeborenen brennen Salz aus einer fleischigen Pflanze und formen dasselbe zu kleinen Kegeln. Die Munóngirileute sollen Cannibalen sein. Sie besitzen keine Feuerwaffen und kämpfen mit schönen, scharfen Speeren, breiten Messern und dem langen Schilde, welches eine Eisenkuppel trägt, aus Bast geflochten und am Rande mit Ziegenfell überzogen ist. In den Gefechten gegen die Soldaten des Congostaates zeigten sie eine wahrhaft heldenmüthige Tapferkeit, die ihnen freilich den Schiessgewehren gegenüber wenig nützte. Sie haben gute, doch leicht gebaute Canoes. Wir fanden bei ihnen sehr hübschen Kupferschmuck, glasirte Töpfe, zahlreiche ausgearbeitete Speere und Messer,

sowie Roheisen in Speerform zu Bündeln vereinigt. An den Messerscheiden hingen Felle, Thierklauen, Elephantenborsten etc., wohl Schwertamulette. Auch hübsches, festes Matten- und Rindenzeug, Ruder mit ornamentirtem Blatte und Elfenbeinknauf, rothe Farben und paukenförmige Trommeln konnten wir in grosser Zahl sehen. Die grössten Trommeln sind jedoch mächtige Schalltonnen aus Holz mit einer Spalte. Die Signale, welche die Bewohner verschiedener Dörfer in der Noth miteinander wechselten und die übereinstimmende Bewegungen veranlassten, machen es zweifellos, dass durch taktmässiges Rühren dieser Trommel ähnlich wie bei den Dualla Kameruns und den Wagenia der Stanley-Fälle eine Verständigung auf weite Distanzen ermöglicht werde.

Congostaate verbrannt und im Juni desselben Jahres kamen die Eingeborenen ungescheut zum Dampfer „Peace", demselben Brennholz, Ziegen und Masanga zum Verkauf anbietend. Es sind untersetzte, sehnige, sehr dunkle Leute, mit verfilzten, unregelmässig in Zöpfchen geflochtenen Haaren. Sie machen einen unangenehmen, affenähnlichen Eindruck. Viele von ihnen haben einen starken Bartwuchs und erinnern dadurch an Australneger. Die Basokodörfer haben ärmliche, niedrige Hütten, die in viereckigen Complexen um kleine Plätze gruppirt sind. Man sieht einzelne Blockhäuser, doch weder Lehm- noch runde Hütten. Die Basoko sind grosse Fischer, sie besitzen sehr lange Canoes, mit Plattformen an den Enden, die jedoch nicht so stark sind wie die der weiter

Fig. 44. Lehmhaus und Eingeborener von Munóngiri.

Einen recht schlechten Ruf bei Weissen sowohl wie bei Arabern geniessen die Basoko an der Mündung des Aruwini. Sie gelten als die ärgsten Cannibalen und als kühne, kampflustige Krieger. Als Stanley auf seiner ersten Reise congoabwärts fuhr, waren sie es, die ihn am wüthendsten angriffen; später zeigten sie sich freundlich und man stationirte bei ihnen einen Posten von 3 Haussasoldaten des Congostaates. Von diesen wurden zwei erschlagen und gefressen, während der dritte in's arabische Lager entspringen konnte, welches inzwischen am Aruwimi gegründet worden war. Anfangs 1885 überfielen die Basoko auch das arabische Lager und verjagten die Sansibariten aus ihrem Gebiete. Im Februar 1886 wurde das grösste Basokodorf vom stromauf wohnenden Stämme. Man sieht Marktplätze, auf welchen die Schalen der Congoaustern verstreut sind. Im Dickicht des Uferwaldes sind öfters Fischerhütten verborgen. (Fig. 45.)

Oberhalb der Aruwimimündung beginnt eine Region, welche öfters von den Raubzügen der sansibaritischen Sclavenhändler, besonders Tipo-Tips besucht wird. Zwar haben dieselben nur mehr wenige und unbedeutende Lager unterhalb der Stanley-Fälle, doch entsenden sie öfters Schaaren nach diesen Gebieten. Die Eingeborenen, die sich angeblich in die Stämme Jarikina und Jasangandia theilen, wohnen in Dörfern an den Ufern, in kleinen Niederlassungen auf den Inseln und bringen oft viele Tage unter den Schutzdächern ihrer Canoes zu. Einige Dörfer

liegen auf ca. 30 M. hohen Lehmmauern, die zum Strome abfallen und sind nur mittelst Bastseilen, gekerbten Baumstämmen und Knüppelstiegen erreichbar. Es sind ziemlich dunkelfarbige, nicht sehr kräftig gebaute Leute, welche hier wohnen. Sie tragen keine Haarfrisuren, rasiren jedoch den Haarrand rund ab (vide Fig. 38). Männer und Weiber

Fig. 46. Schlachtbeil, Lomami. 1/6 nat. Gr.

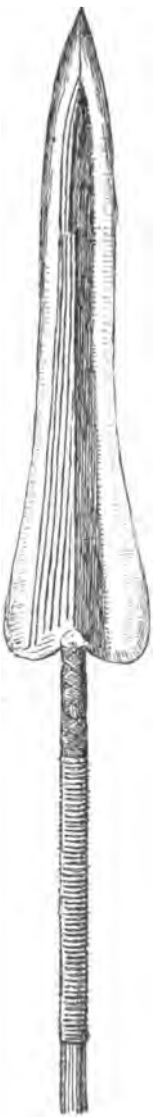


Fig. 45. Speer der Basoko am Aruwimi. 1/6 nat. Gr.

Fig. 47. Axtgeld „Lehoka". 1/6 nat. Gr.

tragen kleine Lendenschürzen aus Rindenzeug. Sie haben Narbenverzierungen und bemalen sich im Gesichte schwarz oder roth. Sie tragen in der durchbohrten Oberlippe cylindrische Elfenbeinklötze bis zu 3 Cm. Durchmesser und 1 1/2 Cm. Höhe. Sie schmücken sich mit Messingdraht und eng einschneidenden Armbändern aus Blech oder Rindenzeug. Sie haben sehr ärmliche Hütten, zwischen welchen primitive Schutzdächer stehen, unter denen sie sich tagsüber aufhalten. Die Dörfer machen den Eindruck, schon einmal zerstört und flüchtig wieder aufgebaut worden zu sein. Auf hohen Termitenhügeln gibt es Wachthäuser zur Beobachtung des Stromes. In vielen Dörfern ist ein Canoe aufrechtstehend in den Boden eingelassen, angeblich ein Zeichen der Araber. Die Eingeborenen haben schwarze und rothe Holztrommeln, oft einen Meter im Durchmesser haltend, deren Klang weit über den Strom schallt. Die Araber behaupten, dass bei diesen Lukerëu-Leuten eine vollständig entwickelte Trommelsprache bestehe. Sie haben die besten Canoes, die ich je in Afrika sah, und die selbst jene der Dualla von Kamerun an Festigkeit, wenn auch nicht an Grösse übertreffen. Dieselben variiren in der Länge von 5—25 Meter und sind oft über 1 Meter breit. Sie haben Plattformen auf beiden Enden und werden mit spitzen Paddeln stehend gerudert. In der Mitte befindet sich oft ein Schutzdach. Bei allen Stämmen oberhalb des Aruwimi findet man schön verzierte, kurze Dolchmesser, Schilder aus Canoeböden, lange Speere, seltener, und nur bei Innlandstämmen Bogen und vergiftete Pfeile. Sehr schöne Aexte, welche die Araber oft erbeuten, kommen aus dem Lomamigebiet (Fig. 46), als Geld dienen primitive Axtklingen (Lehoka) (Fig. 47). Die Lukerëu pflegen unter dem langgedehnten Chorgesange:

Aiongoo, Lukerēēēu, Lukerēēēu
Matamatamba ma Lukerëu tuta, tuta, Aiongo

dessen Sinn mir unbekannt ist, einen höchst originellen obscönen Tanz auszuführen, wobei sie die Lendenschurze ablegen.

Man sieht zahlreiche Märkte, zu welchen die Fischer ihre Beute, die Ackerbauer Palmöl, Kikwanga, Bananen etc. und die Wamanga vom Lindi die grossen Canoes, welche sie anfertigen, zum Verkauf bringen.

An den Stanley-Fällen treffen wir zwei Stämme: die Wagenia, ein Fischerstamm, der die Stromufer bis Nyangwe inne hat, und die Bakumu, mit welchen die Bewohner von Manyema stammverwandt zu sein scheinen. Ueber die Wagenia und Bakumu und ihr Verhältniss zu den Arabern habe ich in den „Mittheilungen der k. k. geogr. Ges." (die Station der Stanley-Fälle 1886, und ein Ausflug nach Liwa-Liwa's Dorf 1887), sowie im „Globus" 1887 so ausführlich behandelt, dass ich an dieser Stelle nur auf die betreffenden Abhandlungen hinweisen kann.

Hier sei nur erwähnt, dass die Wagenia, wie alle Stämme am Congo selbst nur Speere und Messer als Waffen kennen, während die Bakumu, gleich den meisten Innlandstämmen sich der Bogen und Pfeile bedienen.

Damit schliessen diese Betrachtungen, welche, in Verbindung mit den erläuternden Abbildungen, zur Kenntniss der Völkerstämme des Congo, wie ich hoffe, etwas beitragen werden. Von der Ansicht ausgehend, dass es die Hauptaufgabe des Forschungsreisenden sei, Material zu sammeln, habe ich es absichtlich unterlassen, die vorhandene Literatur (Stanley, Johnston, Grenfell im Baptist Missionary Herald, Dr. Wolf u. A.) compilatorisch zu verwerthen. Das Vorstehende gibt also nicht etwa ein Bild unserer Kenntniss der Congostämme, sondern nur das meiner eigenen, unter ungünstigen Umständen angestellten Beobachtungen. Gleichwie die Route eines stets vorwärts eilenden Forschers einzig eine schmale Zone unserer Kenntniss erschliesst, und nur Derjenige, dessen Itinerarien sich netzförmig über ein abgeschlossenes, kleineres Gebiet erstrecken, ein vollständiges Bild der Bodengestaltung gewinnen kann, so kann auch im ethnographischen Gebiet einzig durch gründliches, monate- und jahrelanges Studium einzelner Naturvölker, niemals aber durch flüchtiges Durcheilen zahlreicher Volksstämme volle, wissenschaftliche Gründlichkeit erlangt werden.

Literaturberichte.

65.

Zampa, Dr. Raf. Vergleichende anthropologische Ethnographie von Apulien. (Zeitschrift für Ethnologie 1886, Heft 4 und 5.)

Der Verfasser betrachtet die drei Provinzen Foggia, Bari und Lecce zuerst in historischer Beziehung und gibt an, dass dieselben im grauen Alterthum von den Dauniern, Peucetiern und Japygiern bewohnt waren, welche Völker bald zu prähellenischen, bald zu illyrischen (im Sinne von epirotischen, macedonischen, thessalischen) Stämmen gerechnet werden.

In anthropologischer Beziehung gründet er seine eingehenden Untersuchungen blos auf die Messungen von 81 Soldaten (20 aus Foggia, 33 aus Bari und 28 aus Lecce), ein viel zu kleines Materiale, um ins Einzelne gehende, giltige Schlüsse daraus ziehen zu können.

Ausser der Farbe der Haut, Haare und Augen, der Form der Nase und Körperlänge führt Zampa noch unterschiedliche Kopfmasse an und findet die Apulier im Allgemeinen klein (1602 mm), von vorwiegend dunkler Haut (69%), Haar- (91%) und Augenfarbe (73%), also von dunklem Typus (88%), mit meistens geraden Nasen (64%) und mesocephalem Kopfe (785).

Unter ihnen sind die Einwohner von Lecce, der südlichsten Provinz, grösser (1611 mm) als jene der beiden andern (1590 mm), viel öfter dunkelhäutig (81 gegen 60 und 65%), jedoch wegen häufigeren Vorkommens lichter Augen nicht so oft dem dunklen Typus angehörig (89%), wie jene von Bari (91%), wogegen in Foggia, der nördlichsten Provinz Apuliens, der dunkle Typus (80%) am weitesten zurücktritt, der lichte (20%) aber die meisten Vertreter zählt.

Die meisten Dolichocephali (Index bis 75) und wenigsten Brachycephali (Index von 80 an) besitzt Lecce (35% D., 20·9% B.), wodurch es sich von Bari (15 und 51%) und Foggia (10 und 30%) weit entfernt; ausserdem sind die Köpfe der Leccesen an Umfang (560 mm) bedeutend grösser, schmäler (144 mm), stehen aber rücksichtlich ihrer Länge (187 mm) zwischen den Einwohnern von Bari (185 mm) und Foggia (188 mm), gleichwie auch mit der Gesichtslänge (127 mm) und Gesichtsbreite (126 mm); in Lecce (50%) und besonders Foggia (60%) überwiegen die Mittelformen, in Bari die Brachycephali (51·5%). Bei der so geringen Anzahl Untersuchter können diese Unterschiede keineswegs als bedeutend angenommen werden.

Beim Vergleiche der Apulier mit den übrigen Italienern kommt Zampa zu dem Schlusse, dass sie mit der Bevölkerung Nord- und Mittelitaliens gar nichts gemein haben und dass die Einwohner von Lecce, ganz entsprechend der geographischen Lage, sich mehr an jene Calabriens, die von Foggia an jene der Abruzzen anschliessen; die Barioten neigen bald zu diesen, bald zu jenen.

Nun vergleicht Zampa die Apulier mit Albanesen von Scutari (4 exquisit brachycephale Schädel) und von Calabrien (59 Männer), welche letzteren grösser (164 cm), von vorwiegend weisser Haut (69%), viel häufiger blond (27%) und seltener dunkeläugig (53%) und nebstbei brachycephal (806) sind.

Die Dalmatiner (Serbokroaten) — der Verfasser ignorirt des Referenten diesbezügliche, auf sehr zahlreiches Materiale basirte Arbeit gänzlich — sind nach Zampa, gestützt auf Untersuchungen von je 30 Ragusanern und Zaratinern und von 28 Schädeln, viel grösserer Statur (171 cm), ähnlich oft dunkler Haut- (70%), Haar- (80%) und Augenfarbe (60%), wie die Apulier, jedoch exquisit brachycephal (L. 182, B. 154, Index 843); seine Schädel jedoch ergeben für 22 Männer eine viel geringere Brachycephalie (810).

Demnach ähneln die Apulier weder den brachycephalen Albanesen, noch den brachycephalen Dalmatinern.

Schliesslich nach einer weiteren Gegenüberstellung der Maasse altgriechischer Schädel (von Nicolucci) jener der Apulier (von denen er macerirte Schädel gar nicht gemessen) kommt der Autor zu folgendem Ergebnisse: Apuliens Bevölkerung ist keine einheitliche, indem die südliche Provinz Lecce das aus Epirus stammende pelasgische Element mehr

oder minder rein besitzt, Foggia und Bari dagegen vermischt mit dem illyrischen. Die alten Illyrier (Albanesen), Epiroten und Macedonier hält er für nahe Verwandte der Griechen, den Slaven vollkommen ferne stehend. **Weisbach.**

66.

Nicolucci, Dr. G. Antropologia dell' Italia. (Napoli 1887; Grossquart, 112 Seiten.)

Der Verfasser, rühmlichst bekannt durch zahlreiche, wichtige Arbeiten auf dem Gebiete der Anthropologie, beginnt mit Erwähnung der dolichocephalen Bevölkerung in der quaternären Zeit, welche, ähnlich jener in verschiedenen Theilen Westeuropas, von Quatrefages und Hamy als Cro-Magnon-Typus bezeichnet, den heutigen Berbern in Nordafrika gleicht.

Neben diesen Dolichocephalen findet sich aber auch noch eine brachycephale Rasse durch ganz Italien eingestreut, während der archäo- und neolithischen Epoche, gegen deren Ende in Westeuropa die Einwanderungen arischer Völker beginnen, welche die Metalle, zuerst die Bronze, dann das Eisen einführten.

Zu den ältesten dieser Italo-Arier gehören die Ligurer, Umbrier und Osken.

Die Ligurer waren die ersten Arier, welche mit den Iberiern und Celten aus dem Osten nach Westeuropa vordrangen, auf welcher Wanderung sie mit turanischen Völkern sich mischten.

Die zuerst in Gallien sesshaften Iberier wurden von den Ligurern vertrieben und wanderten nach Spanien, jedoch lange Zeit noch Aquitanien behauptend; ein anderer Theil der Iberier, als Sicaner bekannt, wendete sich nach Italien, wo wir sie am Tiber finden.

Auch die Ligurer sassen lange Zeit in Gallien, bis zur Einwanderung der Celten, durch welche ein Theil der ersteren nach dem Süden Galliens und der Ostküste Spaniens, der grössere Theil jedoch nach Italien verdrängt wurde, wo er die Küstenstriche bis nach Tyrrhenien einnahm und sich in zahlreiche Stämme spaltete, die sich bis aufs linke Poufer ausdehnten; dort trafen sie später mit den Celten zusammen, vielfache Mischungen eingehend.

Die Ligurer sind exquisit brachycephal (850) mit breiter Stirn und breitem Gesichte, welcher Typus heutigen Tages noch in Ligurien und Piemont vorherrscht.

Die Umbrier setzten sich zuerst am rechten Ufer des Po fest, dehnten sich dann bis an die Alpen aus, so dass sie wahrscheinlich ganz Norditalien östlich von den Ligurern bis zu den von illyrischen Stämmen bewohnten Gegenden innehatten und sich schliesslich auch nach Süden bis zum Tiber, von einem zum andern Meere ausbreiteten. Von ihnen rühren die Terremare her und Bronzearbeiten, welche jenen des Donauthales vollkommen gleichen (Hallstatt).

Später wurden sie zurückgedrängt durch ein anderes, Italien fremdes Volk, durch die Etrusker, die sich zwischen Arno und Tiber niederliessen, gleichwie auch durch die gallischen Senonen, so dass den Umbriern nur jenes Territorium übrig blieb, das im Innern der Apenninen noch heute ihren Namen führt und sie auch vielfach mit den Etruskern verschmolzen.

Die antiken umbrischen Schädel von Bologna und Camerino sind theils dolicho-, theils brachycephal, im Mittel mesocephal (796 und 782), verschieden von den modernen, brachycephalen Bolognesern.

Unter deren Schädeln und jenen aus der Emilia, nicht weniger unter denen der heutigen Bewohner Umbriens spricht sich die Brachycephalie viel mehr aus, da sie sich heutzutage bis auf 71% gegen 42% im Alterthume erhebt; dieses Anwachsen der Brachycephalie ist vielleicht brachycephalen Celten zuzuschreiben, welche seit mehr als 2 Jahrhunderten in jenen Gegenden herrschten, wenn nicht auch den illyrischen Venetern.

Der brachycephale Typus der Umbrier ist jedoch nicht derselbe, wie jener der Ligurer; seine Form ist mehr harmonisch, seine Longitudinalwölbung stürzt nicht plötzlich gegen das flache Hinterhaupt ab, sondern nur allmälig und ist das letztere leicht convex vorgewölbt.

Die Osken oder Opiker (abgeleitet von Ops = Erde) waren jene Italer, welche von den mittäglichen Grenzen Umbriens bis ans äusserste Ende der Halbinsel sich ausbreiteten; im Alterthum trugen sie verschiedene Namen (Enotrer, Ausonier, Aurunker) und theilten sich auch in verschieden benannte Zweige (Sabiner, Aequer, Volsker, Samniter, Lucaner), blos dialektisch von einander verschieden.

Sie hatten die Siculer, einem höchstwahrscheinlich illyrischen Stamme angehörig, allmälig nach Sicilien verdrängt und in Latium zuerst den Namen Casci oder Latini prisci angenommen.

Der ursprüngliche Typus der Osken scheint dolichocephal gewesen zu sein, wiewohl sich in Latium und in der Campagna im Durchschnitte eine mesocephale Form (777—784) findet (Einfluss der Umbrier?), während die Lucaner, ebenso wie die Apulier einen Index von 750 besitzen.

Den genannten italischen Völkern mischten sich mancherlei andere bei, vor allen als die ersten die Pelasger, von den Pomündungen allmälig weiter sich ausbreitend, welche jedoch sehr bald wieder verdrängt worden zu sein scheinen; weiters die Messapier und Japygier im Südosten der Halbinsel (Foggia, Bari, Otranto) unter den Benennungen Daunier, Peucetier, Calabrier und Salentiner, welche unter der Bevölkerung jedenfalls beträchtliche Spuren hinterliessen. Die Japygier hellenisirten sich durch eindringende griechische Colonien sehr bald, wogegen die Messapier länger widerstanden. Ihre Schädel waren (nach einigen wenigen Exemplaren) dolichocephal, wie auch noch jene der heutigen Bevölkerung dieser Theile Italiens.

Die Euganeer zwischen den rhätischen Alpen, der Etsch und dem Meere, die dann von den Venetern, ihnen vielleicht sehr verwandt, unterdrückt wurden; die letzteren sind wahrscheinlich ein illyrischer (wie Nicolucci hinzufügt, slavischer) Stamm, wofür auch die heutige brachycephale Schädelform spricht.

Die Etrurier (Tyrrhener und Rasener), aller Wahrscheinlichkeit nach aus Lydien stammend, nahmen an der Westküste zwischen Arno und Tiber festen Fuss, die dort sesshaften Umbrier vertreibend, von wo sie sich durch ganz Mittelitalien ausbreiteten, bis sie durch die Römer gänzlich verdrängt wurden.

Für die asiatische Abstammung dieses Volkes spricht auch die Schädelform, welche mit keiner europäischen etwas

gemein hat, dagegen sehr wohl jener der Semiten an die Seite gestellt werden kann.

Der Etruskerschädel ist mittelgross (1488 cm³), etwas prognath, im Mittel mesocephal (776), jedoch in 20% dolicho-, in 25% brachycephal, die dolichocephale Form (1520 cm³) viel grösser als die brachycephale (1456 cm³); er hat eine schmale, niedrige, fliehende Stirne mit sehr nahe gerückten tub. frontalia, die miteinander wie zu verschmelzen scheinen, grosse Orbitae, eingedrückte Nasenwurzel und lange, schmale Nasenbeine. Sie besassen einen etwas langen Rumpf mit kurzen robusten Gliedmassen.

Heutzutage begegnet man dem etruskischen Schädel nicht selten in Toscana, besonders in entlegenen Dörfern, und in Ligurien.

Die Griechen begannen ca. 1100 Jahre a. Chr. einzuwandern (Cumae), breiteten sich in zahlreichen Colonien über Süditalien (Grossgriechenland) und Sicilien aus und erreichten da einen hohen Grad von Macht und Reichthum; durch das Vorherrschen des dorischen Dialektes entwickelte sich hier ein eigener italisch-griechischer und anderseits lernten die umwohnenden Osken das Griechische gebrauchen.

Trotzdem wurde das griechische Element allmälig vom italischen verschlungen, wiewohl man seinen Spuren noch heute unter der jetzigen Bevölkerung Calabriens und Apuliens begegnet.

Das semitische Element, die Phönizier, betheiligte sich an den ethnographischen Verhältnissen des italischen Continentes nicht, dafür umsomehr in Sicilien und Sardinien; auf ersterer Insel erhielten sie ihre Herrschaft bis 335 v. Chr., in Sardinien aber viel länger; der Schädel der heutigen Sarden bewahrt theilweise noch den antiken Typus des phönizischen (Dolichocephalie, vorragendes Hinterhaupt, breites Gesicht).

Die Gallier oder Celten drangen 584 v. Chr. nach Italien, dasselbe nach Verdrängung der Etrusker bis zum Po besetzend, ja bis nach Felsina (dem heutigen Bologna) und Sena-Gallie (Sinigaglia); sie wurden schliesslich vollständig latinisirt.

Die heutige Bevölkerung des antiken Gallia cisalpina ist durchschnittlich brachycephal (826), ganz ähnlich wie die Bretonen, Auvergnaten und Limosiner (828), welche demselben gallischen Stamm angehören; auch rücksichtlich der nur mittelgrossen Statur, des breiten Brustkastens, der braunen (häufig grauen) Augen und Haare und des üppigen Haarwuchses ähneln dieselben einander.

Im 2. Abschnitte bespricht Nicolucci ausführlich den Einfluss der Barbaren zur Zeit der Völkerwanderung, von welchen ein Theil Italien gleichsam nur durchzog, ohne Spuren in der Bevölkerung zu hinterlassen, ein anderer Theil (Longobarden, Normanen) jedoch lange verweilte und der Bevölkerung seinen, freilich modificirten Typus aufdrückte, ersterer in Norditalien und Benevent (lichter Typus), letzterer in Sicilien (desgleichen).

In Sicilien herrschten vor der Eroberung durch die Normanen die Araber oder Sarazenen, deren grösster Theil auch unter den Normanen zurückblieb und in die eingeborne Bevölkerung aufging. Friedrich II. von Hohenstaufen siedelte dann eine zahlreiche Colonie in Apulien (Lucera) an, welche jedoch 1300 durch Carl II. von Anjou vernichtet wurde.

In den mittäglichen Theilen Siciliens finden sich heute noch erkennbare Spuren derselben: Individuen mit dunkler Haut, schwarzen gewellten Haaren, schwarzen Augen, hoher Nase und leicht prognathen Kiefern.

Auch noch in nähergelegenen Zeiten drangen abermals, auf friedlichem Wege, fremde Elemente ein: Griechen in den Provinzen Reggio und Terra di Otranto, von welchen einige wenige Colonien im östlichen Theile bis heute noch neben dem Italienischen das Griechische bewahrt haben (z. B. in Calimera, Castrignano, Zollino, Sternatia etc.); — Albanesen in den südlichen Provinzen der Halbinsel (Calabrien, Capitanata, Basilicata, Apulien, Abruzzen mit 53 Ortschaften und über 90.000 Albanesen) und in Sicilien, beiläufig 36.000, südwestlich von Messina, um Girgenti, Palermo und Catania. In Calabrien und Sicilien bewahrten sie ihre Sprache. Alle sind blos mittleren Wuchses, brachycephal, haben schwarzes Haar, schwarze und braune, kleine Augen, vorspringende arcus supraciliares und gerade hohe Nasen; — Slaven, jedoch in sehr geringer Anzahl im Süden, jetzt gänzlich italienisirt, mehr im Nordosten (Friaul), die rasch demselben Schicksale entgegengehen.

Nun führt der Verfasser eingehend die Reste der deutschen Colonien am Südabhange der Alpen, in Piemont, um Vicenza und Verona (sette e tredici comuni) und der französischen um Aosta in Piemont, Oulx, Cesana und Finistrelle an, welche beide in nicht langer Zeit italienisirt sein werden.

Eine alte Colonie von Berbern auf Sardinien, genannt Barbaricini (in Logoduro) oder Maureddus (in Sulcis und Iglesias) existirt heute noch, ausgezeichnet durch sehr dolychocephale Schädel.

Die Juden bilden blos spärliche eingesprengte Gemeinden in einzelnen Städten ohne Einfluss auf die somatischen Verhältnisse der übrigen Bevölkerung; sie gehören zur Abtheilung der Sephardim, wie die in Spanien, Afrika und im Oriente, mit im Allgemeinen dolichocephalem, dunklem Typus.

Den Schluss des so interessanten Ganzen bildet die Betrachtung der heutigen Italiener, welche je nach den verschiedenen Provinzen und antiken ethnischen Typen auch heute noch sehr verschieden von einander sind.

Die Venezianer sind im Allgemeinen grösser als alle andern, haben fast immer braune, häufig auch blonde Haare, meist dunkle, nicht selten blaue Iris, brachycephale Schädel (823 ♂) und breites, abgerundetes Gesicht.

Die Piemontesen haben nur mittlere Statur, häufiger dunkle als lichte Hautfarbe, spärlichen, meist braunen, selten blonden Haarwuchs bei vorwiegend grauen Augen; brachycephalen Schädel (850 ♂) mit viereckigem Gesichte, breiter Stirne und feinen Lippen.

In Toscana findet sich meistens ebenfalls mittlere Körperlänge, dunkle Hautfarbe, vorwiegend dunkles Haar, schwarze Augen und mesocephaler Schädel (787 ♂) mit ovalem Gesichte.

Verschieden von allen diesen ist der umbrische Typus (Emilia, Umbrien und Marche); bei mittlerer Statur dunkle Haut, schwarze Haar-, braune Augenfarbe und brachycephale Schädelform (825 ♂).

Der jetzige römische Typus in allen südlichen Provinzen der Halbinsel, freilich theilweise beeinflusst durch die oben genannten Colonien, ist nach Nicolucci dem antiken vollkommen gleichgeblieben: Magerer Körperbau unter der Mittelgrösse, dunkle Haut, schwarze Haare und Augen, mesocephaler (Latium, Campagna, Benevent, Avellino, Salerno, Molise,

Abruzzen, Apulien, Index 782—768 ♂) oder dolichocephaler Schädel (Basilicata, Calabrien, 749, 743, Sardinien 742 und Sicilien 737 ♂), schmale, hohe Stirne, grosse Nase, etwas dickliche Lippen und leicht zugespitztes Kinn; die vier letztgenannten Provinzen weisen unter allen die meisten Dolichocephali 64—81%), die wenigsten Brachycephali (4—9%) auf.

Ganz im Allgemeinen sind unter den jetzigen Italienern 22·6% Dolicho-, 29·7% Meso- und 47·6% Brachicephali; — 50% braun-, 41·7% schwarz- und 7·5% blondhaarige mit 60·5% braunen, 27·7% schwarzen, 7% blauen und 4·8% grauen Augen.

Die näheren Einzelheiten mögen in der höchst interessanten, ausführlichen Arbeit (es fehlt blos die Zahlangabe der Körpergrösse) nachgesehen werden; Abbildungen der einzelnen Typen wären zum raschen, übersichtlichen Verständnisse jedenfalls sehr erwünscht gewesen. **Weisbach.**

67.

Voss, Dr. Albert, und **Gustav Stimming. Vorgeschichtliche Alterthümer aus der Mark Brandenburg.** Mit einem Vorwort von Prof. Dr. Rud. Virchow. Brandenburg a. d. H. — Berlin C., P. Lunitz, 1887. VII + 32 pp. 72 Tafeln und 1 Fundkarte. 4°.

Der Prospect, unter welchem diese Publication vor Jahresfrist zu erscheinen begann, kündigte ein Tafelwerk mit Erläuterungen an, „wie es in der prähistorischen Literatur Deutschlands bis jetzt noch nicht vorhanden ist". Nachdem dieselbe nunmehr abgeschlossen vorliegt, darf wohl ausgesprochen werden, dass jenes Versprechen wörtlich eingelöst wurde. Die Alterthümer der Mark Brandenburg sind ein Werk, das weit über den Kreis der prähistorischen Localforschung hinaus vielfältigen Nutzen stiften wird, sowohl durch die beziehungsreiche Fülle des Materials, als durch die treffliche Haltung und Anordnung des Textes und der Tafeln, sowie überhaupt durch den vorbildlichen Charakter der dem Werke zu Grunde liegenden Sammlungsthätigkeit und ihrer exacten Verpflanzung in die wissenschaftliche Literatur.

Dem Vorworte, in welchem Virchow über Beschaffenheit und Zeitbestimmung der vorgeschichtlichen Funde ausgezeichnete, methodische Bemerkungen macht, an die falsche Bezeichnung der meisten brandenburgischen Urnenfelder als „Wendenkirchhöfe" erinnert, deren charakteristische Unterschiede erörtert und den besonderen Vorzug der Stimming'schen Untersuchungen und Sammlungen hervorhebt, folgt zunächst auf 5 Tafeln eine Darstellung der Einzelfunde (Stein-, Bronze-, Knochen-, Hirschhorngeräthe), welche grösstentheils den ältesten bekannten Bewohnern der Mark in der jüngeren Steinzeit, zum Theil aber auch (Torfmoorfunde Taf. 5.) der Bronzezeit angehören. In den Erläuterungen (S. 1—10) schildert Voss den individuellen Charakter der brandenburgischen Landschaft mit Rücksicht auf die Existenzbedingungen einer urzeitlichen Bevölkerung und den Culturbesitz der letzteren. Hinsichtlich des Stiles, der Herkunft und Verbreitung der märkischen Bronzefunde unterscheidet er fünf Hauptgruppen: eine rein nordische, eine niederdeutsch-nordische, eine ungarische, eine Hallstätter (österreichisch-bayrisch-italische) und eine südwestliche (oberrheinisch-schweizerische) Rhein-Rhône-Gruppe. Diese verschiedenen Typen finden sich vorwiegend unter den auf 8 Tafeln der II. Abtheilung dargestellten Funden aus 3 Urnenfeldern, welche Voss „Bronzegräber" nennt (weil in denselben die Bronze fast ausschliesslich vorherrscht und nur geringe Spuren von Eisen vorkommen), obwohl sie nach seiner Ansicht jünger als die Hallstätter Nekropolen in Süddeutschland und mit den Gräbern der älteren La-Tène-Periode etwa gleichalterig sind. Aus dem Umstande, dass die Gräberfelder aus diesen beiden Perioden nicht in räumlich getrennten Bezirken liegen, wodurch die Annahme zweier gleichzeitiger Bevölkerungs-Elemente, von welchen das eine ausschliesslich Bronze-, das andere aber auch Eisensachen besass, scheinbar erschwert wird, kann gegen die Voss'sche Hypothese umsoweniger ein triftiger Einwand abgeleitet werden, als ja auch in südlicheren Theilen Mitteleuropas, z. B. auf dem jüngeren Gräberfelde von St. Michael in Krain, reine Hallstätter und reine La-Tène-Gräber aus sicher gleicher Bestattungs-Epoche vermischt vorkommen. In die Mark Brandenburg scheinen die Träger der La-Tène-Cultur von Nordwesten her eingedrungen zu sein; der südliche, von dieser Einwanderung zunächst unberührte Landestheil zeigt in der Ausstattung seiner jüngeren Bronzegräber bereits einen ethnischen Zusammenhang mit der jüngeren La-Tène-Periode, woraus geschlossen werden darf, dass sich die Aenderung der Gewohnheiten und des Stiles der Geräthe unter ganz friedlichen Verhältnissen vollzog. Als Dauer der Bronze- (Hallstätter) Periode wird für Brandenburg der Zeitraum von 800 bis 400 v. Chr. anzusetzen sein, die ältere La-Tène-Zeit würde etwa von 400—100 v. Chr., die jüngere von 100 v. Chr. bis 100 n. Chr. reichen. Die Aermlichkeit der älteren La-Tène-Gräber (7 Urnenfelder, Abth. III., Tafel 1—16) im Verhältniss zur reichen Ausstattung der jüngeren (8 Urnenfelder, Abth. IV, Taf. 1—17) möchte sich aus den Störungen erklären lassen, welche in Folge der Gallierzüge im Bereiche der östlichen Handelswege Mitteleuropas eingetreten sind, worauf dann nach allmäliger Beruhigung eine verstärkte Wiederaufnahme des Verkehrs mit dem gegenwärtigen N.- und NO.-Deutschland erfolgte.

Der Nationalität nach halten Voss und Stimming nicht nur die Träger der La-Tène-Cultur, sondern auch schon die der Bronze-Cultur für germanische Stämme. Die Letzteren seien zuerst von SO. her in die noch wenig bevölkerte Lausitz eingedrungen und bei ihrem weiteren Vordringen nach NW. mit den Ureinwohnern der Steinzeit zusammengestossen. Diese wichen zunächst nach N. zurück, ihre Nachkommen rückten dann gegen die jüngere La-Tène-Zeit hin, etwa im III. oder II. Jahrhundert v. Chr., wieder nach SO. vor.

Die Funde aus der römischen Kaiserzeit (Grabfeld von Fohrde, „Gallberg", etwa 100—350 n. Chr., 15 Tafeln) zeigen in der Keramik theilweise starke Verwandtschaft mit der jüngeren La-Tène-Zeit, hingegen eine grosse Verschiedenheit in den Beigaben. Nach der Meinung der Verfasser waren es vielleicht die Longobarden, welche in jener Periode zwischen der Oder, Spree und Havel bis gegen Vorpommern sesshaft, ein im Allgemeinen ziemlich gut charakterisirtes Gräber-Inventar hinterlassen haben. Die römische Provinzialcultur verräth in diesen entlegenen östlichen Gebieten eine leise, aber gut kenntliche Modification; Einiges lässt sich als Anklang an gothische Zierformen auffassen.

Die Grabfelder aus der Völkerwanderungszeit („Hasselberg" bei Butzow und zwei andere, etwa 350—500 n. Chr., 9 Tafeln) enthalten vorwiegend Typen, die sich schon während der Kaiserzeit entwickelt haben und zum Theil schon bei Fohrde vorkommen. Dürftig und einförmig in ihrem Gehalte, gehören sie doch wahrscheinlich derselben longobardischen Bevölkerung an, welche die Mark während der Kaiserzeit und wohl schon früher bewohnte; nur dass eben jetzt der Kern der Nation, die waffenfähige Mannschaft, in fernen Ländern dem Kriegsglücke nachging und blos Weiber, Kinder und Greise in der Heimat zurückgeblieben waren. Dieser Umstand bereitete auch die nahe Herrschaft der von Südost her eindringenden slavischen Stämme vor. Diese Letzteren brachten überall in den früher von Germanen besiedelten Landstrichen eine sehr gleichmässige, aber auch sehr dürftige, nur in der Anwendung der Töpferscheibe einen entschiedenen Fortschritt bekundende Cultur zur Herrschaft. In mancher Hinsicht, wie in Schiffbau und Seefahrt, einem Zweige, worin die Wenden später grosse Erfolge hatten, scheinen die Germanen ihre Lehrmeister gewesen zu sein. Gegen die früheren, hohen Vorstellungen von der Cultur der Urslaven ist es eine sehr bescheidene Ausbeute, die uns, Taf. 72, als wendischen Gräbern entstammend, vorgestellt wird. Die Wenden begruben ihre Todten in der Regel ohne Beigaben, und die Reste der Ersteren sind zumeist in der lösenden Erde verschwunden.

Hoernes.

68.

Scarabelli Gommi Flaminj, G. Stazione preistorica sul monte del Castellaccio presso Imola scoperta et interamente esplorata. (Con 23 tavole in litografia delle quali 3 grandi colorate.) Imola 1887, 4°.

Der Hügel Castellaccio, in einer Krümmung des Rio Fondazza bei Imola gelegen, erscheint wie geschaffen für eine prähistorische Bevölkerung, die hier einen sicheren und geräumigen Ansiedlungsplatz vorfand. Seine breite Oberfläche zeigt sich denn auch bedeckt mit Spuren eingerammter Holzpfähle, älteren und jüngeren Feuerstellen und Brandgruben; hie und da sind auch Skelette (spätere Beisetzungen) zum Vorschein gekommen. Die Pfahlsetzungen verrathen die Grundrisse zahlreicher, meist runder, seltener viereckiger Hütten (fondi di capanne). Das Bild der Schichten, in welchen die verschiedenen Ueberreste erhalten sind, hat der Autor mit grosser Treue aufgenommen, wie überhaupt die ganze Untersuchung von dem als Geologen hiezu trefflich vorgebildeten Entdecker mit aller erdenklichen Sorgfalt ausgeführt worden ist. Die Manufacte der Hüttenbewohner bezeugen eine Culturstufe, welche jenseits der Alpen etwa durch die Laibacher Moorfunde vertreten ist, jedoch mit Ansätzen zur Cultur der Terremare, welche aus jener älteren Stufe in Italien durch Berührung mit einer höher entwickelten Völkerschaft hervorgegangen ist. Besonders instructiv für die Vergleichung mit den älteren mitteleuropäischen Pfahlbaufunden sind die Formen und Ornamente der Gefässe und kleinen Utensilien aus Thon, der Geräthe aus Knochen und Hirschhorn, sowie das spärliche Vorkommen von Bronze. Es ist ein Uebergang von der neolithischen zur Bronzezeit, d. h. von der Cultur der Höhlen und Erdhütten zu jener der Terremare, oder anders ausgedrückt, von der Zeit, in welcher die Menschen in Italien vorwiegend Berglandschaften bewohnten und von Jagd und Viehzucht lebten, zu derjenigen, in welcher sie die Ebenen besiedelten und Feldbau trieben. In Italien werden die Höhlenfunde gewöhnlich den namenlosen Ureinwohnern, die fondi di capanne den Ligurern und die Terremare den Italikern zugerechnet. Der Autor zieht jedoch vor, die Bevölkerung des Castellaccio vorläufig unbenannt zu lassen, indem er sich mit treffenden Worten gegen die voreilige Namengebung aus Anlass jedes einzelnen Vorkommens ausspricht.

Hoernes.

69.

Cleuziou, Henri de. La création de l'homme et les premiers âges de l'humanité. (Bibliothèque scientifique populaire, publiée sous la direction de Camille Flammarion.) Paris 1887.

In Werken, welche einem grösseren Publicum das Gesammtergebniss der anthropologisch-prähistorischen Forschung vermitteln sollen, ist schon oft und kühn gegen die Gebote, welche die Wissenschaft auch populären Darstellungen auferlegt, gesündigt worden. Aber so ausschweifend ist mit diesem Materiale doch noch Niemand umgesprungen, in solchem Grad und Umfang hat es noch Keiner zu „verarbeiten" gewagt, wie der obgenannte Herr in seinem 840 Lexikonoctavseiten starken, mit 350 Holzschnitten und 5 grossen Tondruckbildern ausgestatteten Werke. Illustrativ-technisch weit hinter der Gegenwart zurück, ist er dem Stande der Wissenschaft jedoch um Aeonen vorausgeeilt und erzählt uns Dinge, über welche die exacte Forschung wohl niemals Aufschluss geben wird. Für ihn gibt es in der Urzeit unseres Geschlechtes kein Räthsel mehr. Alles, was wir bisher als unerklärlich oder ungewiss mit Zweifeln betrachtet, tritt in klaren festen Formen, wenn auch nur in schlechten Holzschnitten, vor uns hin. Unfähig, so viel neue Erkenntniss mit einem Schlage aufzunehmen, haben wir in dem dicken Buche lediglich geblättert und auch viele Dinge gefunden, die nur in Gott und dem Autor mit der Prähistorie zusammenhängen. Vielleicht thun wir jedoch dem Letzteren Unrecht. Es könnte ja irgendwo darin stehen, dass das Ganze nur ein schlechter Scherz sei. Und damit wäre er allerdings entschuldigt.

Hoernes.

70.

Eidam, Dr. H. Ausgrabungen römischer Ueberreste in und um Gunzenhausen. (Separatabdruck a. d. Festschrift zur Begrüssung des XVIII. Congresses der Deutschen Anthropol. Gesellschaft in Nürnberg.) Nürnberg 1887. Mit 7 Tafeln.

Diese sorgfältige Arbeit ist eine wichtige Ergänzung zu Cohausen's Prachtwerk „Der römische Grenzwall in Deutschland" und speciell zu F. Ohlenschlager's jüngster Schrift „Die röm. Grenzmark in Baiern". Als erstes Ergebniss der Untersuchung eines 35 Km langen Stückes des Limes Rhaeticus, der in Baiern eine Gesammtlänge von 115 Km hat, stellt sich heraus, dass der Limes eine freistehende, gemörtelte Mauer

war, in der Dicke schwankend zwischen 0·96 und 0·30 m. An den meisten Stellen war sie 1—1·20 m stark. Der Mauergrund ist an manchen Stellen nur gelegt und nur wenig Mörtel dazwischen; stets aber sind zwei deutliche Ränder vorhanden. Spornpfeiler konnte Eidam bisher nicht finden; dagegen fanden sich viele Thürme oft unvermuthet nahe neben einander. Sie standen auf Höhen oder an deren Rändern, an den Mauerecken oder besonderen Vertheidigungspunkten (Flussübergang in Gunzenhausen). Vermöge dieser Thürme konnte der Limes auch einen seiner Hauptzwecke, nämlich als grosse Alarmsignal- oder Telegraphenlinie zu dienen, erfüllen. Den sonstigen Verkehr von Thurm zu Thurm denkt sich der Verfasser mittelst eines gedeckten Laufganges auf, nicht hinter der Mauer, in jedem Thurm etwa 2 Grenzwächter, in grösseren eine zahlreichere Ablösungsmannschaft. Hinter dieser Vorposten-, Zoll- und Grenzlinie lagen als eigentliche Vertheidigungsbasis die festen Standlager, die mit Wällen, Gräben und Thürmen geschützten Kasernen der Grenzarmee, „Sperrforts" nach moderner Terminologie, 2 bei Gunzenhausen, dem nördlichsten Punkt der ganzen Linie. Ausserdem gab es rückwärts im Lande einzelne Wach- und Signalthürme, deren Eidam auf der von ihm untersuchten Strecke 5 nachweist, ferner (3) Schanzen vor und hinter dem Limes, einfache viereckige Erdwerke mit vorliegenden Gräben, die entweder einen passageren Zweck hatten oder in Kriegszeiten benützt wurden. Natürlich fanden sich in der Umgebung von Gunzenhausen auch Ueberreste nichtmilitärischen Charakters, darunter Ruinen von römischen Wohnhäusern und einem Tempel. In einem Ueberblick über den ganzen Nordbezirk des Limes Rhaeticus gibt der Autor zum Schlusse schätzbare Winke für die Fortsetzung der schon weit gediehenen, aber noch lange nicht erledigten Arbeit, welche der römische Grenzwall in Deutschland dem Spaten des Ausgräbers darbietet.

Hoernes.

71.

Boucher de Molandon, M., et Beaucorps, A. de. Le Tumulus de Reuilly, son vase funéraire à cordons saillants de l'âge primitif du bronze. Orléans 1887. (Extr. du t. XXII des Mém. d. la Société archéol. et histor. de l'Orléanais.)

In dem kaum 2 m hohen Grabhügel von Reuilly, unweit Orléans, dessen Inhalt hier mitgetheilt wird, stand nahe dem natürlichen Boden im Centrum des Tumulus eine bronzene Reifenciste mit Brandknochen und einigen Resten eiserner Objecte und pflanzlicher Gewebe. Zugedeckt war die Urne mit einem 30—40 cm langen und breiten Stück dünner Birkenrinde, welche an beiden Seiten mit eingepressten Ornamentbändern verziert war. Reuilly ist nunmehr, nachdem der Depôtfund von Kurd unlängst gezeigt, wieweit sich das Verbreitungsgebiet der gerippten Cisten auf Handelswegen nach dem Osten Europas erstreckte, der westlichste Punkt, an dem ein solches Gefäss zu Tage gekommen ist. Trotz jenes ungarischen Fundes oder vielleicht blos, weil sie von demselben keine Notiz genommen haben, lehnen die Autoren, Bertrand folgend, die Annahme der Verbreitung dieses Typus durch den prähistorischen Handel ab und halten an dem autochthonen mitteleuropäischen Ursprung der ciste a cordoni fest, indem sie dieselben auch in Italien als Folgeerscheinungen der gallischen Invasionen betrachten. Etwas mehr Denkmäler-Statistik wäre hier wohl am Platze gewesen.

Hoernes.

72.

Scheidemandel, Dr. Heinrich. Ueber Hügelgräberfunde bei Parsberg, Oberpfalz. Parsberg 1886. Mit 7 Tafeln.

In der südwestlichen Oberpfalz (Bezirksamt Parsberg) findet sich noch eine grosse Zahl von Hügelgräbern, welche hauptsächlich der Bronzezeit, theilweise auch der jüngeren Hallstatt-Periode und der La-Tène-Zeit angehören. Sie liegen meist auf Anhöhen, einzeln oder in Gruppen und sind ganz oder theilweise aus Steinen aufgeschüttet, die ersteren langgestreckt oder kegelförmig, die letzteren sphärisch oder oval. Die langgestreckten, welche meist einen grösseren Reichthum an Bronze enthalten (darunter ein Massengrab am Hammermühlberg), sind häufig zwischen zwei grösseren, als Schlusssteine dienenden Felsblöcken aufgebaut. Zur Beerdigung kamen nur unverbrannte Leichen, welche seltener auf den natürlichen Boden, meist auf grössere Steine und am öftesten in der Mitte des Grabhügels gebettet waren. An Beigaben war regelmässig mindestens ein Thongefäss (meist schwarze, tiefe Schalen oder Schüsseln) vorhanden; unter den Bronzen überwiegen Armreifen, Fibeln, Nadeln, Schaftkelte und Dolchklingen. Eisen erscheint, wo es vorkommt, fast nur in Gestalt von Waffen (langen Schwertern, Hohlkelten, Lanzenspitzen) und kleinen, sowie grösseren gebogenen Messern. Soweit uns die zahlreichen Abbildungen belehren, scheinen diese interessanten Funde doch der Mehrzahl nach nicht in die reine Bronze-, sondern vielmehr in die erste Eisenzeit zu fallen.

Hoernes.

73.

Neubourg, Hermann. Die Oertlichkeit der Varusschlacht. Mit einem vollständigen Verzeichnisse der im Fürstenthum Lippe gefundenen römischen Münzen. Detmold 1887.

Durch Mommsen's zuerst in den Sitzungsberichten der Berliner Akademie 1885 erschienene Untersuchung über „die Oertlichkeit der Varusschlacht" ist dieses für die älteste deutsche Geschichte immerhin wichtige Thema, welchem in unserem Jahrhundert bereits an 90 Abhandlungen gewidmet wurden, neuerdings in den Bereich der Discussion gerückt worden. Entgegen der Ansicht Mommsen's, welcher die Katastrophe in den Engpass zwischen dem „grossen Moor" und den Bergen von Engter (Umgebung des Gutes Barenau) im Osnabrückischen verlegt, hält Neubourg daran fest, dass Armin den Varus im Lippischen Walde besiegt habe und demnach das Hermannsdenkmal auf der Grotenburg bei Detmold am richtigen Platze stehe. Der I. und II. Abschnitt prüft die Angaben alter Schriftsteller, namentlich des Tacitus, über die Oertlichkeit der Clades Variana, im III. werden die Ortsnamen, welche den Lippischen Wald als den Teutoburgiensis saltus des Tacitus erweisen sollen, im IV. die Funde von römischen Geräthen, Waffen und Münzen im und am Lippischen Walde aufgezählt und erörtert. Unter den

letzteren Quellen (Ortsnamen und Fundangaben) ist Manches recht zweifelhaft und nicht mit Unrecht bisher weniger beachtet worden. Immerhin bleibt dem Verfasser das Verdienst, auch dieses Material im Zusammenhang dargestellt zu haben, wenn er auch in der Verwerthung desselben etwas zu weit gegangen ist. **Hoernes.**

74.

Forster, Dr. S. von. Ueber Hügelgräberfunde bei Nürnberg. (Sep.-Abdr. aus der Festschr. zur Begrüssung des XVIII. Congresses der Deutschen Anthropol. Gesellsch. in Nürnberg, 1887) Mit 31 Abbildungen.

Franken besitzt Denkmäler aller prähistorischen Culturstufen, von der niedrigsten bis zur entwickeltsten. An der Sammlung derselben betheiligte sich die Section für Anthropologie in Nürnberg seit 1883 durch die Eröffnung von 24 Grabhügeln, eine verdienstliche Arbeit, da viele Fundstellen, namentlich in der Umgebung von Nürnberg, früher sehr unmethodisch ausgebeutet wurden. Die Tumuli sind von sehr ungleicher Grösse, Gestalt (sphärisch, oval, konisch) und Zusammensetzung (Erde mit verschieden angeordneten Steinlagen); sie enthalten verbrannte, unverbrannte oder (vorwiegend) nur theilweise verbrannte (meist 1—2) Leichname, soweit dies erkennbar, mit den charakteristischen Schädelformen des von Ecker aufgestellten Hügelgräbertypus. Unter den Beigaben, welche verhältnissmässig wenig zahlreich und in wechselnder Anordnung niedergelegt sind, überwiegen die Thongefässe — birnförmige Töpfe, verschiedene Schüsseln, Näpfe, Trichter und Schalen — welche unregelmässig zerstreut, in allen Theilen der Hügel liegen, aus freier Hand geformt und manchmal roh verziert sind. Die spärlichen Metallfunde weisen bestimmter als das keramische Material in die Hallstätter Epoche, welche hier jedoch im Ganzen so ärmlich vertreten ist, dass der Verfasser meint, die prähistorische Bevölkerung Frankens sei in jener Zeit nur sporadisch (siehe die Funde von Bamberg, Bayreuth, Gunzenhausen) zu einer höheren Culturentwicklung gelangt. **Hoernes.**

75.

Beltz, Dr. Robert. Untersuchungen zur jüngeren Bronzezeit in Mecklenburg. (Jahrbücher und Jahresberichte des Vereines für mecklenburgische Geschichte und Alterthumskunde. LII. Schwerin 1887, S. 1 ff.) Mit 2 Tafeln.

Der Autor hat im vorigen Jahre (Bd. LI) „das Ende der Bronzezeit in Mecklenburg", d. h. die Bestattungsformen, welche in der Uebergangsepoche von der reinen Bronze- zur reinen Eisenzeit vorkommen, die Beigaben aus diesen Gräbern und die Cultureinflüsse, auf welche dieselben hinweisen, behandelt. Aus der Betrachtung dieses Materials ergibt sich, dass die Formen der alten Bronzezeit, in welcher Mecklenburg zu dem westlichen Gebiete dieses nordischen Culturkreises gehörte, allmälig mit dem Ueberwiegen des Leichenbrandes verschwinden; es entwickeln sich daraus einige neue, welche aber einen geringeren Grad von Geschmack und Geschicklichkeit bekunden. Formen, welche einer östlichen Bronzecultur angehören, treten dazu, werden aber durch Moorfunde ungleich besser vertreten, als durch Grabfunde. Dagegen macht sich eine starke Beeinflussung vom Süden her geltend: Charakterformen der Schweizer Pfahlbauten dringen vor, und solche, deren Entwicklung wir in Mitteldeutschland suchen müssen, treten auf und verschmelzen zum Theil mit den älteren einheimischen. . . . Die Selbstständigkeit und Originalität der früheren Zeit ist verloren. Eine Beeinflussung durch diejenige mitteleuropäische Metallindustrie, in deren Gefolge die meisten anderen Länder zuerst das Eisen erhalten haben (Hallstatt und La-Tène) ist nicht nachweisbar. Den Beginn jener Periode setzt der Verfasser in's V. Jahrhundert und lässt sie bis zum Anbruch einer kurzen, wenn auch noch nicht speciell nachgewiesenen La Tène-Periode reichen, worauf um den Anfang unserer Zeitrechnung eine Epoche starken römischen Einflusses folgt. Zwischen dem Beginn jener „jüngeren" (um 400 v. Chr.) und der älteren, „nordischen Bronzezeit", deren Anfang sich chronologisch nicht feststellen lässt und welche für Mecklenburg durch die glänzendsten Grabfunde charakterisirt ist, schien kein Zusammenhang vorzuliegen. Zur Ausfüllung dieser Lücke, für welche der Autor das bequeme Mittel der Annahme einer fremden Einwanderung verwirft, zieht derselbe jetzt eine Anzahl von Depôtfunden (Moor- oder Erdfunden) heran, welche eine Vermittlung zwischen den älteren und den jüngsten Bronzegrabfunden darstellen, indem sie theils zum Inventar der ersteren, theils zu dem der letzteren gehören, grösstentheils aber weder dieser noch jener eigen sind. Innerhalb der Uebergangszeit, für welche Montelius $4^1/_2$ Jahrhunderte annimmt, kommt der glanzvolle Gräberluxus ausser Gebrauch und der Leichenbrand in Aufnahme. Als eine Vorarbeit zur schärferen chronologischen Trennung der Zwischenstufen, in welchen sich dieser Uebergang vollzog, bespricht der Verfasser die einschlägigen Funde, welche in den letzten Jahren in Mecklenburg-Schwerin gemacht worden sind, eine treffliche kleine Arbeit, würdig der Schule, aus der sie hervorgegangen ist. **Hoernes.**

76.

Osborne, W. Das Beil und seine typischen Formen in vorhistorischer Zeit. Ein Beitrag zur Geschichte des Beiles. Mit 19 Tafeln in Lithographie. Dresden 1887. 4.

Diese schöne Publication unseres geschätzten und verdienten Mitgliedes erfüllt den doppelten Zweck, einmal die vielfältigen Formen des gebräuchlichsten Schlagwerkzeuges zu sammeln und übersichtlich zu ordnen, sowie andrerseits Nichtfachmännern auf prähistorischem Gebiete an der Entwicklung dieses Instrumentes den Fortschritt der Menschheit von dem Punkte, wo sie anfängt, sich vom Thiere zu unterscheiden, bis zur erlangten Herrschaft über das wichtigste Metall der Erde anschaulich zu zeigen. Mit Recht nennt der Autor das Beil den unzertrennlichen Begleiter des Menschen und betrachtet es als eines der Werkzeuge, die unter den mannigfachen Erzeugnissen seiner Hand vor allen eine Specialgeschichte verdienen. Ist die Aufgabe damit hinlänglich gerechtfertigt, so wird man den dankbaren Stoff derselben eher zu umfangreich, als zu beschränkt finden. Doch berührt

Osborne ungelöste oder allzusehr ins Detail führende Probleme, wie die Nephritfrage, Priorität der Metalle, Provenienz der jüngeren Einzelformen u. dgl. nur nebenher und gewinnt dadurch Raum für seine typologischen Ausführungen, die sich meist den gediegensten Vorarbeiten auf dem Gebiete dieses Formenkreises anschliessen. Unter den Metallbeilen trennt er Kelte (Flach-, Kragen-, Leisten-, Lappen- und Hohlkelte) und Aexte (gerade und geschwungene Schmal- und Breitäxte). Ebenso bleibt die innere Geschichte des Beiles, d. h. seine Verwendung im Leben und zur Grabausstattung, sein Hervor- oder Zurücktreten bei einzelnen Völkerschaften (ich verweise z. B. auf den schon von Horaz kritisirten Brauch der Vindelicier, der an eine erst unlängst abgekommene Sitte der Schwarzwaldbauern erinnert:

. . . . . quibus
mos unde deductus per omne
tempus Amazonia securi
dextras obarmet, quaerere distuli . . .)

grösstentheils ausserhalb des Rahmens der Betrachtung. Indessen denkt der Verfasser vielleicht auch mit dem Dichter nec scire fas est omnia, und in diesem Falle, wo es sich vorwiegend um eine praktische Anleitung zur Kenntniss und Bestimmung wichtiger Formen handelt, hat er gewiss nicht Unrecht. Wir wollen auch nur angedeutet haben, was wir von einer Specialgeschichte des Beiles in prähistorischer Zeit erwarten müssen, ohne uns zu verhehlen, dass die Zeit zur Verwirklichung einer solchen Idee noch nicht gekommen ist.

Hoernes.

77.

Dally, Dr. De la sélection ethnique et de la consanguinité chez les Grecs anciens. (Revue d'Anthropologie, XVI. Paris 1887. p. 408—444.)

Es gehört eine gewisse Kühnheit dazu, angesichts des geringen Grades von Wohlwollen, mit welchem die Pfleger und Hüter der classischen Alterthumswissenschaft den anthropologischen Studien im Allgemeinen gegenüberstehen, den Massstab dieser Disciplin auch an Erscheinungen der Antike anzulegen und die Entwicklung der altgriechischen Cultur unter ethnologischen Gesichtspunkten zu betrachten. Dally hat diesen Muth gehabt. Es ist nur schade, dass unsere ausgezeichnet vorgebildeten Philologen von diesem archimedischen Punkte, der ihnen gestatten würde, das ganze unermessliche Material in neue, lebensvolle Bewegung zu setzen, so wenig wissen wollen. Der Autor betrachtet vorzugsweise die Ursachen der geistigen Grösse Athens und erkennt sie in seiner Fruchtbarkeit an hervorragenden Männern. Die so verschiedenen trefflichen Anlagen derselben findet er durch die Lebensbedingungen des Milieu (Erziehung, Staatsform, Klima, Weltlage) nicht hinlänglich erklärt und sucht sie vielmehr in der Einheitlichkeit einer schon ursprünglich höher stehenden Rasse, welche bereits in vorgeschichtlicher Zeit einen für ihre Sonderentwicklung äusserst günstigen Wohnsitz eingenommen. Nachdem sich die Rasse in dieser Weise fixirt, entwickelte sie sich zu ihrer höchsten Potenz durch eine streng exclusive Haltung und durch eine Cultur, welche auf die Ausbildung des Geistes wie des Körpers gleiches Gewicht legte. So sind die Athener des VI. bis IV. Jahrhunderts eine wahre, natürliche Aristokratie, eine alte und reine Rasse, bei der die Mischung mit Nachbarstämmen kaum in Betracht kommt. Noch freier von solcher Beimischung halten sich zwar die dorischen Spartiaten, aber diese Rasse hat sich erst später local gefestigt, und wir wissen nicht, wie es mit ihrer früheren Reinheit bestellt war. Wie der Glanz, so erklärt sich auch der Verfall Athens durch die Rassenfrage. Hier erinnern wir an die classische Stelle in der Rede des Eupatriden Lykurgos wider den Leokrates, worin er die nach der Schlacht von Chäroneia eingetretene Nothwendigkeit einer Ausdehnung des Bürgerrechtes beklagt und sie als das Schmerzlichste an dem ganzen Unglücke der Stadt bezeichnet, da früher die reine Abkunft aus dem Lande der höchste Stolz des athenischen Volkes war. Athen verfiel aus Mangel an Athenern, und was von seiner Herrlichkeit zurückbleibt, gleicht dem Lichte eines jener Planeten, die in Wirklichkeit längst verschwunden sind. **Hoernes.**

78.

Fraipont, Julien. La poterie en Belgique à l'âge du Mammouth. (Quaternaire inférieur.) Extrait de la Revue d'Anthropologie, Juillet 1887.

Bis vor Kurzem hielt man die Töpferei noch allgemein für eine Erfindung der neolithischen Zeit, und G. v. Mortillet lässt sie im ganzen westlichen Europa erst mit dem Beginn der „Époque Robenhausienne" auftreten. Nachdem aber zu den vereinzelten Funden, welche ein höheres Alter dieses wichtigen Culturfortschrittes — schon im Zeitalter des Mammuth und des Höhlenbären — wahrscheinlich machten, jüngst wieder neue Beweisstücke gesammelt wurden, wird die ältere Ansicht, welche gegenwärtig von Cartailhac gegen Martel und Delaunay vertreten wird, mindestens eine starke Einschränkung erleiden müssen. Für Belgien ist die Frage durch die Arbeiten von Ed. Dupont, der seit 1865 Thongefässfragmente mit Thierresten der Mammuthzeit in zahlreichen Grotten und Höhlen vorgefunden hat, bereits entschieden. Die Untersuchungen Fraipont's in der Engisgrotte und den Höhlen von Spy und Petit-Modave, welche zum Theil über die Verschiedenheit der Töpferei in diesen paläolithischen und nahen neolithischen Fundstätten interessante Aufschlüsse geben, sind darum nicht minder werthvoll. **Hoernes.**

79.

Fraipont, Julien et Lohest, Max. La race humaine de Néanderthal ou de Canstadt en Belgique. Recherches ethnographiques sur des ossements humains découverts dans les dépôts quaternaires d'une grotte à Spy et determination de leur âge géologique. (Extrait des Archives de Biologie publiées par Ed. van Beneden et Ch. van Bambeke.) Gand 1887. Mit 4 Tafeln.

Die Autoren, der Erstere Paläontologe, der Letztere Geologe an der Universität zu Liège, vergleichen die „Neanderthal-Rasse" mit den der Zeit nach jüngeren Typen von Cro-Magnon und Furfooz, den neolithischen und gegenwärtigen Rassen, und finden, dass die affenähnlichen Merkmale sich bei den letzteren mehr und mehr abschwächen, dass sie im Laufe der Entwicklung nach einander verschwinden. Einzeln

mögen sie sich bei dieser oder jener tieferstehenden Rasse wiederfinden, durch Atavismus und individuell können sie auch bei Europäern ab und zu auftreten. Aber das Zusammentreffen dieser Kennzeichen in einer so grossen Zahl kommt doch ausser dem Kreise der ältesten bekannten Menschenrasse nicht mehr vor. In dem Culturträger der Epoque chelléenne, welcher ohne festen Wohnsitz unter freiem Himmel lebte, mandelförmig zugeschlagene Feuersteinwerkzeuge besass und ein Zeitgenosse des Elephas Antiquus, sowie des Rhinoceros Merckii war, erkennen Fraipont und Lohest den Vorläufer des Neanderthalmenschen und seines Zeitgenossen in der Grotte von Spy. Vom ethnischen Gesichtspunkte aus ist uns Jener so wenig bekannt, wie die Feuersteinspalter in anderen geologischen Schichten. Wenn nun aber der älteste bekannte Rassentypus während der Quaternärzeit sich soweit entwickelt, dass daraus Bildungen, wie sie die menschlichen Reste von Cro-Magnon und Furfooz aufweisen, entstehen konnten, wenn während dieser Epoche so viele Merkmale untergeordneter Art verloren gingen und dafür so viele höherer Art gewonnen wurden, so darf man wohl annehmen, dass der pliocäne und miocäne Mensch beträchtlich tiefer stand als der von Spy. Der Abstand des letzteren von den modernen Anthropoïden ist unleugbar enorm, geringer ist er zwischen Jenen und dem Dryopithecus Fontani des mittleren Miocän von St. Gaudens (Haute-Garonne). Aber es liegt auch ein weiter Weg zwischen dem Menschen des unteren Quaternär und den Typen der Gegenwart, wenn diese von Jenem abzuleiten sind. Nach den Ergebnissen, die schon heute zu Tage liegen, hoffen die Verfasser, dass es möglich sein wird, die Vorfahrenreihe des Menschen und des Affen noch weiter, vielleicht bis in's Eocän und darüber hinaus, zu verfolgen, und dass es dieser doppelten Untersuchung gelingen wird, das Material zu einer endgiltigen Lösung der Frage nach der Abstammung des Menschen herbeizuschaffen.

Hoernes.

80.

Wieser, Dr. Fr. R. v. Germanischer Grabfund von Trient. (Zeitschrift des Ferdinandeums für Tirol und Vorarlberg. III. 31. p. 267 ss.) Innsbruck 1887. Mit 1 Tafel.

Sämmtliche Objecte dieses Fundes (1 kleiner „Sax", 2 Bronzefibeln, 1 Armring und Reste eines Körbchen-Ohrringes), welcher in vergangenem Frühling ausserhalb der Porta Nuova von Trient gemacht wurde, lagen bei einer Leiche, wie der Autor vermuthet, eines gothischen Weibes. Typologisch ist die eine der beiden Fibeln sehr bemerkenswerth als eine Art Uebergangsform aus der römischen Armbrust- zur frühgermanischen („fränkischen") Spangenfibel, von der sie sich durch die einfache Flächendecoration im Tremolirstich und der unterhalb des Bügels befindlichen, an den Enden mit flachen Knöpfen versehenen Querbalken unterscheidet. Gelegentlich der Mittheilung dieses Fundes weist der Verfasser in einer Anmerkung die aus Anlass des Fundes von Civezzano von welschtirolischer Seite erhobene Prätension, das Ferdinandeum solle sich kein ausschliessliches Recht auf „cose trentine" anmassen, mit Worten zurück, die auch nach mancher anderen Seite hin treffend anzuwenden wären.

Hoernes.

81.

Deschmann, Karl. Ueber Funde von gallischen Münzen und anderer Gegenstände bei Ober-Laibach. (Mittheilungen der k. k. Central-Commission zur Erforschung und Erhaltung der Kunst- u. histor. Denkmale. XIII. p. CXLII ss. Wien 1887.)

Im J. 1885 veranstalteten Bewohner von Ober-Laibach, dem alten Nauportum, Nachgrabungen auf den „Dolge njive" genannten Aeckern am rechten Laibachufer, wo schon seit Jahren Mauerreste und Einzelfunde zu Tage getreten waren. Man legte die Grundmauern mehrerer Gebäude bloss; in dem Mauerschutt kam ausser etlichen römischen Münzen nichts Erhebliches vor. Der überraschendste Fund war ein grosser Haufen vieler Hunderte kleiner Schleudereicheln im Gesammtgewicht von 36 Kilogramm, ferner 23 kleine „keltische" Silbermünzen, die in einem oben offenen ausgemauerten Canale lagen. In Krain sind solche Münzen früher nicht gefunden worden, in Kärnten kommen sie dagegen ziemlich häufig vor; auch in Steiermark fehlen sie nicht. Auf der Gurina erscheinen sie, wie bei Ober-Laibach, regelmässig in Gesellschaft mit römischen Münzen. Der Gebrauch dieses kleinen Silbergeldes muss ziemlich weit in die römische Epoche des östlichen Alpengebietes hineinreichen.

Hoernes.

82.

Campi, Luigi de. Ein Massenfund alter Bronzen bei Obervintl im Pusterthal. (Mittheil. der k. k. Central-Commission zur Erforschung u. Erhaltung d. Kunst- u. histor. Denkmale. XIII. p. LXXI ss.)

Bei der Ausbeutung eines Steinbruches am rechten Ufer der Rienz, etwa 30 Schritt von der Poststrasse entfernt, wurde schon 1871 dieser bemerkenswerthe Fund gemacht, welcher jetzt im Ferdinandeum zu Innsbruck aufbewahrt wird. Keinerlei Brandspuren oder Gebeine, Topfscherben oder Gebäudereste liessen auf eine Bestattung oder Ansiedlung schliessen, der wir dieses seltsame Depôt verdanken. Die Eigenthümlichkeit desselben liegt darin, dass nur zwei Gegenstände (ein Paalstab und ein Halsring unversehrt, alle andern aber im Guss misslungen oder schon vor Alters gebrochen, ja bis zur Unkenntlichkeit zerschlagen waren, was die Bestimmung derselben wesentlich erschwerte. Unter den erkennbaren Bruchstücken befanden sich: neun Theile von Palstäben mit Merkmalen absichtlicher Beschädigung unter gewaltsamer Anwendung von Schlag- und Schneidewerkzeugen; bei hundert Fibelfragmente der verschiedensten älteren Typen, von der altitalischen Bogenfibel, die in einem besonders schönen Exemplar vorliegt, bis zu einer Früh-La-Tène-Fibel von dem in Tirol durch Funde von Dercolo und Mechel vertretenen Typus, was auf die Entstehungszeit dieser Bruchstücksammlung einen sehr entsprechenden Schluss gewinnen lässt; Arm- und Halsringe; Armbänder; ein Fingerring; verzierte Bronzebleche; Anhängsel, Scheiben, Fragmente und Endstücke von Gürteln; zahlreiche Henkel, die von den Gefässen nicht weggebrochen, sondern abgeschnitten wurden; Knöpfe u. dgl.; dann unförmlich geschmolzene Bronzeklumpen. Man wird sich nicht wundern, unter den

zahlreichen Objecten keine neuen Formen anzutreffen; es wiederholen sich dieselben Culturproducte, die wir aus den krainischen, kärntnischen und oberösterreichischen Nekropolen zur Genüge kennen. De Campi lässt den Fund mit seinen chronologischen Extremen zwischen dem 5. und 4. Jahrhundert schwanken und reiht denselben in die Classe der (in Italien sog.) „Ripostigli", d. h. Depôts zerbrochener Metallgegenstände, die von wandernden Händlern zum Zweck des Wiedereinschmelzens gekauft oder eingetauscht, dann irgendwo unterwegs verborgen, aber nicht mehr erhoben wurden. Derlei Funde lehren uns, welchen Weg der veraltete materielle Culturbesitz gegangen und wie er unter neuen Formen seine Auferstehung feierte, soweit er nicht durch Beisetzung in den Gräbern profaner Ausnützung entrückt wurde. **Hoernes.**

83.

Hauser, Karl Baron. Das Gräberfeld zu Frögg im Jahre 1886. (Mittheil. der k. k. Central-Commission zur Erforschung u. Erhaltung der Kunst- u. histor. Denkmale. XIII. p. LXXVI ss.)

Aus diesen, von dem verdienstvollen k. k. Conservator für Kärnten, Baron Hauser, erstatteten halbamtlichen Mittheilungen ersieht man recht deutlich, wie ungenügend es in unseren vielbesuchten Alpenländern um den Schutz der Hinterlassenschaft ihrer prähistorischen Bevölkerung bestellt ist. Weder eine Staatsanstalt, wie die k. k. Central-Commission, noch ein rühriges Localinstitut, wie der kärntnerische Geschichtsverein, können es bei aller Theilnahme, mangels an ausreichenden Mitteln, wehren, dass von Unberufenen (meist Badegästen vom Wörthersee) die Gräber der Nekropole von Frögg durchwühlt und ihr werthvoller Inhalt nach allen Richtungen der Windrose entführt wird, dass die vom Landvolk zufällig gefundenen Objecte als Schaustücke und interessante Spielzeuge für Sommerfrischler beider Geschlechter dienen und bei dieser Gelegenheit zerbrochen oder verschleppt werden. Unter solchen Umständen, und um den sich mehrenden Fundnachrichten gerecht zu werden, entschloss sich auch der Geschichtsverein im Sommer 1886 eine Anzahl Gräber öffnen zu lassen, und sah seine, später mit einer Subvention der k. k. Central-Commission fortgesetzten Bemühungen von schönen Erfolgen belohnt. Von den Funden verdient namentlich eine schöne, mit Ornamentbändern (einfachen Zickzack- und Wellenlinien in der Art des laufenden Hundes) ausgestattete Urne, ein verzierter Palstab von edler Form, zahlreiche Bleifigürchen von mehr oder minder roh dargestellten Reitern und nackten Männern, insbesondere aber eine 83 cm lange, wohlerhaltene La-Tène-Schwertklinge, welche ausserhalb der „Hallstätter" Gräber zum Vorschein kam, Erwähnung. Dieses Stück, sowie eine aus der Nähe stammende provinzial-römische Flügelfibel mit gegittertem Fuss (norisch-pannonische Provinzialfibel), sind darum von besonderem Interesse, weil die Nekropole von Frögg nur ein „Hallstätter" Inventar bietet und Gegenstände, welche eine Continuität der Besiedlung bis in die Römerzeit bezeugen, in der Umgegend bisher zu den grössten Seltenheiten gehörten, fortan aber wohl eifriger gesucht und auch häufiger gefunden werden dürften. **Hoernes.**

84.

Pichler, Dr. Fritz. St. Peter im Holze. (Mitth. d. k. k. Central-Commission zur Erforschung u. Erhaltung der Kunst- u. histor. Denkmale. XIII. p. CIII ss.)

Mit gewohnter Umsicht und Gelehrsamkeit trägt der kundige und unermüdliche Autor hier Alles zusammen, was sich aus der Literatur, aus den Sammlungen und den am Orte erhaltenen Ueberresten auf Teurnia, die am heutigen Lurnfelde bei Spital a. d. Drau gelegene Römerstadt beziehen lässt. Uns ist Teurnia namentlich der Gurina wegen, als nächstgelegener (übrigens sehr ähnlich situirter) durch ausgedehnte Ruinen, zahlreiche Einzelfunde und literarische Nachrichten wohlbezeugter, antiker Ansiedlungsplatz wichtig. Als solcher liegt er so recht zur Hand, wenn wir den Charakter der antiken Niederlassung auf der Gurina wenigstens für die nachchristlichen Jahrhunderte durch eine Vergleichung und die aus derselben resultirenden Convergenzen und Divergenzen näher bestimmen wollen. Darum sei hier ausdrücklich auf diese quellenmässige, in der bekannten taciteischen Knappheit des Pichler'schen Stiles gehaltene Darstellung verwiesen. Aber bei diesem Anlass darf auch bemerkt werden, dass es den Archäologen pur-sang wohl anstehen würde, sich mehr darum zu kümmern, was neben den urkundlich bezeugten Römerorten in nächster Nachbarschaft und in so überaus ähnlichen Formen zu gleicher Zeit bestanden hat und vorgegangen ist. Es stünde dann mindestens zu erwarten, dass man, durch die Erfolge unserer Ausgrabungen belehrt, jenen ersteren die gleiche Fürsorge widmen würde, wie sie eben seitens der Prähistoriker so manchem namenlosen vor- und frühgeschichtlichen Ansiedlungsplatz zugewendet wird.

Das Municipium Claudium Teurnia wird von Plinius und Ptolemäus als „oppidum" in Noricum und zwar als dritte unter sieben norischen Städten gleich nach Celeia genannt. Pichler schätzt es ungefähr auf $^1/_7$ von Virunum, $^1/_4$ von Celeia, $^1/_3$ von Poetovio und $^1/_2$ von Solva. Es war nie Standquartier einer Legion oder werthvollere Festung, dagegen wahrscheinlich ein namhafter Handelsort, der Rohproducte (Holz, Stein, Edelmetall) auf den Markt brachte. Sein Beamtenkörper, sowie einige auswärtige Teurnienser, sind inschriftlich bekannt. Nach den Kriegszügen der Alemannen und Gothen (466–472) erhält sich die Stadt noch immer als Tiburnia, ja als „Metropolis Norici," wie sie Eugipp am Anfang des 6. Jahrh. nennt, wahrscheinlich Vorort der norischen Taurisker, deren sehr stark romanisirter Stamm auch südlich der Drau bis an den Isonzo hinab sesshaft war. Die Zerstörung Aquilejas, zu dessen binnenländischer Vorpostenkette sie ursprünglich gehörte, muss jedoch ihre Sicherheit stark erschüttert haben, und so mögen die um das Ende des 6. Jahrhunderts von O. her vordringenden Slavenstämme ihrem Dasein leicht ein Ende gemacht oder sie wenigstens zu einem spärlichen Ueberrest herabgedrückt haben. Der an den Ruinen forthaftende Name lebt im 9. Jahrh. als Tyburnia, dann Liburnia wieder auf. Aus letzterem entsteht der Name der Grafschaft Lurn, den dieser Theil des Drauthales noch heute führt.

Wieviel von dieser Stadt an Ort und Stelle noch über der Erde vorhanden und wieviel hier noch zu ergraben sein

muss, davon kann sich Jedermann durch einen Besuch der schöngelegenen Ruinen leicht überzeugen. Pichler liefert ein genaues Verzeichniss der Mauerreste, sowie aller Fundstücke, welche seit 42 Jahren durch verschiedene, meist oberflächliche, Untersuchungen gewonnen wurden. Auch die antike Topographie des Stadtgebietes und seiner weiteren Umgebung wird hier von kundiger Hand zum erstenmale eingehend erörtert. Das Einzige, was wir vermissen, ist ein entschiedener Hinweis auf die hier noch zu vollbringenden praktischen Arbeiten, zu denen Pichler's Darstellung als beste Anleitung und Vorstudie gelten kann. **Hoernes.**

85.

Debierre, Ch. L'homme avant l'histoire. (Bibliothèque scientifique contemporaine.) Avec 84 figures intercalées dans le texte. Paris 1888.

Die Bibliothèque scientifique contemporaine, in welcher aus dem Gebiete unserer Studien bereits Quatrefages' Darstellung der alten und neuen Zwergvölker erschienen ist und noch zwei Arbeiten über die Vorgeschichte Frankreichs und über prähistorische Archäologie überhaupt angekündigt werden, ist ein œuvre de vulgarisation, welches Denjenigen angeboten wird, die den wissenschaftlichen Bewegungen unseres Zeitalters nicht fremd bleiben wollen, ohne aber Zeit und Gelegenheit zu haben, zu den Quellenwerken hinabzusteigen. In gedrängter und anziehender Form macht der Autor seine Leser mit den wichtigsten Fragen der physischen Anthropologie bekannt. Wir haben nur zu wünschen, dass solche Bücher, die wie das vorliegende mit Geschmack (blos das Bild der Menschenschlächterei Seite 128 hätte wegbleiben können) und Kenntniss gearbeitet sind, ihren Zweck nicht verfehlen und der anthropologischen Forschung immer neue Freunde erwerben mögen. **Hoernes.**

86.

Atti della Reale Accademia dei Lincei. 1887. Vol. III[1] p. 449 s.

In der feierlichen Sitzung am 29. Mai d. J. wurde in Gegenwart Ihrer Majestäten unter anderen Ergebnissen ausgeschriebener Concurse auch die Entscheidung der Commissäre Fiorelli, Minervini und Helbig über den archäologischen Staatspreis für das J. 1885—86 bekanntgegeben. Darnach wurde der Preis zu gleichen Theilen den Herren E. Schiaparelli (für ein den Gräberritus der alten Aegyptier behandelndes Buch) und Anton Zannoni (für dessen Werk über die Ausgrabungen in der Certosa zu Bologna) zuerkannt. Ueber Zannoni's Arbeit heisst es in dem Berichte der Commission: „Die Art, wie Zannoni die von ihm beobachteten Thatsachen dieser hochwichtigen Entdeckung darstellt, ist über alles Lob erhaben. Alle eigenthümlichen Erscheinungen, welche die Ausgrabungen ergeben haben, sind gewissenhaft verzeichnet und nicht nur mit Beschreibungen, sondern auch mit topographischen Aufnahmen, mit Plänen der Gräber und Abbildungen der Fundgegenstände erläutert. Alle Fundumstände sind mit solcher Klarheit und Genauigkeit wiedergegeben, dass man aus dem Gebrauche des Werkes den gleichen Nutzen ziehen kann, wie aus der Anwesenheit bei den methodischen Untersuchungen, durch welche Zannoni sich das höchste Verdienst um die Wissenschaft erworben hat.

„Dieser Arbeit danken wir es, dass die während des V. Jahrh. n. Chr. in Felsina blühende Civilisation nunmehr besser bekannt ist, als die irgend eines anderen etruskischen Culturcentrums derselben Epoche.

„Damit soll nicht gesagt sein, dass die Arbeit Zannoni's vollkommen tadellos sei. Die Bemerkungen, womit er die thatsächlichen Mittheilungen begleitet, sind von übermässiger Breite, an anderen Stellen vermisst man die wünschenswerthe Klarheit, wie es oft bei Männern vorkommt, welche mehr in graphischen Darstellungen als in Worten mitzutheilen gewohnt sind. Von den mit so viel Fleiss sichergestellten Thatsachen begibt sich der Autor manchmal auf das Gebiet von Schlussfolgerungen, welche die Commission nicht anzunehmen vermag, und entbehrt dabei die Stütze, welche das Studium der entwickelten classischen Cultur gewährt."

Wir haben dieses sorgfältig abgewogene Urtheil ausführlich wiedergegeben, weil es nach unserer Meinung den grossen Werth, aber auch die kleinen Schwächen der meisten umfassenden Publicationen vor- und frühgeschichtlicher Denkmäler scharf und schlagend bezeichnet. **Hoernes.**

87.

Ihm, Max. Der Mütter- oder Matronencultus und seine Denkmäler. (Jahrbücher des Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinlande, Bonn 1887. LXXXIII. S. 1—200. Mit 3 Tafeln und 19 Holzschnitten.)

Eine Arbeit, in der uns wieder einmal die strengen Vorzüge der deutschen philologischen Schule leuchtend entgegentreten. Unter den unclassischen Gottheiten des Westens nehmen die Matronae, Matres oder Matrae (letzteres wahrscheinlich eine latinisirte barbarische Form) an Zahl (etwa 400) und Verbreitung der erhaltenen Quellen, fast ausschliesslich Steininschriften und Reliefdarstellungen, grösstentheils aus Oberitalien (hier bereits unter Caligula bezeugt), Südfrankreich und den beiden Germanien, eine hervorragende Stelle ein. Ihr Cult war einer der ausgebreitetsten unrömischen, welche das Kaiserreich besass. Die Basis seiner Verbreitung spricht für keltischen Ursprung, weiterhin (an die Donau, nach Britannien und in die Reichshauptstadt) wurde er durch Kriegsleute verpflanzt. Unter den linksrheinischen Germanen erscheinen die Ubier als seine Hauptträger. Seine epigraphisch überlieferten Anhänger recrutiren sich aus den unteren Volksschichten (einfachen Legionssoldaten, selten Centurionen und Civilpersonen niederen Standes; Frauen sind unter den Dedicanten nicht sehr häufig). Bildlich dargestellt erscheinen die Mütter stets in der Dreizahl, sitzend, seltener stehend und nur ganz vereinzelt sitzend und stehend nebeneinander, mit verschiedenen, aber meist auf Fülle und Fruchtbarkeit zielenden Attributen (Fruchtkörben, Füllhörnern, Aehren). Die Epitheta sind zumeist localen Charakters und nach Form wie Bedeutung ungemein controvers. Die Göttinnen hatten Tempel, Heiligthümer, Altäre, von welchen zum Theil noch Spuren erhalten sind und welche wohl auch da anzunehmen sind, wo eine grössere Zahl von Matronensteinen zusammen vorkommt. Das Dorf Müddersheim bei Zülpich, wo 2 solche Denkmäler gefunden wurden, hat wohl seinen schon im XI. Jahrhundert beglaubigten Namen von einer solchen Cultstätte.

Einzelne oder Doppelfiguren, die eine gewisse Aehnlichkeit mit den „Matronen“ zeigen, weist Ihm vorläufig aus dem Kreise seiner Untersuchung; desgleichen die sogenannten „reitenden Matronen“, in welchen man früher mit mehr Grund die keltische Schutzgöttin der Pferde und Maulthiere, Epona, erkannte. Auch darin muss man ihm beistimmen, dass er auf einen Zusammenhang dieser keltischen Dreigottheit mit andern, von den Völkern des Alterthums als „Mütter“ verehrten Göttinnen nicht eingeht und damit eine schrankenlose Ausdehnung des Muttercultus abweist. In diesem Verwässern, wofür sich ja immer einige Analogien als Anhaltspunkte ergeben, liegt eine der grössten Gefahren für jede exacte mythologisch-culturhistorische Untersuchung. Verschieden von der früher gehegten Auffassung der „Matronae“, als einer Art von Schicksalsgottheiten (Parzen, Nornen), sucht der Verfasser ihr Wesen in einem ziemlich entgegengesetzten Vorstellungskreise. „Sie verleihen Segen und häuslichen Wohlstand, Fülle und Fruchtbarkeit des Ackers“, und zwar nicht nur dem Haus und der Familie, sondern auch ganzen Gemeinden und Völkern, wie einerseits die zahlreichen Dedicationen pro se et suis u. dgl., andererseits die ungemein häufigen topischen Beinamen bezeugen. Einen persönlichen Charakter (als Genien) darf man ihnen trotz des Epithetons suae (resp. meae) nicht zuschreiben. Die Blüthe des Cultus fällt zwischen die Regierungszeiten Caligula's und Gordians (Mitte des I. — Mitte des III. Jahrhunderts); zur Vernichtung desselben haben Franken und Alemannen, welche nach jener Zeit unaufhörlich den römischen Grenzwall überflutheten, sicherlich viel beigetragen. Andererseits sorgten die Franken indirect für die Erhaltung der Matronensteine, indem sie sich derselben zum Bau ihrer Gräber bedienten. Ganz ausgerottet wurde die Mütterverehrung wohl nicht einmal durch die Stürme der Völkerwanderung, wofern die Annahme stichhältig ist, dass die christliche Andacht zu den drei Marien mit jenem heidnischen Cultus in Verbindung steht. Von sonst bekannten Collegien weiblicher Gottheiten gehören in den Rahmen dieser Untersuchung als engverwandt die Junones, Suleviae, Campestres und die weiblichen Kreuzweggottheiten Biviae, Triviae, Quadriviae. Im Anschluss behandelt Ihm auch andere, äusserlich ähnliche Gestalten der Volksmythologie, welche man bisher irrthümlich mit den Matronen in Zusammenhang gebracht hat, so die Nymphae, Proxumae, Fati und Fatae, Parcae, Silvani und Silvanae etc., wodurch der ganze Figurenkreis, aus welchem sich die Mütter herausheben, zur grösseren Deutlichkeit umschrieben wird. Fast die ganze zweite Hälfte der Arbeit ist den Denkmälern gewidmet, wobei das Hauptaugenmerk auf die möglichst genaue Feststellung der Inschrifttexte gerichtet ist. Dieser Theil darf, da er dem Leser eine vollkommene und rasche Nachprüfung des im gegenwärtigen Stadium des C. J. L. noch weit zerstreuten Materials ermöglicht, für alle ähnlichen Untersuchungen als musterhaft bezeichnet werden. **Hoernes.**

88.

Maška, Karl. Der diluviale Mensch in Mähren. Neutitschein, 1886. 8. 109 S. mit 51 Abbildungen im Texte.

Der durch seine eifrigen und erfolgreichen Forschungen auf dem Gebiete der Urgeschichte Mährens längst bekannte Verfasser der vorliegenden Abhandlung stellt in dieser alle bisher bekannten Nachrichten über Funde von den Zeugnissen der Anwesenheit des Menschen während der diluvialen Zeit in Mähren zusammen und gibt damit ein, soweit es bei dem heutigen Stande der Forschung möglich ist, erschöpfendes Bild der Ausbreitung und des Culturzustandes der Menschen, welche das genannte Land zur Zeit des Mammuth, des Renthiers, des Höhlenbären und der sonstigen Genossenschaft aus der Thierwelt bewohnten. Herr Maška bespricht hierbei sowohl die älteren aus früheren Abhandlungen bekannten Entdeckungen anderer Forscher, als auch die Ergebnisse der eigenen vorzüglich in der Umgebung von Neutitschein vorgenommenen Untersuchungen, welche derselbe seit einer Reihe von Jahren in grossem Umfange und mit ebensoviel Ausdauer als streng wissenschaftlicher Methode durchgeführt hat.

Hieher gehören vornehmlich die ungemein reichen Funde aus der Schipkahöhle und dem Teufelsloche (Čertova dira), zweien Höhlen des Jurakalkzuges bei Stramberg, die in verschiedenen wissenschaftlichen Versammlungen wiederholt zu lebhaften Erörterungen Anlass gegeben haben, bisher aber nicht eingehend und überhaupt nicht in genügender Weise beschrieben worden sind.

Die vorliegende Abhandlung bringt somit nicht blos die Ergebnisse aller diesbezüglichen früheren Arbeiten, sondern auch eine Reihe selbst festgestellter Thatsachen, in der Gesammtheit eine Fülle wissenschaftlichen Materiales, das wir auf dem kurzbemessenen Raume nicht im Einzelnen besprechen können, das uns aber berechtigt, Maška's Buch vom diluvialen Menschen in Mähren als ein vorzügliches und unentbehrliches Quellenwerk zu bezeichnen, welches wir mit gutem Bedacht jedem Urgeschichtsforscher empfehlen können.

M. Much.

89.

Wosinsky, Mauritius. Das prähistorische Schanzwerk von Lengyel, seine Erbauer und Bewohner. Autorisirte deutsche Ausgabe. I. Heft. Budapest. Friedrich Kilian. 1888. Mit 24 Tafeln.

Es ist eine angenehme Pflicht, jetzt schon auf dieses neue bedeutende Werk aufmerksam zu machen, bedeutend durch den behandelten Gegenstand, der durch Umfang und Gehalt zu weittragenden Aufschlüssen über die urgeschichtlichen Zustände nicht nur von Ungarn, sondern von Mitteleuropa überhaupt berufen ist, und bedeutend durch die Art der Darstellung. Schon ein Blick in die zahlreichen und vortrefflich ausgeführten Tafeln zeigt, welcher Reichthum an urgeschichtlichen Funden durch die emsige Arbeit des Verfassers, welcher die Ausgrabungen leitete und sich durch umfassende literarische Studien und den Besuch zahlreicher Museen und Privatsammlungen hiezu vorbereitet hatte, auf der bezeichneten Fundstätte aufgeschlossen worden ist, wobei freilich pflichtgetreu hervorgehoben werden muss, dass ein wesentlicher Theil des Erfolges dem Grafen Alexander Apponyi, dem Eigenthümer der Fundstätte, zu danken ist, welcher nicht nur in hochherziger Weise die grossen Kosten der Ausgrabungen bestritten, sondern auch in vielfacher Beziehung geistigen Antheil an dem Werke hat. Wir werden Gelegenheit haben, auf dasselbe in eingehender Weise zurückzukommen. **M. Much.**

90.

Mooney, James. The medical Mythology of Ireland. Proceedings American Philos. Soc. XXIV. 136 bis 166. (1887.)

Ein in Amerika lebender Irländer gibt hier einen gehaltvollen Beitrag zur irischen Folklore, indem er den medicinischen Volksaberglauben seiner Heimat eingehend schildert. Es sind alle diese Mittheilungen unmittelbar von ihm in Verkehr mit den niederen Volksclassen des westlichen, noch gaelisch redenden Irland gesammelt worden. Alte Weiber, „Kräuterhexen" (irisch cailleac luibe), oder „Wissende" (bean feasac) genannt, sind die Ausübenden; seltener Männer. Ihre Künste und Wissenschaft sind oft erblich; sie werden daher nicht verrathen und man kommt oft schwer dahinter. Die Vererbung findet von einer Frau auf einen Mann, und von diesem wieder auf eine Frau statt, stets nach dem Geschlechte wechselnd, weil sonst die Geheimnisse an Kraft verlieren. Zu solchen Zauberweibern nimmt man gewöhnlich erst die Zuflucht, wenn die bekannten Hausmittel nicht anschlagen; man glaubt dann entweder Geister, das böse Auge oder Zauberei seien im Spiele und müssten bekämpft werden.

Sigefreog heisst die Person, welche sich damit beschäftigt, die durch Geister, Feen etc. hervorgebrachten Krankheiten zu heilen. Der Name bedeutet „Feenmann". Solche geben an, in ihrer Jugend von Feen entführt worden zu sein; bei diesen lernten sie ihre Künste. Daher die Angst der irischen Mütter um ihre Kinder, die mit allerlei Schutzmitteln gegen derartige Entführung ausgerüstet werden. Der oder die Sigefreog vermag auch Gedanken Anderer zu errathen und abhanden gekommene Gegenstände wieder herbeizubringen. Die von den Geistern geraubten Menschen — worüber viele geglaubte Geschichten umlaufen — werden wieder erlangt, indem man eine Mischung von Urin und Hühnerkoth gegen die Geister wirft. Die Geister können nämlich keinerlei Beschmutzung vertragen. Hässliche, kleine und elend aussehende Kinder betrachtet man stets als Wechselbälge, von den Feen an die Stelle der entführten echten und schönen Kinder in die Wiege gelegt. Um das echte Kind wieder zu erlangen, erwärmt man eine Schaufel, legt den Wechselbalg darauf und trägt ihn so auf die Düngerstätte. Dort muss die Fee ihn wegholen und das echte Kind dafür zurückbringen; letzteres lebt aber selten lange. Hier wirken Feuer, Eisen und Mist zusammen — drei kräftige Mittel gegen böse Geister. Auch Fingerhutkraut (Digitalis) vermag die Feen zur Zurückgabe der entführten Kinder zu zwingen.

Wer in das Territorium der Feen hineinschreitet, erlahmt; die „Forts" der Feen sind wohl prähistorische Ringwälle u. dgl. Zahlreiche Beispiele werden angeführt, dass ihr Betreten Erlahmung oder Geschwüre an den Beinen hervorbringt. If there is one thing certain, it is that are fairies in Ireland, sagte ein Beamter, mit 1300 Dollars Gehalt, zu Mooney. Kräuterwasser, um das erlahmte Bein oder die von den Feen verursachten Geschwüre zu heilen, verkaufen die alten Weiber gegen einen Korb voll Eier. Jedes Ei muss aber mit einem schwarzen Kreuze versehen sein, letzteres mit Ginsterkohle aufgemalt.

Niesen wird durch die bösen Feen verursacht, welche den Niesenden entführen wollen. Sagt man aber dazu „Gott segne uns", so wird dadurch der böse Geist verjagt. Daher unterlässt man diesen Ausruf niemals. Auch in Irland hat das prähistorische Steingeräth (saigead = sagitta, der Steinpfeil) heilende Eigenschaften, wenn in Wasser gelegt, das man trinkt. Man bewahrt es daher sorgfältig in eisernen Kistchen auf. Desgleichen schützt das an die Hausthür genagelte Hufeisen vor Geistern oder der auf's Dach gepflanzte Knoblauch. Als Schutzmittel trägt man Eisenstückchen bei sich oder — entsprechend der Medicintasche der Rothhäuter — ein Täschchen mit etwas Taback, Knoblauch, Salz, Hühnerkoth, Staub von der Strasse.

Heilungen durch Stellvertretung, die ich unter dem Stichwort „Sündenbock" für die ganze Erde nachwies (Ethnogr. Parallelen 29), fehlen natürlich in Irland nicht. Mooney erzählt zahlreiche Geschichten, wie die Irländer sie glauben. Z. B.: Eine Frau war krank und ihr Gemahl rief den weisen Mann, der anordnete, dass alles Lebende aus dem Hause zunächst entfernt würde, ehe er seine Zauberworte spräche. Man vergass eine Sau mit den Ferkeln zu entfernen. Diese starben, die Frau genass, denn die Krankheit war auf die Sau übergegangen. Wenn die Fischer von Mayo und Cornamaru Hunde mit in See nehmen und bei Sturm sie in's Meer werfen, so ist dieses wohl mehr als Opfer aufzufassen, denn als Stellvertretung, wie Mooney will. Interessant aber ist es, dass this practice existe in Ireland to day. „Nehmet mich und werfet mich in das Meer, so wird auch das Meer stille werden" hat schon der Prophet Jonas gesagt (1. 12) und bekanntlich hat das auch geholfen, gerade so wie noch jetzt bei den irischen Fischern. Auch die Geburtswehen können durch Vicariirung von den Kreissenden genommen und auf Jenen übertragen werden, der deren Schöpfer ist. Der Vater des Kindes mag billig sein Theil davon empfangen, die aber, so das Geheimniss kennen, bewahren es sorgsam und nur eine Frau theilt es heimlich der andern mit. Mooney hat's aber doch erfahren. Die Hebamme jagt den Ehemann aus der Wochenstube und legt dessen Jacke auf die Kreissende, dadurch erhält jener seinen Antheil an den Geburtsschmerzen, während die Pein des Weibes gemindert wird.

Durch ganz Irland glaubt man an den bösen Blick, dort in gaelischer Sprache Drocsuil genannt. Die ihn besitzen, wissen es selbst nicht und das durch sie hervorgebrachte Uebel braucht nicht der Ausfluss von Uebelwollen zu sein. Es entsteht der böse Blick durch einen Fehler bei der Taufe, wenn z. B. der Priester in der Taufformel ein Wort auslässt; er kann erblich sein und erstreckt sich auch auf ganze Familien, wie in County Clare die Familie Mearnan allgemein als damit behaftet gilt. Auch in Irland glaubt man, dass das Lob eines mit bösem Blick versehenen Menschen Schaden bringt und derselbe wird dann gezwungen, als Gegenzauber auf den gelobten Gegenstand zu spucken — heilende Kraft des Speichels ist ja in den Evangelien bekannt, im classischen Alterthum schützt Ausspucken gegen Zauber und so vielfach bei Naturvölkern; ich führe nur die ungewöhnliche Anwendung bei den Masai Ostafrikas an (Thomson, Masailand. 257).

Quellencultus herrscht noch ausgiebig in Irland und die Zahl der heiligen Quellen ist gross, wie der Teich Bethesda werden sie heute noch benützt. Zwanzig heilige Quellen sind allein in Galway bekannt; sie sind oft mit Heiligen in Verbindung gebracht und ihr Wasser wird zu profanen Zwecken

nicht benützt. Ein Weib, das aus Versehen aus heiliger Quelle Wasser zum Kochen schöpfte, konnte dieses nicht zum Kochen bringen. Am Grunde vieler dieser Quellen haust ein Fisch, ein Wurm, dessen Erscheinung an der Oberfläche von Bedeutung ist. Pilger lassen an diesen Quellen einen Theil ihrer Kleidung, ein Paar Lappen oder dergleichen zurück, an einem benachbarten Baum gehängt (vergl. Lappenbäume in meinen Ethnogr. Parallelen, 58). Namentlich zu Heilzwecken besucht man diese Quellen und manche sind auch mineralischer Natur. Lough Dearg in Doungel wurde im Mittelalter aus ganz Europa besucht. Man badet und betet an den Quellen und Teichen.

Die abergläubigen Volksheilmittel gleichen vielfach den unserigen. Epilepsie wird curirt, indem man Milch aus einem Menschenschädel trinkt, Zahnschmerz, indem man den Gaumen mit dem Finger einer Leiche reibt. Die Kopfschmerzen entstehen dadurch, dass die Suturen des Schädels sich öffnen, man presst sie daher zusammen; Blutfluss wird besprochen oder man legt ein am Sonntage gewaschenes und gebügeltes Stück Leinen auf. Scropheln heilt man durch Hirschhornpulver. Um Rheumatismus zu entfernen, trägt man eine Kartoffel in der Tasche, so wie diese eintrocknet, vergeht auch die Krankheit; um Warzen zu entfernen, steckt man eine Schnecke auf den Dorn einer Hecke; verschrumpft die Schnecke, so schwindet auch die Warze. (Vergl. Les verrues in der Pariser Zeitschrift Mélusine, herausgegeben von Gaidoz und Rolland III. 42 ff. 1886) Krampf entsteht dadurch, dass Würmer die Eingeweide verknoten. Durch einen magischen Knoten (snaidm na peiste), der in einen Strick gemacht und dem Leidenden auf den Magen gelegt wird, entfernt man ihn. **R. Andree.**

91.

Holmes, William H. The use of Gold and other Metals among the ancient inhabitants of Chiriqui. Washington, Bureau of Ethnology 1887.

Der Isthmus von Darien, von dem Chiriqui einen Theil bildet, ist in archäologischer Beziehung noch wenig erforscht. Und doch bildet gerade er als geographischer Mittelpunkt zwischen der alt-aztekischen Cultur im Norden und jener der Inkas im Süden ein Beobachtungsfeld, das wichtige Ausbeute verspricht; denn auch dort hat, wie wir jetzt wissen, ein altes Culturvolk gewohnt. Vor allem sind es die Forschungen eines bisher nicht genannten Herrn J. A. Mc. Niel gewesen, die Licht auf die alte Bevölkerung des Isthmus zu werfen beginnen; er hat persönlich einige tausend Gräber dort geöffnet und den grössten Theil der wichtigen Ausgrabungen dem National-Museum in Washington übergeben. Es sind Metall-, Stein- und Thonsachen, welche hier massenhaft den Huacas entnommen wurden, erstere mehr auf den Einfluss der Chibchas (in Colombien) deutend, letztere sich an die archäologischen Objecte aus Costarica anlehnend. Früher sind die Huacas von Schatzgräbern durchwühlt worden, von denen man weiss, dass sie einmal ein Gewicht von 130 Pfund Goldfiguren erbeuteten, die leider eingeschmolzen wurden.

Die hochinteressanten, einen ganz eigenthümlichen Stil zeigenden Metallsachen von Chiriqui, welche nach Washington gekommen sind, hat der auf dem Gebiete amerikanischer Archäologie verdiente und erfahrene Holmes nun in vorliegender Schrift beschrieben und abgebildet. Meist sind es Goldfiguren, stark mit Kupfer legirt, welche wohl als Amulete getragen wurden; gewöhnlich sind sie nur klein, stets aber sehr künstlich gearbeitet, so dass die Frage aufgeworfen werden muss: wie sind diese Sachen hergestellt worden? Holmes prüft diese Frage eingehend, doch ist sie nicht so leicht zu entscheiden. Wiewohl die Figuren filigranartig sind und theilweise aus Draht zusammengesetzt erscheinen, sind bei ihnen doch keinerlei Spuren von Löthung zu entdecken; Holmes entscheidet sich dafür, und die Gründe dafür mögen bei ihm ausführlich nachgelesen werden, dass diese Goldfiguren alle gegossen sind; später wurde höchstens einiges noch mit dem Hammer bearbeitet, von Ciselirung ist aber keine Spur zu entdecken.

Dem gegenüber will ich darauf aufmerksam machen, dass die in Leiden befindlichen Goldfigürchen, welche Lemanns schilderte (Congrès des Americanistes. Luxembourg 1877. II. 284), und die im Stil ganz den von Holmes beschriebenen Sachen aus Chiriqui gleichen, nach dem Urtheil von Lemanns wenigstens zum Theil durch Löthung hergestellt wurden.

Von grosser Wichtigkeit ist auch dasjenige, was Holmes uns über das Platiren mit Gold berichtet. Viele der Figuren zeigen nämlich einen Kupferkern und sind nur dünn mit dem edlen Metall überzogen; Holmes bringt mancherlei Methoden zur Sprache, wie diese Vergoldung bewirkt sein könnte, kann aber natürlich eine sichere Entscheidung nicht treffen.

Die Gegenstände selbst betreffend, so sind es namentlich grotesk gestaltete menschliche Figuren mit auffallend dargestellten Geschlechtstheilen; Hände, Ohren, Ornamente sind stets aus Draht gebildet. Dann folgen Thiergestalten, darunter phantastische Vögel, ferner sehr realistische Pumas, Krokodile, Fische und sehr zahlreiche Frösche.

Von Bronzen sind namentlich Glöckchen (Schellen) gefunden worden, sämmtlich gegossen und im Stile den mexikanischen sehr ähnlich. Holmes gibt sich Mühe, zu beweisen, dass die Glöckchen eine Originalerfindung der Amerikaner seien. Indessen das war schon lange entschieden, worüber E. B. Tylor, Anahuac. London 1861, p. 236, nachgelesen werden möge. Auch Hamy (Revue d'Ethnographie, II. 441) hat darüber schon geschrieben. **R. Andree.**

92.

Lippert, J. Culturgeschichte der Menschheit in ihrem organischen Aufbau. 2. Band. Stuttgart 1887. 656 pp.

Im 1. Heft des diesjährigen Bandes dieser Mittheilungen hatte Referent die Freude, sich über den 1. Band einer gross angelegten Culturgeschichte, die wirklich diesen nur allzu oft dilettantisch verbrauchten Namen verdiente, aus der Feder des unermüdlichen Julius Lippert zu äussern, und zwar mit höchster Anerkennung, wie sie einem Werke gegenüber am Platz war, das eine durchaus selbstständige, geistvolle Verarbeitung und lichtvolle Darstellung eines mit Umsicht und Fleiss zusammengebrachten, grossen Stoffes darbot. Nunmehr ist mit dem vorliegenden zweiten Band das Werk zum Abschluss gekommen und hat im Ganzen redlich

gehalten, was der Anfang versprochen. Hatte der erste Band die Elemente vorgeführt, aus denen sich das sociale Leben des Menschen zusammenfügte, gleichsam nur als die Exposition des culturgeschichtlichen Drama's, so lässt der zweite Band diesen Bau nun vor uns erstehen, das Drama sich entwickeln. Es soll allerdings damit kein tieferer Gegensatz, keine bemerkbare Kluft zwischen dem ersten und zweiten Bande angedeutet sein, nur wie gesagt, ist die Darstellung zu Beginn des 2. Bandes an einen Punkt gelangt, wo sich ihr der Mensch nicht mehr als Individium, sondern als Gesellschaftswesen darstellt, der in seinem äussern Leben sowohl, wie nach der Richtung seiner inneren Entwicklung stets von der Gesellschaft abhängt, in ihr und mit ihr sich entwickelt und ihr Product wird, wie sie andererseits nichts ist, als die Gesammtheit und Gesammtwirkung der verschiedenen Individuen und ihrer Kräfte.

So führt uns denn Lippert zunächst in die Entwicklung der Ur- und Keimzelle aller Gesellschaft, in den kleinen Kreis der Urfamilie ein, die uns zuerst unter dem Zeichen des Matriarchates entgegentritt. Wir lernen die mannigfachen Gesellschaftsformen im Bereiche des Mutterrechtes kennen, mit ihren Rudimenten bis in die Zeiten, wo der Umschwung erfolgt, die Mannesherrschaft und das Vaterrecht eintritt, in Folge dessen alle geselligen und rechtlichen Verhältnisse sich verschieben, die Formen der Ehe sich wandeln und nunmehr als Raub-, Kauf- und Vertragsehe auftreten. Wir erfahren sonach, wie in diesen alten Formen und Verhältnissen die Stammformen der Hochzeitsbräuche und der sich daranschliessenden Sitten wurzeln, verfolgen die Entwicklung der Wohnstätte und des Hauses mit den verschiedenen Wegen, die in alten Lebensbedürfnissen vorgezeichnet lagen, womit sozusagen die Betrachtung der socialen Einzelzelle, der Familie, nach ihren innern Verhältnissen und ihrer nach aussen sich kundgebenden Abschliessung, in der Wohnung, erschöpft ist. Von nun an haben wir es immer mit dem Menschen als sociales Wesen, als ζῷον πολιτικόν des Aristoteles zu thun, gleichnissweise als mit der Biologie eines Zellenstaates. So werden hier alle Cultur-Ansätze, welche der Angehörige der kleineren Menschengruppen, wie der erste Band ausgeführt, in seinen Kreisen begonnen, in ihrer weiteren Entwicklung verfolgt, sowohl die technischen Arbeitsfortschritte insbesondere in ihrer Richtung auf die Metallverwerthung als die geistigen Fortbildungen, im Cult und den Religionsverhältnissen, besonders auch insofern sie mit socialen Gestaltungen in Zusammenhang stehen, wie drittens auch die Entwicklung, welche die Patriarchalfamilie nimmt, ihre Zersetzung und die Geschichte der Staatenbildung und des Rechtswesens im Grundriss vorgeführt wird. Den Beschluss macht eine höchst gedankenvolle Betrachtung über die Erlösungsreligionen und die sich immer mehr vollziehende physische und psychische Beherrschung der Natur, womit allererst eine Mündigsprechung des Menschengeschlechtes erfolgt ist.

Es ist nicht möglich, von dem Reichthum concreter Belehrung, der in dem soeben skizzirten allgemeinen Grundriss des Lippert'schen Werkes eingebettet ist, auch nur eine ungefähre Vorstellung zu erwecken. Genug, wenn wir sagen, dass wohl keine Vorstellung, kein Brauch, kein factisches Verhältniss im Leben der Cultur oder Uncultur angegeben werden könnte, das im Zusammenhange der Lippert'schen Darstellung nicht seine richtige Stelle, seine vollständige Aufhellung und allseitige Würdigung erhalten hätte. Lippert's Buch ist die verlässlichste und anregendste Quelle von Belehrung über Alles, was den Menschen als geschichtliches Wesen charakterisirt und ausmacht. Nachdem dem Menschen nichts näher steht, als eben der Mensch, lässt sich die Erwartung und Hoffnung aussprechen, dass Lippert's gehaltvolles Buch nicht nur Bibliothekwerk bleiben, sondern zum Haus- und Familienbuch werden wird, zu welchem es sich auch als Probestück schönen klaren Styles und geistvoller Vortragsweise nach der formalen Seite hin qualificirt.

Haberlandt.

93.

Mayet, P. Japanische Bevölkerungsstatistik, historisch, mit Hinblick auf China, und kritisch betrachtet. Mittheilungen der deutschen Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens in Tokio. 36. Heft.

Die Uebung der periodischen Feststellung der Volkszahl in Japan ist auf China zurückzuführen. Für China ist historisch dreierlei zu unterscheiden: 1. erstes Vorkommen der Feststellung der Volkszahl durch Registerführung; 2. erstes Vorkommen der Volkszählung; 3. erstes Periodischwerden der Volkszählung. Die erste Feststellung der Volkszahl in China durch directe Zählung fällt in das Jahr 800 v. Chr. Interessant ist die in der Literatur sich bekundende religiöse Scheu vor der Vornahme solcher Zählungen. Vgl. 2, Moses 30, 11 bis 16: „Wenn du die Häupter der Kinder Israel zählest, soll ein Jeder dem Herrn geben die Versöhnung seiner Seele, auf dass ihnen nicht eine Plage widerfahre, wenn sie gezählet werden". Laut dem Ceremonienbuch der Dynastie Schu „verbeugte sich der Kaiser, wenn ihm die Zahl der Bevölkerung berichtet wurde, worauf er erst die Tabelle empfing. So bezeugten diese Herrscher Ehrfurcht vor dem Werke, wo jede Zahl eine Seele bedeutet". Confucius belebte diese ältere Sitte wieder; es war eine seiner Eigenthümlichkeiten, „dass er sich, wenn er Jemanden begegnete, der die Bevölkerungstafeln trug, tief vornüber bis zu dem Querbalken seines Wagens verbeugt habe". Die erste Notiz über periodische Volkszählung findet sich in einem Gesetzbuche des Jahres 624 n. Chr. Zum Zwecke der Zählung sollen nach gesetzlicher Vorschrift an allen Häusern Tafeln (möñpai) ausgehängt sein, auf welchen die Namen der anwesenden und abwesenden Mitglieder jeder Familie aufgeschrieben werden müssen. Durch die Häuseraufseher, die Ortsvorsteher u. s. w. wird die Summirung jedes Departements, jeder Provinz und des ganzen Reiches vorgenommen. Alle fünf Jahre findet eine controlirte Volkszählung durch eigene Beamte (sogenannte Aufschreiber) statt, deren Unzuverlässigkeit gegen Bestechung (um Kopfsteuer, Frohnarbeiten, Militäraushebung zu vermeiden) durch gesetzliche Strafandrohungen vorgebeugt wird.

Die älteste japanische Volkszählung fällt in das Jahr 610 n. Chr.; der Modus war der chinesische. Ohne Regelmässigkeit wurde dieselbe bis in die Gegenwart fortgesetzt, wo die Registerführung und die directe Volkszählung verschiedene Verbesserungen erfahren hat; namentlich durch die im Gegensatz zur früheren Praxis stehende Veröffentlichung der Resultate.

In der Registerführung spiegelt sich das herrschende Grundprincip des Familismus, im Gegensatz zu unserem Princip des Individualismus. Es werden zwei Register gehalten; für eheliche Kinder von der Frau oder Nebenfrau und andererseits für uneheliche Geburten — letzteres höchst lückenhaft, da Strafe für Nichtanzeige nicht existirt.

Findlinge werden bei dem Registeramt desjenigen Landtheils, wo sie gefunden wurden, auf eine eigene Liste gesetzt, bis sie (durch Adoption, Verheiratung) auf die Familienliste kommen.

Heiraten werden vom Manne angezeigt und die Frau geht darauf auf den Registern zu der Familie des Mannes über. Zweiten und dritten Söhnen ist es erlaubt, den Familiennamen der Braut anzunehmen; es bedarf aber der Meldung zur Uebertragung in die andern Register.

Der übrige Theil der Abhandlung ist rein statistischen Inhalts. Ethnologisch interessant ist der Umstand, dass die ausserordentlich geringe Zahl der Geburtsziffer (2·5), (Frankreich 2·58 auf 100 Einwohner) hauptsächlich auf der mehrjährigen Lactationsperiode der Frauen beruht.

Haberlandt.

94.

Spinner. Das japanische Sternenfest „tanabata no serku". Mittheilungen der deutschen Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens in Tokio. 36. Heft.

Das sogenannte japanische Sternenfest ist wie alle volksthümlichen, religiösen Feste in Japan buddhistisch, mit shirtoistischen Elementen combinirt. Es feiert die Zusammenkunft des Götterpaares Kengyu und Shokujo bei der Milchstrasse (amanogawa), durch welche sie sonst das ganze Jahr getrennt sind — also jedenfalls eine astronomische Feier. Die Festfeier selbst nimmt folgenden Verlauf:

In der Morgendämmerung sammeln die Kinder Thau auf dem Reisfelde, womit nachher die Tusche zum Schreiben der Festlieder flüssig gemacht werden. Die damit auf bunten Papierstreifen geschriebenen Lieder werden an die Zweige der Krone eines Bambusrohrs gehängt. Der Bambus wird in den Garten gestellt und auf die Veranda mit Vorsetzung einiger Opferspeisen, und die Familie unterhält sich dort bis tief in die Nacht mit Beobachtung der Sterne, besonders auch ihrer Spiegelung im Opferwasser. Die Spiegelbilder werden von Mädchen und Frauen mit Nadel und Faden „durchstochen". Je mehr ihnen dies gelingt, desto geschickter werden sie in der Näharbeit sein. Die Weberin breitet bunte Seidenfäden aus, um ihre Fertigkeit zu erhöhen. Es ist ein höchst interessanter Zug, wie man so den mythologisch-bedeutsamen Vorgang am Himmel — eine Gestirn-Constellation — sich durch die Spiegelung im Opferwasser fetischistisch nahezubringen und gläubig auszunützen weiss.

Folgenden Tages wird das Bambusrohr mit seinem Schmuck in den Bach geworfen, nicht ohne dass mitunter einzelne Papierstreifen im Hause zurückbehalten und am Spinnrad, zum Vortheil der Spinnarbeit, befestigt würden.

Das japanische Volk hat bezüglich dieser sehr populären Sternfeier mehrere astrologische Mythen entwickelt, welche übrigens sämmtlich einen astronomischen und im Zusammenhang damit einen meteorologischen Hintergrund nicht verleugnen.

Es ist für den Buddhismus sehr charakteristisch, dass er dabei in die frohe poetische Feststimmung des japanischen Volkes mitunter seine melancholischen Betrachtungen zu mischen nicht unterlässt: „Wundere dich nicht, dass die Himmlischen so selten zusammenkommen. Das ist besser als das Los der Menschen, bei denen das Glück bald ein Ende nimmt und nie mehr wiederkehrt." **Haberlandt.**

95.

Gottschall, Rudolf von. Das Theater und Drama der Chinesen. Breslau, Verlag von Eduard Trewendt. 1887. 209 pp.

Die Geschichte des chinesischen Theaters führt in keine sehr alte Zeit zurück. Die erste Nachricht über dasselbe stammt aus dem 8. nachchr. Jahrhundert. Als Vorstufen sind Tänze bei Opferfesten, Sonnenfinsternissen, staatlichen Feierlichkeiten etc. zu nennen, aus welchen sich das pantomimische Ballet entwickelte, das in China nicht blos Scenen des bürgerlichen Lebens, sondern sogar historische Ereignisse darstellte. Diese Vorstufen gehen dem Auftreten des regelrechten Theaters zeitlich um mehr als 2 Jahrtausende voraus. Der Kaiser Hiuentsang (Thang-Dynastie) war der erste, welcher Poesie, Musik und Tanz, die gesondert und für sich in China sämmtlich seit jeher sich lebhaftester Pflege erfreuten, zum Drama vereinigt haben soll — höchst wahrscheinlich auf eine von aussen kommende Anregung hin (742 n. Chr.), indem eine Musikbande „aus barbarischen Ländern" vor dem Kaiser Dramen mit Liedereinlagen aufführte. Seither datirt sich die selbstständige Entwicklung des chinesischen Theaterwesens, das indessen keinen sehr hervorragenden und besonders keinen ehrenvollen Platz im chinesischen Culturleben einnimmt. Oeffentliche Theatergebäude gibt es nur in den Nordprovinzen, eigentlich Musik- und Tanzhäuser, die für die sogenannten Schauspieltage („Fang-kia-ji-thsen") zu theatralischen Darstellungen eingerichtet werden, während sich in den Südprovinzen keine stehenden öffentlichen Theater finden, sondern die Schauspielproductionen in offenen Tempeln oder improvisirten Schaubuden stattfinden, deren Unkosten von den Umwohnern oder bei religiösen Festlichkeiten von den Mandarinen selbst bestritten werden. Ausserdem gibt es noch in den Häusern der Reichen Schauspielsäle, in denen wandernde Truppen ihre Vorstellungen geben — in Gegenwart von geladenen Gästen des Hausherrn, sowie einer Volksmenge, der man herkömmlicherweise den Zutritt in den Hof des Hauses gestattet. Die Vorstellungen finden auch bei Tageslicht statt. Der scenische Apparat wie die Bühne selbst ist von grösster Einfachheit; es wird bezüglich der Ausstattung fast Alles der Phantasie des Publicums überlassen; so dient ein Schrank als Zimmer, ein Zaum als Reitpferd etc. Dagegen wird sehr viel gefochten und überhaupt mit Waffen ein grosser Aufwand getrieben. Vor Allem aber sind die Costüme des chinesischen Theaters wahrhaft glänzend und gehören meist der altchinesischen (vortartarischen) Zeit an, wie überhaupt Costümtreue zu den am sorgfältigst beobachteten Punkten der chinesischen Ausstattungskunst gehört. Die gesellschaftliche Stellung der Schauspieler ist in China keine glänzende. Sie werden mit den Sklaven, Lohndienern, Courtisanen zur niederen Classe

gerechnet, im Gegensatz zu den vier ehrbaren Bevölkerungsclassen, weniger wegen ihrer Beschäftigung als solche, sondern weil die Directoren meist Sklavenkinder aufkaufen, um sie für den schauspielerischen Beruf auszubilden. Eine Schauspielertruppe besteht gewöhnlich aus 8—10 Personen; die Frauenrollen werden gegenwärtig von Knaben und Jünglingen, bisweilen von Eunuchen gespielt, früher auch von Weibern (nao nao, „Affenweibchen"). Jede Schauspieltruppe hat ihr feststehendes Repertoire von ein- für allemal einstudirten Stücken (50—60), von welchen nach Wahl des Publicums eines zur Aufführung kommt.

Es gibt eine Technik des chinesischen Dramas, welche sämmtliche Verhältnisse des Schauspiels, Rollenfächer, Scenarium, Aufbau etc. in bestimmten Regeln und Eintheilungen begreift, doch liegt dies ausserhalb des Rahmens, welcher uns durch das Interesse der Leser dieser Mittheilungen vorgesteckt ist. Ebenso müssen wir es uns hier versagen, auf den Inhalt der nachfolgenden Capitel, so interessant und anziehend sie sind (Eintheilung des chinesischen Dramas, das historische Trauer- und Schauspiel, das bürgerliche Schauspiel, das Zauberdrama, das Charakter- und Intriguenspiel und das moderne Drama der Chinesen) einzugehen. Hier nur noch die Bemerkung, wie die drei wichtigsten Religionslehren Chinas, die Tao-Religion, die Lehre des Confutse und des Buddhismus in verschiedener Art in die Entwicklung des Dramas eingegriffen haben; erstere, indem sie einer eigenthümlichen Gattung von Dramen ihren phantastischen Charakter mittheilte und überhaupt in das Drama der Chinesen das phantastische Element gebracht hat; die Staatsphilosophie des Confutse gibt dem chinesischen Drama den geistigen Gehalt, die Vorliebe für alle Conflicte der Pietät, die eigentliche Essenz des Empfindens und Denkens, ohne indessen mit besonderer Betonung als solche hervorzutreten; der Buddhismus endlich, indem seine faulen Bonzen und quietistischen Lehren der chinesischen Dramatik Stoff genug zu Lustspielen und satirischen Possen geben.

Dass das vorliegende Buch auch formell neben seinem reichen Inhalt eine höchst anziehende Lectüre gewährt, braucht bei einem Schriftsteller vom Range Gottschall's nicht erst hervorgehoben zu werden. **Haberlandt.**

96.

Nokomis. Märchen und Sagen der nordamerikanischen Indianer. Wiedererzählt von Karl Knortz. Zürich 1887. 121 p.

Die Sammlung enthält 74 Mythen und Märchen verschiedener Indianerstämme, wie der Shastikas, Ohomawis, Palligawonas, Senecas u. a. m. Eine sachliche Eintheilung liesse sich unschwer durchführen. 1. Kosmogonien (Nr. 11, 12, 24, 28). 2. Entstehungsmythen (des Menschen 14, 20, 31; verschiedener Thiere, wie des Prairiewolfes, des Luchses, der Fische, Frösche, Krebse und Blutegel 1, 2, 7, 51; des Feuers 3, 10, 18; der Sonne und des Mondes, der Berge, des Niagarafalles, verschiedener Sternbilder, der Sprachen, des Echos etc.). 3. Geister- und Gespenstermärchen. 4. Thierfabeln. 5. Thierschwänke (zugleich meist der Erklärung von körperlichen Merkmalen der Thiere dienend). 6. Eigentliche Märchen. In diesen 6 Gruppen liesse sich der reiche Inhalt des Buches systematisch unterbringen. Es versteht sich, dass ethnologischer Stoff in Hülle und Fülle darin steckt. Wir müssen es hier bei einigen zufällig herausgegriffenen Proben bewenden lassen. Besonders interessant sind die Feuersagen; sie weisen auf Folgendes hin: das Feuer wurde vom Himmel, vom Weltende etc. gestohlen; es wird durch gegenseitige Mittheilung und Uebergabe rasch transportirt; es gelangt schliesslich in einen Treibholzstamm, aus dem man es herausreiben mag (Nr. 3); die Indianer holten sich das vom Prairiewolf auf den Bergen angezündete Feuer (Nr. 12) — wohl ein Hinweis auf vulkanisches Feuer, von dem der betreffende Stamm sein Feuer gewann — und so Anderes in der Art mehr. Allgemein wird in den Märchen der Zustand der Steinbewaffnung — Pfeilspitzen aus Feuerstein, steinerne Tomahawks u. s. w. — vorausgesetzt; verschiedene Bestattungsarten werden mitgetheilt etc. etc. Die grösste Ausbeute natürlich liesse sich aus unsern Märchen für die religiösen und sittengeschichtlichen Eigenthümlichkeiten der indianischen Stämme gewinnen; fast jedes einzelne steckt voll von bemerkenswerthen Zügen in dieser Hinsicht. Nur Eines macht uns bedenklich: die so wenig wissenschaftliche Form, in der Knortz seinen werthvollen Stoff darbietet. Es geht bei dem heutigen Stande der ethnologischen Forschung nicht mehr an, Märchen „nordamerikanischer Indianerstämme" „wiederzuerzählen"; wir müssen Quelle, Stamm, einen wirklich originalen Text ohne Ausschmückungen, Reflexionen, kurzum ohne Subjectivitäten des Sammlers erhalten. Was ist indianisch originell, was freie Zuthat des Erzählers? Diese Frage darf uns nicht immer stören. Für ein grösseres Publicum, das der Märchenliteratur immer zugeneigt ist, können die vorliegenden Erzählungen doch nicht bestimmt sein; dazu haben sie zu wenig Poesie, Sinn und inneren Zusammenhang; wie sie sich uns darstellen, als vielfach unzusammenhängende, auf höchst seltsamen Voraussetzungen und religiösen Vorstellungen beruhende Schöpfungen einer primitiven, mit wenigen Zügen und Bildern operirenden Volksphantasie, Schöpfungen, die theilweise durch die Tradition verstümmelt, fragmentarisch und noch dunkler als sie ursprünglich waren, geworden sind, beanspruchen sie wohl das volle Interesse des Ethnologen, der aber, soll er etwas daraus lernen und etwas damit anfangen, auch strengere Anforderungen an die Art, wie sie dargeboten werden, stellen muss. Die populäre Haltung der merkwürdigen Erzählungen bei Knortz macht es ihm schwer, wo nicht unmöglich, dieselben als historische Quellen zu benützen. Es ist dies kein Vorwurf für den verdienten und anderweitig vielbeschäftigten Verfasser, eher eine Bitte für die Zukunft, in der wir uns ja gewiss noch manches Tüchtige von dem fleissigen Verfasser erwarten dürfen.

Haberlandt.

97.

Schubert Hermann, Dr. Zählen und Zahl. 36 pp. Hamburg, Richter, 1887.

Ein Hauptverdienst dieses Schriftchens, das einen schon vielbehandelten Gegenstand erörtert, liegt in der ungemein logischen Gruppirung des Materials und der scharfsinnigen Auseinanderwicklung des Problems, derzufolge es ungemein leicht und übersichtlich wird, die psychologischen Entwicklungsgrade und -Stufen der menschlichen Geistesthätigkeit des Zählens zu verfolgen. Das Werkchen zerfällt in 2 Abschnitte, von denen der erste die Principien der Bildung der Zahlwörter darstellt und dabei eine ebenso tüchtige Beherrschung des ethnologischen Stoffs auf dem Gebiete der Uncultur,

wie der historischen Nachrichten, namentlich aus Indien, beweist, wodurch es auch allein möglich war, den Gegenstand so gründlich zu erschöpfen, wie es dem Verfasser in präciser Gedrängtheit gelingt. Der zweite Abschnitt beschäftigt sich mit den Principien der Bildung der Zifferschrift, die auch in einer Tabelle veranschaulicht werden. Aus den mannigfaltigen, unzweckmässigen, Zeit und Mühe raubenden Methoden, die in schrittweiser Verbesserung der schriftlichen Notirung von Zahlen und der mit ihnen zu vollziehenden Operationen dienten, sticht die nun auch allgemein von uns durch arabische Vermittlung acceptirte indische Ziffernschrift auf das Vortheilhafteste hervor, was uns sonst gewöhnlich kaum mehr bewusst ist. Mit Recht nennt sie Schubert „eine der schönsten Früchte menschlichen Scharfsinnes, eine der wichtigsten Erfindungen in der ganzen Culturgeschichte". Man muss die zahlreichen übrigen Systeme von Ziffernschriften kennen, um die indische Erfindung in ihrer ganzen Grösse und weittragenden Bedeutung zu übersehen. Nach ihr ist eine Verbesserung nicht mehr denkbar. **Haberlandt.**

98.

Cecchi Antonio. Da Zeila alle frontiere del Caffa. Vol. III. con 4 Tavole ed una carta. Roma. Erm. Loescher & Co. 1887. 636 pp. 8°.

Nur mit einem Anhange dieses ausschliesslich linguistischen Bandes haben wir es hier zu thun, nämlich mit einigen Erzählungen und Fabeln aus dem Munde der Armaris, Oromos und Caffas, die Cecchi aufgezeichnet hat und in italienischer Sprache wiedergibt. Gleich in dem ersten, als abessinisch bezeichneten Thierschwank: „Die Sprache der Thiere" erkannte Referent eine Erzählung aus dem persisch-türkischen Tutinameh: „Papageienbuch" (27. Abend: „Der Rath des Widders" ed. Rosen, II. p. 236), das bekanntlich auf die indische Märchensammlung: „Çukasaptatî", d. i. „70 Erzählungen eines Papageis" zurückgeht. Die Veränderung des Textes in der abessinischen Fassung bezieht sich fast nur auf die Einleitung der Geschichte, deren Pointe und anderweitige Führung sonst sehr genau erhalten ist. Das Gleiche gilt von Fabel III der Oromos: „Die Maus und der Elephant", die jedenfalls durch arabische Vermittlung, und zwar durch das Fabelwerk: „Kalilah u Dimnah" aus Indien, woselbst es ein sehr bekanntes und althergebrachtes Märchen ist, entlehnt ist. Die zweite Fabel: „Der Esel, Wolf und Fuchs" vermag Referent im Augenblicke wohl nicht auf eine arabische resp. indische Fabel zu beziehen, sie macht aber durch ihre ganze Fassung, durch die scherzhafte Processform und die ganz orientalische Charakteristik der Thiere diesen Ursprung in hohem Grade wahrscheinlich. Es ist gewiss interessant, in diesen wenigen Proben populärer abessinischer Unterhaltungsliteratur die arabische Cultureinwanderung so deutlich angezeigt zu sehen. Wir können nur wünschen, dass uns bald mehr Stoff als in der vorliegenden kleinen Probe dargeboten werde. **Haberlandt.**

99.

Schröder, Dr. L. v. Indiens Literatur und Cultur in historischer Entwicklung. Ein Cyclus von 50 Vorlesungen. Leipzig. Verlag von H. Haessel. 1887.

Das letzte Jahrhundert hat uns eine Literatur und damit einen Culturkreis erschlossen, die bislang so gut wie unbekannt, unbedenklich der klassischen Civilisation des Alterthums an die Seite zu setzen sind, die Sanskrit-Literatur, die altindische Civilisation. Die mit immer grösserem Eifer und bedeutenderen wissenschaftlichen Mitteln fortgesetzte Erforschung des indischen Alterthums in allen seinen Zweigen ist nun heute bereits auf den Punkt gediehen, wo eine Ueberschau, ein Zusammenfassen und Durchsichten des ganzen Stoffs nicht nur möglich, sondern sogar erwünscht ist, um in vorläufiger Hauptgliederung und Gruppirung das Fortschreiten der Detailforschung in die richtigen Bahnen zu leiten und überhaupt die Masse der Einzeluntersuchungen eine zeitlang zu tragen, bis deren Resultate künftighin wieder nöthigen werden, einen neuen Grundplan zu zeichnen, die geänderten Linien des Bildes einzutragen und damit wieder eine allgemeine, aber um so viel correctere Basis zu schaffen. Dies ist ja doch der hauptsächlichste Zweck und Nutzen solcher Compendien, wie das vorliegende, für die betreffende Wissenschaft selbst. Freilich, für das grössere Publicum Derjenigen, welche nicht Fachleute sind, bedeutet solch ein Werk, wo alles Wissenswerthe über indische Literatur und ihren Zusammenhang mit der allgemeinen Cultur des Volkes, beisammensteht, mit allen nöthigen Quellenangaben und kritischen Winken, noch bedeutend mehr, bedeutet es speciell in unserem Falle ein werthvolles Hand- und Nachschlagebuch über ein zu immer grösserer Wichtigkeit gelangendes Capitel der Weltgeschichte und Weltcultur. Namentlich der Ethnograph, von dem sanskritische Fachkenntnisse nicht vorausgesetzt werden können, der vergleichende Literaturhistoriker, dem die riesenhaften und so eigenartigen Verhältnisse der indischen Literatur interessant sein müssen, der Historiker, der Philologe, kurz alle Gelehrten, die sich irgendwie mit dem Menschen als historischem Wesen beschäftigen, werden Schröder's Werk — ganz abgesehen von der Tiefe oder Seichtigkeit seiner Auffassung — mit Freude begrüssen und mit grossem Vortheil benützen können. Sie können dies mit vollster Beruhigung thun. Schröder ist ein besonnener, kritisch verfahrender Autor, der alles Zweifelhafte, alles noch in Discussion Stehende als solches kennzeichnet und sein Werk zumeist nur aus ganz sicheren und endgiltig geprüften Bausteinen aufbaut. Auch die erreichte Vollständigkeit lässt nichts zu wünschen übrig. Sowohl die rein literarischen Gebiete, wie die wichtigsten culturellen Erscheinungen, namentlich auf religiösem Boden, finden ihre erschöpfende Darstellung. Als für den Ethnographen besonders interessante und wichtige Ausführungen seien die nachfolgenden Partien des umfangreichen Werkes namhaft gemacht: Die Periode der indopersischen Einheit, besprochen p. 21 bis 28. Die Culturverhältnisse der Rigveda-Zeit, p. 32—44. Die Mythologie der Veden, mit der Dreitheilung in Götter der Lichterscheinungen, des Luftraums und der Erde, p. 45—82, namentlich der Forschung des Ethnologen zu empfehlen Gestalten, wie die der Ribhu's, Parjanya's, des Regengottes, der Aranyânî, einer „Waldfrau", der Marut's etc., p. 65 ff. Sodann die sehr ausführliche Darstellung des indischen Opfers mit seinem complicirten Ritual nach dem Yajurveda, p. 97—145, wozu auch p. 161 f., wo die materiellen Vortheile der Priester vom Opfer behandelt sind, zu ziehen ist. Der für die ethnologische Forschung so wichtige, und wenn erst durch eine vollständige und verlässliche Uebersetzung für weitere wissenschaftliche Kreise aufgeschlossen, zu seiner vollen Bedeutung gelangende Atharvaveda findet in der zwölften Vorlesung p. 172—178

eine leider allzu kurze Würdigung. In der nun chronologisch fortschreitenden Schilderung der indischen Geschichts- und Geistesentwicklung sei auf die Culturschilderungen des indischen Mittelalters p. 318—450 besonders aufmerksam gemacht; endlich auch auf die Ausführungen im Schlusstheil der literarischen Abtheilung, wo über die indischen Wissenschaften, Fertigkeiten und Künste ein grosses, auch für den Ethnologen wichtiges und interessantes Material aufgespeichert ist.

Alles in Allem genommen ist Schröder's Werk eine sehr werthvolle Compilation, die den gegenwärtigen Stand der Indologie auf literarischem Gebiete genau und erschöpfend darstellt. Aber es ist kein Buch, das die Forschung mit einem Male auf ein neues, höheres Niveau zu heben, neue Perspectiven zu eröffnen geeignet wäre, kein Buch, das den Stempel eigenartiger, origineller und bedeutender Denkart trüge, deren der indische Stoff überall so sehr bedarf, um mehr als blos historisches Interesse zu finden. Es muss anerkannt werden, dass Schröder sich auch einer lebhafteren Darstellungsweise, als sie sonst in indologischen Dingen üblich ist, befleissigt, dass er in sein weites Gemälde blühendere Farben zu bringen sichtlich bemüht ist, allein, was Niemand sich geben kann, der Geist, der originelle, zündende, in concreten und intuitiven Erkenntnissen sich aussprechende Gedanke fehlt. Bei einem auch für das grosse Publicum bestimmten Werke kann dies nicht verschwiegen werden. **Haberlandt**

100.

van den Berg, L. W. C. Le Hadhramout et les colonies arabes dans l'archipel indien. Ouvrage publié par ordre du gouvernement. La Haye, Martinus Nijhoff. 1886. Mit einer Karte und 8 Tafeln. 290 Seiten.

Das vorliegende Werk gibt neuerdings einen Beweis von dem Ernste der holländischen Regierung, mit dem sie an der wissenschaftlichen Erforschung nicht allein der ihr unterworfenen Gebiete des Orientes, sondern des gesammten mit ihr in irgendwelchen Beziehungen stehenden Morgenlandes arbeitet. Vor etwa drei Jahren wurde der Verfasser vom General-Gouverneur Niederländisch-Indiens mit der Aufgabe betraut, einen Bericht über die dort ansässigen Araber zu liefern, der aber weit mehr als ein einfaches Referat wurde. Van den Berg, unterstützt durch seine vorzüglichen Kenntnisse der arabischen Sprache, brachte ein Werk zu Stande, das durch seinen systematischen und wissenschaftlichen Aufbau, und die eingehendsten Untersuchungen über alle Lebensverhältnisse, sowie die landläufige Sprache der Araber nicht nur den Arabisten, sondern auch den Ethnologen ein reiches Feld zu verlässlichen Studien bietet. Vor Allem müssen es die Fachgelehrten dem Verfasser zu hohem Verdienste anrechnen, dass er sich einer allgemein verstandenen Sprache bediente und sich von dem Gebrauche der holländischen Zunge lossagte. Wir müssen es lebhaft bedauern, dass diese Neuerung nicht schon früher Platz griff, als das Prachtwerk Midden-Sumatra publicirt wurde. Ein zweiter und von dem wissenschaftlichen Geiste des Autors zeugender Gedanke, der dem Werke erhöhte Bedeutung verleiht, äussert sich darin, dass vor der Schilderung der im Archipel lebenden Araber, die fast alle aus dem Hadhramout stammen, eine eingehende Studie über ihr Heimatsland und die dort herrschenden Verhältnisse gegeben wird, wodurch man ausserordentlich anziehende Vergleichungspunkte zwischen dem Mutterlande und den Colonien erhält. Eine weitere Darlegung des Inhaltes würde zu weit führen, weshalb ich mich nur darauf beschränke, das Werk dieses auch in der arabischen Literatur wohlbewanderten Autors, der unter Anderem zur Ehrenrettung unseres Landsmannes Wrede ein bemerkenswerthes Scherflein beiträgt, auf das Wärmste dem Studium der Fachgenossen zu empfehlen. **Hein.**

101.

Marc Fournel. La Tripolitaine. Les Routes du Soudan. Paris, Challamel aîné 1887. 267 Seiten.

Vortheilhaft unterscheidet sich dieses Werk des durch seine Arbeiten über Tunisien bekannten Autors, von ähnlichen Erzeugnissen französischer Literatur durch das Streben nach möglichster Objectivität, die durchaus nicht durch die den Franzosen charakterisirenden Nebenbemerkungen und Anspielungen auf europäische Verhältnisse, welche zum grössten Theile recht geistreich sind und von scharfem Witze zeugen, beeinträchtigt wird.

Der Verfasser gibt vorerst eine anschauliche und lebenswarme Schilderung von Land und Leuten Tripolitaniens, sowie der Hauptstadt. Eine liebevolle Aufmerksamkeit wendet er den socialen Zuständen zu, die in klarer und erschöpfender Weise behandelt werden. Aus Allem leuchtet eine gewisse Sympathie für die Muslims hervor, die der Verfasser auch durchaus nicht abzuleugnen bestrebt ist.

Den zweiten und wichtigsten Theil bildet eine knappe, und wie es scheint, auf verlässlichen Angaben von Karawanenführern beruhende Darlegung der Strassen nach dem Sudân; die einzelnen Stationen, sowie die Entfernungen werden gewissenhaft angeführt, wobei eine kurze Schilderung des durchzogenen Gebietes, in dem noch heute sichtbare Reste römischer Herrschaft stehen, nicht ausser Acht gelassen wird.

Den Schluss bilden Betrachtungen über den Islâm in Afrika, welche aber untergeordneten Werth haben, da der Autor nur auf anderen Werken fusst, ohne selbst Arabist zu sein, und daher die Sonde der Kritik nicht anlegen kann. Gewiss befindet er sich auf unrichtigem Wege, wenn er von den Arabern sagt (S. 257): „Ils n'ont point oublié que quand on demanda au Prophète à qui il fallait remettre le pouvoir. Mahomet répondit: „Au plus savant". Die Zeitgenossen Muhammed's dachten nie an die Möglichkeit, dass ihr Prophet sterben könnte, ebensowenig wie er selbst für einen Nachfolger Sorge trug. Alle derartigen Erzählungen wurden später erfunden. **Hein.**

102.

Pauli, Gustav. Von Täbris bis Wan.

Einen recht schätzenswerthen Beitrag liefern die Tagebuchblätter des genannten Orientreisenden, die in regelmässiger Reihenfolge in den Heften 9 bis 11 der „Mittheilungen der geographischen Gesellschaft in Lübeck" erschienen, zur Geschichte der Nestorianischen Christen in Persien. Die Blätter geben in einfacher und schlichter Weise die Ein-

drücke wieder und fesseln das Interesse des Lesers durch die innige Antheilnahme, welche der Verfasser an den kleinsten Scenen nimmt, die gerade dadurch sich zu einem lebensvollen Bilde vereinigen und einen tiefen Einblick in das innere Leben des Volkes gestatten. Abgesehen von den mehrfachen Berichtigungen der Kiepert'schen Karte, die für manche geographischen Arbeiten über dieses Gebiet von Werth sein dürften, sind es vornehmlich die Schilderungen über das religiöse Leben der Einheimischen und das wirklich anheimelnde Bild, welches uns die amerikanischen Missionäre zu Urumia in ihrem anspruchslosen und bescheidenen Wirken vorführt, welche Beachtung verdienen. Zu dem kleinen, aber ziemlich ausführlichen Excurse über die Jesidis, welche mit Unrecht auch Teufelsanbeter genannt werden, möchte ich nach dem Berichte des arabischen Religionsphilosophen Schahrastâni, der zu Ende des eilften Jahrhunderts in Chorâsân geboren wurde, anführen, dass ihr Stifter nicht Jesu, sondern, wie schon der Name der Secte besagt, Jezîd (ibn Anîsah) hiess. Seiner Lehre zufolge wird Gott aus der Mitte der 'Adscham, der Perser, einen Propheten senden und ihm eine Schrift offenbaren, die schon im Himmel geschrieben ist. Dieser Prophete wird die Lehre Muhammeds verlassen und die Religion derjenigen Sâbier wieder aufrichten, die im Korân genannt sind, nicht Derjenigen, die in Harân und Wâsit leben. Beachtung verdienen auch die gelegentlichen Bemerkungen über Culturreste aus alter Zeit, wobei wir nur gewünscht hätten, dass Herr Pauli von den mannigfachen Inschriften, deren er erwähnt — eine derselben soll fremdartige Charaktere tragen und nach der Meinung der Eingebornen russisch sein, was aber bei einem Baue aus der Zeit des Feuerdienstes unglaublich scheint — auch gewissenhafte Abklatsche genommen hätte. Es liessen sich ausserdem noch manche Wünsche in Hinsicht einer genaueren Angabe des Itinerariums, der orologischen und der geologischen Verhältnisse äussern, doch muss man den Charakter der Schilderungen, die nur Tagebuchaufzeichnungen sein wollen, im Auge behalten. **Hein.**

103.

Der nordisch-baltische Handel der Araber im Mittelalter. Dargestellt von Georg Jacob. Leipzig. Verlag von Georg Böhme. 1887. 152 Seiten.

Ein ausgedehntes und schwer zu bearbeitendes, dafür aber reichlich lohnendes Gebiet hat der junge Gelehrte mit diesem Werke betreten. Die vielen Berührungspunkte zwischen Orient und Occident aufzusuchen und die arabischen Einflüsse in der abendländischen Cultur festzustellen, ist das schöne Ziel des Verfassers. Vor Allem muss der Handel als ein zwar langsam, aber sicher arbeitender Factor in der Uebertragung und Vermengung der verschiedenen Culturzustände angesehen werden. Hier begann folgerichtig Dr. Jacob seine Arbeit, und hoffentlich werden seine Forschungen auf diesem Wege stufenweise vorschreiten und uns immer klarer erkennen lassen, wie tief und unmerklich der Orient in unser Leben eingriff.

Das sehr lehrreiche Werk theilt sich in drei Abschnitte, welche die Münzfunde, die Handelsvölker und -Wege und die Handelsartikel behandeln. Wenn wir hinzufügen, dass zur Erläuterung des Textes auch einige Abbildungen dienen, so haben wir den reichen Inhalt genügend skizzirt. Ein tieferes Eingehen in den behandelten Stoff würde nur auf orientalistischem Wege statthaft sein, wo allerdings Manches beizubringen wäre. Der nicht in der arabischen Literatur bewanderte Leser möge sich immerhin vertrauensvoll der Führung des Autors überlassen, der eine umfangreiche Belesenheit auch in ferner liegenden Gebieten bekundet. Aus Anlass der im selben Werke (S. 116) sich findenden Zusammenstellung von Ortsnamen, welche auf die Anwesenheit der spanischen Araber schliessen lassen, will ich erwähnen, dass Pontresina thatsächlich nichts mit den Saracenen zu thun hat, sondern, wie Herr Theodor Schmitt in seiner hübschen Abhandlung: „Die Bevölkerung von Tirol“ (Oesterreichische Touristen-Zeitung, VII. Band, Nr. 22 vom 15. November 1887) bemerkt, unverkennbar auf die Rasena, die Rätier, hinweist. **Hein.**

104.

Hassaurek, F. Vier Jahre unter den Spanisch-Amerikanern. Aus dem Englischen. Dresden 1887.

Das Buch behandelt mit sachgemässer Kenntniss die Verhältnisse Ecuadors und obzwar es mehr kaleidoskopisch einige Streifzüge des Verfassers schildert, so bietet es nichtsdestoweniger auch manchen für die Ethnologie interessanten Punkt. Durch das ganze Buch tönt eine Klage über die spanische Misswirthschaft und Habsucht, welche die meisten Culturdenkmäler der alten Quechua-Völker vernichtet, und über die Indolenz, Grausamkeit und Unterdrückungssucht der Eroberer, welche die Indianer fast zu Sclaven herabgewürdigt hat. Interessanten Aufschluss über die Wege und Mittel der spanischen Civilisationsthätigkeit geben die Schilderung, wie man die Indianer durch eine Art Frohndienst ausbeutet, die Nachrichten über das Anhalten der Indianer zur Ausübung ihrer kirchlichen Pflichten durch Leibesstrafen und das schreckliche Ueberhandnehmen des Genusses von geistigen Getränken bei den Eingeborenen. Das schreckliche Bild, welches hier entworfen wird, gipfelt in den Worten: „Sie sind vollständig verthiert, vollständig verdummt.“ Als Erinnerung an die ursprünglichen Sitten verdienen die Tänze hervorgehoben zu werden, von welchen aber nach dem Verfasser nur der Tanz der Aruchicos (maskirte Indianer), die ursprüngliche Kraft und die Tanzgebräuche der alten Indianer aufzuweisen hat. Auch bei diesen Tänzen und anderen Festlichkeiten tritt die traurige Rolle der geistigen Getränke (besonders der Chicha) in den Vordergrund. Weiter ist von Interesse die Schilderung des Tanzes in der Capelle von Monserrat, welcher ganz heidnischen Ursprunges ist und nur dadurch christianisirt erscheint, dass an der Stelle irgend eines Götzen ein Heiliger der katholischen Kirche die Tänze in Figur mitmacht. An allen den Tänzen nehmen nur Männer theil, zum Theil im weiblichen Costüme. Ein anderer heidnischer Zug ist das Opfern von Hähnen und anderen Vögeln. Der Vogel wird während eines Tanzes in Stücke gerissen, mit denen man sich dann bewirft.

An mehreren Stellen spricht der Verfasser von indianischen Tolas. Merkwürdig ist es, dass man in einigen Chicha fand, was ziemlich unerklärlich wäre, wenn man nicht annehmen sollte, dass sie etwa noch jetzt aus Pietät von den Indianern hingestellt wird. Das von dem Autor in den Tolas

von Santiaguillo gefundene Material an Schmuckgegenständen aus Muscheln dürfte einen Beitrag zur Lösung der interessanten Muschelfrage liefern. Am Ende des Buches befindet sich ein nach Quellen bearbeiteter geschichtlicher Ueberblick.

Plischke.

105.

Schwebel, Oscar. Tod und ewiges Leben im deutschen Volksglauben. Minden in Westphalen. J. C. C. Bruns' Verlag. 1887. S. 388.

Schwebel ist in Norddeutschland ein berühmter Volksschriftsteller. Mit feinem Gefühl und zarter Empfindung für das Volksthümliche begabt, hat er sein Verständniss für deutsches Volksthum durch eingehende Studien der Volksüberlieferungen vielfach geschärft und reiche Kenntnisse angesammelt. Eine Frucht solcher Nachforschungen ist vorliegendes Buch, welches in anspruchsloser Form die schwere Menge volksthümlicher Anschauungen über Tod und ewiges Leben darbietet. Schwebel ist kein Mythologe, das ist sein Vorzug; er gibt ohne viele Umschweife in anmuthiger Form, was er aufgelesen. Das Buch zählt dreizehn Capitel: I. Was ist sie — die Seele? II. Die Schützer des Lebens. III. Das Lebenslicht und die Lebenstalismane. IV. Des Todes Boten. V. Was ist er — der Tod? VI. Bestattung und Trauer. VII. „Sag', leben wir weiter?" VIII. Die Fahrten der Seelen. IX. Wo weilen die Todten? X. Verkehr mit den Seelen. XI. Es naht die Vollendung. XII. Die letzte der Schlachten. XIII. Vollendung der Welt. Für die vergleichende Forschung über Todtengebräuche und Volksglauben ist das Werk höchst schätzbar. Wo immer man es aufschlägt, bringt es bemerkenswerthe Angaben, so z. B. sind meines Wissens „die Thiere als Todesboten" noch nirgends gründlicher und ausführlicher behandelt worden, als hier. Ein actuelles Interesse gewinnt mit Bezug auf den modernen Spiritistenrummel das Capitel über den Verkehr mit den Seelen. Merkwürdig ist es, wie tiefe Wurzeln der dem deutschen Volksglauben ursprünglich fremde Glauben von einem Lebenslichte im Volke geschlagen. Der Abschnitt über die Nornen und die weisse Frau hätte wohl eine etwas ausführlichere Behandlung verdient, umsomehr, als gute Specialarbeiten vorliegen. Referent wird noch Gelegenheit finden, ein andermal auf Schwebel's Werk zurückzukommen.

Krauss.

106.

Salamon, Franz. Ungarn im Zeitalter der Türkenherrschaft. In's Deutsche übertragen von Gustav Juranyi. Leipzig 1887. S. 407. Bei H. Haessel.

Wo nur eine so spärliche und unzuverlässige Literatur über einen speciellen Theil der Geschichte, wie die Ungarns im Zeitalter der Türkenherrschaft, vorhanden ist, wird jede neue Arbeit, besonders eine so vorzügliche und gründliche wie die Salamon's, jedem Fachmanne hoch willkommen sein. Der Verfasser hat das Werk hauptsächlich auf Grund seiner eigenen archivalischen Studien aufgebaut. Wer sich mit südslavischer Volkskunde, beziehungsweise der serbischen Guslarenepik der Mahommedaner beschäftigt, wird dieses Buch nicht missen können, weil es ihm in sehr vielen Fällen, wo ihn die lebendige slavische Volksüberlieferung im Stiche lässt, über gesellschaftliche Zustände und Verhältnisse der slavischen Mahommedaner zur Zeit der Türkenherrschaft in Ungarn, werthvolle Aufschlüsse gibt. Auch sonst geht der Ethnograph nicht leer aus. Man lese nur das X. und XI. Capitel nach. Wichtig sind die Nachrichten über das „Blutgeld" (S. 241) und die „Hinrichtung der Hexen" (S. 249), sowie jene über die Hajduken. Rosen hätte z. B. in seinen „Balkanhajduken" unzweifelhaft auch das Hajdukenthum in Ungarn mit besprechen sollen. Der türkisch-slavische Orient reichte während hundertundfünfzig Jahren bis Pressburg. Paradox klingt die Behauptung (S. 317): „Die Bulgaren, Serben, Griechen, Bosniaken waren nur ebenso viele Nationalitäten, während die Ungarn niemals aufgehört haben, eine Nation zu sein." Als Grundlage alles dieses betrachtet Salamon die aristokratische Organisation. Diese allein, denke ich, würde die Erscheinung noch lange nicht ausreichend erklären. Der wahre Grund liegt viel tiefer, im Volksthum der Magyaren nämlich.

Krauss.

107.

Obyčai i pjesni tureckichŭ Serbovŭ (vŭ Prizrjenje, Jpekje, Moravje i Dibrje). Jz putevychŭ zapisokŭ J. J. Jastrebova. (Die Gebräuche und Lieder der türkischen Serben im Gebiete von Prizren, Jpek, Morava und Dibra), aus Reisenotizen des J. J. J. — Stptbg. 1886. gr. 8.

Jastrebov hat als russischer Consul eine lange Reihe von Jahren in Altserbien und Albanien sich aufgehalten und durch eine Anzahl historischer und archäologischer Studien, die er im Glasnik srpskog učenog društva in Belgrad veröffentlicht hat, einen guten Namen als Forscher sich erworben. Vorliegendes Sammelwerk, welches nebst ausführlichen Beschreibungen der Sitten und Gebräuche der Serben und Bulgaren in Altserbien, auch 560 kleinere und grössere lyrische und epische Lieder darbietet, legt wieder ein schönes Zeugniss vom Fleisse des Herausgebers ab. Leider hat er als Sammler kein gutes Glück. Dreiviertheile von Allem was er hier ans Tageslicht fördert, ist schon durch anderweitige Sammlungen weitaus besser und vollständiger längst bekannt geworden. Noch bedauerlicher ist es, dass er kein wissenschaftliches Urtheil besitzt; so hält er z. B. einen berüchtigten Fälscher von serbischen Volksüberlieferungen auch für einen Mann, den man berücksichtigen müsse. Ein noch grösserer Irrthum liegt darin, dass er rein bulgarische Lieder, deren sein Buch nicht wenige aufweist, für serbisch hält. Aus seinen Mittheilungen kommt man zu dem Schlusse, dass in Altserbien das bulgarische Volksthum durchaus vorherrsche. Jastrebov schildert der Reihe nach: das Sippenfest (Krsno ime, slava), die Nachfeier (preslava), das Ignatiusfest, Koleda, Weihnachten, Neujahr, Lazarici, Ostern, Georgi, den Vitustag und die Erntefeste; hierauf folgen von S. 179—282 kürzere Reigen und sonstige lyrische Lieder, und von S. 282—294 Guslarenlieder (letztere ausnahmslos bekannt). Die Darstellungen der Hochzeitsgebräuche sind mehr breit als tief, Neues ist blutwenig darunter. Am bemerkenswerthesten sind die Angaben über die Gebräuche bei der Geburt eines Kindes, über die Haarschur und über Todtengebräuche. Das Wörterbüchlein zum Schluss lässt Alles

zu wünschen übrig. Den grössten Dank wird dem Sammler der Wortformen klaubende Philologe wissen, denn die bulgarischen Lieder dieser Sammlung sind in sprachlicher Hinsicht ganz eigenartig. **Krauss.**

108.

Nikola Begović. Srpske narodne pjesme iz Like i Banije koje je sakupio i za štampu priredio-, Knjiga prva. U Zagrebu 1885. XXI + 230 S. 8°. (Serbische Volkslieder.)

Des Herausgebers und Sammlers Mühe und Sorgfalt verdienen alle Anerkennung, wenngleich die Sammlung nur mittelmässige und fast durchgehends schon bekannte Lieder bietet. Begović hat eben das Erstbeste zusammengelesen, was er auf flüchtigen Streifungen auffand. In der Lika muss ein geübter Sammler ungleich werthvolleres Material ohne besondere Schwierigkeiten aufbringen können. Das Buch enthält: I. Johannisfestlieder, II. Fromme Lieder, III. Mädchenlieder, IV. Burschenlieder, V. Hochzeitslieder, VI. Lieder aus der Hausgemeinschaft, VII. Die serbische Schule, VIII. Die serbische Kirche, IX. Kinderlieder, X. Wiegenlieder, XI. Kurze Erzählungen, XII. Klagelieder, XIII. Lieder vom Sippenfest, XIV. Verschiedenes.

Die Aufschriften versprechen unvergleichlich mehr, als die Texte gewähren. Vielleicht wird der zweite Theil Besseres bringen. Einige sachliche Erläuterungen wären willkommen. Dafür könnte der Herausgeber das unablässige Hervorheben seiner echtserbischen Nationalitätsbegeisterung anderswo besser unterbringen. Seine Bemerkungen dieser Art verletzen unbedingt den Horvaten und schaden dadurch der Sache. Wie ich erfahre, hat Herr Begović ein Buch über Sitte und Brauch der Serben in Arbeit genommen. **Krauss.**

109.

P. Mirković. Srpske narodne pjesme (gerzovske i gjevojačke iz Bosne. Pančevo 1886. 141 S. 8°.

Diese Sammlung serbischer Burschen- und Mädchenlieder ist hauptsächlich in der Gegend von Bihač in der oberen Krajina von Bosnien veranstaltet worden. Was an Liedern aus Bosnien und der Hercegovina kommt, ist Alles schön und werthvoll. Um so bedauerlicher ist es, dass der Herausgeber die Sache sich gar zu leicht gemacht hat. Von den 212 Liedern sind an 150 Stück schon längst aus anderen Sammlungen ebenso gut und noch besser bekannt. Was mir hier Neues begegnet, ist wirklich reizend und köstlich. Es sind meistens Liebeslieder der mahomedanischen Slaven. Sehr erwünscht wären Angaben gewesen, wann und bei welcher Gelegenheit die einzelnen Lieder gesungen werden. Die vielen Fremdworte, über welche die Lexika leider in seltenen Fällen Auskunft geben, hätte Herr Mirković jedenfalls erklären sollen, wie sie vom Volke aufgefasst werden. Wenn er schon hie und da eine Erläuterung gibt, so ist sie unrichtig. Vergl. z. B. S. 30 Alvat. S. 20 nâm, angeblich: hrgjav glas! Nâm ist persisch der Name und hat als Lehnwort auch bei den Slaven seine ursprüngliche Bedeutung beibehalten. Wie rasch der Bosnier von den Oesterreichern lernt, zeigt das 92. Lied: Major komandira, da vojska maršira, banda udarala. Also in einem Verse vier Fremdworte aus neuester Zeit! **Krauss.**

110.

Dujam Srećko Karaman. Marjanska vila ili sbirka narodnih pjesama sakupljenih u Spljetu. U Spljetu 1885, S. 270, pt. 8.

Der Herausgeber widmet dem Andenken seiner früh verstorbenen Braut einen duftenden und lieblichen Strauss Feld- und Wegrainblumen, kleine Volkslieder, die er in Spalato und der nächsten Umgebung aufgesammelt. Es sind zumeist hübsche Stücke, freilich meist bekannte Motive, die uns da vorliegen. Sie sind aber darum interessant, weil sie erstens eine Menge italienischer und selbst griechischer Fremdworte in der Volkssprache darbieten und so darthun, wie stark der Slave an der Küste fremde Einflüsse auf sich einwirken lässt. Viele Stadtlieder weisen direct auf Entlehnung aus dem Italienischen hin. Bemerkenswerth ist auch die Thatsache, dass die horvatische Mundart, die ehemals in Spalato ausschliesslich im Volke vorherrschte, der serbischen, die aus dem Hinterlande Bosnien vordringt, allmälig völlig unterliegt. Zum Schluss sind drei Guslarenlieder abgedruckt, darunter das berühmte Lied von der unglücklichen Frau des Asan-aga. Dem Spalatoer Publicum zuliebe hat der Herausgeber das Lied ein Bischen umgemodelt. Solche Gefälligkeiten muss ein Sammler füglich bleiben lassen. Im Uebrigen gebührt Herrn Karaman viel Lob für seinen Eifer. Jeder grössere Ort des liederreichen Südens sollte einen so fleissigen Sammler haben, dann würde man bald ein ganz klares Bild von den ethnographischen Verhältnissen der Südslaven gewinnen können. **Krauss.**

111.

Dr. Stevan Pavlović. Mala poetika za školu i narod. Obdarila ‚Matica srpska'. U Novome Sadu 1887. 186 + XVI S. 8°. md.

Ein in seiner Art vortreffliches Handbuch zur Einführung in den formellen Theil der Poetik. Die Tropen und Figuren, die Prosodie und Metrik des südslavischen Volksliedes werden knapp, mitunter zu knapp, aber immer mit grosser Sachkenntniss besprochen. Die lyrische und epische Volksdichtung der Culturvölker alter und neuer Zeit erfahren hier gebührende Berücksichtigung. Die vielen Literaturnachweise sind dankenswerth. Der verdienstvolle Verfasser verspricht binnen Kurzem ein ähnliches Werk mit einem bedeutenden wissenschaftlichen Apparate versehen zu ediren. Unstreitig wird auch schon die vorliegende Arbeit viel dazu beitragen, das Verständniss und die Liebe zu ethnographischen Studien unter den Südslaven zu erwecken und zu fördern. **Krauss.**

112.

Krek, Dr. Georg. Einleitung in die slavische Literaturgeschichte. Akademische Vorlesungen, Studien und kritische Streifzüge. Zweite, völlig neu bearbeitete und erweiterte Auflage. Graz 1887. 887 S., gr. 8. Bei Leuschner & Lubensky.

Das Buch ist, wie dies schon der Titel andeutet, in erster Reihe zur Orientirung angehender slavischer Philologen als Leitfaden in der kaum übersehbaren Literatur, verfasst. Wenn-

gleich hier vorwiegend Ergebnisse fremder Forschungen zusammengetragen erscheinen, fehlt es auch nicht an schönen Ansätzen zu selbstständigen Studien seitens des Verfassers; und darum dürfte das Werk auch Fachgelehrten zum mindesten als brauchbares Nachschlagebuch willkommen sein. Das erste Buch enthält die hauptsächlichsten Nachrichten der linguistischen Paläonthologie und der älteren Schriftsteller über die Sprache, die Geschicke und den Culturgrad der alten Slaven (die Slaven ein Glied der Arier; die Slaven nach der Abtrennung vom arischen Grundstamm; die Loslösung der Slaven vom arischen Urvolke in Beziehung auf andere Glieder desselben Stammes; die Slaven als Einzelvolk; die Slaven unmittelbar nach der Lösung des Gesammtverbandes; die Spaltung der slavischen Grundsprache; Cultur- und Sittengeschichtliches).

Mehr interessirt uns Ethnographen der zweite, leider mit geringerer Sorgfalt ausgearbeitete und nicht auf der Höhe unserer Wissenschaft stehende Band: Ueber die slavische traditionelle Literatur und deren Beziehung zur Culturgeschichte, zunächst zur Mythologie (Die formale Seite der traditionellen Literatur; die Sprache; die Sitte; die reale Seite der traditionellen Literatur; Märchen und Sagen; Sprichwörter, Aberglaube, Zaubersprüche und Räthsel; Lieder). Wohl am unzureichendsten ist der Abschnitt über die Sagen und Märchen. Die Auseinandersetzung über „Die Heirat der Sonne mit der schönen Grozdanka", eine fälschlich als Mythos aufgefasste einfache Geschichte, fordert directen Widerspruch heraus. Darüber beabsichtigt der Referent, sich in einem besonderen Aufsatze in Anbetracht der Wichtigkeit der Sache, ausführlich auszusprechen.

Die Darstellung ist klar und einfach, trotz zahlreicher sprachlicher Härten, die man dem deutsch schreibenden Slaven zu gute halten muss. **Krauss.**

113.

Jung Emil, Dr. Polyandrie und Polygamie. Globus 1887. Bd. LII, pag. 90 und 103.

Dr. Jung tritt in diesem Aufsatze der bekannten Anschauung Lubbock's entgegen, dass die niedrigsten Rassen in früherer Zeit in einem ehelosen Zustande lebten. Nach Letzterem hätten sich erst aus der Gemeinschaftsehe, dem sogenannten Hetärismus, mehr oder weniger beeinflusst durch locale Verhältnisse, die Formen der Monogamie, Polyandrie und Polygamie entwickelt. Schon Peschel hat unter Hinweis auf die diesbezüglichen Verhältnisse bei gewissen Thieren die Annahme eines ehemals verbreitet gewesenen ehelosen Zustandes verworfen, sowie er auch den oft ausgesprochenen Satz, dass bei Polygamie die weiblichen, bei Polyandrie die männlichen Geburten vorwalten sollen und die Natur sich gleichsam den örtlich herrschenden ehelichen Satzungen anbequeme, zu widerlegen versuchte. Jung führt nun eine Anzahl Beispiele über Polyandrie an, aus welchen nachgewiesen werden soll, dass dieselbe in der Regel nur unter Brüdern in Uebung sei, oder genauer gesagt, die Frau des ältesten Bruders ist zu gleicher Zeit die Frau seiner jüngeren Brüder. Was die Polygamie anbelangt, so hat bekanntlich Lubbock die Ansicht ausgesprochen, dass sich die Einzelehe aus der Gemeinschaftsehe durch den Weiberraub entwickelt habe, wobei durch Wiederholung des letzteren auch die Polygamie hervorging. Da Jung den Hetärismus negirt, so denkt er sich die Vielehigkeit erst aus der Einzelehe entstanden. Nach ihm ist gegenwärtig bei vier Fünfteln der Bewohner unserer Erde die Polygamie eine gesetzliche Institution. Er deutet auch darauf hin, dass die Leviratsehe, welche wahrscheinlich in Eigenthumsrechten und der Rechtsnachfolge wurzelt, zur Polygamie führen konnte.

Heger.

114.

Boas F., Dr. Die religiösen Vorstellungen und einige Gebräuche der centralen Eskimos. Petermann's Mittheilungen. 33 Bd. (1887), pag. 302 ff.

Ein überaus wichtiger und interessanter Aufsatz, welcher das Wesentlichste zusammenfasst, was wir bis heute über die Religionsbegriffe der centralen Eskimostämme, namentlich jener vom Baffinland, wissen, und der uns durch die von dem als einen der ausgezeichnetsten Kenner der Völker des amerikanischen Nordens bestens bekannten Verfassers angestellten und mitgetheilten Beobachtungen erst eine gute Grundlage für weitere Forschungen in dieser Richtung abgibt. Es ist reines Gold für den Ethnologen, welches hier auf wenigen Seiten geboten wird, was gewiss Jedem derselben, da ja der Durst nach diesem edelsten aller Metalle mehr oder weniger allen Menschen innewohnt, begierig nach Mehr verlangen lässt. Boas behandelt zuerst den Sedna-Mythus — der demselben ganz entsprechenden Arnaqoaqsaq-Sage der Grönländer —, welcher bei den centralen Eskimos besonders hervortritt. Aus dieser Aehnlichkeit, sowie auch aus jener der anderen Mythen geht hervor, dass die Grundlagen der religiösen Vorstellungen bei Letzteren dieselben sind, wie bei den grönländischen Eskimos, während wieder die nicht unwesentlichen Abweichungen in den mythologischen Vorstellungen beider Gruppen beweisen, dass die Entwicklung derselben im Laufe der Zeit eine verschiedene Richtung genommen hat. Leider sind uns heute noch die Mythen und Sagen der östlichen Eskimostämme so gut wie unbekannt; durch die Erforschung der letzteren könnten wichtige Schlüsse über die Wanderungsgeschichte der Eskimos überhaupt gewonnen werden.

Höchst merkwürdig ist die Anschauung der Eskimos über den Ort, wohin die Seelen der Guten nach dem Tode kommen. Es gibt nämlich zwei solcher Orte; einer über und einer unter der Erde. Nach dem ersteren kommen die Seelen aller Jener, welche eines gewaltsamen Todes starben, in den oberhalb der Erde befindlichen Himmel, während die Seelen der eines natürlichen Todes Verstorbenen in die Unterwelt gelangen, welche vier Stufen der Seligkeit aufweist.

Boas handelt ferner über die Tornait (Plural von Tornaq), das sind die Schutzgeister von Menschen, die dadurch zum Arnakoq (plur. Angakut) werden. Diese Angakut sind nichts Anderes als Schamanen, welche durch ihren Schutzgeist einen gewissen Einfluss auf die anderen Menschen ausüben. Da jedes Ding seinen „Inua" (i. e. seinen Herrn) hat, welcher zum Schutzgeist werden kann, so gibt es eine unendliche Anzahl solcher Geister, von denen aber nur jene der Menschen, der Steine und der Bären gute Geister sind, während alle anderen zu den bösen gerechnet werden. Gegen letztere sucht man sich durch Amulette zu schützen. Die Angakut gebrauchen bei ihren Gesängen und Beschwörungen auch eine eigene, heilige Sprache. Dieselbe hat darum ein grosses Interesse, weil die Wurzeln vieler Worte derselben allen Eskimostämmen gemein-

sam sind; dieselbe stellt daher gewissermassen die Ueberreste der Ursprache der Eskimos dar.

Zum Schlusse sind noch die Feste beschrieben, welche einen religiösen Charakter tragen. Die bei einigen derselben übliche Sitte, dass jeder Mann eine ihm beliebige Frau zugewiesen erhält, mit welcher er eine Nacht geschlechtlichen Umgang pflegt, scheint auf das ehemalige Vorhandensein einer Weibergemeinschaft hinzudeuten. **Heger.**

115.

Uhle Max, Dr. Ueber die ethnologische Bedeutung der malaiischen Zahnfeilung. Mit 20 Figuren in Holzschnitt. Aus „Abhandlungen und Berichte des kgl. zoologischen und anthropologisch-ethnographischen Museums zu Dresden 1886/87", Nr. 4.

Die Abhandlung ist im Wesentlichen eine Polemik gegen die bekannte Arbeit von Ihering: Die künstliche Deformirung der Zähne („Zeitschrift für Ethnologie" 1882, Bd. XIV), und basirt auf dem Materiale, welches auf Fragebogen, die von Herrn Hofrath Dr. A. B. Meyer über Zahnfeilung bei den Malaien versendet wurden, einlief, wobei aber alle hier einschlägigen Notizen aus der Literatur zu Rathe gezogen sind. In der bei dem Verfasser gewohnten gründlichen Weise werden alle ihm bekannt gewordenen Formen der Zahnfeilung bei den Malaien (17 Formen) beschrieben und durch schematische Skizzen dargestellt und werden die gebräuchlichsten Zahnfeilungsformen hervorgehoben. Ferner wird Zweck der Zahnfeilung, der nach Ihering „in der Sucht, den Körper zu schmücken oder durch besondere Entstellungen zu kennzeichnen" liegen soll, eingehend besprochen, wie auch die Zeit, in welcher die Zahnfeilung — häufig bei der Mannbarkeitserklärung oder vor der Heirat — ausgeführt wird, einer kritischen Betrachtung unterzogen. Dr. Uhle gelangt durch seine Untersuchung zu folgenden Resultaten:

1. dass der bekanntesten Art der malaiischen Zahnentstellung, der im Allgemeinen im Pubertätsalter vorgenommenen Art der Zahnfeilung zwei andere Arten der Zahndeformation zur Seite stehen: Ausbrechen der Zähne, welches im Pubertätsalter vorgenommen wird, vorkommend in Celebes und Formosa, und Zahnfeilung als Zeichen der Trauer, gefunden in einigen mittleren und westlichen Theilen des ostindischen Archipels;

2. dass die Formen der malaiischen Zahnfeilung ein in sich verwobenes, zusammenhängendes, wenn auch äusserlich begrenztes Ganzes bilden, und dass es unmöglich scheint, einzelne Formen oder Gruppen von Formen im Gebiet des ostindischen Archipels und der benachbarten Inseln in der Weise von den übrigen abzulösen, dass man ihnen einen gesonderten ethnischen Ursprung zusprechen könnte;

3. dass die Malaien als Grund, weshalb sie sich die Zähne feilen, nach der Gegend, Gelegenheit und vielleicht auch je nach dem Individuum, welches gefragt wird, Verschiedenartiges angeben, dass demnach eine einfache Ansicht über den Grund der Sitte bei ihnen nicht besteht und man darum auch nicht berechtigt ist, eine einzelne, gleichviel ob vorwiegende Begründung, welche sie geben, mit Ueberzeugung der übrigen als die von ihnen selbst gegebene historisch richtige hinzustellen;

4. dass die Zahnfeilung hinsichtlich der an der Ausübung betheiligten Personen auf verschiedenen Stufen der socialen Organisation der Völker im ostindischen Archipel erfolgt.

Schliesslich kommt Dr. Uhle zu der Anschauung, dass die malaische Zahnfeilung im Pubertätsalter als ein ursprünglicher Kasteiungsgebrauch anzusehen sei. Nach ihm ist die Zahnfeilung zur Trauer, die gemilderte Form der polynesischen Sitte des Ausbrechens der Zähne zur Trauer, und ebenso die Zahnfeilung im Pubertätsalter die gemilderte Form des Ausbrechens der Zähne im Pubertätsalter. Die rohere Form des Ausbrechens der Zähne denkt er sich allenthalben der gemilderten Form des Zahnfeilens vorausgehend. Wir sind dem Verfasser für seine neue geistvolle Darstellung dieser interessanten Sitte zu besonderem Danke verbunden.

Heger.

116.

Schrader, Otto, Dr. Ueber den Gedanken einer Culturgeschichte der Indogermanen auf sprachwissenschaftlicher Grundlage. Jena. Hermann Costenoble. 1887. 8. pp. 22.

Dass der Gedanke einer Culturgeschichte der Indogermanen auf sprachwissenschaftlicher Grundlage ausführbar ist, hat Schrader bereits durch seine vortrefflichen Werke „Sprachvergleichung und Urgeschichte" und „Linguistisch-historische Forschungen zur Handelsgeschichte und Waarenkunde" erwiesen. In der vorliegenden kleinen Schrift, welche eine Probe-Vorlesung an der Universität Jena ist, sucht der Verfasser auch theoretisch nachzuweisen und zu begründen, was er bereits durch die That gezeigt hat, und zugleich die Methode und die Principien genau anzugeben, von welchen die linguistisch-culturhistorische Forschung auszugehen hat. Der Verfasser weist nach, dass der Culturforscher des Sprachforschers so wenig entbehren kann, wie der Sprachforscher des Culturforschers. Während das Studium der Wurzeln in die prähistorische Zeit, in die Urgeschichte der Indogermanen führt, kommen wir mit der Betrachtung des Bedeutungswandels zu einer eigentlichen Culturgeschichte. Einschränkung, Erweiterung, Verschiebung einer Bedeutung, der Wechsel im Rang oder Gefühlswerth der Wörter, die Bedeutungsübertragung sind durch deutliche culturhistorische Bedingungen veranlasst. Die Wortbildungslehre gibt wichtige Anhaltspunkte für die Bestimmung des Alters eines Culturwortes. Die Wortzusammensetzung gibt über die Bildung neuer Culturbegriffe Aufschluss. Das Fremdwort endlich ist von der grössten Wichtigkeit für das Studium der culturgeschichtlichen Beziehungen der Völker untereinander. Ueber alle diese Dinge muss der Culturforscher den Sprachforscher befragen. So gern wir nun zugeben, dass die Sprachforschung der Culturgeschichte die wesentlichsten Dienste zu leisten vermag, so gehört denn doch ein gewisser Optimismus dazu, zu glauben, dass es mit Hilfe der Sprachwissenschaft allein möglich sein wird, ein vollständiges Bild der gesammten indogermanischen Cultur zu entrollen. Man sollte doch nicht vergessen, wie uneinig die Sprachforscher in vielen und wesentlichen Punkten sind, wie unsicher daher Vieles ist und bleiben muss. Die verhängnissvolle Rolle, welche der Zufall bei der Aufbewahrung des Sprachgutes spielt, hat der Verfasser wohl berührt, aber, wie mir scheint, zu wenig

betont. Ist es denn aber auch nothwendig, sich auf den linguistischen Standpunkt allein zu beschränken? Können wir nicht — allerdings von der Sprachwissenschaft als Grundlage ausgehend — die Methode der vergleichenden Sprachforschung auch auf die Vergleichung anderer Aeusserungen des Volkslebens übertragen? Eine Culturgeschichte der Indogermanen zu schreiben, halte ich mit dem Verfasser für ein „zwar fernes, aber erreichbares Ziel der Wissenschaft", jedoch nur dann, wenn die vergleichende Sprachforschung mit der vergleichenden Mythologie, der vergleichenden Religionsgeschichte, der vergleichenden Ethnographie Hand in Hand geht. So wie wir durch die Vergleichung der einzelnen indogermanischen Sprachen zu Aufschlüssen über die indogermanische Ursprache geführt werden, so muss es auch möglich sein, auf Grund einer eingehenden Vergleichung der Mythen, der religiösen Vorstellungen, der Sitten und Gebräuche der einzelnen indogermanischen Völker ein Bild der indogermanischen Urreligion, des indogermanischen Volkslebens zu gewinnen. Und dann erst kann an die Verwirklichung des Gedankens einer Culturgeschichte der Indogermanen gedacht werden.

Winternitz.

117.

Oldenberg, Hermann. The Gṛihya-Sûtras, Rules of Vedic Domestic Ceremonies translated. Part. I. 'Sânkhâyana-Gṛihya-Sûtra. Âśvalâyana-Gṛihya-Sûtra. Pâraskara-Gṛihya-Sûtra. Khâdira-Gṛihya-Sûtra. Oxford, at the Clarendon Press 1886. (The Sacred Books of the East translated by various oriental scholars and edited by F. Max Müller. Vol. XXIX.)

Die Gṛihyasûtren spielen, was den Umfang dieser Werke betrifft, eine sehr bescheidene Rolle in der altindischen Literatur. Gegenüber den 'Srautasûtren, welche die grossen Opfer genau beschreiben, und gegenüber den Dharmasûtren, welche das ganze öffentliche und private, religiöse und civile Recht behandeln, verschwinden die Gṛihyasûtren, diese kleinen Tractate über die häuslichen Ceremonien fast ganz. Nichts desto weniger sind, gerade vom Standpunkte des Ethnographen, die Gṛihyarsûtren wichtiger als die ihnen so nahe stehenden grösseren Sûtrenwerke. Sie sind deshalb so wichtig, weil sie die zuverlässigsten Quellen über altindische Sitte abgeben. Schon in ältester Zeit haben die Inder nicht nur ein geschriebenes Recht, sondern auch eine „geschriebene Sitte" aufzuweisen. Während wir bei andern Völkern, z. B. bei Griechen und Römern, die Nachrichten über die verschiedenen Sitten und Gebräuche mühsam aus der ganzen Literatur zusammensuchen müssen, haben wir bei den Indern in ihren Gṛiyhyasûtren förmliche Lehrbücher der Sitte, welche uns über alle Gebräuche des gewöhnlichen Lebens sichersten Aufschluss gewähren. Eine kurze Aufzählung alles dessen, was wir in einem solchen Gṛihyasûtra finden, wird genügen, um zu zeigen, welcher Gewinn für die Volkskunde der Inder — und, wie wir hinzufügen können, mittelbar der Indogermanen — sich aus diesen Werken ziehen lässt.

Die Gṛihyasûtren enthalten im Gegensatz zu den 'Srautasûtren, welche die grossen Opfer, die in drei Feuern zu vollziehen sind, zum Gegenstande haben, die Vorschriften über die Pâkayajñas, oder die kleinen Opfer, die nur in einem, dem häuslichen Feuer zu vollziehen sind. Sie beginnen, wie es gewöhnlich heisst, mit der Hochzeit und enden mit dem Friedhof (vivâhâdi śmaśânântam). Den grössten Raum nehmen in der Regel die Vorschriften über die Hochzeit ein. Neben den Hochzeitsgebräuchen wird bei dieser Gelegenheit meist auch das allgemeine Opfer-Ceremoniell beschrieben. Dann folgen verschiedene Vorschriften über Beischlaf, Empfängniss, Schwangerschaft und Geburt; das Puṁsavanam, eine Ceremonie, durch welche bewirkt werden soll, dass ein Knabe geboren wird; das Sîmantonnayanam, oder das Scheitelziehen, welches an der Schwangeren zu vollziehen ist, eine Ceremonie, welche leichte Geburt bewirken soll; verschiedene Ceremonien, die an dem Neugeborenen zu vollziehen sind, die Namengebung, das Füttern des Kindes, der erste Ausgang der Wöchnerin; das Caulam oder die Ceremonie des Haarscheerens des Kindes, sowie das Bartscheeren; die Einführung des jungen Mannes beim Lehrer, Vorschriften über den Schüler des Veda und den Veden-Unterricht. Dann folgt die Beschreibung verschiedener religiöser Handlungen, die zu gewissen Zeiten des Jahres zu vollziehen sind; das Schlangenopfer (sarpabali), das Erstlingsopfer, die verschiedenen Manenopfer, Säe- und Ernte-Opfer. Ferner werden die Opfer und Ceremonien bei verschiedenen Vorkommnissen des Lebens, Hausbau, Bewirthung eines Gastes, Betreten des Gerichtshofes u. dgl. beschrieben. Wir finden auch Vorschriften über die Heilung von Krankheiten, besonders Kinderkrankheiten, über gute und böse Vorbedeutungen, über allerlei Zauber, z. B. Liebeszauber u. s. w. Die Todtengebräuche gibt unter den bisher erschienenen Gṛihyasûtren nur das Âśvalâyana-Gṛihyasûtra ausführlich.

Dies sind die wichtigsten Punkte, welche in allen Gṛihyasûtren behandelt werden, wobei sich im Grossen und Ganzen immer dasselbe wiederholt. Da aber bei diesen Werken alles auf Kürze berechnet ist, so wird vieles in dem einen Sûtra übergangen, was wir in dem andern finden, so dass sie sich gegenseitig ergänzen. Ausserdem gehören sie verschiedenen vedischen Schulen und verschiedenen Gegenden Indiens an und zeigen so auch manche interessante Abweichungen; manche Gebräuche finden sich nur in einem Gṛihyasûtra. Daher ist die mit dem vorliegenden Bande begonnene vollständige Uebersetzung der Gṛihyasûtren mit Freuden zu begrüssen. Die in diesem ersten Bande übersetzten Sûtren sind, mit Ausnahme des Khâdira-Gṛihyasûtra, schon in Text und Uebersetzung herausgegeben, das 'Sâṅkhâyana-Gṛihyasûtra von Prof. Oldenberg selbst, die beiden andern von dem unlängst verstorbenen A. F. Stenzler. Aber gerade für den Ethnographen von Fach, der nicht zugleich Sanskritist von Fach ist, dürfte diese Uebersetzung willkommen sein, da sie alles bietet, was für die Benützung dieser Werke erforderlich ist; sie ist Uebersetzung und Interpretation zugleich, lesbar und verständlich für Jedermann. Es ist nothwendig, dies zu betonen, da Uebersetzungen aus dem Sanskrit oft an dem Uebelstande leiden, dass sie nur für Sanskritisten verständlich sind. Und gerade die Sûtren, die nichts als aphoristische Regeln, lauter Sätze im Lapidarstyl enthalten, sind sehr schwer zu über-

setzen, und nur eine interpretirende Uebersetzung kann diese Werke verständlich machen. Dass aber die vorliegende Uebersetzung vollständig zuverlässig ist, dafür bürgt schon der Name des Uebersetzers, der sich auf zwei Gebieten, jenem der buddhistischen und der brahmanischen Literatur bleibende Verdienste um die Wissenschaft erworben hat. Wir dürfen dem Erscheinen des zweiten Bandes mit um so grösserer Spannung entgegensehen, da derselbe ausser einigen bisher noch unbekannten Grihyasûtren auch eine allgemeine Einleitung zu den Grihyasûtren enthalten wird.

Winternitz.

118.

Keller C., Dr. Volkselemente und Volksleben in Madagaskar. Globus Bd. LV. pag. 152, 169 und 181. Siehe auch desselben Verfassers jüngst erschienenes Werk: Reisebilder sus Ostafrika und Madagaskar. Zürich. C. F. Winter. 1887. Capitel XVI: Die Volkselemente in Madagaskar.

So viel auch schon über die Bevölkerung Madagaskars geschrieben wurde, so gehen doch die Meinungen der Gelehrten über den Ursprung und die anthropologische Stellung derselben mehr auseinander, als vielleicht über ein anderes ethnographisches Gebiet unserer Erde. Ein Erklärungsgrund hiefür ist darin zu suchen, dass die Bevölkerungsverhältnisse dieser Insel an und für sich sehr complicirte sind und dass man sich gerade in neuerer Zeit, in welcher erst eine mehr methodische Behandlung der Anthropologie und Ethnographie angebahnt wurde, relativ weniger mit denselben beschäftigt hat. Und doch könnten viele diese Disciplinen berührende Fragen gerade durch ein genaueres Studium der so interessanten aber schwierigen Völkerverhältnisse Madagaskars ihrer Lösung bedeutend näher gerückt werden, wie ja auch die Naturforscher gerade hier den Schlüssel zur Lösung mancher thier- und pflanzengeographischer Fragen gefunden haben. Für den Ethnographen ist daher das Urtheil jedes unbefangenen Forschers auf diesem Gebiete von besonderem Werth. Als solchen müssen wir den Naturforscher Keller anerkennen, der in dem oben citirten Aufsatze, dem auch das angeführte Capitel in seinem jüngst erschienenen Werke entspricht, uns durch die Darlegung seiner wissenschaftlichen Principien, von welchen er bei der Betrachtung der anthropologischen Verhältnisse Madagaskars ausgeht, von vornherein Vertrauen einflösst. Nach Keller sind, seinem naturwissenschaftlichen Standpunkte entsprechend, bei der Betrachtung der anthropologischen Stellung eines Volkes in erster Linie die morphologischen Thatsachen ausschlaggebend; diesen schliesst sich, als erst in zweiter Linie beweiskräftig, die Berücksichtigung der Sitten und Gebräuche, sowie der Sprache an. Diese unserem Standpunkte vollkommen entsprechende Anschauung ist es auch, weswegen wir den Ansichten Keller's über die Bevölkerung Madagaskars, welche er in ihren wichtigsten Vertretern aus eigener Anschauung kennen lernte, mehr Werth beilegen, als jenen der vielen früheren Schriftsteller über die Bewohner dieser Insel, denen diese Principien fremd waren. Keller steht in seinen Anschauungen in ziemlicher Uebereinstimmung mit Grandidier, dessen Autorität in allen Madagaskar betreffenden wissenschaftlichen Fragen in erster Linie steht. Gleich diesen hält er die Howas für malaiischer Herkunft, während er die andere Bevölkerung, die sogenannten „Malgaschen", ihrer Abstammung nach auf's Engste mit den Volksstämmen der Suahelikûste verknüpft. Es sind das die Sakalaven des Westens, die vielfach vermischten und in mancher Beziehung von ersteren abweichenden Betsimisaraka des Ostens, welche mit jenen durch die Antankaren verbunden werden. Diese Stämme kennt Keller aus eigener Anschauung; leider ist dies nicht der Fall mit den Betsileo und den noch wichtigeren Vazimba, welch' letztere von vielen Schriftstellern als die Urbevölkerung Madagaskars angesprochen werden.

Keller schildert nun in recht anziehender Weise diese vier Volksstämme, welche er auf seinen Reisen genau kennen lernte. In Bezug auf die geistig am höchsten stehenden Howas stimmt sein Urtheil nicht mit jenem von Audebert und anderen Forschern überein; er lässt diesem Volke und seinen vielen hervorragenden Eigenschaften, welche demselben die Herrschaft über die meisten anderen Stämme der Insel ermöglichte, vollkommen Gerechtigkeit widerfahren und entwirft uns, übereinstimmend mit Grandidier, ein sympathisches Bild desselben. Diesem ganz entgegengesetzt ist die Schilderung der Betsimisaraka, welche den östlichen Theil der Insel zwischen dem 15. und 20. Grad s. Br. bis zum Urwaldgürtel bewohnen. Nach seiner Meinung sind dieselben ein hauptsächlich durch ungünstige äussere Einflüsse im Zugrundegehen begriffener Stamm. Ihre Hautfarbe ist auffallend hell, meist ein lichtes Sepienbraun; der Grund dafür ist in der häufig vorkommenden Vermischung mit den Howas zu suchen. Das unvermischte Volk zeigt einen ausgesprochenen afrikanischen Typus. Interessant ist bei diesem Stamme die Sitte, gewisse Gegenstände als unantastbar, „Fady", zu erklären, was an das „Tabu" der Polynesier erinnert. Geschlechtliche Ausschweifungen und übermässiger, nur allzusehr verbreiteter Branntweingenuss haben namentlich die an der Küste wohnenden Betsimaraka physisch schon ganz degenerirt.

Die Bevölkerung der ganzen Westküste Madagaskars wird unter der Collectivbezeichnung „Sakalaven" zusammengefasst; doch unterscheiden sich die Nordsakalaven in vielen Punkten wesentlich von den südlicheren Stämmen. Erstere sind Halbnomaden und waren namentlich früher als Seeräuber sehr gefürchtet. Entgegen anderen Reisenden entwirft Keller von ihrem Charakter eine günstige Schilderung.

Zum Schlusse macht Keller noch einige Bemerkungen über die im äussersten Norden der Insel lebenden Antankaren. Er betrachtet dieselben, wie schon erwähnt, als ein Verbindungsglied zwischen den Sakalaven und den Betsimaraka.

Die kraushaarigen, nicht malaiischen Küstenmadagassen sind nach der Ansicht des Verfassers am nächsten mit den Stämmen der Suahelikûste verwandt. Die Einwanderung der malaiischen Howa erfolgte nach ihnen relativ erst spät aus Osten oder Südosten. Aus der noch in der Erinnerung der Bevölkerung fortlebenden ehemaligen Existenz der grossen Riesenvögel (Aepyornis) setzt Keller, allerdings nur vermuthungsweise, den Beginn der Einwanderung etwa um das Jahr 1000 unserer Zeitrechnung fest.

Heger.

Berichtigung. Im XVII. Bd. 1887, pag. 125 d. Mitth. d. Anthrop. Ges. in Wien hat Heger mein „Westindische Skizzen" betiteltes Werk einer Kritik unterzogen, auf welche ich Folgendes zu erwiedern habe.

Nachdem der Recensent Einiges aus dem die Buschneger betreffenden Theile des Reiseberichts wiedergegeben, fährt er fort: „auf die letzten derselben (Ansiedlungen der Buschneger) folgt eine neutrale Zone und darauf erst das Gebiet der freien Indianer, über welche wir in dem Buche nur sehr wenig erfahren und das wenige nicht aus eigener Anschauung". Thatsache ist, dass über die Indianer vom oberen Surinam überhaupt Nichts in meinem Werke steht und dass dasjenige, was über die Indianer vom unteren Surinam gesagt ist, sehr wohl auf eigener Anschauung beruht, wie aus der Publication deutlich zu ersehen ist. (Vgl. pag. 94 und 99.)

Heger knüpft an die angeführte, unrichtige Bemerkung eine Betrachtung über „Dilettanten" und „studirte Ethnographen", die passender unterdrückt worden wäre, denn 1. ist dieselbe durch Nichts von Seiten des Recensenten näher motivirt, 2. steht sie im Widerspruche mit der von Heger selbst hervorgehobenen Thatsache, dass das Buch bemerkenswerthe Notizen über die Buschneger enthalte, die doch auch ohne das verlangte „intensive Vorstudium" von demselben Dilettanten (Geologen) niedergeschrieben sind, 3. ist das Buch kein anthropologisches Werk, sondern, wie in der Vorrede ausdrücklich betont wurde, erheben die „Skizzen" auf „tiefgehende Studien und erschöpfende Darstellung . . . . nicht den geringsten Anspruch".

Endlich sagt Heger anlässlich der indianischen Zeichnungen von Aruba: „Die Darstellung der aus dem Zusammenhange gerissenen, einzelnen Zeichen hat wenig wissenschaftlichen Werth." Darauf ist zu erwiedern, dass 1. die Zeichen nicht etwa willkürlich aus dem Zusammenhange gerissen sind, sondern dass ich zeichnete, was möglich war (vgl. pag. 133) und 2. hat eine Reihe von Reisenden seit Humboldt es gleich mir wohl für nützlich gehalten, solche Zeichnungen zu bewahren, statt sie der Vergessenheit und dem Untergange anheimfallen zu lassen, eben weil wir, wie auch der Recensent hervorhebt, über die Bedeutung dieser Zeichen in Unkenntniss verkehren.

Leiden, 17. August 1887. **K. Martin.**

Herr K. Martin, Professor für Geologie an der Universität zu Leiden, hat zu der Zeit, als ich im August d. J. im Ural weilte, an den Präsidenten der Anthropologischen Gesellschaft die im Vorstehenden abgedruckte „Berichtigung" über das von mir auf pag. 125 des Bandes XVII der Mittheilungen unter Nr. 58 gebrachte Referat über sein Werk: „Westindische Skizzen" eingesendet. Dieselbe hat auch auf ausdrücklichen Wunsch des Herrn Präsidenten hier ihre Aufnahme gefunden. Auf diese Berichtigung habe ich nun Folgendes zu erwiedern:

Was zuerst die Indianer vom oberen Surinam anbelangt, so ist auf pag. 80 des Martin'schen Werkes Folgendes zu lesen: „Die Einwohner Toledos erzählten uns, dass sich das Gebiet der Buschneger noch 14 bis 16 Tagereisen weit stromaufwärts ausdehne, worauf dann das von Indianern bevölkerte Land beginne. Zwischen beiden Rassen befinde sich ein neutrales, von Keinem bewohntes Gebiet, dessen Breite etwa eine halbe Tagereise betrage. Indianer und Neger meiden sich, ohne sich zu bekriegen, und falls sie einander unvermuthet begegnen, gehen sie sich aus dem Wege. Dagegen dulden die Indianer das Eindringen der Neger in ihr Gebiet unter keinerlei Umständen, und deswegen ist es auch nicht möglich, längs des Surinam ihre Wohnplätze zu erreichen, wohl aber ist dies längs des Maroni ausführbar, wie bekannt und auch von den Einwohnern Toledos versichert wurde. Die Buschneger dieses Flusses stehen mit den Indianern in stetem Handelsverkehr. Nach allen Aussagen scheint es mir, als ob man die Zahl der das Binnenland bewohnenden Indianer sowohl als auch der Buschneger bisher weit zu gering angeschlagen hat; in Toledo sagte man uns, dass tief im Innern sehr mächtige Stämme von Rothhäuten lebten."

Hier wird ja über die Indianer des oberen Surinam gesprochen, und zwar erfahren wir „das Wenige nicht aus eigener Anschauung". „Leider" sollte noch hinzugefügt sein, womit nur das Bedauern ausgedrückt werden soll, dass es dem Verfasser, der zu anderen Zwecken das Land bereiste, und nur nebenbei das von ihm über die Bevölkerung Gesehene und in Erfahrung Gebrachte wiedergibt, nicht gelungen ist, weiter flussaufwärts vorzudringen und uns etwas über diese so gut wie unbekannten Indianerstämme zu berichten, wodurch er auch als

„nicht studirter Ethnograph“ unserer Wissenschaft einen Dienst erwiesen hätte. Wo kein Brod zu haben ist, muss man sich eben mit Brosamen begnügen und der Ethnograph muss sich heute nur allzuoft noch mit solchen zufriedenstellen, wie ja dies in meinem Referate in Bezug auf das wenig Neue („Einiges“) des Martin'schen Buches auch geschehen ist. Was über die Indianer des unteren Surinam in dem Werke gesagt ist, bietet absolut nichts Bemerkenswerthes, worüber man in einem Fachjournale zu referiren hätte, weswegen dies auch unterlassen wurde.

Was den zweiten Absatz betrifft, so ist es reine Geschmacksache, ob der Passus über „Dilettanten“ und „studirte Ethnographen“ besser zu unterdrücken gewesen wäre, oder nicht. Ich erspare mir hier die verlangte Motivirung, da es mir unfruchtbar scheint, über Geschmacksachen zu polemisiren und jeder Fachmann sich über diesen Punkt sein eigenes Urtheil zu bilden im Stande ist. Meine Ansicht geht dahin, dass, wenn Jemand in seinem für die Oeffentlichkeit bestimmten Werke Mittheilungen ethnographischen Inhaltes macht, er sich auch eine sachgemässe Kritik gefallen lassen muss, auch wenn das Buch kein anthropologisches Werk ist. Auf letzteren Umstand wurde von mir ohnehin die gebührende Rücksicht genommen; das „Naturrecht“ einer sachgemässen Kritik, wie ich es nennen möchte, muss jeder Fachzeitschrift wohl gewahrt bleiben.

Zum Schlusse endlich die indianischen Zeichnungen von Aruba. Obzwar wir über die Bedeutung dieser sogenannten Bilderschrift heute noch immer nichts Sicheres wissen — und eben deswegen — ist es sehr wichtig, dass man solche Zeichnungen so weit dies nur irgendwie möglich ist, in vollem Zusammenhange gibt, wie dieselben auf dem natürlichen Felsen vorkommen, und nicht blos die deutlichsten dieser Zeichnungen aus dem Zusammenhange gerissen abbildet. Dass letzteres geschehen ist, muss jedem unbefangenen Leser aus der Lectüre der Beschreibung Martin's auf p. 133 („Ich habe aus diesem Grunde die deutlichsten Zeichnungen etc. . . . . hier wiedergegeben“) und bei Betrachtung der Tafel XIV, auf welcher die einzelnen Zeichen anscheinend ganz willkürlich nebeneinandergestellt sind, hervorgehen. Ist überhaupt jemals eine Lösung dieser Frage möglich, so kann sie nur in der Art erfolgen, dass man aus der Anordnung und Aufeinanderfolge der einzelnen Zeichen auf die wahrscheinlichen vorhandenen gegenseitigen Beziehungen derselben Schlüsse zieht, wie dies bei den verwandten Zeichnungen der nordamerikanischen Indianer auch mit Erfolg geschehen ist. Kennt der Verfasser eine dieser Zeichnungen, auf welchen eine ganze Geschichte fast wie auf einem Bilderbogen durch Figuren und gewisse mit denselben verbundene (symbolische) Zeichen dargestellt wird? Was würde er dazu sagen, wenn Jemand so ein Bild zerschneiden und die einzelnen dieser Figuren und Zeichen in beliebiger Reihenfolge auf ein Blatt aufkleben würde, und das Ganze dann als eine wissenschaftliche Leistung angesehen wissen wollte? Hier hat der Naturforscher Martin einen Fehler gemacht, denn was er als Geologe nie thun würde, nämlich aus einer Reihe übereinanderliegender Gesteinsschichten nur die deutlichsten Versteinerungen auszusuchen und dieselben ohne Rücksicht auf die Neben- und Uebereinanderlagerung derselben zu sammeln, beschreiben und abzubilden, das hat er in Bezug auf die indianischen Zeichnungen gethan. Er sehe sich nur den „Fourth Annual Report“ des Washingtoner Bureau of Ethnology an, in welchem Mallery eine ebenso gründliche wie vortreffliche Arbeit über die verwandten Zeichnungen der nordamerikanischen Indianer publicirte, wie man solche Dinge wissenschaftlich behandeln soll.

Hiermit betrachte diese unerquickliche Polemik, die nach meinem Geschmacke besser unterblieben wäre, für abgeschlossen. Herrn Professor Martin sei aber hier gesagt, dass mir trotz seiner Berichtigung die Lectüre seines Buches als blosse Reiselectüre viel Vergnügen bereitet hat; dasselbe ist gut geschrieben und enthält über die Reiseerlebnisse und die Natur des Landes viel des Schönen und Interessanten. Vom ethnographischen Standpunkte aus muss ich aber meine Kritik aufrecht erhalten und würde ich auch heute, nachdem ich das Buch zum zweitenmale genau durchgenommen habe, an dem rein sachlichen Theile desselben kein Wort ändern.

Franz Heger,

Secretär der Anthrop. Ges., Redacteur der „Mittheilungen“ und Leiter der anthropologisch-ethnographischen Abtheilung am k. k. naturhistorischen Hofmuseum.

MITTHEILUNGEN

der

Anthropologischen Gesellschaft in Wien.

(Band XVII. Der neuen Folge VII. Band.)

Nr. 1. **Sitzungsberichte.** **Jänner 1887.**

INHALT: Monatsversammlung am 11. Jänner 1887. 1. Neue Mitglieder; S. 1. — 2. Geschäftliches; S. 1. — 3. Haberlandt, altbabylonische Steincylinder; Discussion, Polak; S. 1. — 4. Hoernes, St. Michael in Krain; S. 2. — 5. Woldřich, Funde aus Böhmen, S. 5. — 6. Spöttl, Aquarellbilder; S. 5. — 7. Geschenke für die Bibliothek; S. 6. — Literaturberichte; S. 6.

Monatsversammlung am 11. Jänner 1887.

Vorsitzender: Secretär J. Szombathy.

1. Als wirkliche Mitglieder werden aufgenommen die Herren

Dr. Augustin Weisbach, k. k. Stabsarzt in Wien,
Dr. Fritz Pichler, Director des Münzen- und Antiken-Cabinets des Joanneums in Graz,
Friedrich Ritter von Wenusch, stud. med. in Wien.

Der Vorsitzende begrüsst besonders Herrn Dr. Weisbach, welcher bisher Director des österreichisch-ungarischen Hospitals in Constantinopel war und nunmehr zur Leitung des Militärleichenhofes nach Wien berufen worden ist. Die anthropologische Gesellschaft dürfe sich glücklich schätzen, in seiner Person den ersten Craniologen Oesterreichs als unmittelbaren Mitarbeiter gewonnen zu haben.

2. Der Vorsitzende legt den Antrag des Ausschusses vor, die Gesellschaft möge ihre Clichés der anthropologisch-ethnographischen Abtheilung des k. k. naturhistorischen Hofmuseums übergeben unter der Bedingung, dass dieselben gut conservirt und der Gesellschaft stets zum Gebrauche sowie auch zum Hinausleihen an andere Interessenten zugänglich erhalten werden.

Dieser Antrag wird ohne Debatte einstimmig angenommen.

3. Vortrag des Herrn Dr. M. Haberlandt:

Ueber altbabylonische Steincylinder.

Der Vortragende entwickelt und präcisirt zunächst den Gesichtspunkt, unter welchem das in erster Linie antiquarische Thema vor eine anthropologische Gesellschaft gebracht werden dürfe, bespricht sodann an der Hand vorgelegter Stücke aus der Collection Dr. Troll, die das k. k. naturhistorische Hofmuseum kürzlich erwarb und welche eine grössere, formenreiche Anzahl von mesopotamischen Alterthümern enthält, die als Siegel dienenden Steincylinder nach Grösse, Material und Arbeit. Sodann legt der Vortragende die verschiedenen Perioden, welche in diesen Steincylindern vertreten sind, dar und erwähnt ihr Vorkommen bei Semiten, Persern in der Achaemeniden-Periode und Aegyptern unter Angabe der charakteristischen Merkmale und Unterschiede nach Form und Emblemen. Die Art des Gebrauchs der Cylinder als Siegel wird nach einem kurzen Ueberblick über die Entwicklung des Siegelwesens auf ethnologischem Gebiet bei Babyloniern und Assyriern geschildert und zum Schlusse die ethnographische Bedeutsamkeit der eingegrabenen Abbildungen neben ihrer geschichtlichen und mythologischen gewürdigt, indem die dargestellten Scenen uns mit einer Menge ethnologischen Materials, in Bewaffnung, Bekleidung, Hausgeräth u. s. w. mit grosser Genauigkeit bekannt machen.

Der Vortrag wird als Abhandlung in den Mittheilungen erscheinen.

Discussion:

Herr Dr. J. E. Polak macht im Anschluss an diesen Vortrag die Bemerkung, man finde auch Elfenbeincylinder und zwar von sehr schöner Arbeit mit Figuren und Keilschrift. Auch in Hamadan (Ekbatana) habe er im Jahre 1854 und 1882 zahlreiche Cylinder gesehen und erworben. Die Cylinder schienen zum doppelten Zweck zu dienen, theils um Ereignisse festzuhalten, theils als Siegel, sie wurden dann über eine weiche erstarrende Masse gerollt. Bei der durchschnittlich geringen Verbreitung der Schreibekunst war es natürlich, dass das Siegel bei Urkunden etc. eine grosse Rolle spielen musste. So war es in ältester Zeit, so ist es noch heutigen Tages. Eine gesiegelte Urkunde ist in jeder Beziehung unwiderruflich. Ich will zwei Belege aus der Bibel bringen: die Uebergabe von Juda's Siegel an Tamar, ferner die Erklärung des Schah Ahasver (Buch Ester), dass er ein gesiegeltes Decret unmöglich widerrufen könne, er gebe jedoch den Rath der Selbsthilfe gegen dasselbe. Als beim Tode des Mehmed Schah, Vater des jetzigen Königs von Persien sein Siegel missbraucht und grosse Geldforderungen damit legalisirt wurden, konnten diese, obwohl gefälscht, doch nicht als ungiltig erklärt werden und man musste andere Drohmittel beim Eincassiren vorschützen.

Durch diese Umstände erklärt sich die grosse Anzahl der Siegelsteine, die man an den verschiedensten Orten beim Graben findet. Diese sind oft von der allerrohesten Arbeit bis zur feinsten; ja man bemerkt unter der Arsaciden- und Sassaniden-Zeit offenbaren griechischen Einfluss, vielmehr griechische Arbeit. Die Zahl der griechischen Graveure zweiten Ranges scheint so gross

gewesen zu sein, dass Viele Arbeit in der Fremde suchten und auch fanden. Als Beweis dafür besitze ich mehrere Steine, selbst eine Hebe mit Pehlevi Legende, offenbar griechische Arbeit. Ja sogar einen Stein mit gravirter Hand in Schwurform mit griechischer Legende, in Hamadan 1882 gefunden. Die Gegenstände der Gravirungen sind verschieden, häufig Profilköpfe mit oder ohne Pehlevi Legende. Zahlreich sind Thiergravirungen, am häufigsten der geflügelte Buckelstier, Löwe, Skorpion, Fisch, kämpfende Widder, Reiter etc., selten Carricaturfiguren, deren ich wenige Stücke besitze. Nicht selten findet sich eine Art Triquetrum mit oder ohne Kranz. Als mit arabischer Herrschaft die Sculptur von Mensch- und Thierbildung aufhörte, begann das Siegel zuerst mit kufischer, später in der jetzt gebräuchlichen Schrift, die meisterhaft gravirt ist. Ich besitze in meiner Sammlung gegen hundert Stück muselmanischer Siegel.

4. Herr **Dr. Moriz Hoernes** erstattet seinen Bericht über

Die diesjährigen Ausgrabungen auf dem „Grad" von St. Michael bei Adelsberg in Krain.

Bei der Betrachtung der Resultate unserer Ausgrabungen üben wir vor Allem eine Function unseres geistigen Auges, welche derjenigen nicht unähnlich ist, die wir in rein sinnlicher Beziehung in unseren ersten Lebensjahren erlernen. Zunächst erscheinen uns alle Zeugen der Vergangenheit, die wir dem Schoss der Erde entreissen, gleichsam auf einer Bildfläche unterschiedlos aneinandergereiht. In diesem Sinne spricht der Volksmund und sprechen auch wir noch hie und da vom „Alterthum", als von einem fernen, verschwommenen Horizont, der über die Gegenstände, die wir mit den Händen greifen können, hinausragt. Unsere Wissenschaft geht vorzugsweise darauf aus, diesen bedeutsamen, aber vielfach räthselhaften Horizont zu vertiefen und zu beleben, indem wir ihn aus einem blos reizenden Gemälde in eine Art plastische Wirklichkeit zu verwandeln suchen. In unserer engeren archäologischen Heimat, der Prähistorie, erstreben wir dieses Ziel derzeit noch häufig durch sehr primitive Mittel, die man in andern, vorgeschritteneren Zweigen der Alterthumskunde nicht mehr anwendet. Ein solches Mittel ist die Nebeneinanderstellung ungleicher aber ähnlicher Dinge, die wir zufällig genauer kennen, die halb willkürliche Vergleichung mittelst des Tastsinns, der hier wegen der geringen Entwicklung unserer Wissenschaft noch eine grosse Rolle spielt.

Die Ausgrabungen auf der Gurina, über welche ich in der vorletzten Monatsversammlung zu berichten hatte und die mir zu einer solchen Vergleichung hier am nächsten liegen, charakterisiren sich durch eine Fülle von Gegenständen aus den verschiedensten Zeiträumen der Vor- und Frühgeschichte unserer heimischen Alpenländer, zahllose Objecte, welche an dem merkwürdigen Fundort zwischen und unter Ruinen aus der römischen Periode ungeschichtet durcheinander liegen. Wie es in der Natur solcher Funde liegt, beleuchten sie zunächst die Schicksale des Ansiedlungsplatzes, die denn doch immer nur von bedingter Wichtigkeit sind, oder, wenn man der Combination einigen Spielraum gestattet, die Vorgeschichte eines etwas weiteren Gebietes, einer Thalstrecke, eines kleinen Landestheils. In einem Culturbild grösseren Umfanges wird das Ergebniss derartiger Untersuchungen dort seine Stelle finden, wohin der Fund seiner Hauptmasse nach gravitirt. Für die Entwicklung der provinzialrömischen Cultur aus den letzten prähistorischen Vorstufen liegen auf der Gurina sehr belehrende Documente, die umsomehr gesammelt zu werden verdienen, als man in jenem interessanten Process bisher mehr die unterscheidenden Merkmale als die Verbindungsglieder aufgesucht hat.

Wesentlich anders stehen die Dinge auf dem Grad von St. Michael, wohin ich mich bald nach dem Schluss der eben erwähnten Arbeiten begab, um die im Jahre 1885 von Herrn Custos Szombathy begonnenen Ausgrabungen nach dessen Directiven fortzusetzen. Die Verschiedenartigkeit dieser beiden Quellen zeigt recht deutlich, aus welchem Stückwerk sich unser prähistorisches Wissen zusammensetzt. Wie die Fragmente eines vor Alters zertrümmerten Kunstwerks sich theilweise wohl aneinander fügen, theilweise nähern, aber nicht ineinander greifen und an völlig zerstörten Stellen weite Lücken klaffen, so geht es auch mit dem Ganzen unserer Wissenschaft, die man deshalb nicht unpassend einen Torso genannt hat. Die Ansiedlung auf der Gurina war ein Industrial- und Bergwerksort, dessen bedeutendster Aufschwung in die letzte vorchristliche Zeit, dessen eigentliche Blüthe aber in die römische Epoche fällt; — in dem Grad von St. Michael sehen wir eine prähistorische Befestigung, deren Hauptrolle mit dem Anbruche der Römerherrschaft ausgespielt war, obwohl an ihrer bestbeschützten Stelle sichere Spuren einer späteren, wahrscheinlich römischen Occupation des Platzes zu Tage treten. Von den Bogen- und Brillenfibeln der „altitalisch-hallstättischen" Epoche bis zu den dicken Fragmenten des spitzfüssigen römischen Dolia beschreibt die antike Hinterland-Cultur unserer Alpenprovinzen ganz denselben Kreis an dem kärntnischen wie an dem krainischen Fundorte. Es ist derselbe Faden, der uns leitet, nur dass die Knotenpunkte der Entwicklung hier und dort sich an verschiedenen Stellen schürzen. Das ist die innere Verschiedenheit der beiden Quellen; die äussere liegt in der Art des Aufschlusses: dass wir es auf der Gurina mit den absichtslos zerstreuten Resten einer untergegangenen Ansiedlung, auf dem Grad von St. Michael dagegen mit Gräberfunden zu thun haben. Schliesslich wäre über die jüngsten Schicksale der beiden Fundorte zu erinnern, dass die Gurina gleich nach der ersten Lieferung ihrer Schätze in A. B. Meyer's Buch eine umfassende, vielleicht allzu abgerundet angelegte Bearbeitung fand, während über die Wallburg von St. Michael ausser der Planskizze und einigen Fundangaben in Deschmann's und Hochstetter's erstem Bericht über prähistorische Ansiedlungen und Begräbnissplätze in Krain fast nichts in die Oeffentlichkeit gedrungen ist. Dieser letztere

Umstand gestattet mir vielleicht, mich über die Verhältnisse, welche uns hier entgegentreten, eingehender zu äussern, als es bei meinem Bericht über die unmittelbar vorhergegangenen Arbeiten nothwendig war.

Der „Grad" von St. Michael gehört in die Reihe jener innerkrainischen Wallburgen, welche durch stete Bedrohung Tergeste's und Aquileja's, zuletzt während Cäsar's gallischer Kriege und unmittelbar nach dem Tode des Gefürchteten, sich in der Geschichte des römischen Reiches um den Beginn unserer Zeitrechnung einen Namen gemacht haben. (Appian, Illyr. 18.) Durch Strabo kennen wir auch die ethnographischen Verhältnisse des Birnbaumer Waldes, an dessen Nordostabhange unser Fundort liegt. Es sassen dort illyrische Japoden (ἤδη ἐπίμικτον Ἰλλυριοῖς καὶ Κελτοῖς ἔθνος. IV. 6.), unmittelbar hinter ihnen keltische Taurisker. Diese Völker traten bekanntlich nach blutigen Kämpfen am Anfange der Kaiserzeit in ein Abhängigkeitsverhältniss zu Rom; ihre Burgen wurden gebrochen oder von den Römern occupirt. Unter den wahrscheinlich stark outrirten Abbildungen dieser Raubnester, welche nach herkömmlicher Weise den Triumphzügen der Söhne des Augustus in Rom vorangetragen wurden [1]), befand sich vielleicht auch ein Gemälde der aus künstlichen Erdwällen und natürlichen Felsmauern weitläufig und complicirt zusammengesetzten Befestigung von St. Michael. Diese erstreckt sich im Norden und Nordwesten des genannten Dörfchens über ein schwach erhöhtes, mit verschiedener Steile ringsum abfallendes Terrain, dessen innere, jetzt mit Aussaat bedeckte Senkungen einst die Hütten und Hürden der Ansiedler trugen, während nach aussen hin eine Anzahl niederer Hügel, Kuppen und künstlich erhöhter Böschungen als Aussichtswarten, Bastionen und Brustwehren dienten. Die zufälligen Funde, von welchen Hochstetter berichtet, und die systematischen Ausgrabungen, welche in den Jahren 1885 und 1886 stattfanden, haben dieses Terrain an verschiedenen Punkten aufgehellt; wahrhaft ergiebig zeigten sich jedoch nur zwei grössere Stellen im Nordosten der Ansiedlung, die eine — das Brandgräberfeld „za Polschno" — stark nordöstlich, die andere — das Brand- und Skelettgräberfeld „pod Kazulem" — unmittelbar östlich unter dem Kazul, einer steilen Kuppe, die eine Art Eckpunkt der Festung bildet, indem hier die Wälle und Böschungen von Süd und West zusammenlaufen. Es erscheint ganz zweckmässig, dass hier, zwar ausserhalb der Burg, aber unter einem ihrer stärksten Punkte, den etwaige Angreifer wohl nicht aufsuchten, die Gräber lagen. Innerhalb der Festungswälle haben sich bisher nur an zwei Stellen einzelne Gräber gefunden, und zwar ein sehr ärmliches Brandgrab auf dem Mačkovc, dem nordwestlichen Angelpunkte der Burg, welcher etwas niedriger, aber breiter und durch Felsmauern geschützter ist als der Kazul; dann ein Skelettgrab hinter einem Walle, ungefähr in der Mitte zwischen den beiden genannten Eckpunkten. Ich nenne hier noch kurz die spärlichen Funde, welche jüngst durch Versuche an anderen Stellen gewonnen wurden, um dann zu der Ausbeute auf den obgedachten Gräberfeldern überzugehen. Es sind dies: Fragmente einer Certosafibel, eines breiten Fingerringes und einer Spirale aus Bronze, in einigen Brandgräbern auf einer flachen, mit Aeckern und Gestrüpp bedeckten Kuppe, welche nordöstlich jenseits der Einsenkung „za Polschno", dem Kazul gegenüberliegt; Thonscherben und ein zweites Fragment jener Fibelform im Norden des „Grad", unfern der Stelle, wo nach Hochstetter's Bericht eiserne Lanzenspitzen gefunden wurden; zahlreiche Bruchstücke römischer Dolia und andere gröbere Thonscherben auf dem Mačkovc; Fragmente von ungedrehtem Thongeschirr, unweit des vorerwähnten Skelettgrabes; desgleichen an den äusseren Abhängen des Kazul an sehr verschiedenen Stellen. Ferner wurden in der Einsenkung unterhalb des Gräberfeldes „za Polschno" an einer Stelle, wo von Raubgräbern im verflossenen Winter ein Bronzehelm, ein Beil und andere Objecte gefunden sein sollen, mehrere Brandgräber geöffnet, die jedoch keine Spur von Beigaben enthielten. Ein halbes Steinbeil, welches nachträglich eingesendet wurde, stammt aus einem Grabe am Nordabhang des Mačkovc und ist vorläufig der einzige Vertreter einer älteren Culturstufe.

Auch auf dem Flachgräberfelde „za Polschno", welches im Herbste 1885 eine so stattliche Ausbeute an eisernen Waffen (Schwerter, Lanzenspitzen, Streitäxte, Haumesser u. dgl.), Bronzen (grosse Fibeln, Arm- und Halsringe, Kettchen und Fingerringe etc.) und Glasschmuck geliefert, besteht die Mehrzahl der Gräber aus breiten Gruben, die blos mit den Resten des Leichenbrands gefüllt sind, und unter diesen spärliche oder gar keine Ueberreste von Beigaben enthalten. Zudem ist dieser Fundplatz von Raubgräbern im verflossenen Winter auf eine geradezu barbarische Weise ausgeplündert worden, wogegen sich der Schutz der Behörde, welche der Eigenthümer des Feldes wiederholt anrief, machtlos erwies. Von dieser systematischen Verwüstung, welche durch eine Sondirung mit Eisenstangen eingeleitet und durch Ausschürfung von engen, in die Mitte der Gräber führenden Schlupflöchern durchgeführt wurde, konnte ich mich leider auf Schritt und Tritt überzeugen. Fast in jedem ausgeraubten Grabe fanden sich noch einzelne Bronzen: Fragmente auffallend grosser und kleinerer Certosafibeln, breiter cylindrischer Fingerringe aus Bronze, Spiralen von Armreifen und Armbrustfibeln, Stückchen verzierter Bronze-Armreife und Kettchen, Glasperlen, theils geschmolzen, theils rund (blau, lichtblaugrün, gelb mit andersgefärbten Buckeln, Augen oder Zickzackstreifen). Uebrigens umfasst diese Reihe auch den Formenschatz der wenigen intacten Gräber; es wurden eben nur die guterhaltenen Stücke fortgeschafft und das Uebrige zurückgelassen. Eiserne Waffen ohne sonstige Beigaben fanden sich in einem zerstörten und einem intacten Grabe, in letzterem eine lange und eine kürzere Lanzenspitze, ein geflammtes, 51 cm langes Haumesser mit Resten der Scheide und eine Streitaxt. Paläoethnologisch gesprochen, gehören diese Funde zwei jüngeren Zeiträumen, dem Ende der Hallstätter Epoche und der vorgeschrittenen La-Tène-Periode, an.

[1]) Norica . . castella in tumulis et Japydis arva Timavi. Verg. Georg. III, 475.

Ihr friedliches Nebeneinander ist, wenn man die Frage aus einem allgemeinen Gesichtspunkte betrachtet, kein grosses Räthsel. Für Innerkrain können die illyrischen Japoden als Träger der archaischen Hallstatt-Cultur, die Taurisker als Verbreiter der jüngeren La-Tène-Formen angesehen werden. Wir werden daher nicht zu sehr irren, wenn wir diese Nekropole in das vierte Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung verlegen. Soweit müssen wir nämlich von der für Bologna giltigen Datirung der Certosafibel, welche dort mit rothfigurigen Vasen strengen Stils zusammen vorkommt und somit noch dem fünften Jahrhundert angehört, herabrücken, einerseits mit Rücksicht auf das Local, andererseits um den Anschluss an die entwickelte keltische Eisenindustrie zu gewinnen. Ueber die ethnologische Zugehörigkeit der Nekropole kann, da noch Strabo hier die Japoden erwähnt und die Mehrzahl der Gräber eine Culturstufe zeigt, die wir als unkeltisch, beziehungsweise vorkeltisch bezeichnen dürfen, kein Zweifel sein: es sind Gräber eines illyrischen Stammes, dessen Führer und Krieger sich im Besitze keltischer Eisenwaffen befanden.

Der geschilderte traurige Zustand nöthigte mich schon nach wenigen Tagen, dieses interessante Gräberfeld zu verlassen und auf dem höhergelegenen Grundstück „pod Kazulem“ die 1885 in geringem Umfang begonnenen Arbeiten fortzusetzen. Hier finden sich nicht blos Brandgruben mit ungleichem Gehalt an Beigaben, sondern auch Urnen- und Skelettgräber, erstere ebenfalls von ungleicher, letztere mit auffallend ärmlicher oder ohne jede Ausstattung. Gegenüber der unfernen Nekropole za Polschno ist dieses Leichenfeld entschieden weit alterthümlicher und insoferne auch einheitlicher, als alle Funde sich in den Rahmen der Anfangsperiode des Hallstätter Zeitraumes einfügen. Von den aufgedeckten Gräbern ist ca. $^1/_5$ Urnengräber, $^1/_{10}$ Skelettgräber, der Rest Brandgruben. Unter einer oder mehreren dünnen Steinplatten steht bei den ersteren eine grosse bauchige, gelbe oder rothe Urne aus schwach gebranntem Thon (diesem fand ich einmal Eisensplitter, wohl nur zufällig beigemengt), zugedeckt mit einer meist schwarzen, dicken Schale. Der Rand der Urnen ist eingekehlt und horizontal ausladend, der der Schalen rund nach innen umgeschlagen. Sämmtliches Thongeschirr ist unverziert; statt der Henkel finden sich an den Urnen verticale oder bogenförmige Wülstchen aufgeklebt, die sich manchmal henkelartig von der Gefässwand abheben. Asche, Knochensplitter und Beigaben bilden im Bauche der Urnen eine compacte Masse; alle vorgefundenen Artefacte waren dem Leichenbrande ausgesetzt. Urnen und Brandgruben liegen ca. 1 m tief, die Skelette etwas tiefer bis zu $1^1/_2$ m. Statt den Charakter der Gräber und die Abweichungen von der regelmässigen Ausstattung derselben weiter zu erörtern, wollen wir folgende Inhaltsangaben machen. (Die Gräber 1—12 liegen auf „za Polschno“.)

Grab 13 (Urnengrab): 1 grosse und 1 kleine Brillenfibel in Fragmenten; 1 Bronzenadel; 1 eiserner Armreif, ebenso; Bronzeblechfragmente, verziert.

Grab 14 (Brandgrube): 1 grosse Brillenfibel in Fragmenten; 1 eiserner Armreif, ebenso; 1 lichtblaues Glasperlchen.

Grab 15 (Brandgrube): Grosse Bronzefibel ad arco semplice mit breitem (sichelförmigem) Bogen und Anhängseln, wovon eine lange Kette und einige Hängebleche erhalten; 2 Brillenfibeln; 1 kleine Armbrustfibel; 1 Bronzenadel (Alles in Fragmenten); einige Glasperlen.

Grab 16 (Brandgrube): 2 eiserne Bogenfibeln; 4 eiserne Armringe; andere Eisenfragmente; 1 glockenförmiges Anhängsel aus Bronze.

Gräber 17 u. 18 (Brandgruben): 1 Bogen-, 1 Brillen-, 1 Armbrustfibel, die erste aus Eisen; Bronzeblechstücke; Bronzearmreif.

Grab 19 (Urnengrab): 2 bronzene Brillen-, 2 eiserne Bogenfibeln, Fragmente einer bronzenen Armbrustfibel, eines aus doppeltem Bronzeblech hergestellten Armbandes, eines massiven Bronzearmreifens, anderer Bronzeschmucksachen; 2 grosse Glasperlen; 1 geschnitzter und durchbohrter Knochen.

Grab 20 (Skelettgrab): ohne Beigaben.

Grab 21 (Skelettgrab): ohne Beigaben.

Grab 22 (Brandgrube): Dreieckiges Blechanhängsel an dünnem Bronzekettchen; 2 eiserne Armreifen.

Grab 23 (Brandgrube): 12 Bronzeschüppchen mit Öhr; 3 geschnitzte Knochenfragmente mit Kreisornament und verticalen Durchbohrungen.

Grab 24 (Urnengrab): ohne Beigaben (etwas Pech in der Urne).

Grab 25 (Urnengrab): ohne Beigaben.

Grab 26 (Brandgrube): 2 bronzene Armringe.

Grab 27 (Urnengrab; ausser der grossen, gefüllten noch eine kleine, dickwandige, leere Urne): Eiserne Bogenfibel; 2 Bronzearmringe; starke Kettenfragmente aus Bronze; 1 dünnes Bronzeringlein.

Grab 29 (Urnengrab): Eiserne Bogenfibel; 2 Bronzearmringe; glockenförmiges Bronzeanhängsel; Fragmente eines Knotenarmreifens aus Bronze; Bronzedraht und Bleche.

Grab 30 (ohne Thongefäss): Brillenfibel; eiserne Bogenfibel; Eisennadel mit gerolltem Öhr; schuppenförmiges Bronzeknöpfchen; Bronzespiralscheibe.

Grab 31—31 (Urnengräber): ohne Beigaben.

Grab 32 (Skelettgrab): Fragment eines eisernen Halsringes mit gerolltem Ende.

Ungefähr 20 fernere Gräber, die auf demselben Felde noch geöffnet wurden, enthielten nur einzelne Objecte und Fragmente, die nach dem Vorhergesagten nichts Neues bieten. [1]) Die Skelette lagen genau in den Zwischenräumen der Urnengräber oder Brandgruben, auf dem Rücken, Kopf im Osten, Füsse im Westen; jedes mit mehreren (6—8) unregelmässigen Steinplatten zugedeckt. Eines davon war über 2 m lang, das zweite von einem Kinde, das dritte mittelgross. Nachträglich wurden von den Arbeitern noch 4 Urnengräber, 1 Skelett-

[1]) Höchstens dürfte erwähnt werden, dass hier einmal die sonst regelmässig aus Eisen erzeugte Bogenfibel in einem schönen Exemplar aus Bronzedraht vorkam.

grab und einige Brandgruben geöffnet. Die ersteren enthielten:

I. 1 grosse und 1 kleinere Brillenfibel; 1 Bronzescheibchen.

II. 1 Brillenfibel; 2 eiserne Bogenfibeln; einen breiten, eisernen (Arm)reif.

III. 2 bronzene Armringe; 1 eiserne Bogenfibel; 2 eiserne (Ohr-)Ringe; blaue Glasperle..

IV. Schleifstein aus gelbem Sandstein.

Bei dem Skelett fand sich nur ein offener, eiserner Armreif; das Inventar der Brandgruben bot ebenfalls nichts Neues. Auf dem Felde pod Kazulem sind früher einzelne Funde gemacht worden, so neun barbarische Silbermünzen mit der bekannten Prägung (*A.* Pferd, *R.* Kopf des Philippos mit dem Lorbeerkranz). Einige derselben kamen in den Besitz des Regierungsrathes Globočnik zu Adelsberg (derzeit in Laibach).

Die Zeit des Gräberfeldes pod Kazulem lässt sich nur annähernd bestimmen durch die beiden Fibelformen, welche hier, fast ausschliesslich herrschend, Hand in Hand einhergehen. Die eiserne Bogen- und die bronzene Brillenfibel sind zwei so verschiedene Dinge, dass wir uns ihren Parallelismus nur durch eine verschiedene Bestimmung dieser Gewandschaften erklären können. Beide kommen sowohl einzeln, als auch paarweise, sowie in dem Verhältniss 2 : 1, neben einander in den Gräbern vor. Einzelne Gräber enthalten nur die eine der beiden Formen. Wo die Brillenfibel paarweise auftritt, ist meist das eine Exemplar beträchtlich grösser als das andere, was bei den Bogenfibeln nicht der Fall ist. Daraus kann geschlossen werden, dass die ersteren vertical übereinander, etwa an dem Brustschlitz des Gewandes, die letzteren horizontal (in gleicher Körperhöhe) etwa an den Schultern angebracht waren.

Die Brillenfibel (nach Tischler „Hallstätter Fibel", nach Helbig die Homerische ἕλιξ εὐγναμπτος) welche in Griechenland massenhaft vorkommt und recht eigentlich auf der Balkanhalbinsel zu Hause ist, gehört nach der Annahme Helbig's zum Homerischen Culturapparat und steht, in ihrer Heimat wenigstens, der Zeit nach unfern dem Anfange des ersten vorchristlichen Jahrtausends. Nördlich der Alpen wird sie in viel spätere Zeit heraufreichen, in Hallstatt, wo sie die weitaus überwiegende Fibelform ist, wahrscheinlich bis zum Beginne des fünften Jahrhunderts vor unserer Zeitrechnung. Ein sicherer Beleg für das Fortschreiten der archaischen Cultur von SO. nach NW. ist die Verbreitung dieser Fibel auf dem Wege zwischen Griechenland und Mitteleuropa, ihr Vorkommen in Bosnien, Croatien, Krain, Steiermark und einem Theile Ungarns bis zum Plattensee, während sie in Norditalien äusserst selten ist. — Die halbkreisförmige Bogenfibel kommt in St. Michael sowohl in ihrer einfachsten Form, als auch „zweischleifig", d. h. mit einer der federnden Kopfspirale symmetrisch entsprechenden Spiralwindung oberhalb des Nadelhalters vor. Die letztere Form ist nach Tischler eine nordische Abart der ersteren, welche in Italien ausschliesslich gefunden wird. Auf der Appennin- und Balkanhalbinsel reicht die Fibel ad arco semplice gleichfalls bis an den Beginn des ersten Jahrtausends vor unserer Zeitrechnung zurück; nach Dümmler's Untersuchungen findet sie sich schon in vorgriechischen Culturschichten auf den Kykladen. In St. Michael ist sie natürlich viel jünger und kann bis zur Mitte des Jahrtausends heraufgerückt werden. Demnach wäre wenigstens die Möglichkeit in Betracht zu ziehen, dass die beiden Gräberfelder „za Polschno" und „pod Kazulem" nur durch ein Jahrhundert von einander getrennt sind. Innerhalb dieses Jahrhunderts müsste man einen entschiedenen Wechsel der Culturverhältnisse, etwa veranlasst durch eine zeitweilige Verödung des Platzes, aber keine völlige Verschiebung der Bewohner annehmen. In die Zwischenzeit fällt eben der Anbruch einer grossen, neuen Aera, die sich durch kriegerische Umwälzungen vorbereitete, aber die ethnographische Basis im Wesentlichen unverändert liess. Wenn die Japoden als ein keltisch-illyrisches Mischvolk bezeichnet werden, so lässt sich dies vielleicht auf die auch literarisch überlieferte Thatsache zurückführen, dass sie im Verlaufe jener vorgeschichtlichen Umwälzungen die keltische Rüstung und Bewaffnung annahmen, in welcher sie dann (zuerst 129 vor Chr.) den Römern entgegentraten.

5. Vortrag des Herrn Professors Dr. **J. N. Woldřich** über

Funde aus der Stein- und aus der Metallzeit Böhmens.

Eine Abhandlung über diesen Gegenstand ist bereits im Druck und wird im nächsterscheinenden Hefte der „Mittheilungen" veröffentlicht werden.

6. Herr **J. Spöttl** hat drei von ihm gemalte

Aquarellbilder

ausgestellt, welche die Opferstelle bei Geiselberg, den Hausberg bei Nappersdorf und die Zwillingstumuli bei Gross-Mugel in Niederösterreich darstellen und als Lehrmittel für eine ihm befreundete Schule bestimmt sind.

Er weist auf die grosse Wichtigkeit hin, welche die Abbildungen interessanter Oertlichkeiten als Lehrmittel für den geographischen und geschichtlichen Unterricht und speciell für die Vaterlandskunde haben. Während aber vorzügliche Abbildungen von typischen Landschaften ferner Zonen und Welttheile, sowie der alten Bauwerke Griechenlands, Aegyptens u. s. w. in unseren Lehrsälen längst Platz gefunden haben, fehlen Abbildungen aus dem Gebiete unseres eigenen Landes fast gänzlich. Und doch wäre es nöthig, vor Allem den Schülern ein richtiges Bild von Land und Leuten der eigenen Heimat zu bieten. Diese Bilder sind erst zu schaffen. Er weist auf die alten Burgen unseres Landes hin, von denen oft das Geschick des Landes ausging. Ihre malerischen Bilder können auch wie andere, den Sinn für das Schöne in der Natur bei unserer Jugend fördern. Weiter zurückgehend, führt Redner die alten

Baudenkmale der Römer an, das herrliche Salona, Ragusa, das Amphitheater zu Pola, unseren Heidenbogen bei Petronell u. a. Aus noch fernerer Vergangenheit sind dann die prähistorischen Bauwerke anzuführen, welche über das ganze Land zerstreut und speciell in Niederösterreich häufig sind. Aber unserer Schuljugend sind sie unbekannt, wenn auch viele fast vor den Thoren der Stadt liegen.

Es seien also unsere Lehrmittelsammlungen durch einige solche Bilder zu vervollständigen, die aber genau nach der Natur gefertigt sein müssten, nicht etwa durch Idealbilder.

Unsere Jugend möge sehen, dass unsere Urahnen im Quadenlande schon weit in der Cultur vorgeschritten waren, dass sie Stammsitze hatten, die sie zu vertheidigen wussten, auch einen Cultus, und dass sie ihren besten Todten auch ein erhabenes Mal setzten.

Ein Muster für solche Lehrbilder sollen eben die hier ausgestellten sein; der Vortragende wünscht, dass in Bälde eine künstlerische Kraft ersten Ranges sich herbei lassen möge, uns solche Bilder zu schaffen. Diese können wohl auch ein Vermächtniss für kommende Generationen werden, denn unsere vorgeschrittene Cultur wird bald jede Hube Bodens urbar machen und auch diese Erdbaue mit eisernem Spaten verwischen.

7. Als Geschenke für die Bibliothek sind eingelangt:

Rosset C. W.: On the Maldive-Islands more especially treating of Málé Atol. Rep. from the Journal of the Anthropological Institute. London 1886. p. 164—174. 8°. (ded. Aut.)

Cartailhac Emile: Les ages préhistoriques de l'Espagne et du Portugal. Préface par A. de Quatrefages. 22 p. gr. 8°. (ded. Aut.)

Netto Ladislau: Lettre a Monsieur E. Renan a propos de l'inscription phénicienne apocryphe soumise en 1872 a l'Institut historique, géographique et ethnographique du Brésil. Rio de Janeiro 1885. 36 p. 8°. (ded. Aut.)

Abbéville: Bulletin des procès-verbaux de la Société d'Émulation d'Abbeville avec une table analytique des seances. Année 1885. Abbeville 1886. 8°.

Die Versammlung votirt den p. t. Herren Einsendern den verbindlichsten Dank.

Literaturberichte.

Edward S. Morse. Japanese homes and their surroundings. With illustrations by the autor. Boston 1886. 372 pp.

In prachtvoller Ausstattung liegt in diesem neuen Werke Prof. Morse's eine ausgezeichnete und höchst inhaltreiche Monographie über eines der wichtigsten Capitel der japanischen Volkskunde, das japanische Haus mit seinem Interieur und seiner gewöhnlichen Umgebung, dem Publicum vor. Seitdem die durch Perry's Expedition im Jahre 1854 angebahnte und durch die Restauration der Mikadoherrschaft im Jahre 1868 erweiterte und auf's eifrigste geförderte Erschliessung Japans für die europäische Cultur unserer so lange künstlich gehemmten und zurückgehaltenen Kenntniss des hochinteressanten Landes Nippon freie Bahn gab, hat man sich, besonders unter Engländern und Franzosen, mit den Leistungen der japanischen Culturarbeit, insbesondere ihrer hochentwickelten Industrie und ihrem so originellen Kunstgewerbe eindringlich beschäftigt, während das Interesse für den Japanesen selbst, sein Heim, seine Geräthe und Gebrauchsgegenstände dagegen völlig zurücktrat. Es war, mit Rücksicht auf die reciproken Folgen, welche die Erschliessung Japans für die einheimische Cultur und Lebensweise haben wird und zum Theile schon geäussert hat, daher ein glücklicher Gedanke, den Japanen einmal nicht als Arbeiter für die Luxusbedürfnisse der Welt, sondern als Bewohner seines Landes, seiner Städte und Dörfer, als den Erbauer und Verfertiger seines eigenen Hauses und seiner Wohngeräthe, wie er sich Thüre, Fenster, Dach und Keller, Herd und Ofen, Tisch und Bett u. s. w. zurechtgemacht, darzustellen und so der Völkerkunde eines der für sie wichtigsten Capitel aus der japanischen Culturgeschichte in einem höchst instructiven Gesammtbild voll des gewissenhaftesten und reichsten Details, ehe hier die ursprüngliche Originalität verkommt und zerfällt, zu erhalten. Ein vieljähriger Aufenthalt im Lande selbst, wo der Verfasser seinem Gegenstand mit dem zeichnenden Bleistift in der Hand überall, wo er nur konnte, im Stadthaus und der primitivsten Dorfhütte, vom Dachboden bis zum untersten Kellerraum nachgeforscht hat; daneben die verständnissvollen ergänzenden Bemerkungen japanischer Kräfte selbst, die sich der eifrige Verfasser vielfach nutz- und dienstbar zu machen gesucht hat, haben das Material zu vorliegendem Werke ergeben; geordnet und verarbeitet, wie es in den neun Capiteln: Das Haus, Häusertypen, Interieurs, Entrées, Gärten, Vermischtes, das alte Haus, das Haus der Nachbarn (Ainos, Bonin-Insulaner, Koreaner, Chinesen) vorliegt, zeigt es die gewissenhafte Akribie seines Verfassers und den originellen Griff, den er hiebei gethan. Es ist keine blosse, das geringste Detail mit Aufmerksamkeit berücksichtigende Beschreibung, die wir dabei erhalten, sondern der Verfasser hat bei jeder Seite seines Gegenstandes nachgedacht und stellt ihn daher durchwegs im richtig erfassten Zusammenhange mit dem Leben und den Bedingungen desselben, wie dergleichen Klima, Baumaterial, sociale Verhältnisse, moralische und ästhetische Eigenheiten des japanischen Volkes sind, dar.

Wie beispielsweise auf den vulkanreichen Inseln der Philippinen die Bauweise der Häuser ersichtlich von der erschreckenden Häufigkeit der häusererschütternden Erdbeben bestimmt ist (und dergleichen Zusammenhänge gehen bekanntlich durch die ganze Welt), so auch ist es mit den Eigenthümlichkeiten des japanischen Hauses; sie beruhen zum grossen Theil auf der Unsicherheit seines Bodens, der von Erdbeben und stürmenden Taifunen so häufig heimgesucht wird. Daher die grosse Einfachheit und Niedrigkeit des Baues, daher die Wahl des Holzes als Baumaterial und die ungemeine Einfachheit des Grundrisses, die den Bau fast nur als eine einzige Kammer oder Cella erscheinen lässt, in welchem die

Eintheilung und Ausnützung des Raumes durch leichte, bewegliche Wände, Schiebwände, Verschläge, oft auch nur durch Tapetenvorhänge, Schirme u. s. w. ohne Gefahr und Mühe beliebig erfolgt. Daraus lässt sich schon die von Morse geschilderte einförmige Erscheinung des japanischen Stadt- und Dorfbildes mit seinen simplen, auf das Schutzbedürfniss (Schutz vor den Elementen weniger, als vor der Oeffentlichkeit) berechneten Baulichkeiten absehen, die, was sie überdies an decorativem Schmuck besitzen, auf der Gartenseite zum Genusse des Eigenthümers und nicht des zufällig Vorbeikommenden an der Gassenfront, wie bei uns, aufweisen. Uebrigens nimmt die bauliche Schilderung des Hauses in Morse's Darstellung doch 45 Seiten ein — Beweis genug, wie viel Bezeichnendes und Eigenthümliches der genaue Beobachter daran gefunden hat. Als Häusertypen werden uns aus verschiedenen Gegenden Japans Stadt- und Dorfhäuser in Menge durch Wort und Bild vorgeführt, und wenn uns durchwegs die unbehilfliche plumpe Bauweise, die schweren lastenden Dächer nicht gerade angenehm auffallen, so erfreut uns doch oft ein rationelles Detail, eine findige und zweckmässige Vorrichtung daran und zumeist ein irgendwie mit dem Haus in Verbindung stehender Blumenschmuck, der als Vorgärtchen, als Blumenbrett, als Dachverzierung u. s. w. sich angenehm bemerkbar macht.

Wir müssen es uns an dieser Stelle versagen, auch nur andeutungsweise den weiteren Inhalt unseres Werkes, das keinen Winkel und kein Geräth, insofern es etwa zur Ausstattung einer jungen Japanesin gehören würde, übersehen hat, wiederzugeben. Wir müssen es bei der eindringlichsten Aufforderung an den Leser, das so überaus inhaltsreiche und anziehend geschriebene Werk selbst recht fleissig zur Hand zu nehmen, bewenden lassen. Die Ethnologie muss solche Bücher wie das angezeigte wahrlich zu ihren geschicktesten und geschätztesten Agenten zählen; denn wem nicht aus einem Buche, wie diesem, die ganze ungeheure Bedeutung und der unerschöpfliche Genuss, der in ihrem Betriebe liegt, mit folgenreicher Nachhaltigkeit klar bewusst wird, der ist überhaupt einer ernsthaften Lectüre nicht fähig und bleibe bei seinen schlechten Romanen und allenfalls seinen seichten Tagesfeuilletons.

Dr. M. Haberlandt.

Hoffmann, W. J., M. D. Ethnologist—Bureau of Ethnology, Curator—Anthropol. Society, Washington: **Natives of Alaska.** Acht Chromolithographien von A. Hoen & Co. Baltimore.

Zum Lehr- und Schulgebrauche geeignet und weniger als Bereicherung unseres ethnographischen Wissens, wie als Illustration desselben auf einem bisher noch wenig anschauungsweise bekannten Gebiete gedacht, stellen diese acht nett und deutlich ausgeführten Farbendruckbilder verschiedene Stämme der ethnographisch so interessanten Halbinsel Alaska einerseits in ihrer persönlichen Erscheinung, andererseits nach ihren verschiedenen Gebrauchsgeräthen, Waffen, Booten, Rudern etc. dar. Der verschiedene landschaftliche Hintergrund, der die wesentlichen Typen der Gegend charakterisirt, ist mit gutem Verständniss so weit dargestellt, dass die Zusammenhänge zwischen der Ausrüstung und Erscheinung des Menschen und der ihn umgebenden Natur dem Blick offen daliegen; ausserdem ist die Gelegenheit benützt, um wenigstens andeutungsweise über die Häuseranlage und andere grössere Einrichtungen von Menschenhand, wie Begräbnissplätze, Vorrathshütten u. dgl. m. eine Vorstellung zu gewähren.

Zur Belebung des geographischen Unterrichtes in Schulen und zu ähnlichen Zwecken dürfte die Bilderreihe, mit deren Herausgabe der wohlbekannte und verdienstvolle Autor sich alle Mühe genommen, recht dienlich sein. Möge sein Beispiel an recht vielen Punkten Nachfolge finden. Unsere Literatur berücksichtigt das Bild, die Anschauung noch immer viel zu wenig neben dem Begriff, der Beschreibung. Jedes Wissen gewinnt ja erst seinen Grund und Boden, wenn ihm die lebendige Anschauung beigegeben ist.

Dr. M. Haberlandt.

Edward S. Morse, Ancient and modern method of arrow-release. From Essex Institute Bulletin. Oct.-Dec. 1885. Vol. XVII. Salem 1886. 56 pp.

Bogen und Pfeil, diese so allgemein verbreitete Waffe des Menschen in alter und auf dem Gebiete der Uncultur noch heutiger Zeit, sind nach ihren Formen und ihrem Material, ihrer Construction und ihrer Ornamentik immer ein bevorzugter Studiumsgegenstand des Ethnologen, wie ein begünstigtes Object seines Sammeleifers gewesen. Aber über seine Handhabung, über die Art und Weise des Schiessens mit demselben in einer selbstständigen Monographie umfassende Untersuchungen anzustellen, durch fortwährendes Vergleichen den Gegenstand allseitig zu erörtern und so für weitergehende Schlüsse über Cultur- und Verwandtschaftsverhältnisse der bogenführenden Stämme ein ganz eigenartiges Material zusammenzubringen, ist ein origineller und glücklicher Griff des Verfassers im vorliegenden Werkchen, das, so inhaltreich und umfassend angelegt es schon ist, doch vom Autor bescheiden nur als Vorarbeit, und um Anregung zu geben, veröffentlicht worden ist.

Angeregt von der auffälligen Beobachtung des totalen Unterschiedes in der Gebrauchsweise des Bogens seitens der Europäer und der Japaner, die der Verfasser bei seinen Schiessunterhaltungen mit einem japanischen Freunde machte, trat er dem Gegenstande mit grösstem Fleisse über ein immer weiteres Gebiet näher und gelangte bei seinen Untersuchungen, die er durch instructive Skizzen in grosser Zahl illustrirt, zu einer sehr interessanten Eintheilung der bogenführenden Völker und Stämme nach der Handhabung des Bogens und Pfeils. Wir lernen 6 Hauptarten des Pfeilschiessens unterscheiden, unter welche der Verfasser die Eigenthümlichkeiten sämmtlicher bogenführenden Stämme bringt, und es ist überraschend, zu sehen, wie sich dem geschulten Blick des Verfassers auch die dürftigen Nachrichten, die unvollkommenen Zeichnungen und Sculpturen der Vergangenheit, Aegyptens, Indiens, Assyriens etc. zu reichen Quellen für seinen Gegenstand verwandeln. Mit Recht macht der Verfasser alle Reisenden und Beobachter darauf aufmerksam, dass es nicht genug sei, wie bisher meist geschehen, einfach das Vorhandensein von Bogen und Pfeil bei einem Stamm zu vermerken und allenfalls ein oder das andere Exemplar aufzusammeln, sondern es als seine Aufgabe zu betrachten, über alle Details

der Bogenführung, von denen der Verfasser zur Darnachachtung ein erschöpfendes Schema entwirft, sich zu informiren und damit erst wirklich lebendiges Material zu liefern. Ueberhaupt stellt sich der Verfasser in seiner Schrift so, dass er von allen Seiten, woher immer, denen seine Beobachtungen zukommen und zur Controle vorliegen mögen, Berichtigungen, Zusätze, Erweiterungen im Interesse der Sache erbittet, um so ein noch grösseres und sichereres Material zusammenzubringen, als es der Erfahrung und dem Fleisse des Einzelnen möglich ist. Ganz abgesehen aber von dem Interesse, das Morse's Thema in seiner Eigenthümlichkeit hat, ist es als Thema an sich, durch die Art der ethnologischen Forschung, die sich hier kundgibt, höchst bemerkenswerth. Die Ethnologie muss zunächst als Morphologie auftreten, ehe wir in ihr eine Physiologie des menschlichen Wesens als eines geistigen haben können, sie muss in umfassenden Reihen alle Aeusserungen und Thätigkeiten des menschlichen Wesens in ihren Details gleichsam als ethnologische Species und Subspecies durcharbeiten und das wesentlich Zusammengehörige überall aus allen Zeiten und Orten zusammentragen, um es zu überblicken und als morphologisches Gebilde zu verstehen. Die kleine Arbeit Morse's deutet so ausser ihrem Inhalt auch durch ihre ganze Art auf einen grossen, einsichtsvollen Blick, wie er manchenorts sehr zu wünschen wäre.

Dr. M. Haberlandt.

Parkinson, R., Im Bismarck-Archipel. Erlebnisse und Beobachtungen auf der Insel Neu-Pommern (Neu-Britannien). Mit Abbildungen in Holzschnitt und einer Karte. Leipzig, 1887. 8. 154 S.

Ein anspruchsloses Büchlein, das Werk eines deutschen Pflanzers auf Neu-Britannien (Neu-Pommern), ursprünglich in Briefform an Freunde in der Heimat niedergeschrieben, aber in seinen beiden letzten Capiteln: VIII. Sitten und Gebräuche auf Neu-Britannien, IX. Das Religionswesen (S. 93—145) eine wahre Fundgrube für den Ethnographen. Der Verfasser geht bei seiner Schilderung ganz systematisch zu Werke von der Geburt des Individuums bis zu seinem Tode und erläutert seine Schilderungen so viel als möglich durch passende Abbildungen. Namentlich in den Angaben, welche über die bei der Geburt stattfindenden Gebräuche sowie über die Todtenbestattung handeln, findet sich mancher neue Zug mitgetheilt.

Zu ganz besonderem Danke sind wir dem Verfasser für seine Mittheilungen über den Duk-Duk verpflichtet (S. 129 ff.), durch welche diese eigenthümliche Einrichtung in einem ganz anderen Lichte erscheint, als dies nach den Angaben früherer Reisenden der Fall gewesen war. — Der 5 Seiten zählende Anhang hat einen besonderen Werth. Er bringt uns die 10 Gebote in dem Dialekt der Duke of York-Insel oder Neu-Lauenburg (über welchen wir bereits eine Arbeit der Missionäre Brown und Danks besitzen) und in dem Kabakada-Dialekt der Gazellen-Halbinsel von Neu-Britannien (Neu-Pommern), sowie zwei vom Verfasser selbst aufgezeichnete Lieder mit der zum zweiten Liede gehörenden Notenmelodie.

Die ausser dem Rahmen unserer Besprechung liegenden Capitel I—VII dürften dem Geographen und namentlich dem National-Oekonomen und Handelspolitiker manche werthvolle Ausbeute gewähren.

Friedrich Müller.

Gustav Meyer. Essays und Studien zur Sprachgeschichte und Volkskunde. Berlin 1885. 412 S. 8°.

Ich muss es gleich vorausschicken, dass Herr Professor Meyer ein herrliches modernes Deutsch schreibt. Die volle Kenntniss unserer Sprache ist gar so schwierig und mühsam zu erreichen, und gar die kunstvolle, abgerundete, schön dahinfliessende Darstellung, die ist so selten! Professor Meyer versteht aber deutsch wie wenige deutsche Gelehrte; er ist ein eminentes Darstellungstalent. Darum liest sich sein Buch so schön und lieblich wie eine Heyse'sche Novelle. Ich hebe diesen Umstand besonders hervor, weil die Gegenstände, die Prof. Meyer behandelt, dem grossen Publicum nur auf diese Weise mit Erfolg zugänglich gemacht werden können.

Der erste Theil des Werkes bietet fünf Abhandlungen zur Sprachgeschichte, und zwar: I. Das indogermanische Urvolk, II. Die etruskische Sprachenfrage, III. Ueber Sprache und Literatur der Albanesen, IV. Das heutige Griechisch, V. Constantin Sathas und die Slavenfrage in Griechenland. Daran schliessen sich zehn Aufsätze zur vergleichenden Märchenkunde: I. Folklore, II. Märchenforschung und Alterthumswissenschaft, III. Aegyptische Märchen, IV. Arabische Märchen, V. Amor und Psyche, VI. Die Quellen des Decamerone, VII. Südslavische Märchen, VIII. Der Rattenfänger von Hameln, IX. Der Pathe des Todes, X. Rip van Winkle. Der dritte Theil bringt drei vorzügliche Studien über indische Vierzeilen, über neugriechische Volkspoesie und über das Schnaderhüpfel.

Wie man dies auf den ersten Blick ersieht, ist das Werk hauptsächlich aus Bücherbesprechungen herausgewachsen. Jeder einzelne Aufsatz bildet für sich ein vollkommenes Ganzes, und doch ergänzen die Artikel einander auf das Harmonischeste. Eine überraschende Fülle des gediegensten Wissens von der Volkskunde und den damit zusammenhängenden Fragen tritt hier zu Tage. Die herrliche Empfehlung des Folklore S. 145—150 zeigt so recht deutlich, mit welcher wahren Liebe und Hingebung der Verfasser in diese Studien sich vertieft. Ich glaube, dass seit Jakob Grimm keiner so warm sich für diesen Wissenszweig eingesetzt.

Die Studie über die Verbreitung des Märchens vom Pathen des Todes gilt mir als ein Musterstück, wie man einen derartigen Stoff ethnographisch behandeln soll. Ich will hier nebenbei des Verfassers Meinung, die er auf S. 249 ausspricht, berichtigen. Prof. Meyer meint nämlich, das Märchen finde sich bei den Slaven nicht, und daher haben sie es wahrscheinlich den Albanesen auch nicht vermitteln können. Nun aber ist gerade dieses Märchen bei den Südslaven sehr stark verbreitet, und die Möglichkeit der slavischen Vermittlerrolle erscheint nicht ausgeschlossen. Es liessen sich noch einige Kleinigkeiten namhaft machen, die aber wieder nur dem Specialisten für südslavischen Folklore auffallen mögen; doch ich würde nur den Vorwurf der Nergelei auf mich laden, trüge ich so Minutiöses vor. Prof. Meyer's Werk ist Jedermann, der sich über den gegenwärtigen Stand unserer Wissenschaft der Volkskunde gründlich und doch auf angenehme Art belehren will, auf's Angelegentlichste zu empfehlen. Zum Schluss sei noch bemerkt, dass die Ausstattung, sowohl Druck als Papier, ganz hübsch sich ausnimmt.

F. S. Krauss.

Redactions-Comité: Fr. R. v. Hauer, C. Langer R. v. Edenberg, M. Much, F. Müller, S. Wahrmann und J. Woldřich.
Redacteur: J. Szombathy.

MITTHEILUNGEN

der

Anthropologischen Gesellschaft in Wien.

(Band XVII. Der neuen Folge VII. Band.)

Nr. 2. **Sitzungsberichte.** **Februar 1887.**

INHALT: Jahresversammlung am 8. Februar 1887. 1. und 2. Jahresbericht; S. 9. — 3. Rechnungsabschlüsse; S. 11. — 4. Neuwahlen in die Vereinsleitung und für den Ausschuss; S. 12. — 5. Wahl von correspondirenden Mitgliedern; S. 12. — 6. Dr. Woldřich, Niederlegung seiner Stelle als Cassier; S. 13. — 7. Begrüssung des Dr. Tappeiner; S. 13. — 8. Geschäftliche Mittheilungen; S. 13. — 9. Karner, Erdhöhlen in Niederösterreich; S. 13. — 10. Heger, Einweihung des neuen Museums für Völkerkunde in Berlin; S. 15. — Mitgliederverzeichniss; S. 20.

Jahresversammlung am 8. Februar 1887.

Vorsitzender: Dr. J. Hector Ritter von Arneth.

Schriftführer: Felix Karrer.

1. Der Vorsitzende eröffnet die Versammlung und constatirt die Beschlussfähigkeit derselben.

2. Der Vorsitzende ersucht Herrn Custos Heger in Abwesenheit des Präsidenten, den von Letzterem verfassten

Jahresbericht

über die Thätigkeit der Gesellschaft zu verlesen. Derselbe lautet:

Verehrte Herren! Wir waren im verflossenen Jahre bemüht, die von uns unternommenen Aufgaben nach Massgabe der uns zu Gebote stehenden Mittel zu fördern, und dürfen mit Befriedigung constatiren, dass theils durch unsere Arbeiten, theils durch jene der uns nahestehenden Kreise beachtungswerthe Fortschritte auf unseren Gebieten erzielt wurden. Das grösste Gewicht lege ich darauf, dass unsere jüngeren, vortrefflich vorbereiteten Mitarbeiter sich stetig vermehren. Dieselben haben in dankenswerthester Weise bei unseren Sitzungen eingegriffen. Diese Theilnahme der jüngeren Generation ist um so erfreulicher, als ja die Pflege unserer Disciplinen vorläufig leider nur sehr geringe Aussicht auf materielle Entlohnung bietet. In dieser Theilnahme liegt die Zukunft der Anthropologie. Bei unserem Bestreben, Material zu sammeln, sind wir gewiss in erster Linie auf die Unterstützung aller Gebildeten angewiesen. Gerade die in dieser Richtung erzielten Erfolge lassen jedoch das Bedürfniss um so dringender hervortreten, für die Prähistorik und Ethnographie die allgemeinere Mitwirkung wissenschaftlich geschulter Fachmänner zu gewinnen, wie dieselbe der Anthropologie im engeren Sinne durch die Anatomen zu Theil wird. Wir sprechen den Herren Dr. Haberlandt, Hoernes, Krauss, Winternitz, Beckmann unsern besten Dank für ihre Mitwirkung und dabei die Hoffnung aus, dass sie auch ferner unserer Fahne treu bleiben mögen.

Dank der Unterstützung des k. k. Unterrichts-Ministeriums war es uns vergönnt, die craniologische Untersuchung Vorarlbergs, welche Herr Professor Dr. Holl übernommen hat, durchzuführen. Gleichzeitig sei erwähnt, dass Herr Professor Dr. Rabl aus Anlass des ihm übertragenen Abschnittes im Werke Sr. k. und k. Hoheit des durchlauchtigsten Kronprinzen: „Physische Beschaffenheit der Bevölkerung von Oberösterreich und Salzburg“ craniologische Untersuchungen in den genannten Kronländern angestellt hat. Sollte es mir gelingen, wie ich hoffe, dieses grösstentheils noch unverwerthete Material zur Vervollständigung und zur Veröffentlichung zu bringen, so würde damit die Uebersicht über die craniologischen Verhältnisse der sämmtlichen Alpenländer vollendet sein.

Eine in Anbetracht der Localität doppelt schätzenswerthe Mitarbeiterschaft erwuchs uns durch Herrn Hauptmann Himmel, welcher das Recrutenmaterial der Hercegovina anthropometrisch verwerthet hat. Möge das von ihm gegebene Beispiel von Seite der Herren Militärärzte Nachahmung finden!

Für die Fortsetzung unserer Ausgrabungen ist uns im verflossenen Jahre wiederum eine reiche Unterstützung Seiner Majestät des Kaisers zu Theil geworden. Wir sprechen unseren ehrfurchtsvollsten Dank für die so nachhaltige Förderung unserer Zwecke aus, welche uns in hohem Grade ermuthigt, auf dem begonnenen Wege fortzufahren.

Der trotz wiederholter Angriffe (1884 und 1885) noch immer — und voraussichtlich noch für längere Zeit — ergiebige vor- und frühgeschichtliche Ansiedlungsplatz auf der Gurina wurde im abgelaufenen Jahre unter Anleitung des Secretärs Herrn Szombathy von Dr. M. Hoernes erfolgreich ausgebeutet. Die Concentration der über 2 Monate andauernden Arbeiten auf einen verhältnissmässig kleinen Raum, der aber die Hauptpunkte der Niederlassung wenigstens für die römische Zeit umfasste, hatte zur Folge, dass nunmehr ein genauer Einblick in den Charakter dieses interessanten Industrie- und Bergwerksortes gewonnen wurde. Die neu aufgedeckten Steinbauten (6—7), sowie die Ueberreste der Habe ihrer Bewohner ergeben ein ziemlich klares und anschauliches Bild von den Verhältnissen, unter welchen die einheimische Bevölkerung Oberkärntens vor und nach dem Beginne der Römerherrschaft in den Alpenländern lebte und den Bedürfnissen einer im Aufschwunge begriffenen Cultur durch vielseitige, eigene Thätigkeit genügte. Allein je reichlicheren und willkommeneren Aufschluss uns die bisherigen Arbeiten geboten haben, desto mehr und Wichtigeres bleibt uns hier noch zu erforschen. Vor Allem

sollten die Grenzen der alten Ansiedlung und die zu derselben gehörigen Gräberstätten, von welchen bisher nur ein kleinèr, den Anfangsstadien der Entwicklung dieses Wohnplatzes entsprechender Theil aufgedeckt wurde, durch weitere Grabungen sichergestellt werden.

Bei den, nach dem Schlusse dieser Arbeiten, ebenfalls von Dr. HOERNES vorgenommenen Ausgrabungen auf dem „Grad" von St. Michael bei Adelsberg erlitt die ursprüngliche, auf weiteren Gewinn aus dem Gräberfelde „Za Polschno" gerichtete Intention dadurch eine Ablenkung, dass die vielversprechende Nekropole, auf welcher im Jahre 1885 eine reichliche Ernte von eigenthümlich massiven, spät-hallstättischen Bronzen und sehr charakteristischen La-Tène-Eisenwaffen gehalten wurde, inzwischen durch intensiven Raubbau nahezu unpraktikabel geworden ist. An die Nachlese, welche hier eingeheimst wurde, reiht sich aber in erfreulicher Weise ein stattliches Ergebniss, das wir dem älteren (der Anfangsperiode des Hallstätter Zeitraumes angehörigen) Flachgräberfelde „Pod Kazulem" verdanken. Brandgruben, Urnen- und Skelettgräber zeigen uns hier ebenso wechselnde Bestattungsweisen als eine im Grossen und Ganzen einheitliche Ausstattung mit Thongefässen, Bronze- und Eisensachen, unter welchen letzteren Waffen vollständig fehlen. Die strenge Scheidung des Inventars dieser Gräber von dem der erwähnten Nekropole lässt darauf schliessen, dass mindestens ein (das V. vorchristl.), vielleicht auch mehrere Jahrhunderte zwischen der Benützung dieser beiden Friedhöfe liegen. Die Entdeckung römischer Ueberreste auf einem der festesten Reduits der Wallburg gestattet uns sogar, der Niederlassung auf dem Grad von St. Michael, wenn auch mit Unterbrechungen, ungefähr dieselbe Lebensdauer beizumessen, wie dem von friedlichen Bergarbeitern besiedelten Wohnplatz auf der Gurina.

Lassen Sie mich, meine Herren, anschliessend an unsere Arbeiten, auch gleich der für die Prähistorik wichtigen und in dem verflossenen Jahre besonders erfolgreichen Ausgrabungen des k. k. naturhistorischen Hofmuseums gedenken, deren Einleitung und Durchführung Herrn J. SZOMBATHY zu danken ist.

Die grösste derselben war die auf dem Gräberfelde von St. Lucia am Isonzo, wo Flachgräber mit Leichenbrand aus der Hallstätter Periode gefunden werden. Die Zahl dieser Gräber ist ungemein gross. Dr. BIZZARO aus Görz hatte schon in den Jahren 1880 und 1881 auf einem bestimmten Theile dieses Grabfeldes gegen 200 Gräber geöffnet, und Dr. MARCHESETTI, der Director des naturhistorischen Museums in Triest, welcher denselben Feldtheil für sein Museum ankaufte, fand dort bis jetzt bereits weitere 1020 Gräber. Custos SZOMBATHY grub auf einer anstossenden Feldparzelle im Frühjahre und im Herbste, zusammen 3 Monate, und fand 1166 Gräber. Wenn nun auch das Inventar der einzelnen Gräber nicht besonders reichhaltig ist, so gibt doch die grosse Menge der Funde ein durch die Verlässlichkeit der zu gewinnenden statistischen u. a. Daten hochwichtiges Resultat.

Eine zweite Ausgrabung veranstaltete Custos SZOMBATHY bei dem Orte Idria pri Bače, an der Idria wenige Kilometer oberhalb St. Lucia gelegen. Dort gelangten 23 Flachgräber mit Leichenbrand zur Untersuchung. Dieselben waren mit einem reichen Inventar von Bronzegefässen, Fibeln, Waffen (darunter 1 Bronze- und 2 Eisen-Helme) und mannigfaltigem Hausgeräth aus Eisen ausgestattet und gehörten der La-Tène-Periode an.

Wenn so der Löwenantheil der Bemühungen unserer Gesellschaft und der mit ihr gleiche Ziele verfolgenden Anstalten den Alpenprovinzen Oesterreichs zugewendet blieb, ist darum im Norden des Reiches doch keine Stagnation auf dem Gebiete prähistorischer Forschung eingetreten. Wir brauchen, um dies zu erhärten, nur an die unermüdliche Thätigkeit unseres Mitgliedes Prof. Dr. J. N. WOLDŘICH zu erinnern, dessen Untersuchungen in Böhmen auch heuer wieder wichtige Resultate (neue Tumuli-Gruppen im südlichen, neolithische Ansiedlungen im nördlichen Böhmen, typologische Studien im Terrain, sowie in wenig bekannten Local- und Privatsammlungen) ergaben. In seinem dritten Theile der „Beiträge zur Urgeschichte Böhmens", der in Kürze in unseren Mittheilungen erscheinen wird, hat Dr. WOLDŘICH seine neuen, reichen Erfahrungen niedergelegt.

Sowohl die südlichen, als die nördlichen Fundgruppen des Reiches wurden endlich auch bei den, unter der Leitung der prähistorischen Commission der kais. Akademie der Wissenschaften im Jahre 1886 durchgeführten Ausgrabungsarbeiten berücksichtigt. Die letzteren umfassten nämlich: 1. Die Höhlen bei Adamsthal in Mähren, wobei sich in der Höhle Vypoustek wieder namhafte neolithische Artefacte und diluviale Säugethierreste vorfanden; 2. einige Fundstellen prähistorischer und antiker Objecte in Krain und im Küstenlande, welche von Prof. Dr. CARL MOSER in Triest untersucht wurden, und ein namhaftes Ergebniss an Objecten aus der Diluvialzeit, aus der neolithischen und Bronzeperiode, sowie aus dem Zeitraume der römischen Herrschaft in jenen Ländern lieferten. Die unter unmittelbarer Oberleitung des Obmanns der prähistorischen Commission FR. v. HAUER durch Herrn Custos J. SZOMBATHY ausgeführten Versuchsgrabungen in Hallstatt haben dagegen kein günstiges Resultat ergeben, so dass von einer weiteren Verfolgung dieser Localität vorläufig Abstand genommen werden wird.

Die Verwerthung des von Dr. KRAUSS gesammelten südslavischen Materials schritt auch in diesem Jahre rüstig fort.

Herr Dr. KRAUSS hat von dem auf seiner Forschungsreise aufgesammelten ethnographischen Materiale in diesem Jahre schon Mehreres veröffentlicht. In Mostar sind erschienen: 1. Tri riječi Hercegovca, 2. Pandžić Huso i Pavečić Luka. In Ragusa: Smailagić Meho, das grösste und ethnographisch vielleicht bedeutendste Guslarenlied (Volksepos) der Slaven überhaupt. Herr KRAUSS hat über diese Publicationen in unseren Mittheilungen berichtet. Von welcher grossen Bedeutung das Werk Smailagić Meho für das Studium der Ethnographie ist, ersieht man

schon aus dem Umstande, dass es von einem der vorzüglichsten Kenner der polnischen Volkskunde, einem berühmten polnischen Gelehrten, für werth gefunden wurde, in's Polnische übersetzt zu werden.

Mit dem ethnographischen Fragebogen (Südslaven) hat die Gesellschaft einen vollen Erfolg zu verzeichnen. Nach einer Mittheilung des Herrn Prof. Dr. Friedrich Müller lässt die anthropologische Gesellschaft in London unseren Fragebogen für die Erforschung indischen Volksthums überarbeiten. Der Secretär der genannten Gesellschaft schrieb an Herrn Prof. Müller, unser Fragebogen wäre die vortrefflichste Arbeit dieser Art. Ebenso hat sich Prof. Auguste Gittée zu Ath ausgesprochen. Derselbe überarbeitet unseren Fragebogen für französische und holländische Volkskunde. In serbischer Sprache erscheint der Fragebogen in der Uebersetzung unseres Correspondenten H. Lazar Tadić in der Bosanska Vila in Sarajevo, und in kroatischer Sprache, übersetzt von Herrn Professor Fran Radić im Glas Hercegovca in Mostar.

Neben zahlreichen kleineren Einläufen als Antworten auf den Fragebogen müssen wir besonders mit Dank der höchst werthvollen Einsendungen unseres bosnischen Correspondenten Herrn Toma Dragičević gedenken. Allein an mahomedanisch-slavischen, bisher unbekannten Guslarenliedern verdanken wir Herrn Dragičević an 25.000 Verse. Sehr schätzbar sind desselben Beiträge über Volksmedicin und anderen Volksglauben.

Unser hochverehrtes Mitglied, Herr Professor Dr. Valtazar Bogišić, der hervorragendste Kenner des südslavischen Volksrechtes, hat in diesem Jahre nach langwierigen und mühevollen Erhebungen, auf Grund der bei den Südslaven herrschenden volksthümlichen Rechtsanschauungen, sein Gesetzbuch der Crnagora zustande gebracht. Herr Prof. Bogišić beabsichtigt nun das fast unübersehbare ethnographische Material, das er auf seinen Reisen gesammelt, nach und nach zu verarbeiten und zu ediren.

Was die ethnologischen Arbeiten der Anthropologischen Gesellschaft auf den anderen Gebieten im verflossenen Jahre anbelangt, so beschränken sich dieselben auf die zahlreichen in den Monatsversammlungen stattgefundenen Vorträge und Abhandlungen in unseren Mittheilungen, aus welchen ersichtlich ist, dass die Gesellschaft die Pflege dieser Richtung sich immer mehr angelegen sein lässt. Von der Durchführung praktischer Arbeiten, welche grössere Mittel erfordern, als solche der Gesellschaft zur Verfügung stehen, musste vorläufig noch Abstand genommen werden, doch werden alle unsere Bestrebungen darauf gerichtet sein, es nach und nach dahin zu bringen, dass auch dieses Ziel erreicht werde.

Ich gehe nun zur Besprechung der Situation unserer Gesellschaft über und muss zu meinem Bedauern constatiren, dass wiederum die Zahl der Mitglieder abgenommen hat. Wir zählen gegenwärtig 240, darunter 238 wirkliche und 2 unterstützende Mitglieder. Die Gesellschaft hat durch Ableben die wirklichen Mitglieder Dr. Sigm. R. v. Bernstein, k. k. General-Stabsarzt in Wien, Prof. Alfred Nitzelberger in Wien, den Fabriksbesitzer Hugo von Strassern in Rusin bei Prag verloren; ferner die beiden correspondirenden Mitglieder Friedrich Bayern in Tiflis und Karl von Renard, den Präsidenten der Akademie in Moskau. Dr. Bernstein war einer der eifrigsten Anhänger unserer Gesellschaft, der uns vielfach unterstützt hat. Wir wollen ihm und den übrigen abgeschiedenen Herren ein treues Andenken bewahren!

Die Verzögerung in der Herausgabe unserer Publication hat sich auch im verflossenen Jahre leider nicht beheben lassen, wie wir gehofft hatten. Unsere beiden Herren Secretäre sind durch ihre stets wachsenden anderweitigen Pflichten derart in Anspruch genommen, dass sie uns ersuchen mussten, die Last unserer Geschäfte für die Zukunft anderen Schultern aufzuladen. Indem wir ihren Beweggründen Rechnung tragen und eine Neuwahl des Secretariats veranlassen, ist es unsere Pflicht, den Herren Szombathy und Karrer unseren wärmsten Dank für ihre mehrjährige und aufopfernde Mühewaltung auszudrücken. Ein Gleiches schulden wir unserem langjährigen Mitgliede und Arbeitsgenossen Herrn Prof. Dr. Woldřich, welcher sein Amt als Cassier der Gesellschaft zurückgelegt hat.

Wir haben unter Würdigung der bestehenden Verhältnisse und Schwierigkeiten uns eingehend mit einer zweckmässigen Arbeitstheilung unter unseren — leider unbesoldeten — Functionären beschäftigt und glauben, das regelmässige Erscheinen unserer Publicationen, sowie die prompte Erledigung der sämmtlichen Gesellschaftsagenden für die nächste Zeit sichergestellt zu haben. Es werden aber auch weitere Massregeln getroffen, um unserer Gesellschaft grössere Mittel zuzuführen, als dies bisher der Fall war. Dankbarst dürfen wir schon seit der uns für 1887 vom hohen k. k. Unterrichts-Ministerium gewährten Erhöhung unserer Subvention erwähnen. Wir geben uns der Hoffnung hin, dass es gelingen wird, der Gesellschaft noch weitere Hilfsmittel für die Erhaltung ihrer Stellung zuzuführen, und bitten Sie Alle, meine geehrten Herren, uns durch Agitation in Freundeskreisen zu Gunsten unserer idealen Zwecke freundlichst unterstützen zu wollen.

3. Der Herr Cassier, Professor Dr. J. N. Woldřich erhält das Wort zur Vorlage der Rechnungsabschlüsse:

Rechnungsabschluss

der Cassagebahrung der Anthropologischen Gesellschaft im Jahre 1886.

Einnahmen:

Cassarest vom Jahre 1885	fl.	806.01
Reservirte Cassareste angelegt bis Ende 1886 .	„	800.26
Jahresbeiträge von 230 Mitgliedern à 5 fl. . .	„	1150.—
„ „ 2 „ à 10 fl. . .	„	20.—
Subvention Sr. Majestät des Kaisers (pro 1885)	„	200.—
„ des hohen k. k. Unterrichts-Minister.	„	300.—
Für verkaufte Druckschriften	„	5.80
detto von der Buchhandlung Alfred Hölder	„	247.15
Von Herrn Ig. Spöttl als Druckkostenbeitrag .	„	32.—
Coupon und Zinsen	„	16.—
Summe der Einnahmen .	fl.	3577.22

Ausgaben:

An die Buchdruckerei W. Köhler	fl.	1835.65
„ „ photochem. Anstalt Angerer & Göschl .	„	284.79
Für Zeichnungen	„	56.—
Literaturhonorare	„	141.50
An die Buchdruckerei Sieger für Jahreskarten	„	6.25
„ Herrn N. Wang für Versendung	„	137.50
„ Diener Bräutigam	„	70.50
Für Eincassierung und Botenlohn	„	38.88
Für zwei gekaufte Stück Mairente à 100 fl. .	„	176.85
Auslagen des Secretärs	„	308.44
„ „ Cassiers	„	35.19
Summe der Ausgaben	fl.	3091.15
Dazu der Cassarest pro 1887	„	486.07
Die Summe der Ausgaben gleich der Einnahme	fl.	3577.22

Wien, am 18. Jänner 1887.

Prof. Dr. Joh. N. Woldřich, d. Z. Cassier.

Das Hauptcassabuch sammt Rechnungsbeilagen correlationirt und richtig befunden:

Wien, 22. Jänner 1887. Dr. J. E. Polak.
Wien, 24. Jänner 1887. Dr. Alois Morawitz.
Wien, 3. Februar 1887. Edmund Schmidel.

Fond für praktische Arbeiten 1886.

Einnahmen:

Uebertrag vom Vorjahre	fl.	213.95
Herr Baron Andrian	„	25.—
Allerhöchst Seine Majestät	„	1000.—
K. k. Ministerium für Cultus und Unterricht .	„	200.—
Zinsen	„	7.84
Summe	fl.	1446.79

Ausgaben:

Grundentschädigung an Kastner auf der Gurina pro 1885	fl.	60.—
Secretär Szombathy für Reise und Grabungen auf der Gurina	„	39.67
Katastralkarten von der Gurina	„	7.—
Dr. Hoernes' Grabungen auf der Gurina . . .	„	668.99
Prof. Dr. Holl zur craniometrischen Untersuchung von Vorarlberg	„	200.—
Dr. Hoernes' Grabungen in St. Michael . . .	„	260.40
Grundentschädigung an Hackel auf der Gurina	„	80.—
Cassarest im Giro der Credit-Anstalt . . .	„	130.73
Summe .	fl.	1446.79

Wien, 4. Februar 1887.

J. Szombathy, Secretär.

Der Ausweis wurde den Beilagen vollkommen entsprechend befunden:

Wien, 5. Februar 1887. Dr. J. E. Polak, d. Z. Revisor.
Wien, 6. Februar 1887. Dr. Alois Morawitz, d. Z. Rev.
Wien, 6. Februar 1887. Edmund Schmidel, d. Z. Revisor.

Dem Rechnungsleger wird einstimmig das Absolutorium ertheilt.

4. Der Vorsitzende legt Vorschläge für die Neuwahlen in die Vereinsleitung und den Ausschuss vor.

Nach § 19 der Statuten erlischt heuer das Mandat der Herren:

J. Szombathy als Secretär und
F. Karrer als Secretär-Stellvertreter.

Nachdem beide Herren dem Präsidium ihren unwiderruflichen Entschluss kundgegeben haben, eine Wiederwahl nicht mehr anzunehmen, schlägt der Ausschuss an deren Stelle zur Neuwahl vor die Herren:

F. Heger als Secretär und
Dr. M. Hoernes als Secretär-Stellvertreter.

Der bisherige Cassier, Professor Dr. J. N. Woldřich, hat ebenfalls seine Stelle niedergelegt (siehe unten). Der Ausschuss schlägt an dessen Stelle Herrn Ignaz Spöttl zur Neuwahl vor.

Nach dem statutenmässigen Turnus treten aus dem Ausschusse aus die Herren: F. Kanitz, J. Karabaček, Th. Meynert und M. Much. Der Ausschuss beantragt die Wiederwahl dieser Herren und die Neuwahl der Herren: F. Karrer, Dr. D. H. Müller, J. Szombathy und Dr. A. Weisbach.

Für das Amt eines Rechnungsrevisors, an Stelle des verstorbenen Herrn Dr. R. v. Bernstein, schlägt der Ausschuss Herrn Staatsanwalts-Substituten Edmund Schmidel neben dem bereits in dieser Eigenschaft fungirenden Dr. Morawitz vor.

Alle diese Anträge werden von der Versammlung mit Acclamation einstimmig angenommen.

5. Der Vorsitzende beantragt im Namen des Ausschusses die Wahl der Herren:

Dr. Daniel Brinton in Philadelphia,
Horatio Hale in Clinton, Canada,
Julius Naue in München,
Dr. Paolo Orsi in Florenz,
Willibald von Schulenburg in Charlottenburg,
Theodor Stefanović Vilovski in Belgrad und
Dr. Albert Voss in Berlin

zu correspondirenden Mitgliedern der Gesellschaft.

Dieser Antrag wird einstimmig angenommen.

6. Der Vorsitzende ertheilt dem Herrn Professor Dr. Woldřich auf dessen Ansuchen das Wort.

Hochverehrte Versammlung! Nachdem ich durch drei Jahre die Stelle eines zweiten Secretärs unserer Gesellschaft bekleidet und während dieser Zeit die erste anthropologische Ausstellung im Jahre 1873 geleitet habe, wobei ich in Gefahr kam, vom damaligen Regierungs-Commissär sammt meinen „Scherben und verrostetem Gerümpel“ unsanft aus der Rotunde expedirt zu werden, wurde mir hierauf die Regelung der Geldgeschäfte der Gesellschaft übertragen. Ich übernahm diese Function auf ein halbes Jahr; und nun sind eilf Jahre verstrichen, seit ich das Ehrenamt eines Cassiers bekleide. Da dasselbe von der wenigen Zeit, die mir mein Beruf frei lässt, einen beträchtlichen Bruchtheil in Anspruch nimmt, ersuchte ich das Präsidium wiederholt, aber

vergebens, mich von dieser Function zu entheben. Ich fügte mich, weil mir das Gedeihen unserer Gesellschaft, der ich seit ihrer Begründung angehöre, am Herzen lag. Allein das Alter naht und die Zeit wird immer kostbarer; es ist daher diesmal mein vollster Ernst, dieses Ehrenamt niederzulegen; ich thue dies jetzt mit um so grösserer Beruhigung, als es dem Ausschusse gelungen ist, einen Mann zu meinem Nachfolger zu gewinnen, zu dem Sie ebenfalls das grösste Vertrauen haben können. Ich scheide ungern aus dem Präsidium dieser Gesellschaft, welche das einzige hervorragende, leider vom Staate wenig beachtete Organ der österr. Monarchie ist, welches das Gesammtgebiet der anthropologischen Studien pflegt und sich für den Wissensfortschritt auf diesem Gebiete einsetzt. Ich werde nach wie vor meine freilich sehr bescheidenen Kräfte der wissenschaftlichen Thätigkeit der Gesellschaft widmen. Als eine kleine Erinnerung an meine Function übergebe ich die während dieser Zeit aufgesammelten Reservereste, welche, fruchtbringend angelegt, den Betrag von 800 fl. erreichten, über den ich mit dem Geize eines echten Geldverwesers wachte. Ich stellte dieselben in meinem vorliegenden Cassaabschluss in Empfang. Ich danke Ihnen für das mir durch eine so lange Reihe von vierzehn Jahren geschenkte Vertrauen.

7. Der Vorsitzende begrüsst den in der Versammlung anwesenden Dr. Tappeiner aus Meran und stellt ihn derselben vor.

8. Mittheilungen aus der Ausschusssitzung.

Als neue Mitglieder werden folgende Herren aufgenommen:

Heinrich Himmel, k. k. Hauptmann, Wien,
Ludwig Schiffmann, General-Consul für Peru in Hamburg,
Dr. Josef Schmidt in Znaim,
Josef Ritter v. Wenusch, Oberingenieur, Wien.

Der Ausschuss beschliesst die Erlassung eines Aufrufes zum Beitritt in die Anthropologische Gesellschaft, welcher in 5000 Exemplaren verschickt werden soll. Derselbe ist von dem Präsidenten, Ferd. Freiherrn von Andrian verfasst und liegt dieser Nummer der Sitzungsberichte bei. Die Mitglieder der Anthropologischen Gesellschaft werden ersucht, denselben zu benützen um in Freundes- und Bekanntenkreisen in diesem Sinne zu agitiren.

9. Se. Hochwürden P. **Lambert Karner** hält einen Vortrag über

künstliche Höhlen.

Zur Illustration des Vortrages ist eine grosse Anzahl von Herrn Ignaz Spöttl in künstlerischer Weise ausgeführter Oelskizzen ausgestellt.

Hochverehrte Versammlung! Es sind nun sieben Jahre her, dass ich zum ersten Male, wenngleich noch nicht Mitglied dieser Gesellschaft, die Ehre hatte, über meine Forschungen in den unterirdischen Höhlen hier einen kurzen Vortrag zu halten. Nun stehe ich im neunten Jahre meiner Forschungen; befanden sich diese damals sozusagen in den Kinderschuhen, so haben dieselben nun ein so reichhaltiges Material — im eigentlichen Sinne des Wortes — zu Tage gefördert, dass ich mir wohl wieder erlauben darf, Einiges darüber mitzutheilen.

Ich habe in dieser Zeit Oesterreich diesseits, aber hauptsächlich jenseits der Donau, und das südliche Mähren durchwandert, von zahlreichen, theilweise geradezu wunderbaren Höhlen die Pläne gezeichnet und dazu den Text geschrieben. Einige Pläne sehen Sie hier, der Text ruht in meinem Schreibpulte. Dass mir diese Untersuchungen möglich wurden, verdanke ich meinem Stande als Priester, indem ich in vielen Ortschaften von der Ortsgeistlichkeit den Höhlenbesitzern als unverdächtige Person vorgestellt wurde; denn sonst wäre es mir in vielen Fällen, bei dem Misstrauen der Leute, ihre geheimsten Verstecke einem Fremden preiszugeben, unmöglich geworden, in die Höhlen einzudringen. Was aber die pecuniären Auslagen anbelangt, so muss ich es auch hier mit dem tiefsten Dankgefühle öffentlich aussprechen, dass ich seit dem Jahre 1883 die Fortsetzung meiner Forschungen der grossmüthigen Munificenz Seiner Majestät verdanke, Höchst Welcher mir eine namhafte Subvention gnädigst zu Theil werden liess.

Das Thema, das ich nun kurz zu besprechen habe, sind also die „künstlichen Höhlen", im Volksmunde „Erdställe" genannt. Die Frage, wie dieselben gestaltet sind, ist nun gelöst. In den Mittheilungen war wiederholt davon die Rede, und zum Zwecke der Beantwortung darf ich nur auf die hier ausgestellten Pläne und Bilder hinweisen. Nachdem ich nahezu 200 solcher Höhlen gesehen, so kann ich mithin sagen: Diese Höhlen sind für sich abgeschlossene Systeme, bestehend aus Gängen und Kammern. Was aber diesen Höhlensystemen ihre Charakteristik verleiht, das sind die labyrinthischen Verzweigungen der Gänge, die fast ausschliesslich nur für eine Person und das in der Regel nur gebückt oder kriechend zu passiren sind; das sind die senkrechten Schlupfgänge mit ihren Einkerbungen zum Einsetzen der Füsse, von denen einer in der Quadenfestung zu Stillfried in der Höhe von 6·5 m, also haushoch sich findet; das sind die kleinen, faustgrossen, mit grosser Regelmässigkeit wiederkehrenden Nischen, in denen brennende Lampen gestanden, wie die Brandspuren zeigen; das sind endlich die Kammern in ihrer oft eleganten Form und Gestaltung mit ihren Sitzen und Bänken und den schönen, spitzbogigen oder gerundeten, grossen Nischen. Beachtenswerth ist das Grössenverhältniss dieser Kammern, das bei den Hunderten, die ich gemessen, fast durchschnittlich das gleiche ist, nämlich 1·6 m hoch, 1·5—2 m breit und ebenso lang. Merkwürdig ist die übereinstimmende Anlage dieser Kammern in Bezug auf eine Himmelsrichtung und nicht selten des ganzen Baues, nämlich von Süd zu Nord, jedoch so, dass nicht die Wände, sondern die Kammer-Ecken der Weltgegend entsprechen.

Die exceptionellen Kammern sind oft wunderbar gestaltet; ich sah Räume in Kapellenform mit sym-

metrisch angebrachten grossen Nischen; Kammern mit glocken- oder kuppelförmiger Decke, ringsherum in der Ausbauchung mit kleinen Nischen verziert u. s. w. Es würde zu weit führen, alle diese interessanten Einzelnheiten anzuführen; ich kann nur so viel sagen, dass ich nicht selten, wenn ich der Länge nach kriechend, am Ende eines Ganges angelangt, eine so wunderbare Kammer von mir sah, ich in derselben Situation, wie sie bei einer Audienz bei dem Kaiser von China Sitte ist, liegen blieb und staunend das Bild vor mir betrachtete.

Wie oft wünschte ich mir in solchen Fällen eine zeichenkundige Hand zu besitzen, um diese Bilder zu fixiren oder einen Mann zur Seite zu haben, der diese Kunst besässe! Dieser letztere Wunsch wurde mir erfüllt, indem ich im vorigen Jahre den Herrn Historienmaler Spöttl kennen zu lernen die Ehre hatte, und mit welcher Begeisterung für die Wissenschaft er meinen Forschungen sich anschloss und sie unterstützte, ersehen Sie aus diesen Bildern, welche alle im Laufe eines Sommers aufgenommen und in einem Jahre vollendet wurden.

An der Hand der hier ausgestellten ausgezeichneten Bilder des Herrn Spöttl, für deren Ausführung ich demselben hier meinen besten Dank ausspreche, und des Planes will ich Ihnen nun kurz eine Charakteristik der Höhlensysteme geben. Nehmen wir dazu die Höhlen von Olbersdorf.

Der ursprüngliche Eingang, gegenwärtig zwar verschüttet, führt, wie überall, abwärts geneigt in die Tiefe und biegt dann im rechten Winkel um; zu beiden Seiten finden sich die kleinen Lichtnischen. Die Fortsetzung des Ganges nach Ost ist verschüttet; dagegen führt derselbe, ziemlich steil abfallend, 7 m lang in eine tonnenförmige Kammer, die gerundet, ganz glatt, mit zwei kleineren Nischen und einem Luftloche an der Decke versehen ist. Von der Mitte des Ganges zweigt eine Vertiefung, 1 m im Quadrat haltend, nach West ab; gegenüber ist in der Gangwand eine Lichtnische angebracht. Die Art und Weise der Anbringung einer Lichtnische gerade einer Gangmündung gegenüber findet sich in Hunderten von Fällen. Aus der Stirnwand des viereckigen Kämmerleins führt nun ein nur 40 cm breiter und 50 cm hoher Schlauch abwärts geneigt in die nächste Kammer; da die Sohle dieses Ganges über der der Kammern beiderseits um circa 30 cm höher liegt, so ist das Durchkommen bedeutend erschwert. Die zweite Kammer nun wendet sich in einer Curve von Ost nach Südwest und erhält dadurch die schon früher erwähnte Richtung. Sie ist an den Längswänden mit schmalen Sitzleisten versehen und besitzt vier kleine Nischen und ein Luftloch an der Decke. Sehr merkwürdig ist aber der Verbindungsgang zwischen dieser und der Schlusskammer; es ist ein Engpass im vollsten Sinne des Wortes. Ein 0·5 m breiter, 0·55 m hoher Gang führt vorerst 0·8 m gerade nach Süd; hier bildet der Gang einen Winkel, um nach Nordost zurückzuführen. Diese Gangpartie ist äusserst schwer zu passiren, und man muss einen gewissen Vortheil anwenden, um durchzukommen. Was ist der Zweck dieser so mühsam zu passirenden Gangpartien? Wo immer ich dieselbe gefunden — und ich fand sie wiederholt — folgt darauf eine besonders schön geformte Kammer, jedenfalls eine Art Heiligthum, dessen Zugang man so schwierig gestaltet hat; und thatsächlich zeichnet sich auch diese Schlusskammer, die wieder um eine Stufe tiefer liegt, als die Gangmündung, durch ihre Grösse und Form aus. Sie ist 4 m lang, 1·5 m breit und gegenwärtig ebenso hoch und im Rundbogen gewölbt. In den Längswänden finden sich in regelmässigen Abständen je zwei schön geformte, 0·9 m hohe und 0·5 m tiefe Nischen. Was mag darinnen gestanden sein? Wer kann es wissen! Dass die Rückwand, auch wie in Röschitz, wo in einer solchen spitzbogigen „Kapelle" acht grosse Nischen sich finden, mit einer Nische versehen war, ist wahrscheinlich; gegenwärtig aber ist hier die Kammer offen. Man wollte einen Keller graben und stiess dabei auf diesen „Erdstall", von dessen Existenz früher Niemand etwas wusste.

Erwähne ich nun noch, dass bei den Kammern und Gängen sich oft die Anlage in Kreuzform findet, dass die Höhlensysteme mit Brunnen und, wie in Glaubendorf, mit einer Quelle in Verbindung stehen, die in einigen Fällen als „heilig" bezeichnet werden, dass Gänge und Kammern mit Verschlussvorrichtungen versehen sind, so glaube ich Ihnen das Wichtigste über die Beschaffenheit unserer Höhlen gesagt zu haben.

Was war aber der Zweck derselben? Die älteste urkundliche Erwähnung von diesen Erdställen reicht in den Beginn des 13. Jahrhundertes zurück. Aber es finden sich in unseren Höhlen und Höhlensystemen zahlreiche Erscheinungen, die mit einer gewissen internen Beweiskraft auf sehr hohes Alter und einen besonderen Zweck derselben hinweisen.

Wenn wir unsere Mittheilungen durchblättern, so finden wir kein Heft, in dem nicht von Tumuli die Rede wäre. Bekanntlich hielt man dieselben noch vor nicht gar zu langer Zeit für Schweden- und Kurrutzen-Hügel; jetzt ist man freilich anderer Ansicht, und ebenso gelten die künstlichen Höhlen als Zufluchtsstätten aus den Tagen der Schweden-Invasion oder überhaupt aus Kriegszeiten. Doch auch diese Anschauung ist entschieden unrichtig; die hier ausgestellten Pläne allein, in ihrer kunstvollen Anlage, widersprechen dem. Erlauben Sie, dass ich nur kurz Eines erwähne. Sie sehen hier im Bilde eine Kammer aus dem grossen Erdstalle von Hohenwarth. Da findet sich nun die höchst merkwürdige Erscheinung, dass über dem verlängerten Eingange einerseits eine abgestutzte Pyramide, anderseits ein gerundeter Aufsatz sich zeigt. Dieselbe Erscheinung finden wir an der Oberfläche, indem an den grossen Tumuli in Niederösterreich, gewöhnlich Hausberge genannt, z. B. in Stronegg, Bergau etc., der runde Tumulus in Verbindung mit der abgestutzten Pyramide zu sehen ist. Mir scheint nun hierin ein gewisser geistiger Connex zu herrschen. Erwägen wir nämlich den grossen Verbreitungsbezirk unserer Höhlen, die in Bayern, Ober- und Niederösterreich, besonders zahlreich im V. U. M. B., dann im Waldviertel, längs der böhmischen Grenze — soweit

ich bis jetzt erfahren — in Mähren, tief in's Land hinein, aber auch in Ungarn, nach verbürgten Nachrichten bei Pressburg, ferner um Oedenburg und im nördlichen Steiermark überall mit den gleichen charakteristischen Merkmalen sich finden; erwägen wir, dass dieser Verbreitungsbezirk dem Grenzgebiete des grossen Reiches der Quaden sich anpassen lässt, und im Innern der grossen Quadenfestung zu Stillfried sich thatsächlich künstliche Höhlen finden, so ist der Schluss nicht gewagt, dass dieselben aus dieser Zeit stammen dürften. Dass sie ausschliesslich als Wohnungen gedient haben, glaube ich nicht, man findet nirgends eine Feuerstelle in denselben, und zudem hatten die Quaden ihre Hütten; ich glaube vielmehr, dass diese Höhlen nun zeitweilig besucht wurden, und zwar zu einem bestimmten Zwecke, und dieser war höchst wahrscheinlich ein religiöser, irgend ein Cultzweck. Ob Todtencult oder ein anderer bleibt dahingestellt, denn merkwürdiger Weise habe ich in den Hunderten von Kammern noch keinen entscheidenden Fund gemacht, wenngleich mir wiederholt von Skeletten, die davon gelegen sein sollten, gesagt wurde, und in Mähren und in Röschitz Sagen gehen, dass in denselben Greise gehaust hätten, die, als man sie anrührte, zu Staub zerfielen. Beachtenswerth bleibt jedenfalls auch der Umstand, dass lange Gangstrecken öfter mit zahlreichen Lichtnischen und deren Brandspuren versehen sind; auch das hatte seinen bestimmten Zweck, sowie auch die Absperrungen, die nicht blos am Beginne des Ganges, sondern in demselben wiederholt sich finden; ja in dem so symmetrisch angelegten Baue von Klein-Baumgarten, der wieder in seiner Anlage mit einem von Langenlois eine auffallende Aehnlichkeit besitzt, war jede Kammer für sich abgeschlossen. Auch die Gleichheit des Grabinstrumentes in allen Höhlen ist bemerkenswerth.

Dass diese Höhlen sehr interessant sind, dürften Sie mir wohl zugeben. Es übt einen eigenen Reiz, sie zu durchforschen, und wenn die Contouren, von dem Kerzenlichte beleuchtet, so allmälig aus dem tiefen Schatten hervortreten, ist die Anziehungskraft eine nahezu unwiderstehliche. Gar oft hegte ich den Wunsch, wenn ich so ganz allein in diese Räume vordrang, Genossen zu haben, dass auch sie schauen die so merkwürdigen unterirdischen Bauten unseres schönen Vaterlandes. Aber, wer wagt es, hineinzukriechen! „Nicht um tausend Gulden, nicht um die ganze Welt krieche ich da hinein", war oft die Antwort, die ich auf die Einladung, mich zu begleiten, erhielt. Ich habe es bekanntlich billiger gethan, und so lange es meine körperlichen Kräfte gestatten, werde ich meine Forschungen nun im Vereine mit Herrn Spöttl fortsetzen, und ich hoffe, dass es vielleicht doch noch gelingen wird, endlich den Zweck dieser Bauten zu ergründen. Das wäre für mich die grösste Genugthuung für all' die Mühe und Beschwerden, die mit der Erforschung dieser Bauten in Verbindung stehen, für die Wissenschaft aber, und nicht im geringsten Masse für die Anthropologie wäre es ein bleibender Gewinn. Mit dem Wunsche, dass es so kommen möge, schliesse ich.

10. Herr Custos **Franz Heger** hält einen Vortrag über:

Die Einweihung des neuen Museums für Völkerkunde in Berlin.

Am 18. December v. J. wurde in Berlin durch den deutschen Kronprinzen das neue Museum für Völkerkunde eingeweiht. Die einfache, aber würdige Feier, welche mit diesem Act verbunden war, reicht weit über den Rahmen einer blossen localen Begebenheit hinaus; bei der Stellung, welche dieses Museum heute in der wissenschaftlichen Welt einnimmt, ist dieselbe geeignet, die Aufmerksamkeit aller der sich für die Entwickelung des Menschengeschlechtes und seiner Cultur Interessirenden — und dazu gehört mehr oder minder jeder Gebildete — zu erregen. Die nachfolgenden Zeilen sollen eine kurze Beschreibung des Gebäudes und seiner Einrichtung sowohl an der Hand der hierüber publicirten Daten [1]), als auch auf Grund eigener Beobachtung geben. Um aber auch der Geschichte des Baues Rechnung zu tragen, scheint es am besten, im Nachfolgenden als Einleitung die formvollendete Rede, welche der preussische Cultusminister von Gossler bei dieser Gelegenheit als Ansprache an den deutschen Kronprinzen hielt, sowie des Letzteren Antwort zum Abdruck zu bringen, als ein Beweis dafür, wie lebhaft man heute in Deutschland an hoher und höchster Stelle an den Bestrebungen in dieser Richtung Antheil nimmt und wie ausgiebig man dieselben unterstützt. Die Worte des Chefs der deutschen Unterrichts-Verwaltung lauteten:

„Vierzehn Jahre sind verflossen, seitdem Eu. Kaiserliche Hoheit, einer Bitte der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte gern entsprechend, Höchst Ihr lebhaftes Interesse an der Begründung eines ostasiatischen Museums, sowie an der Erweiterung der bereits vorhandenen ethnologischen und anthropologischen Sammlungen bekundeten — dreizehn Jahre seit dem Erlass der grundlegenden Ordre vom 12. December 1873, in welcher Se. Majestät Allerhöchst Seiner ganz besonderen Befriedigung Ausdruck gaben, dass mit der Ausführung der Absicht nunmehr ernstlich vorgegangen werden solle, die Sammlungen für die ethnologischen und anthropologischen Studien zu erweitern und ihnen zugleich mit der Aufgabe der systematischen Vervollständigung eine selbstständige Leitung zu gewähren. Im Hinblick auf das naturgemäss bedeutende Anwachsen der Sammlungen betonten Se. Majestät gleichzeitig die Nothwendigkeit, auf die Herstellung eines für lange Zeit hinreichenden Gebäudes Bedacht zu nehmen.

---

[1]) Das königliche Museum für Völkerkunde in Berlin. Mit 3 Kupfertaf. Sonderabdruck aus der Zeitschrift für Bauwesen, herausgegeben im Ministerium der öffentlichen Arbeiten. Verlag von Ernst & Korn. Berlin.

Das königliche Museum für Völkerkunde am 18. December 1886. Berlin 1886.

Schlusswort im I. Jahrgange der Original-Mittheilungen aus der ethnologischen Abtheilung der königlichen Museen zu Berlin. Herausgegeben von der Verwaltung. Berlin. W. Spemann.

So gesichert und hoffnungsvoll das Unternehmen in seinen ersten Anfängen sich darstellte, so schwer gelang es im weiteren Verlaufe, die stets neu sich erhebenden Schwierigkeiten zu überwinden. Erst dem Jubeljahr 1880, in welchem unter der lebendigsten Theilnahme ihres erlauchten Protectors die königlichen Museen auf eine fünfzigjährige Wirksamkeit, reich an Arbeit wie an Erfolg, zurückblickten, war es beschieden, den Bann zu lösen und gleichzeitig die höchste Weihe zu verleihen den Bestrebungen der hier zum Congress vereinigten deutschen anthropologischen Gesellschaft.

Dankbar wird der heutige Tag in den weitesten Kreisen unseres Vaterlandes begrüsst. Die Eröffnung des königlichen Museums für Völkerkunde bildet einen Markstein, wie in der Geschichte der königlichen Museen, so auch in der Entwickelung wichtiger Zweige der Wissenschaft. Sie schliesst die tief empfundene Lücke zwischen den der Kunst und Kunstgeschichte gewidmeten Sammlungen und zahlreichen Museen der naturwissenschaftlichen und medicinischen Disciplinen. Die lange in ihrer Entfaltung gehemmte jüngste Abtheilung der königlichen Museen findet an der Seite ihrer älteren Schwestern den gebührenden Platz, und Preussen tritt mit dieser Schöpfung in die vordere Reihe, welche die um die ethnographischen und prähistorischen Forschungen hochverdienten Nachbarstaaten seit Jahrzehnten einnehmen.

Freudig durchmisst der Blick die der Wissenschaft geweihten grossartigen Räume. Eigenartig, ohne sicheres Vorbild, die Schwierigkeiten der Grundstücksform glücklich überwindend, tritt das Gebäude dem Beschauer entgegen. Nicht durch Schmuck mit seinem Inhalte wetteifernd, hat es die Aufgabe erfüllt, sich den Sammlungen unterzuordnen, ihre Vermehrung, Theilung, anderweitige Anordnung zu erleichtern. Ausnutzung des Raumes, Feuersicherheit, Zuführung von Licht und Luft, Erleichterung des Verkehrs in so weitem Masse, als es die Technik gestattet — dies waren die gesteckten Ziele. Im Rundbau wird ein Sitzungssaal, verbunden mit der Bibliothek, die wissenschaftliche Verwerthung der Sammlungen fördern und der Anthropologischen Gesellschaft, der treuen Helferin des Museums, eine würdige Heimstätte bereiten.

Weithin zurück liegen die Anfänge unserer Sammlungen. Euer Kaiserlichen Hoheit erlauchte Ahnherren, der grosse Kurfürst und König Friedrich Wilhelm I., bestimmten ihre beiden Hauptrichtungen, die ethnographische und die prähistorische. Wie Jener, angeregt durch die in den Niederlanden gewonnenen Eindrücke und von dem Wunsche beseelt, den Geist für überseeische Unternehmungen zu beleben, das Verständniss für die Producte und die Bedürfnisse der afrikanischen und asiatischen Naturvölker zu verbreiten suchte, so wandte Dieser sein Interesse den vaterländischen Alterthümern zu, in denen er die Grundlagen unserer Cultur erkannte und würdigte. Durch reiche Zuwendungen König Friedrich Wilhelm's III. vermehrt, traten bei Errichtung der königlichen Museen die heimischen und nordischen Alterthümer mit Einschluss der ethnographischen Gegenstände aus dem Verbande der Kunstkammer in den der Museen über, theils im Schlosse Monbijou, theils im königlichen Schlosse Aufstellung findend. Ihre Vereinigung in dem Neuen Museum bildete nur einen flüchtigen Lichtblick in ihrer Geschichte; denn bald erschwerte das mächtige Anschwellen der Sammlungen die Uebersichtlichkeit, und selbst wichtige Abtheilungen haben jahrelang im Dunkeln geruht.

Hemmend stellte sich ihrer Werthschätzung und Entwickelung die Beschränkung entgegen, welche, in sorgfältiger Abwägung des zunächst Nothwendigen und Erreichbaren, den Museen bei ihrer Einrichtung auferlegt wurde. Ihre Zweckbestimmung fanden sie in der Beförderung der Kunst, der Veredlung des Geschmacks und der Gewährung ihres Genusses. Antiken und Gemälde gaben ihnen den Inhalt und die anderen Zweige der Sammlung gewannen erst durch ihr Verhältniss zu dem Hauptzweige an Bedeutung. Das Bedürfniss durchbrach allmälig die gesteckten Grenzen; die Wissenschaft verlangte gebieterisch Sammlungen, welche nicht ausschliesslich den Blüthen der Cultur der Mittelmeerländer gewidmet waren.

Je mehr der Blick sich über die binnenländische Beengtheit erhob, desto freudiger fand der Zuruf Alexander v. Humboldt's und Karl Ritter's verständnissvollen Widerhall, als sie auf die überwältigende Fülle der, anderen Culturkreisen angehörigen Völker und der Naturvölker hinwiesen, sowie auf die Nothwendigkeit, der Entwickelung des Menschen und der Menschheit auch ausserhalb der gewohnten Forschungsgebiete nachzugehen. Bald strömte von allen Seiten der Gaben Fülle herbei. Wissenschaftliche Expeditionen und besonders vorgebildete Reisende durchforschten planmässig bestimmte Gebiete des Erdballs — auf zwei Weltreisen organisirte der Director der Abtheilung die wissenschaftliche Arbeit im Auslande — das Auswärtige Amt und die kaiserliche Marine liehen ihm mächtige, fruchtbringende Unterstützung, — zahlreiche Reisende und Forscher, vor Allem die Glieder unseres königlichen Hauses, führten die Ergebnisse ihrer Reisen und Arbeiten den Sammlungen zu und verliehen den Gegenständen, welche in ihrer Vereinzelung oft nur die Neugier reizen, durch ihre Vereinigung einen hohen wissenschaftlichen Werth.

So ist durch ein bewundernswerthes Zusammentreffen unsere Sammlung aus einer Anhäufung von „Raritäten“ und „Curiositäten“ zu ihrer heutigen Fülle und Bedeutung gewachsen — zu einem Studienmaterial, ebenbürtig den naturwissenschaftlichen Sammlungen — zu einer Unterlage für wissenschaftliche Disciplinen, welche je länger, je mehr ihre Existenzberechtigung darthun. Heinrich Schliemann's grossartige Gabe an das Deutsche Reich, die Sammlungen aus Ilium lassen die Grundlage erkennen, auf welcher die griechische Cultur sich aufbaute — während die übrige prähistorische Sammlung, anknüpfend an das Studium unserer Geschichte und des klassischen Alterthums, die germanisch-slavische Völkerwelt zu durchdringen sich bemüht, welche von der römischen Cultur und dem Christenthum siegreich überwunden wurde.

Was uns die prähistorischen Sammlungen in einem Abstande von Jahrtausenden zeigen, lernen wir in der

ethnologischen Sammlung, oft aus unmittelbarer Gegenwart, verstehen. Wir finden uns Naturvölkern gegenüber, welche abhängig von dem heimatlichen Boden, ohne Entwickelung der Schrift, vielleicht durch unmessbare Zeiträume im gleichen Zustande verharrten, aber durch die Berührung mit der europäischen Cultur verschwinden oder ihren ursprünglichen Charakter bis zur Unkenntlichkeit verändern. Unter den Beweisstücken für die Erkenntniss der Verzweigung des Menschengeschlechts und seiner stufenmüssigen Entwickelung nehmen einen hohen Rang ein die Sammlungen der ehemaligen Culturvölker in Mittel- und Südamerika, vor Allem die Sammlungen aus dem unermesslichen Gebiete der grossen ostasiatischen Culturvölker, unter ihnen die JAGOR'sche Sammlung aus Indien, vielfach sich berührend mit dem Sammlungsgebiete des Kunstgewerbe-Museums.

So soll das königliche Museum für Völkerkunde unsern Blick versenken in die bescheidenen Grundlagen unserer Vergangenheit — ihn hinausführen aus dem Kreise der eigenen Civilisation auf die unendlich mannigfaltigen Wege, welche die Entwickelung des gesammten Menschengeschlechts gegangen ist, — die sichere Kunde von untergegangenen Culturen und von den Naturvölkern, wie von ihren Umwandlungen der Nachwelt überliefern — selbst die praktischen Ziele im gewerblichen Wettbetriebe, wie in der Betheiligung am Welthandel finden. Der Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte soll das Museum bei ihrer wissenschaftlichen Arbeit die unentbehrlichen Hilfsmittel gewähren, durch die Vollständigkeit des zur Vergleichung geeigneten Materials die vorsichtige Formulirung der Probleme ermöglichen und die Beziehungen zu den Nachbarwissenschaften vermitteln."

Hierauf richtete der Kronprinz folgende Worte an die Versammlung:

„Se. Majestät der Kaiser und König haben Mich beauftragt, Seiner Freude und Genugthuung über die glückliche Vollendung dieses Gebäudes Ausdruck zu geben und zugleich den Allerhöchsten Dank und die Allerhöchste Anerkennung allen Denen auszusprechen, welche dazu mitgewirkt haben, dass zu den bisher bestandenen königlichen Museen nunmehr eine umfassende Sammlung mit der Aufgabe hinzutritt, den ganzen Reichthum menschlicher Entwickelung, welcher ausserhalb des Gebietes jener anderen Sammlungen fällt, zu veranschaulichen.

Wir haben soeben gehört, wie schon der Name des Grossen Kurfürsten mit den Anfängen dieser Anstalt verknüpft ist. Wenn keiner seiner Nachfolger diesen Bestrebungen Schutz und Förderung versagt hat, so war es doch erst unserem Jahrhundert vorbehalten, die umfassenden Aufgaben einer wissenschaftlichen Völkerkunde in ihrem ganzen Umfange zu erkennen und mit Aussicht auf Erfolg in Angriff zu nehmen. Mit Stolz blicken wir heute auf den Antheil, welchen die Wissenschaft unseres Vaterlandes an der Stellung und Lösung dieser Aufgaben genommen hat, wie auf das Verdienst deutscher Reisender und Forscher um die Ausdehnung unserer Kenntniss auch derjenigen Erdtheile und Erdbewohner, welche sich derselben am längsten entzogen hatten. Und dankbar geniessen wir auch auf diesem Gebiete die Früchte der Machtstellung, welche Se. Majestät der Kaiser unserem Vaterlande gegeben hat.

Mir ist es eine Freude gewesen, dem Plane der Errichtung dieser Anstalt von seinem ersten Auftauchen an Mein volles Interesse zuzuwenden und Zeuge der Fürsorge zu werden, welche nicht nur die zunächst zu seiner Verwirklichung berufenen Behörden, sondern vor Allem auch die Leitung unserer auswärtigen Angelegenheiten und die Verwaltung unserer Marine ihm fortdauernd gewidmet haben. Nicht minder hat es Mich mit lebhafter Genugthuung erfüllt, im Einzelnen zu verfolgen, wie diesem Museum in noch reicherem Masse als unseren anderen öffentlichen Anstalten die freiwillige Mitarbeit und Opferbereitschaft unserer Landsleute in fernen Welttheilen, wie in der nächsten Heimat zu Theil geworden ist, und wie viele Förderung, Bereicherung und Belehrung wir auch ausländischen Freunden dieser unserer Bestrebungen zu verdanken haben. Indem Ich der Hoffnung Ausdruck gebe, dass jenes fruchtbare Zusammenwirken privater Kreise mit der Verwaltung dieser Anstalt in gleich segensreicher Weise wie bisher fortdauern möge, kann Ich Mir nicht versagen, allen den zahlreichen Förderern und Wohlthätern derselben, ebenso aber den Meistern dieses Baues auch Meinerseits an dieser Stelle zu danken.

Nicht weniger mannigfaltig als die Denkmäler, welche unter dem Dache dieses schönen, der Völkerkunde gewidmeten Gebäudes vereinigt werden, sind die Interessen, welche sich an dieselben anschliessen; denn auch die Bestrebungen, welche unseren Landsleuten in anderen Welttheilen Wohnsitz und fruchtbare Thätigkeit zu schaffen suchen, finden hier vielfache Anknüpfung und Belehrung, wie sie andererseits unseren Sammlungen schon die wichtigsten Bereicherungen zugeführt haben. Aber all dieser Reichthum wird doch zunächst und vor Allem der Wissenschaft zum Studium bereitet, und Ich kann heute, wo dieses Museum zuerst dem öffentlichen Gebrauch übergeben wird, keinen besseren Wunsch für sein Gedeihen aussprechen, als den, dass es allezeit sein und bleiben möge eine Stätte strenger, unbefangener und einzig auf die Wahrheit gerichteter Forschung."

Es muss hier nun gleich bemerkt werden, dass diese Eröffnungsfeier nicht der Vollendung der Aufstellung der Sammlungen galt, sondern eigentlich der baulichen Fertigstellung des Museums. Schon einmal im Laufe des vergangenen Jahres, während der vom 18. bis 24. September in Berlin abgehaltenen Versammlung deutscher Naturforscher, waren die Räume des Museums den Theilnehmern desselben zum Besuche geöffnet. Damals, wie auch am Tage der Einweihung, war nur der kleinste Theil der Sammlungen definitiv, ein anderer Theil dagegen nur provisorisch aufgestellt, während die grössere Hälfte derselben noch der Aufstellung harrt. Wir wollen später noch auf diesen Punkt zurückkommen. Mit dem Bau des Museums wurde gegen Ende 1880 begonnen; fünf Jahre darauf war derselbe in allen seinen Theilen so gut wie vollendet.

Einige hundert Schritte von dem verkehrsreichen Potsdamer Platze entfernt, in der von demselben gegen Südost auslaufenden Königgrätzer Strasse, erhebt sich an der einen Ecke gegen die noch unausgebaute Zimmerstrasse (in welcher unmittelbar neben dem in Rede stehenden Gebäude das neue Kunstgewerbemuseum

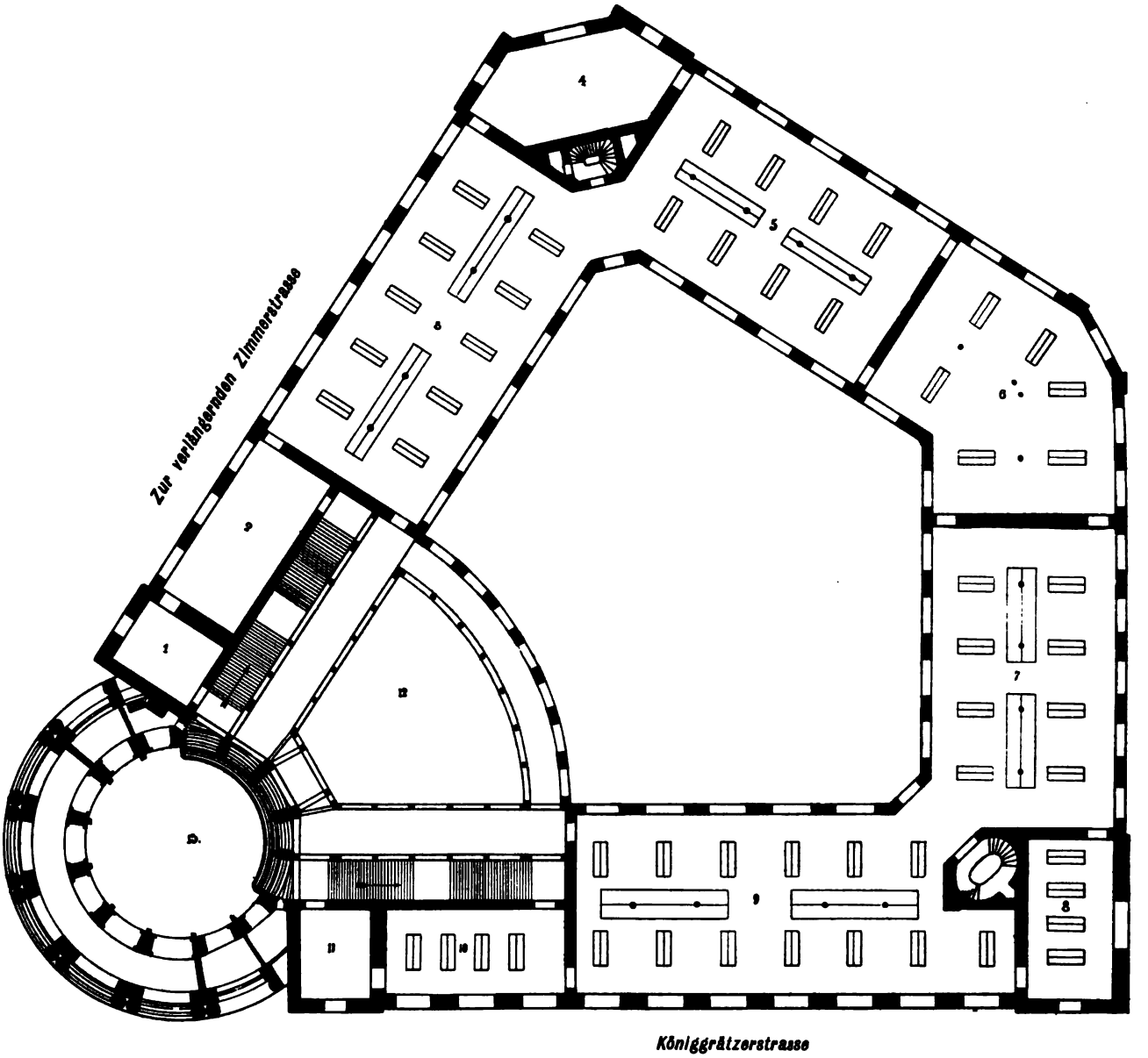


Fig. 1. **Grundriss des Museums für Völkerkunde in Berlin. Erdgeschoss.**

1, 2. Bureaux.
3—8. Vorgeschichtliche Sammlung.
9—10. Schliemann'sche Sammlung.
11. Conferenzzimmer.
12. Lichthof und Haupttreppen.
13. Flurhalle.

liegt) das neue, im Style der italienischen Frührenaissance ausgeführte Gebäude. Die genannten Strassen bilden hier eine spitze Ecke. Sehr geschickt hat nun der Erbauer Professor Ende den Eingang in die Ecke verlegt (siehe den obenstehenden Grundriss), welche er entsprechend abrundete. Fünf grosse Thore führen in eine runde Halle, welche von einer flachen Kuppel überwölbt wird. Von hier gelangt man in einen grösseren, fächerartig gestalteten Lichthof, an dessen Langseiten die beiden Haupttreppen nach den, den beiden genannten Strassen entsprechenden Hauptflügeln des Gebäudes führen. Dieser lichtdurchfluthete, allseitig abgeschlossene Raum ist aber nicht blos Treppenhaus, sondern er bietet durch geschickte Anbringung der Stiegen (die eine zum Aufgang, die andere zum Abgang dienend) genügenden Raum zur Unterbringung besonders grosser Schauobjecte, welche wegen ihrer Dimensionen in den Sälen nicht aufgestellt werden können. Dahinter liegt

ein grosser, ungedeckter Hof, in seiner Form dem Grundrisse des Gebäudes entsprechend. Die eine, an den Lichthof anstossende Seite bildet ein Kreissegment, während die anderen Seiten den vier Fronten des Gebäudes, das im Grundriss ein unregelmässiges Viereck bildet, entsprechen. Diese Anlage eines grossen, centralen Hofes ermöglichte es auch, den sich um denselben gruppirenden Schausälen, welche durch die ganze Gebäudebreite reichen, Licht von beiden Seiten zuzuführen. Wegen der grossen Breite der Säle sind die Decken derselben in der Mitte durch gusseiserne Säulen gestützt, welche in sinnreicher Weise mit den Schaukästen in Verbindung gebracht wurden. Fünf grosse Säle und sechs kleinere Räume gehen um das ganze Gebäude herum, so dass man von der einen Seite des Lichthofes ausgehend durch die Säle hindurch wieder von der anderen Seite in denselben zurückkommt (Durchgangssystem).

Das Gebäude hat ausser dem Kellergeschoss, welches die ausgedehnten Verpacks- und Präparationsräume enthält, vier Stockwerke. Die unterste Etage (Erdgeschoss) ist für die prähistorischen Sammlungen, sowie für die in der Aufstellung bereits vollendete Schliemann'sche Sammlung (das Ergebniss seiner grossartigen Ausgrabungen auf dem Burgberge von Bunarbaschi) bestimmt, welch letztere der begeisterte Forscher der deutschen Nation zum Geschenke gemacht und hier eigenhändig aufgestellt hat. Die beiden darüber liegenden Stockwerke werden die ethnographischen Sammlungen aufnehmen, wohl die reichsten, welche heute existiren. In der vierten Etage soll die derzeit in der Entstehung begriffene anthropologische Sammlung ihre Aufstellung finden. Bekanntlich befindet sich die, namentlich durch Virchow's unermüdliche Thätigkeit zusammengebrachte reiche anthropologische Sammlung Berlins im Besitze der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte; es sind derzeit Verhandlungen im Zuge, um diese meist aus Typen bestehende, kostbare Sammlung im Museum zur Aufstellung zu bringen.

Einen grossen Vorzug gegen andere ähnliche Institute besitzt das Museum für Völkerkunde in dem prächtigen, amphitheatralisch angelegten Vortragssaale (der sogenannten „Aula"), welche über der erwähnten runden Vorhalle gelegen ist. Derselbe wird von einer Anzahl von Arbeitszimmern umgeben, über welche in der dritten Etage die zur Aufnahme der Bibliothek bestimmten Räume liegen.

Betreten wir von dem schon mehrfach erwähnten Lichthofe aus die Säle des ersten Stockwerkes (welchem die Räume der darüberliegenden beiden Etagen gleichen), so fällt uns sofort Zweierlei in's Auge, nämlich vor Allem die Grösse und Helligkeit der von beiden Seiten Licht empfangenden Räume und dann die einfache, schmucklose, aber nichtdestoweniger würdige Ausstattung derselben. Dieses Princip ist im Museum streng durchgeführt; es wurde geflissentlich „von jedem besonderen Schmuck der Räume Abstand genommen, weil die Erfahrung gelehrt hat, dass solcher in Museen allzuleicht geeignet ist, die Aufmerksamkeit des Beschauers abzulenken". Sogar bei den Schränken „ist von jeglicher künstlerischer Ausgestaltung der Ausstellungsbehälter Abstand genommen; es fehlen selbst Bekrönungsleisten und ähnliche Zuthaten, da die Museums-Verwaltung von vornherein die Forderung stellte, dass alle dem Staube Gelegenheit zum Anhaften und Ansammeln bietende, durch die Nothwendigkeit nicht bedingte Zuthaten fortzulassen seien, abgesehen davon, dass künstlerisch ausgestattete Behälter auch leichter die Aufmerksamkeit vom Inhalte abzulenken im Stande seien". Den schon erwähnten eisernen Säulen entsprechend, sind der mittleren Längsaxe des Saales nach grosse, fast ganz aus Eisen und Glas construirte Schränke aufgestellt, während eine Anzahl kürzerer Schränke sich fischgrätenartig an dieselben anschliessen, jedoch in der Art, dass zwischen beiden entsprechend breite Gänge freibleiben. Die Ausführung der Schränke, deren Anordnung und sehr sinnreiche Einrichtung behufs bequemer Anbringung der Schauobjecte bildet das Resultat langer, eingehender Studien, um welche sich namentlich der jetzige Director der prähistorischen Sammlung, Dr. A. Voss, grosse Verdienste erworben. Demselben ist auch die musterhafte Aufstellung der prähistorischen Sammlung zu danken, von welcher heute ein grosser Saal, die vorgeschichtlichen Alterthümer der Mark Brandenburg enthaltend, vollendet ist. Es wurde hier zum ersten Male im Grossen von der bisher üblichen Methode, die Funde nach Perioden aufzustellen [1]), Umgang genommen und die Alterthümer einfach nach Fundorten streng geographisch aufgestellt. Wohl rühmt man der ersteren Aufstellungsart eine grössere Uebersichtlichkeit für das besuchende Publicum nach; es ist aber unzweifelhaft, dass die nüchterne „Berliner Methode", wie man dieselbe jetzt mit Fug und Recht nennen kann, den Anforderungen der Wissenschaft besser entspricht, da man die Funde von einer Localität und deren Umkreis gleich beisammen findet. Wohl werden die Meinungen über die Zweckmässigkeit der Anwendung einer oder der anderen Aufstellungsweise immer auseinandergeben, da namentlich die bisher zumeist angewandte Methode mehr der idealen Auffassung der Sache, sowie der uns von Kindesbeinen an eingeprägten historischen Aufeinanderfolge mehr entspricht; wir sind aber heute in der Urgeschichtsforschung noch so weit vom Ideal entfernt, dass die in Berlin befolgte Art und Weise der Aufstellung eine grössere wissenschaftliche Berechtigung hat. Für den Localforscher ist dieselbe eigentlich die einzig richtige und wir wissen nur zu gut, dass die möglichst eindringliche Verfolgung der Localforschung die einzige Bürgschaft für den intensiven Fortschritt in der Erforschung der vorgeschichtlichen Verhältnisse eines Landes in sich schliesst.

In den weiteren Sälen (4—8 des Planes), welche sich an den vorigen anschliessen, sollen ferner die ausserbrandenburgischen deutschen und ausserdeutschen (europäischen) Alterthümer zur Anschauung gebracht

[1]) Muster dieser Aufstellung sind die grossen nordischen Museen in Kopenhagen und Stockholm, sowie das Musée des Antiquités nationales in St. Germain en Laye.

werden. Der letzte grosse Saal sammt dem daran stossenden kleineren Saal (9 und 10) enthält, wie schon erwähnt, die SCHLIEMANN'sche Sammlung.

In dem darüberliegenden Stockwerke (zweite Etage) beginnt, in derselben Reihenfolge gehend, die ethnographische Abtheilung mit der Aufstellung der afrikanischen Sammlungen, welche namentlich in den letzten Jahren durch die vielen Reisen deutscher Forscher in Mittel-Afrika ausserordentlich bereichert wurden. Die nächstfolgenden beiden grossen Säle enthalten die reichen Sammlungen des Museums aus der Südsee, namentlich die grossartige Collection des Herrn Dr. OTTO FINSCH. An diese schliessen sich im nächsten Saale die überaus reichen altamerikanischen Sammlungen — in Bezug auf die alten Culturreiche von Mexiko, Ecuador und Peru wohl die reichsten der Welt — sowie die grosse amerikanische Sammlung der jetzt noch lebenden Naturvölker an, welche namentlich in der reichen Vertretung der an der Nordwestküste Nordamerikas lebenden Völker keinen einigermassen nennenswerthen Rivalen kennt. Diesen finden sich in einem Nebenraume die ebenfalls sehr reichen Sammlungen der nordasiatischen Völker angeschlossen. Die Aufstellung dieser Sammlungen, welche zur Zeit der Einweihung alle schon sichtbar waren, war nur eine provisorische; an der definitiven Aufstellung des kolossalen Materials wird dem Vernehmen nach schon eifrig gearbeitet.

Die Säle der dritten Etage, denen heute noch die Einrichtung mit Schaukästen mangelt, sind für die Aufstellung der ebenso umfangreichen asiatischen Sammlungen (mit Ausnahme der schon erwähnten) bestimmt.

Wohl mögen andere ethnographische Museen in einzelnen Theilen vollständigere Sammlungen aufzuweisen haben [1]); im Grossen und Ganzen enthält aber das Museum für Völkerkunde in Berlin heute einstreitig die reichste ethnographische Sammlung. Es ist dies das grosse Verdienst des unermüdlichen Schöpfers des Museums, des Geh. Regierungsrathes und Directors Dr. ADOLF BASTIAN, welcher durch seine weitreichenden Verbindungen, die er auf seinen grossen Weltreisen anknüpfte, eine dauernde Grundlage für die zukünftige Vermehrung der Sammlungen geschaffen hat. Mögen in Bälde die grossen Sammlungen jene würdige Aufstellung finden, welche den Intentionen ihres Schöpfers entspricht, und der grosse Gedanke desselben, mit welchem er vor Jahren an das Riesenwerk, das nun seiner Vollendung entgegengeht, herantrat, zur Verwirklichung werden, alle Völker des Erdballes möglichst vollständig durch die ihre Culturen und psychischen Eigenthümlichkeiten repräsentirenden Objecte in dem neuen Museum vertreten zu sehen.

---

[1]) Aus eigener Anschauung hebe ich hier nur folgende hervor: London (British Museum) ist entschieden reicher in seiner unvergleichlich grossartigen Vertretung Polynesiens, sowie durch die herrliche keramische Sammlung aus Ostasien; Paris (ethnographisches Museum im Trocadero) nähert sich am meisten Berlin in der reichen Vertretung der amerikanischen Alterthümer; hier lassen auch die ethnographischen Sammlungen aus dem nördlichen und westlichen Afrika keinen Vergleich zu; Leiden ist unzweifelhaft durch die excellente Vertretung des ostindischen Archipels, sowie Japans (erste Sammlung SIEBOLD's) den Berliner Sammlungen voraus; Kopenhagen wieder durch die reichen Sammlungen von den Hyperboräern (namentlich den Eskimos von Grönland). Die ethnographische Sammlung des naturhistorischen Hofmuseums in Wien dürfte voraussichtlich durch die reiche Vertretung Brasiliens, sowie der oberen Nilländer, vielleicht auch mancher Theile des ostindischen Archipels überlegen sein.

Vorstand und Mitglieder der Anthropologischen Gesellschaft in Wien

nach dem Stande der Jahresversammlung am 8. Februar 1887.

A. Ausschuss.

Präsident:

Ferdinand Freiherr von **Andrian-Werburg.**

Vice-Präsidenten:

Dr. Carl **Langer R. v. Edenberg.**
Dr. Friedrich **Müller.**

Secretäre:

Franz **Heger.**
Dr. Moriz **Hoernes.**

Cassier:

Ignaz **Spöttl.**

Rechnungsführer:

Dr. J. E. **Polak.**

Ausschussräthe:

Dr. Carl **Aberle.**
Dr. J. Hektor Ritter von **Arneth.**
Dr. Franz Ritter von **Hauer.**
Dr. Carl Theodor von **Inama-Sternegg.**
Felix **Kanitz.**
Felix **Karrer.**
Dr. Josef **Karabaček.**
Dr. Theodor **Meynert.**
Dr. Matthäus **Much.**
Dr. D. H. **Müller.**
Josef Szombathy.
Dr. Carl **Toldt.**
Dr. Sigmund **Wahrmann.**
Dr. Augustin **Weisbach.**
Dr. Martin **Wilckens.**
Se. Excellenz Graf Hans **Wilczek.**
Dr. Joh. Nep. **Woldřich.**
Graf Gundaker **Wurmbrand.**

Rechnungs-Revisoren:

Edmund **Schmidel.**
Dr. Alois **Morawitz.**

B. Mitglieder.

I. Ehrenmitglieder.

Adolf **Bastian** in Berlin.
Anatol **Bogdanow** in Moskau.
Ernst **Haeckel** in Jena.
A. de **Quatrefages** in Paris.
J. W. **Powell** in Washington.
H. **Schaaffhausen** in Bonn.
J. J. S. **Steenstrup** in Kopenhagen.
Rudolf **Virchow** in Berlin.

II. Correspondirende Mitglieder.

Richard **Andree** in Leipzig.
A. **Bertillon** in Paris.
Daniel **Brinton** in Philadelphia.
Emil **Cartailhac** in Toulouse.
Ernest **Chantre** in Lyon.
Alexander **Ecker** in Freiburg i. B.
Ernst **Eitel** in Honkong.
Otto **Finsch** in Bremen.
Oscar **Fraas** in Stuttgart.
Alb. S. **Gatschet** in Washington.
Girard de Rialle in Paris.
Victor **Gross** in Neuveville.
Graf **Gozzadini** in Bologna.
Wilhelm **Gurlitt** in Graz.
Theophil **Hahn** in Stellenbosch.
Horatio **Hale** in Clinton, Canada.
Ernest **Hamy** in Paris.
Wolfgang **Helbig** in Rom.
Theodor von **Heldreich** in Athen.
C. **Herbst** in Kopenhagen.
Hans **Hildebrand** in Stockholm.
W. J. **Hoffman** in Washington.
Abel **Hovelacque** in Paris.
Paul **Hunfalvy** in Budapest.
Urban **Jarnik** in Prag.
Julius **Kollmann** in Basel.
Isidor **Kopernicki** in Krakau.
J. G. W. **Leitner** in Lahore.
Ludwig **Lindenschmit** in Mainz.
Paolo **Mantegazza** in Florenz.
Carl **Mehlis** in Dürkheim a. d. H.
Julie **Mestorf** in Kiel.
A. B. **Meyer** in Dresden.
Oscar **Montelius** in Stockholm.
Gabriel de **Mortillet** in St. Germain a. L.
Julius **Naue** in München.
Heinrich **Obst** in Leipzig.
Paul **Orsi** in Florenz.
Antonio **Pascoli** in Mexico.
Luigi **Pigorini** in Rom.
Gustav **Radde** in Tiflis.
Johannes **Ranke** in München.
Friedrich **Ratzel** in Leipzig.
Charles **Rau** in Washington.
Gustav **Retzius** in Stockholm.
J. G. F. **Riedel** in Utrecht.
L. **Rütimeyer** in Basel.
J. D. E. **Schmeltz** in Leyden.
Willibald von **Schulenburg** in Charlottenburg.
W. **Schwartz** in Berlin.
Georg **Schweinfurt** in Kairo.
C. **Schwicker** in Budapest.
A. **Steinhauer** in Kopenhagen.
L. **Stieda** in Dorpat.
P. **Strobel** in Parma.
Otto **Tischler** in Königsberg.
Paul **Topinard** in Paris.
E. **Trumpp** in München.
E. **Ujfalvy de Mezö-Kövesd** in Paris.
Ingvald **Undset** in Christiana.
Theodor Stefanović **Vilovski** in Belgrad.
Julien **Vinson** in Paris.
Albert **Voss** in Berlin.

III. Unterstützende Mitglieder.

Dumba, Nikolaus, Fabriksbesitzer, Reichsraths-Abgeordneter etc. etc. Wien, I. Parkring 4.
Spöttl, Ignaz, Historienmaler. Wien, VII. Westbahnstrasse 6.

IV. Wirkliche Mitglieder.

Aberle, Dr. Carl, k. k. Regierungsrath und emer. Professor. Wien, I. Bäckerstrasse 8.
Alterthumsverein in Worms.
Andrian-Werburg, Ferdinand Freiherr von, k. k. Ministerialrath etc. etc. Wien. (Lebenslängliches Mitglied.)
Arneth, Dr. Alfred Ritter von, k. k. wirkl. geh. Rath, Director des geh. Haus-, Hof- und Staats-Archives. Wien, I. Giselastrasse 7.
Arneth, Dr. Hektor Ritter von. Wien, I. Kolowratring 14.
Bachofen von Echt, Brauereibesitzer, Bürgermeister von Nussdorf etc. Färbergasse 11. (Lebenslängliches Mitglied.)
Batz, Friedrich Freiherr von, k. k. Rittmeister a. D. in Teesdorf-Tattendorf, Niederösterreich.
Beer, Dr. Adolf, k. k. Hofrath, Professor an der technischen Hochschule. Wien, III. Lagergasse 1.
Beckmann, Josef Doimo. Wien, VII. Mechitaristengasse 9.
Benedikt, Dr. Moriz, k. k. Univ.-Professor. Wien, I. Franziskanerplatz 5.
Benndorf, Dr. Otto, k. k. Hofrath und Univ.-Professor. Wien, IX. Pelikangasse 18.
Benoni, Dr. Eduard, Landesadvocat in Ischl.
Berchthold, Sigmund Graf, Reichsraths-Abgeordneter und Gutsbesitzer. Wien, I. Kärntnerring 10.
Biesiadecki, Dr. Alfred, k. k. Landes-Sanitätsreferent in Lemberg.
Boglišić, Dr. Valtazar, Conseiller d'Etat actuel, professeur de droit, à l'université d'Odessa. Paris (d. Z.), Rue des Saints-Pères 71. (Lebenslängliches Mitglied.)
Braun, Ritter von Fernwald, Dr. Carl, k. k. Hofrath und Univ.-Professor. Wien, VIII. Laudongasse 12.
Brücke, Dr. Ernst, k. k. Hofrath, Univ.-Professor. Wien, IX. Schwarzspanierstrasse 7.
Brun, Ferdinand, Leitender Ingenieur der Gewerkschaft Rudolfsthal. Kottes, Niederösterreich.
Brunner von Wattenwyl, Dr. Carl, k. k. Hofrath, Vice-Präsident des Wissenschaftlichen Club. Wien, IV. Theresianumgasse 25.

Bühler, Dr. Georg, k. k. Univ.-Professor. Ober-Döbling, Hermannsgasse 14.

Byland-Rheidt, Arthur Graf, k. k. Bezirkshauptmann in Gaya, Mähren.

Campi, Cav. Luigi dei in Cles, Tirol.

Chroback, Dr. Rudolf, Priv.-Docent an der Universität in Wien, I. Bräunerstrasse 9.

Clary und Aldringen, Edmund Fürst, k. k. wirkl. geh. Rath, Mitglied des Herrenhauses etc. etc. Wien, I. Herrengasse 9.

Conrad von Eybesfeld, Sigmund Freiherr, k. k. wirkl. geh. Rath, kais. öst. Minister a. D. in Löbring.

Czoernig, K. Freiherr von, k. k. wirkl. geh. Rath, Sectionschef etc. Wien, I. Schwarzenbergstrasse 5.

Czoernig, Carl Freiherr von, k. k. Finanz-Director. Klagenfurt.

Dachler, Anton, Ingenieur. Wien, II. Halmgasse 1.

Daublebsky von Sterneck zu Ehrenstein, Maximilian Freiherr von, k. k. Vice-Admiral, Marine-Commandant und Chef der Marine-Section etc. Wien, I. Doblhoffgasse 7.

Daublebsky von Sterneck, Richard Freiherr von, k. k. Reserve-Lieutenant. Wien, IV. Wienstrasse 21.

Delhaes, Stefan, Historienmaler. Wien, VIII. Schlösselgasse 2.

Deutsch, J., kais. Rath, Director des israel. Taubstummen-Institutes. Wien, III. Rudolfgasse 22.

Dillinger, Andreas, Disponent. Wien, V. Wehrgasse 6.

Direction des erzbischöflichen Knabenseminars und Obergymnasiums in Trawnik.

Dittel, Dr. Leopold, k. k. Univ.-Professor, Primararzt im allgem. Krankenhause. Wien, IX. Alserstrasse 4.

Dlauhy, Dr. Johann, k. k. Univ.-Prof. Wien, IX. Spitalgasse 5.

Doblhoff, Josef Freiherr von. Salzburg, Auerspergstrasse 18.

Döll, Eduard, Oberrealschul-Director. Wien, I. Ballgasse 8.

Dungel, Dr. Adalbert, Prälat des Stiftes Göttweig, Niederösterreich.

Duška, Josef. Josefstadt, Böhmen.

Dworschak, Dr. Johann, Advocat in Deutsch-Landsberg, Steiermark.

Dzieduszycki, Thaddäus Graf, Gutsbesitzer, Niesluchow, Post Milatyn, Galizien.

Egger, Ritter von Möllwald, Dr. Alois, Director des Theresian. Gymnasiums. Wien, IV. Favoritenstrasse 15.

Ehrenfeld, Dr. Adolf. Wien, I. Schellinggasse 7.

Faber, Dr. Carl. Wien, I. Bauernmarkt 3.

Familienfonds- und Privat-Bibliothek Sr. Maj. des Kaisers. Wien, k. k. Hofburg.

Fellner, Dr. Leopold, Badearzt in Franzensbad. (Wien, I. Grünangergasse 2.)

Fidler, Carl von, k. k. Sectionschef i. P. Wien, I. Singerstrasse 18.

Figdor, Gustav. Wien, II. Praterstrasse 8.

Fischer, Ludwig Hans, akad. Maler. Wien, VII. Breitegasse 8.

Fischnaler, Conrad, k. k. Lehrer am Pädagogium in Innsbruck.

Frueth, Dr. Wilhelm Ritter von, k. k. Oberstabsarzt in Mauer bei Wien.

Gauster, Dr. Moriz, Primararzt der Landes-Irrenanstalt. Wien, IX. Lazarethgasse 14.

Geyer, Dr. Rudolf, Amanuensis der k. k. Hofbibliothek. Wien, I. Franz Josefs-Quai 39.

Gigl, Johann, p. Inspector der Südbahn. Wien, IV. Belvedergasse 11.

Gittée, August, Prof. à l'Atheneum. Ath, Belgien.

Gomperz, Dr. Theodor, k. k. Univ.-Professor. Wien, III. Reisnerstrasse 9 a.

Gröber, Carl, k. k. Hauptmann im Reichskriegsministerium. Wien, III. Reisnerstrasse 9 a.

Grohmann, Anna Frl., Präsidentin d. Damen-Comités der I. Prager Volksküche etc., Hausbesitzerin. Prag, Graben.

Grotrian, Hermann, Geheimer Kammerrath in Braunschweig.

Gruber, Dr. Josef, k. k. Univ.-Professor. Wien, I. Freiung 7.

Gussenbauer, Dr. Carl, k. k. Professor. Prag, Wenzelsplatz 58.

Haberlandt, Dr. Michael, Assistent am k. k. naturhistorischen Hofmuseum. Wien, VII. Neudeggergasse 23.

Hacker, P. Leopold, Pfarrverweser in Purk, Niederösterreich, Post Ottenschlag.

Hauer, Dr. Franz Ritter von, k. k. Hofrath, Intendant des k. k. naturhistor. Hofmuseums. Wien, I. Burgring.

Hauser, Carl Freiherr von, k. k. Conservator, Secretär des Kärntner Geschichtsvereins in Klagenfurt, Rudolfinum.

Heger, Franz, Custos am k. k. naturhistorischen Hofmuseum. Wien, III. Rasumoffskygasse 1.

Heintz, Gustav Adolf, fürstl. Liechtenstein'scher Oberförster in Babitz bei Adamsthal, Mähren.

Herrnfeld, Heinrich, Redacteur der „Wiener Allg. Zeit.". Wien, II. Obere Donaustrasse 45.

Herzog, Jakob, Schriftsteller. Wien, I. Lothringerstrasse 15.

Himmel, Heinrich, k. k. Hauptmann. Wien, VI. Mariahilferstrasse, Stiftskaserne.

Hinterstoisser, Dr. Josef, k. k. Landesgerichtsarzt. Wien, IX. Währingerstrasse 18.

Hirsch, Alexander, Banquier. Wien, I. Schillergasse 3.

Hochstetter, Arthur Ritter von, Stud. med. Ober-Döbling, Hauptstrasse 60.

Hoelder, Dr. von, k. württ. Ober-Medicinalrath. Stuttgart, Marienstrasse 31.

Hoernes, Dr. Moriz, Amanuensis am k. k. naturhistorischen Hofmuseum. Wien, II. Aloisgasse 3.

Hoernes, Dr. Rudolf, k. k. Univ.-Professor, Graz.

Hoffmann, Dr. Josef, k. k. Ober-Sanitätsrath, Director des allgem. Krankenhauses. Wien, IX. Alserstrasse 4.

Holl, Dr. Moriz, k. k. Univ.-Professor. Innsbruck.

Hölzel, Hugo, Gesellsch. d. geograph.-artistischen Anstalt Ed. Hölzel. Wien, IV. Louisengasse 5.

Houdek, Victor, k. k. Bezirks-Commissär. Wien, I. Schillerplatz 4.

Jireček, Dr. Hermenegild Ritter v. Samokov, k. k. Ministerialrath im Ministerium für Cultus und Unterricht. Wien, IV. Schlüsselgasse 2.

Inama-Sternegg, Dr. Carl Theodor von, k. k. Hofrath. Wien, I. Freiung 6.

Jelinek, Břetislav, Custos' des städt. Museums in Smichow bei Prag, Hieronymusgasse 13.

Jurié, Dr. Gustav Ritter von, Privat-Docent an der Universität in Wien. I. Tuchlauben 8.

Kaiser, Franz, k. k. Directions-Adjunct im Finanzministerium. Wien, IV. Favoritenstrasse 17.

Kaltenegger, Dr. Ferdinand, kaiserl. Rath. Brixen, Südtirol.

Kammel, Dr., Ed. von Hardeger, Gutsbesitzer zu Grussbach, Mähren.

Kanitz, F. Wien, I. Eschenbachgasse 9.

Kaposi, Dr. Moriz, k. k. Univ.-Professor. Wien, IX. Alserstrasse 28.

Karabaček, Dr. Josef, k. k. Univ.-Professor. Wien, III. Seidelgasse 17.

Karner, P. Lambert, Pfarrer in Gösing (Post Fels am Wagram), Niederösterreich.

Karrer, Felix, Secretär des Wissenschaftlichen Club etc. Wien, Döblinger Hauptstrasse 80.

Komers, August, k. k. Professor in Znaim, Mähren.

Königswarter, Moriz Freiherr von, Mitglied des Herrenhauses, Grosshändler etc. Wien, I. Kärntnerring 4.

Kosanović, Sava, Erzbischof von Sarajevo, Metropolit von Dabro in Bosnien und Exarch von Dalmatien. Wien. (Lebenslängliches Mitglied.)

Kosmač, Johann, Bergverwalter in Berszaska bei Bazias, Banat.

Koudelka, Florian, Lehrer an der landwirthschaftlichen Schule und städtischer Thierarzt. Eibenschitz, Mähren.

Kraus, Franz. Wien, I. Strobelgasse 2.

Krauss, Dr. Friedrich. Wien, VII. Hofstallstrasse 5.

Krek, Dr. Gregor, k. k. Professor an der Universität in Graz, Villefortgasse 11.

Kříž, Dr. Martin, k. k. Notar in Steinitz, Mähren.

Krumhaar, Jos. Ritter von, k. k. Hofrath. Wien, IX. Hörlgasse 3.

Kübeck, Max Freiherr von, k. k. Legationsrath a. D. Wien, IV. Wienstrasse 27.

Kubenik, Dr. Carl. Wien, IX. Währingerstrasse 16.

Kubinyi, Nicolaus von, Oberfiscal der Herrschaft Arva. Arva Váralya, Ungarn.

Kundrat, Dr. H., k. k. Univ.-Prof. Wien, I. Maximilianplatz 10.

Kutschera, Hugo Freiherr von, Administrativdirector der bosnischen Landesregierung in Sarajevo.

Lanckoroński, Carl Graf, k. k. Kämmerer, Grossgrundbesitzer etc. Wien, IX. Wasagasse 6.

Langer, Ritter von Edenberg, Dr. Carl, k. k. Hofrath, Univ.-Professor. Wien, IX. Währingerstrasse 11.

Leidesdorf, Dr. Max, k. k. Univ.-Professor. Wien, Ober-Döbling, Hirschengasse 71.

Lepkowsky, Dr. J., k. k. Univ.-Professor in Krakau.

Lorinser, Dr. Friedrich Wilhelm, k. k. Sanitätsrath, Director des Wiedener Krankenhauses. Wien, IV. Favoritenstr. 80.

Löw, Dr. Philipp, Advocaturs-Concipient. Wien, VII. Neustiftgasse 3.

Lukas, Dr. Fr., Professor am k. k. Gymnasium in Krumau, Böhmen.

Luschan, Dr. Felix Ritter von, Directorial-Assistent am Museum für Völkerkunde in Berlin, Blumeshof 2.

Luschka, Ludwig, Kaufmann. Wien, VIII. Auerspergstrasse 17.

Makanec, Dr. Julius, k. k. Kreisarzt, Redacteur der „Bosnischen Post" in Sarajevo.

Marenzeller, Dr. Adolf Edler von, prakt. Arzt. Wien, I. Donnergasse 1.

Maška, Carl, Oberrealschul-Professor in Neutitschein, Mähren.

Meyer, Dr. A. B., k. Hofrath, Director des k. zoologischen und anthropologisch-ethnographischen Museums in Dresden.

Meyer, Dr. Gustav, k. k. Professor an der Universität in Graz.

Meynert, Dr. Theodor, k. k. Hofrath, Univ.-Professor. Wien, IX. Pelikangasse 12.

Michel, Anton, fürstl. Kinsky'scher Zuckerfabriks-Verwalter in Hospozyn bei Wellwarn.

Miklosich, Dr. Franz Ritter von, k. k. Hofrath. Wien, VIII. Josefstädterstrasse 11.

Miličević, Dr. Franjo, in Mostar.

Milličevics, Dr. Michael. Wien, I. Schottenring 2.

Mittler, Dr. Paul. Wien, I. Elisabethstrasse 16.

Montecuccoli, Rudolf Graf, k. k. Corvetten-Capitän in Pola.

Morawitz, Dr. Alois, Hof- und Gerichts-Advocat. Wien, V. Stolberggasse 43.

Moser, Dr. L. Carl, k. k. Gymnasial-Professor. Triest, Via Cecilia 10.

Much, Dr. Ferdinand, k. k. Hoftheaterarzt. Wien, IV. Favoritenstrasse 11.

Much, Dr. Matthäus. Wien, VIII. Josefsgasse 6.

Much, Rudolf, stud. arch. Wien, VIII. Josefsgasse 6.

Müller, Dr. Friedrich, k. k. Univ.-Professor. Wien, III. Marxergasse 24 a.

Müller, Dr. David Heinrich, k. k. Univ.-Professor. Wien, Ober-Döbling, Annagasse 11.

Müller, Hugo, Privatier. Wien, I. Grünangergasse 1.

Obersteiner, Dr. Heinrich jun., k. k. Univ.-Professor, Director der Privat-Irrenanstalt in Döbling, Hirschengasse 71.

Osborne, Wilhelm, Gutsbesitzer. Dresden, Eliasstrasse 5 g.

Oser, Dr. Leopold, k. k. Sanitätsrath, Leiter des Rothschild-Spitales. Wien, I. Neuthorgasse 20.

Ossowski, Gottfried. Krakau, Slawkowskastrasse 16.

Pany, Carl, stud. med. Wien, VI. Dürergasse 8.

Paulitschke, Dr. Filipp, Universitäts-Docent und Gymnasial-Professor in Wien, Ottakring, Hauptstrasse 17.

Peez, Dr. Alexander, Reichsraths-Abgeordneter. Wien, I. Opernring 3.

Penka, Carl, Gymnasial-Professor. Wien, Währing, Gürtelstrasse 103.

Pfeiffer, Rudolf, k. k. Bergrath in Brünn.

Pfungen, Dr. R. Freiherr von. Wien, I. Melzerhof 8.

Pichler, Dr. Friedrich, Univ.-Professor. Graz, Joaneum.

Pick, Gustav, Privatier. Wien, I. Hegelgasse 7.

Pissling, Dr. Wilhelm Ritter von, k. k. Statthaltereirath und Professor in Prag.

Polak, Dr. J. E., em. k. pers. Leibarzt. Wien, I. Bibergasse 1.

Politzer, Dr. Adam, k. k. Univ.-Professor. Wien, I. Gonzagagasse 19.

Politzer, Dr. Leopold Max, k. k. Univ.-Professor. Wien, I. Tuchlauben 7.

Pošepný, Franz, k. k. Professor an der Bergakademie in Přibram.

Preen, Hugo von, Akademischer Maler und Gutsbesitzer in Osternberg bei Braunau am Inn, Oberösterreich.

Prochaska, Carl, k. k. Hof- und Verlags-Buchhändler in Teschen, Oesterr. Schlesien.

Püchler, Wenzel, k. k. Bergrath in St. Pölten.

Pudil, Jan, fürstl. Lobkowitzischer Bauverwalter in Bilin, Böhmen.

Rabl, Dr., Univ.-Professor in Prag.

Radić, Fran, in Korčula, Dalmatien.

Radimsky, Wenzel, k. k. Berghauptmann in Sarajevo.

Ransonnet, Eugen Freiherr von, k. k. Legations-Secretär. Wien, III. Ungargasse 12.

Reinisch, Dr. Leo, k. k. Universitäts-Professor. Wien, VIII. Josefstädterstrasse 30.

Richlý, Heinr., in Neuhaus, Böhmen.

Riedel, Josef, Ingenieur. Wien, IV. Mostgasse 7.

Riese-Stallburg, Werner Freiherr von, k. k. Kämmerer, Gutsbesitzer etc. Wien, Penzing, Pfarrgasse 1 b.
Rigler, Dr. Fr. Edler von, Hof- und Gerichtsadvocat. Wien, III. Seidelgasse 4.
Ringer, Eduard, Kaufmann. Wien, III. Hauptstrasse 3.
Rokitansky, Dr. Hans Freiherr von. Wien, IV. Hauptstrasse 51.
Rollet, Dr. Emil, Privat-Docent an der Universität. Wien, I. Giselastrasse 2.
Romer, Dr. Florian Fr., Domherr in Grosswardein.
Rosenberg, Leopold. Wien, I. Kärntnerring 12.
Rücker, Anton, Centraldirector der Kohlen-Industrie-Gesellschaft. Wien, I. Canovagasse 7.
Salzer, Josef, Fabriksbesitzer. Wien, III. Marxergasse 4.
Sarg, Carl, kais. Rath, Fabriksbesitzer. Wien, IV. Schwindgasse 7.
Schadenberg, Dr. A., in Vigan, Philippinen.
Schiffmann, Ludwig, General-Consul für Peru. Hamburg.
Schmarda, Dr. Ludwig, k. k. Hofrath und Univ.-Professor. Wien, II. Grosse Pfarrgasse 25.
Schmidt, Josef Dr., in Znaim.
Schmidel, Edmund, Staatsanwalt-Substitut. Wien, VIII. Schmidgasse 8.
Schmidl, K. Hietzing, Alleegasse 25.
Schmidt, Josef, Pfarrer in Winklarn bei Amstetten.
Schott, Dr., k. k. Professor in Innsbruck.
Schram, k. k. Rittmeister und Conservator d. k. k. Central-Comm. f. Erhaltung d. Kunst- u. histor. Denkmale. Pola.
Schröer, Dr. Carl Jul., k. k. Professor an der technischen Hochschule. Wien, III. Salesianergasse 5.
Schroff, Dr. Carl Ritter von, k. k. Hofrath, Univ.-Professor in Graz, Burggasse 17.
Schuchardt, Dr. Hugo, Professor an der Universität in Graz, Elisabethstrasse 6.
Schwab, Dr. Erasmus, Director des Mariahilfer Gymnasiums, Bezirks-Schulrath. Wien, VI. Mariahilferstrasse 73.
Schwarzenberg, Adolf Josef Fürst zu, k. k. Geheimer Rath, Major a. D., Reichsraths-Abgeordneter etc. etc. etc. Wien, Palais Schwarzenberg, III. Rennweg 3.
Schwegel, Josef Freiherr von, k. k. wirkl. geh. Rath etc. etc. Wien, IX. Thurmgasse 3.
Sederl, J. Wien, III. Reisnerstrasse 51.
Specht, Jos. Ant., Kaufmann. Wien, I. Franz Josefs-Quai 37.
Spitzer, Gustav, k. k. Hoflieferant für Modewaaren. Wien, I. Kärntnerring 12.
Srbska-Zora, Akademischer Studenten-Verein. Wien, VIII. Langegasse 42.
Stache, Dr. Guido, k. k. Oberbergrath, Chefgeologe der geologischen Reichsanstalt. Wien, III. Strohgasse 21.
Stricker, Dr. Salomon, k. k. Univ.-Prof. Wien, I. Höfergasse 1.
Strobel, Dr. Pelegrino, Professor in Parma.
Strobl, Friedrich, Lehrer in Langenlois.
Strohmayer, Dr. August. Wien, VII. Burggasse 2.
Suchomel, Dr. Theodor, Landesadvocat in Matzen.
Svetlin, Dr. Wilhelm, Director der Irren-Heilanstalt. Wien, III. Leonhardtgasse 3.
Széchenyi, Graf Béla, Herrschaftsbesitzer in Zinkendorf.
Szombathy, Josef, Custos am k. k. naturhistorischen Hofmuseum. Wien, VII. Bernardgasse 3.
Tandler, Ritter von Tanningen, k. k. Ministerialrath i. P. Wien, III. Ungargasse 27.
Tappeiner, Dr., praktischer Arzt in Meran.
Teglás, Gabriel, Oberrealschul-Director in Déva, Siebenbürgen.
Theer, Peter von, k. k. Generalmajor, Haus-Commandant S. M. Arcieren-Leibgarde. Wien, III. Rennweg 6.
Toldt, Dr. Carl, k. k. Univ.-Professor. Wien, IX. Ferstelgasse 6.
Tomaschek, Dr. Wilhelm, k. k. Univ.-Professor. Wien, VIII. Albertplatz 1.
Tomovitz, Dr. Joh., k. k. Oberstabsarzt. Wien, III. Schulgasse 12.
Tordinac, Nikola, Djakovo (Diakovar).
Toula, Dr. Franz, o. ö. Professor an der k. k. technischen Hochschule. Wien, VII. Kirchengasse 19.
Universitäts-Bibliothek, königl. in Göttingen.
Valjavec, Matija, Professor, Mitglied der südslavischen Akademie in Agram.
Vukasović, Vid Vuletić, Professor in Curzola, Dalmatien.
Wahrmann, Dr. Sigmund, prakt. Arzt. Wien, I. Wollzeile 29.
Wahrmund, Dr. Adolf, Privat-Docent an der Universität und Orientalischen Akademie in Wien, IV. Schmöllerlgasse 5.
Wang, Nikolaus, Assistent am k. k. naturhistor. Hofmuseum. Wien, I. Krugerstrasse 17.
Wankel, Dr. Heinrich, praktischer Arzt in Olmütz.
Wattmann, Baronin Henriette. Wien, I. Wollzeile 6.
Wedl, Dr. Carl, k. k. Univ.-Professor. Wien, IX. Kolingasse 20.
Weinberger, Isidor, Ober-Inspector der k. k. Staatsbahn. Wien, III. Oetzeltgasse 4.
Weisbach, Dr. August, k. k. Stabsarzt. Wien, VIII. Piaristengasse 26.
Weiss, Dr. J. B., k. k. Univ.-Professor. Graz, Stiegengasse 9.
Wenusch, Friedr. Ritter von, stud. med. Wien, VIII. Skodagasse 9.
Wenusch, Josef Ritter von, Ober-Ingenieur. Wien, VIII. Skodagasse 9.
Wieser, Dr. Franz, k. k. Univ.-Professor. Innsbruck, Sillgasse 19.
Wilckens, Dr. Martin, k. k. Professor an der Hochschule für Bodencultur. Wien, Währing, Sternwartestrasse 48.
Wilczek, Hans Graf, k. k. wirkl. geh. Rath etc. etc. Wien, I. Herrengasse 5.
Windischgrätz, Ernst Fürst zu, k. k. Oberst a. D., Gutsbesitzer etc. etc. Wien, III. Strohgasse 11 a.
Winternitz, Dr. Moriz, Wien, III. Hetzgasse 20.
Winternitz, Dr. Wilhelm, Privat-Docent an der Universität. Wien, I. Helferstorferstrasse 9.
Witlačil, Dr. Andreas, k. k. Bezirksarzt, Landes-Sanitätsrath. Wien, VIII. Piaristengasse 17.
Wittmann, Dr. Emil Hugo, Schriftsteller, Redacteur der N. F. Presse. Wien, I. Weihburggasse 32.
Woldřich, Dr. Joh. Nep., k. k. Professor am akadem. Gymnasium in Wien. III. Barichgasse 32.
Wormser, Maximilian, Banquier. Wien, I. Kärntnerstrasse 31.
Wrann, C. A., Bergingenieur in Ujbanya bei Plavisevica, Banat.
Wurmbrand, Graf Gundaker, k. k. Landeshauptmann für Steiermark etc. etc. Graz, Elisabethstrasse 31.
Zichy von Vasonykeö, Edmund Graf, k. k. wirkl. geh. Rath, Kämmerer etc. etc. Wien, I. Weihburggasse 32.
Žitný, Anton, fürstl. Liechtenstein'scher Forstmeister in Adamsthal, Mähren.
Zuckerkandl, Dr. Emil, k. k. Univ.-Professor in Graz.
Zwiklitz, Felix von, öffentlicher Gesellschafter der Firma Lindheim & Co. Wien, I. Lothringerstrasse 1.

Redactions-Comité: Fr. R. v. Hauer, C. Langer R. v. Edenberg, M. Much, F. Müller, S. Wahrmann und J. Woldřich.
Redacteur: Franz Heger.

MITTHEILUNGEN

der

Anthropologischen Gesellschaft in Wien.

(Band XVII. Der neuen Folge VII. Band.)

Nr. 3. **Sitzungsberichte.** **März 1887.**

INHALT: Jahresversammlung am 8. März 1887. 1. Aufruf der Gesellschaft behufs Beitrittes neuer Mitglieder; S. 25. — 2. Krauss, Das Bauopfer bei den Südslaven; S. 25. — 3. Szombathy, Die Nekropole von Sta. Lucia im Küstenlande; S. 26. — 4. Spöttl, Kupferaxt mit angegossenem Stiele; S. 29. — Krauss, „Der Weltverkehr" von Dr. Michael Geistbeck; S. 30. — 6. Geschenke für die Bibliothek; S. 32.
Ausserordentliche Versammlung am 15. März 1887. Adalbert Graf Dzieduszycki: 1. Die Felsburg zu Bubniska in Galizien; S. 32. 2. Märchen und Mythen bei den Nordslaven; S. 32. — Nachtrag; S. 32.

Monatsversammlung am 8. März 1887.

Vorsitzender: Herr Hofrath Dr. Carl Theodor von Inama-Sternegg.

1. Der Vorsitzende macht die anwesenden Mitglieder und Gäste auf den vom Präsidium der Gesellschaft vor einigen Tagen herausgegebenen Aufruf besonders aufmerksam. Derselbe hat den Zweck, der Gesellschaft neue Mitglieder zuzuführen und dadurch deren Interessentenkreis zu erweitern. Der Vorsitzende ersucht die Anwesenden, durch geeignete Agitation in Freundes- und Bekanntenkreisen die Zwecke dieses Aufrufes fördern zu wollen.

In Folge dieses Aufrufes haben bisher 33 Herren ihren Beitritt zur Gesellschaft angemeldet, und zwar: 6 als unterstützende und 27 als wirkliche Mitglieder. Die Namen derselben lauten:

a) Unterstützende Mitglieder:

Leopold Schnabl, argentinischer Consul in Wien,
Se. Excellenz Hugo Graf Abensperg-Traun, Sr. Majestät Oberstjägermeister in Wien,
Se. Excellenz Metell Freiherr Ožegović de Barbalaševeč et Bela, k. k. Geheimrath in Hietzing,
Ludwig Lobmeyr, Commerzialrath in Wien,
Se. Durchlaucht Ferdinand Fürst Kinsky in Wien,
Dr. Victor Miller von und zu Aichholz in Wien.

b) Wirkliche Mitglieder:

Isidor Bellak, Antiquar in Wien,
Dr. Hans Ritter von Hebra, Universitäts-Docent in Wien,
Dr. Josef Krayatsch, Leiter der n.-ö. Irren-Anstalts-Filiale in Gugging,
Dr. Ferdinand Hackenberg, Hof- und Gerichts-Advocat in Wien,
Dr. Joh. Jos. Nadenius, kais. Rath in Wien,
Se. Excellenz Alfons Freiherr de Pont-Vullyamoz, k. k. wirkl. Geheimrath in Wien,
Se. Excellenz Dr. Franz Albert Eder, Fürsterzbischof von Salzburg,
Dr. Franz Auchenthaler, k. k. Leibarzt in Wien,
Heinrich Mattoni, kais. Rath in Wien,
Dr. Christoph von Hartungen in Wien,
Carl Baron de Vaux, k. k. Oberst in Wien,
Dr. Alois Höfler, k. k. Professor in Wien,
Dr. Richard Hueber, k. k. Hof- und Gerichts-Advocat in Wien,
Carl Tagleicht, k. k. Hofschlosser in Wien,
Leopold Schrötter, k. k. Universitätsprofessor in Wien,
Dr. Anton Holler, Primararzt der n.-ö. Landes-Irrenanstalt in Wien,
Dr. Salomon Hajek in Wien,
Alois Czerny, Bürgerschullehrer in Mährisch-Trübau,
Se. Excellenz Anton Freiherr von Scudier, k. k. Feldzeugmeister in Wien,
Dr. Joachim Margulies, praktischer Arzt in Wien,
Dr. Jakob Treulich, k. k. Oberstabsarzt in Wien,
Anton Freiherr von Ludwigstorff in Deutsch-Altenburg a. d. Donau,
Se. Hochwürden Ubald Kostersitz, Propst des Stiftes Klosterneuburg,
Die Anthropologische Section der Gesellschaft für Physiokratie in Böhmen,
Hugo Pauli, Buchhändler in Wien,
Theodor Demuth, Buchhändler in Wien,
Dr. Emil Tietze, Chef-Geologe an der k. k. geologischen Reichsanstalt in Wien.

Jedes Mitglied der Gesellschaft wird nochmals dringend gebeten, die Zwecke derselben durch Zuführung neuer Mitglieder fördern zu wollen.

2. Herr **Dr. Friedrich S. Krauss** hält einen Vortrag über

Das Bauopfer bei den Südslaven.

Der Vortragende erklärt mit einigen Worten die Bedeutung der Opfer im Allgemeinen und den vermeintlichen Zweck der Bauopfer insbesondere. Das Bauopfer beruhe anf animistischen Vorstellungen. Man könne es bei allen Völkern alter und neuer Zeit nachweisen. Das Bauopfer bei den Südslaven biete eigentlich keine neuen Anhaltspunkte zur Erklärung der Erscheinung dar. Der Vortragende hält es demnach für seine Aufgabe, lediglich das Vorkommen des Bauopfers bei den Südslaven des Näheren darzustellen, wobei doch einige besondere Eigenthümlichkeiten des südslavischen Volksglaubens sich zeigen.

Der Vortragende erzählt nach eigens von ihm auf seiner Forschungsreise gepflogenen Erhebungen, wie der

Bosnier den ‚Erdgeist' oder ‚Erdenherrn' (sahibija zemlje) durch Geldopfer zu versöhnen weiss, und was für Ceremonien bei der Wahl eines Baugrundes üblich sind. Eine serbische Sage vom Handel des Bauers mit dem Erdengeiste dient zur Erläuterung des Opferbrauches. Dr. Krauss bestreitet die Richtigkeit der Annahme F. Liebrecht's, dass die Thier- und andere Opfer für ursprünglichere Menschenopfer eingetreten. Wahrscheinlicher sei es, dass das Thieropfer das gewöhnlichere, das Menschenopfer das weitaus seltenere gewesen. Letzteres mochte man, wie es die Volksüberlieferungen ausdrücklich bezeugen, nur beim Bau bedeutender Werke darbringen. Dr. Krauss hält einen französischen Bericht über ein vor 22 Jahren in der Hercegovina verübtes Menschenbauopfer für durchaus unglaubwürdig und beweist aus inneren und äusseren Gründen, dass die Angaben des Berichterstatters auf freier Erfindung beruhen dürften. Ueber das Einmauern eines Kindes gäbe es nur vereinzelte Sagen aus Bosnien, dagegen erscheine die Sage von der lebendig vermauerten Frau des Baumeisters an 8 Orten localisirt. Dr. Krauss theilt hierauf eine versificirte Fassung der Sage von der Erbauung der Burg von Tešanj in Bosnien mit. Das Guslarenlied hat der Vortragende auf seiner Reise notirt. Das Verhältniss dieser Sage zu den bekannten serbischen und bulgarischen Fassungen derselben gibt ihm Anlass zu einer Reihe von Bemerkungen über die Verbreitung des Sagenstoffes und des Volksglaubens bezüglich des Einsiedelns in einen Neubau. Nebenbei hebt Herr Dr. Krauss einige Eigenthümlichkeiten des polnischen Volksglaubens hervor. Alle angemerkten Gebräuche haben einen religiösen Hintergrund. Das Bauopfer diene theils zur Sühnung böser Geister, theils zur Gewinnung der Gunst einer schützenden Macht, oder zur Versöhnung einer solchen, falls sie als beleidigt gedacht wird. Das Bauopfer könne auch dargebracht erscheinen, um dem Neubau einen Schutzgeist zu verschaffen.

Zum Schluss theilte Herr Dr. Krauss eine höchst eigenthümlich gewonnene Variante des früher recitirten Guslarenliedes mit und besprach darauf hin den Standpunkt, von welchem aus der Ethnograph die verschiedenen Fassungen einer Volksüberlieferung zu prüfen hat.

Der Vortrag wird in den „Mittheilungen" (Heft I des XVII. Bandes) vollständig abgedruckt erscheinen.

3. Vortrag des Herrn Custos **J. Szombathy** über

die Nekropole von Santa Lucia im Küstenlande.

Santa Lucia liegt südlich von Tolmein, unmittelbar am Einflusse der Idria in den Isonzo, in einer reizenden Lage über der von den tiefen Felsschluchten der beiden Flüsse gebildeten Landzunge, und zwar am rechten Ufer der Idria. Am linken (südlichen) Ufer dieses Flusses befindet sich auf einer dem Dorfe gerade gegenüberliegenden, mit Feldern und Wiesen bebauten Terrasse das prähistorische Gräberfeld, von welchem die hier vorgelegten Funde stammen. Dasselbe beginnt auf dem westlichsten Theile der ca. 50 m breiten Terrasse, knapp am Rande der Schlucht des Isonzo und erstreckt sich auf derselben beiläufig 300 m lang gegen Osten. Weiterhin haben meine an vielen Plätzen angestellten Versuchsgrabungen keinerlei Andeutungen von Gräbern mehr ergeben.

Die Nekropole wird von zwei uralten Wasserrissen durchfurcht und von diesen in drei Abtheilungen zertrennt, deren mittlere seit Anfang dieses Decenniums zuerst von Dr. Bizzaro aus Görz (1880 und 1881) [1]) und in der Folge von Dr. Karl Marchesetti, dem Director des naturhistorischen Museums in Triest, systematisch ausgebeutet wird. Dr. Bizzaro hat ca. 70 [2]), Dr. Marchesetti [3]) soll bisher 1020 wohlgezählte Gräber geöffnet haben.

Meine im vorigen Jahre (vom 3. Mai bis 12. Juni und vom 28. August bis 15. October 1886) für die prähistorische Sammlung des k. k. Hofmuseums gemachten Ausgrabungen bewegten sich auf der westlichen Abtheilung. Diese, sowie die östliche und ein Theil der mittleren Partie, zusammen gegen $4^3/_4$ Joch, habe ich durch Verträge mit den Eigenthümern für unsere Benützung gesichert. Von diesen Flächen ist wohl nicht das Ganze, aber sicher mehr als ein Drittheil als ergiebiger Boden zu betrachten, und von diesem habe ich bisher nach Abzug der umfänglichen Versuchsgrabungen kaum 400 Quadratklafter ausgebeutet. Auf dieser Fläche fanden sich 1166 vollständig oder grösstentheils intacte Gräber und die Spuren von mehr als 200 durch die nachgefolgten Bestattungen zerstörten Gräbern nebst mehreren interessanten Einzelnfunden. Wir haben also in dieser Nekropole eine der am dichtesten besetzten Grabstätten der Hallstätter Periode, welche überhaupt bekannt sind, vor uns.

Sämmtliche Gräber, welche in dieser Nekropole bisher geöffnet wurden, waren Flachgräber mit Leichenbrand, deren Stelle an der Bodenoberfläche selbst an den vom Pflug nicht berührten Theilen der Terrasse vollkommen unkenntlich war. Ihre Vertheilung und Anordnung war eine ganz regellose; es konnten weder Reihen noch bestimmte Zwischenräume zwischen den Gräbern constatirt werden. Der vorgelegte, nach einer genauen Vermessung im Massstabe von 1 : 100 entworfene Detailplan lässt jedoch drei oder vier Brennpunkte erkennen, um welche die Gräber stärker, oft zu zweien übereinander zusammengehäuft sind, während sie in den anderen Theilen des Grabfeldes spärlicher gesäet erscheinen. Sie stellen durchwegs in ihrer Hauptsache cylindrische oder nach unten zu birnförmig erweiterte Gruben dar, welche 0·20 m bis 0·70 m breit

---

[1]) Die ersten, ungenauen Berichte von Dr. Bizzaro finden sich in den Mittheil. der k. k. Central-Comm. zur Erf. u. Erhalt. der Kunst- und histor. Denkm. N. F. Jahrg. VI, Wien 1880, p. IX und CLV.

[2]) Dr. M. Much, die prähistorischen Funde von Sta. Lucia im Küstenlande. Mittheil. d. k. k. Central-Comm. Jahrg. X, 1884. p. CXL—CXLVII. — Die Gesammtzahl der bis Ende 1881 ausgegrabenen Gräber schätzt Much auf 200.

[3]) Marchesetti, la nacropoli di S. Lucia presso Tolmino. Scavi del 1884, con 10 Tavole. Triest 1886. 8°. — In dieser Abhandlung werden 210 Gräber beschrieben. Die Funde Marchesetti's aus den Jahren 1885 und 1886 sind meines Wissens noch nicht publicirt.

sind und 0·30 m bis 2·50 m tief unter die jetzige Bodenoberfläche hinab reichen.

Bei der Mehrzahl der Gräber ist der aus Asche, Holzkohlenklein und sehr wenig kleinen Knochenfragmenten bestehende Leichenbrand unmittelbar in die Grube eingefüllt. Häufig ist derselbe mit den Resten der bei der Verbrennung am Körper oder an den Kleidern des Verstorbenen befestigten und durch das Feuer halb zerstörten Schmuckgegenstände untermengt. Anderweitige Beigaben findet man dann in unversehrtem Zustande auf der Oberfläche des Leichenbrandes, ein Zeichen, dass diese letzteren geradezu als Grabgeschenke beigegeben wurden.

Verhältnissmässig selten findet man den Leichenbrand in eigentlichen Graburnen aufbewahrt, in welchen dann mit wenigen Ausnahmen der ganze Grabesinhalt inclusive der Beigaben untergebracht ist. Diese Urnen erscheinen als grosse, tonnenförmige, rothgebrannte Gefässe von 40 cm bis 70 cm Höhe und 40 cm bis 60 cm Durchmesser, mit schmalem Boden. Sie sind entweder an der Oberfläche glatt und mit kleinen henkelähnlichen Ansätzen versehen, oder sie sind mit einer Anzahl von 8 bis 12 halbfingerdicken, horizontal rundumlaufenden Reifchen versehen. Ihre Zahl ist, wie gesagt, relativ gering: Unter den 1166 vermessenen Gräbern fand ich 37 glatte und 38 mit Reifen verzierte Urnen. Mehrere derselben waren so seicht beigesetzt, dass der Pflug ihre obere Partie bereits wegrasirt hatte. Verhältnissmässig häufig fanden sich die Reste dieser Urnen in den in früherer Zeit zerstörten Gräbern; die Zahl dieser kann beiläufig auf 20 veranschlagt werden. Von der oben beschriebenen Form weicht bisher nur eine einzige Urne ab. Es ist dies ein 57 cm hohes, 49 cm breites, konisches Gefäss aus dünnem Bronzeblech.

Einige der grösseren Grabhöhlungen waren gegen das umgebende Erdreich hin mit unregelmässig eingesetzten Steinen abgegrenzt, gewissermaassen ausgekleidet, ohne dass man jedoch von einer vollständigen Auskleidung oder Ausmauerung des Grabes sprechen könnte. Oberhalb der Urnen oder der in die einfache Brandgrube eingesetzten Leichenreste und Beigaben ist das Grab in der Regel mit einer unbehauenen Steinplatte abgeschlossen; nur 98 intacte Gräber (also ca. 8·5%) waren ohne Grabplatte. Die Grösse dieser Platten wechselt von 0·25 m im Gevierte bis zu 2 m²; sie liegen auch in sehr verschiedener Tiefe, zwischen 0·20 m und 1·80 m unter der Oberfläche. Das Material derselben ist am häufigsten grüner oder röthlicher Thonschiefer; ferner findet man Platten aus grauem Kalkstein, aus grauem, dünnplattigem Kalkmergel und einige auch aus diluvialem Sandstein oder Conglomerat. Meistens, aber keineswegs durchgehends, gehören die grösseren und regelmässigeren Platten, besonders jene aus dem dünnplattigen Mergel (Modreastein), den grösseren und reicheren Gräbern an. Bei der Betrachtung des Detailplanes lässt sich nun erkennen, dass diese grösseren Platten ziemlich gleichmässig über die gegrabene Fläche verstreut waren und dass die stärkeren Zusammenhäufungen von Gräbern, welche ich bereits erwähnt, hauptsächlich in Folge des Zusammendrängens der kleineren Gräber auf gewissen Stellen entstanden sind.

Was die Beigaben anbelangt, so sei von vornherein constatirt, dass sie vollständig der Hallstätter Periode angehören, doch haben sich die einzelnen Gräber in St. Lucia bisher im Allgemeinen ärmer gezeigt, als in Hallstatt, Watsch oder St. Margarethen, ein Umstand, welcher freilich durch die grosse Anzahl derselben wettgemacht wird. Beiläufig ein Drittheil der Gräber enthielt gar keine Beigaben, so dass man in der Grabhöhlung nichts als Leichenbrand im Volumen von 2 bis 15 Liter vorfand.

Als die häufigsten und regelmässigsten Beigaben erscheinen Thongefässe und zwar meist in der Zahl von zweien: ein topf- oder vasenförmiges Gefäss und eine Schale.

Unter den Schalen sind zwei Formen zu unterscheiden: 1. flache Schalen mit eingebogenem Rande, im Durchschnitte 7 cm hoch und 20 cm breit, von derselben Form und derselben Verzierung (kleine warzenförmige, hin und wieder durchbohrte Ansätze), welche auch in Krain häufig ist; 2. kleine Schälchen mit hohem, über den Rand emporragendem, bandförmigem Henkel, durchschnittlich 5 cm hoch und 8 cm breit.

Von den grösseren Gefässen sind — wenn man zunächst blos die äussere Formenähnlichkeit in's Auge fassen will — solche zu erwähnen, welche gewissermassen eine Combination der beiden vorerwähnten Schalenformen sind: ziemlich tiefe Gefässe mit schmalem Boden, weiter Mündung und hohem, bandförmigem Henkel. Die Höhe derselben schwankt von 10 bis 14 cm, die Breite von 16 bis 24 cm, die Breite des Henkels, welcher bis zu 7 cm den Rand überragt, schwankt zwischen 2½ und 6 cm. An diese Gefässform schliessen sich breitbauchige Töpfe mit schmalem Boden, mehr oder weniger verengtem Mundrande und kleinem Henkel, dann ähnliche Gefässe ohne Henkel, zum Theil mit deutlich abgegliedertem konischem Halstheil, ferner ähnliche Gefässe mit einem konischen, hohlen Fusse. An diese Formen schliessen sich einerseits solche an, welche nach Art einer Coupe einen hohen, hohlen Fuss und einen flach ausgebreiteten Obertheil haben, anderseits solche, welche einen mässig hohen Fuss haben, aber keinen bauchigen, sondern einen sich nach oben konisch erweiternden Körper mit mehr weniger geradliniger Silhouette und welche wieder in unmittelbarem Zusammenhange stehen mit einer Reihe von Gefässen mit schmalem Bodenranft, sich konisch verbreiterndem Körper, mässig verengtem Hals und nach aussen umgelegtem Mundrand, also derjenigen Form, welche als eine unmittelbare Nachahmung der bronzenen, konischen Situlen zu betrachten ist.

Diese Gefässe sind alle aus freier Hand gefertigt, meist trocken, mit dem Glättsteine geglättet und ziemlich schwach gebrannt, nicht graphitirt; die meisten haben eine dunkelbraune bis schwarze Farbe, nur unter den konischen und den hochgehenkelten Gefässen finden sich rothe.

Als Verzierungen treten vornehmlich auf: Warzenförmige Ansätze, einzeln oder in Reihen von 2 bis 5

an den rundbauchigen Gefässen; reifen- und mäanderähnliche Ornamente, welche theils durch nebeneinander eingedrückte Punkte oder Kreise, theils durch kleine, nebeneinander aufgesetzte, runde, hohlköpfige Bronzenägel gebildet sind, an verschiedenen hochhenkeligen und auch an mehreren konischen Gefässen; endlich rundumlaufende Reifchen, deren Zwischenfelder abwechselnd roth und schwarz gefärbte Bänder bilden, an mehreren rothen, konischen Gefässen.

Es lassen sich unter den hier angeführten Gefässen nach den Gesichtspunkten der Technik und Ornamentik zwei Gruppen bilden. Zur ersten, in welcher sowohl das Material als auch die Ausführung roher und die Verzierung einfacher ist, wären die breiten, flachen Schalen und die dickbauchigen Gefässe, zur zweiten die feiner gearbeiteten hochhenkeligen und die konischen Gefässe mit ihren vorgeschritteneren Formen und Verzierungen zu rechnen. Es liegt nahe, letztere für jünger anzusehen, aber ihre Vertheilung auf dem Grabfelde gibt hiefür keine weiteren Anhaltspunkte. Bis jetzt lässt sich nur ersehen, dass die der zweiten Gruppe zugewiesenen Gefässe vorwiegend in den grösseren und reicheren Gräbern anzutreffen sind.

Als Besonderheit ist noch eine 16·4 cm breite, 7·5 cm hohe griechische Schale (Kylix) mit sehr niederem Fuss und schief nach auswärts gerichtetem Randtheil zu erwähnen, welche in einer grossen Urne (Grab Nr. 1068) gefunden wurde und offenbar ein aus einer griechischen Colonie importirtes Stück ist.

Ausser den Thongefässen besitzen wir noch 2 kleine Holzschälchen von der Form der Thonschälchen mit hohem Henkel und 14 Bronzegefässe. Unter diesen sind 12 einhenkelige Situlen (10 Stück ganz glatt, 2 mit schmalen, durch dünne Reifchen abgegrenzten Zonen auf der oberen Hälfte der Mantelfläche), 1 glatte cylindrische Ciste und 1 „Ciste mit Reifen".

Die beigegebenen Schmuckgegenstände sind aus Bronze. Die wichtigste Rolle unter ihnen spielen die langen, geraden Gewandnadeln und die Fibeln.

Unter den ersteren ist die von dem Grabfelde von Hallstatt bekannte Formenreihe, von Nadeln mit einem zum einfachen Oehr aufgerollten Kopfende bis zu solchen mit vielknotigem Kopfe, vollständig vertreten. Auch Vorstecker aus Bronze oder Bein zum Schutze der Spitze kommen vor. Die Länge variirt zwischen 10 cm und 36 cm.

Von den Fibelformen sind hervorzuheben:

Die Doppelspiralfibel (Hallstätter Fibel, Brillenfibel), in der Regel ohne der 8förmigen Schlinge zwischen den beiden Spiralen.

Die halbkreisförmige Fibel (Bogenfibel) mit glattem Bügel. Der breite Fuss theils unmittelbar, theils mittelst einer einfachen Schlinge an den Bügel anschliessend.

Die Bogenfibel mit geknotetem Bügel, wie die vorige häufig; die Knoten manchmal kugelförmig, meist aber scheibenförmig und auch bis zu kleinen Rippen verschmälert. Mehr als die Hälfte dieser Fibeln — und gerade immer nur Fibeln dieser Form — ist mit Anhängseln behängt. Gewöhnlich sind mehrere glatte oder gekerbte Fingerringe, 1 bis 4 kugelige Anhängsel von circa $1\frac{1}{2}$ cm Durchmesser und eine kleine, zum Auszupfen des Barthaares geeignete Pincette von 5 bis 7 cm Länge beisammen.

Eine Fibel mit sichelförmig verbreitertem Bügel, an dessen Peripherie mittelst kurzer Kettchen kleine dreiseitige Klapperbleche befestigt waren.

Die Schlangenfibel kommt in beträchtlicher Anzahl vor, und zwar immer in der typischen Form mit langem Fuss, ohne Nadelspirale. Der Bügel ist theils schmucklos, ohne irgend einer Verzierung an den Knickungsstellen, theils mit Hörnchen und angenieteten Rosetten geschmückt.

Fibeln mit verdicktem, einfach gekrümmtem Bügel und langem Fusse. Bei einigen derselben ist der Bügel mit Bernstein überkleidet. Bei kleineren Exemplaren dieser Formenreihe ist der Bügel oft wenig verdickt und nur oben und unten gekrümmt, so dass sein Mitteltheil parallel und nahe neben der Nadel herabläuft. Die grösseren Exemplare dieser Reihe gehen unmittelbar in die

Kahnfibel über, von welcher wir Stücke bis zu 18·5 cm Länge besitzen.

In geringer Zahl kommen Paukenfibelchen und verschiedene Nebenformen der Kahnfibel vor.

Fibeln mit bandförmigem, mässig gekrümmtem Bügel, langem, mit einer Kugel abgeschlossenem Fusse und ohne Nadelspirale. An der Uebergangsstelle des Bügels in die Nadel ist ein kreisrundes Scheibchen angebracht.

Certosafibeln in grosser Anzahl. Zunächst solche von der typischen Form, mit dickerem und auch mit ganz flachem Bügel; dann grössere, bis zu einer Länge von 16 cm gedeihende Formen, wie sie in St. Michael bei Adelsberg in Krain häufig sind, mit ziemlich dickem Bügel, welcher unter der aus zwei Windungen bestehenden Nadelspirale einen ziemlich grossen, kugeligen, meridional gekerbten Knopf trägt; endlich Certosa-Armbrust-Fibeln, zweigliederig, mit langem Spiralentheil und unterer Sehne, in den betreffenden Gräbern stets paarweise vorhanden.

Diese Fibeln umfassen also so ziemlich die ganze Formenreihe der Hallstätter Periode. Es ist jedoch bei ihnen bisher ebensowenig wie bei den Thongefässen gelungen, nach irgend einer Richtung hin eine räumliche Sonderung oder Gruppirung der einzelnen Formen nach verschiedenen Abtheilungen des Grabfeldes herauszufinden.

Von anderen Schmucksachen sind zu erwähnen:

Einfache Fingerringe vom Typus unserer Eheringe, mit einer Breite von 0·3 bis 1·2 cm, theils glatt, theils gerippt oder mit Zickzackfurchen verziert.

Runde, geknotete Halsreifen mit ziemlich weit von einander abstehenden, zu Oehren aufgerollten Enden.

Sehr selten finden sich — im Gegensatze zu den krainischen Fundorten — Arm- und Ohrreifen und Gürtelbleche. Ebenso kommen Perlen, und zwar sowohl Glas- als auch Bernsteinperlen, nur vereinzelt als grosse Seltenheiten vor.

Ein einziges der bisher geöffneten Gräber enthielt Waffen. Es war das mit Nr. 45 bezeichnete Grab. Es hatte keine Deckplatte. In einer Tiefe von 40 cm

unter der Erdoberfläche stiess ich auf eine 30 cm breite und 10 cm dicke, mit etwas Erde untermischte Schichte von Leichenbrand und unmittelbar über derselben fand ich: 1 eiserne Lanzenspitze, sammt der beschädigten Dülle etwa 28 cm lang, das Blatt 4 cm breit, mit schwacher Mittelleiste und geradlinig gegen die Spitze zulaufenden Schneiden, ferner den Rest einer kleinen, eisernen Wurfspeerspitze, ein 20 cm langes, eisernes Beil mit sehr schlankem Körper, ca. 5 cm langer Schneide und einer parallel mit dieser verlaufenden Dülle, und endlich eine grosse, 12 cm lange Certosa-Fibel. Diese letztere hat sowie das eigenthümliche Eisenbeil vollkommen den Typus der eigenthümlichen zum Theil mit La-Tène-Schwertern vergesellschafteten Funde von St. Michael in Krain.

Diese Seltenheit der Waffen berechtigt uns gewiss zu der Annahme, dass wir es hier mit der Gräberstätte einer vollkommen friedlichen Bevölkerung zu thun haben, welche abseits von den grossen Handelswegen sich durch den Landwirthschaftsbetrieb ernährte und mit der Aussenwelt wahrscheinlich überhaupt in sehr geringem Verkehre stand.

Bemerkenswerth ist noch das Grab eines Pferdes. Unter 7 über einander liegenden Platten fand sich das ganze Skelett in einer eng zusammengeschobenen Lage, angethan mit den Resten eines reichen Kopfzaumes. An den Ganaschen lag rechter- und linkerseits je eine durch getriebene concentrische Wülste verzierte Bronzeblechscheibe von 14·3 cm Durchmesser. Längs des Nasenrückens waren drei Paar ähnliche Scheiben von 7·5 cm Durchmesser angebracht. Jede Scheibe war im Centrum von einer grossköpfigen, zur Befestigung auf einem Lederriemen dienlichen Niete durchbrochen. Das in der Mitte gegliederte Gebiss (Trense) war aus Eisen. Vier schlankkegelförmige Riemenzungen aus Bronzeblech und eine Anzahl verschiedener kleiner Schnallen und Riemenbeschlägstücke deuten auf ein ziemlich complicirtes, schmales Riemenzeug hin.

Der Vollständigkeit wegen erlaube ich mir noch drei Plätze namhaft zu machen, welche ich für die Verbrennungsplätze halte. Zwei von ihnen liegen an Stellen, welche vollkommen frei von Gräbern sind, einer jedoch über einer dichten Gruppe kleinerer Grabplatten. Als Beispiel will ich einen der ersteren, auf dem Detailplan mit Nr. 324 bezeichnet, anführen. Es ist eine unregelmässig elliptische, in der Richtung von N. nach S. 2·4 m lange, von O. nach W. 1·5 m breite Schichte, welche aus Asche, Holzkohlenklein und dazwischen eingestreuten Schmitzen von schwach roth gebranntem Thon besteht. Sie ist mit Topfscherben und einzelnen Knochen- und Bronzefragmenten gemischt, in der Mitte 22 cm, an den Rändern 4 cm mächtig, in ihrem Querschnitte muldenförmig und reicht in der Mitte 90 cm, an den Rändern 60 cm tief unter die Bodenoberfläche. An ihrem Nord- und Ostumfange ist sie mit sehr grossen, im S. und W. mit kleineren unregelmässigen Gesteinsblöcken umsäumt. Sowohl diese Gesteinsumfassung als auch die Brandschichte selbst lag unmittelbar auf nicht mehr gegrabenem, also auf „gewachsenem" Boden auf.

Eine Erwähnung verdienen zum Schlusse wohl auch noch die ausserhalb der Gräber gemachten, zerstreuten Funde. Viele von ihnen rühren direct aus gestörten Gräbern her und stimmen mit den oben beschriebenen Grabfunden überein. Es fanden sich aber ausserhalb des Bereiches der Gräber auch einige der La-Tène-Periode angehörige Fundstücke und zwar zwei Bronzebügel von La-Tène-Fibeln und ein Stück eines aus 4 Bronzedrähten gebildeten Torques mit den charakteristischen, in gewissen Zwischenräumen wiederkehrenden Knoten. — Auch Marchesetti beschreibt (l. c.) einige zerstreute La-Tène-Funde, welche mit den Gräbern selbst in keinerlei Zusammenhang zu bringen sind, so dass also offenbar während der La-Tène-Periode diese Stätte nicht mehr zu Begräbnisszwecken verwendet wurde.

Ueberblicken wir das interessante Bild, welches uns die Grabfunde von Sta. Lucia darbieten, so erkennen wir in demselben ausser den für die Localität ganz eigenthümlichen Bestandtheilen sehr ausgesprochene Analogien mit drei verschiedenen Nekropolen und zwar mit Watsch, mit St. Michael (beide in Krain) und mit der Hallstätter-Schichte von Este; ein Befund, welcher mit der geographischen Lage des Ortes ausgezeichnet übereinstimmt.

Es ist zu erwarten, dass dieses Bild durch eine in grossem Massstabe geführte Fortsetzung der Ausgrabungen in seinen Details noch wichtige Vervollständigungen erhalten werde. Auch anderweitige neue Aufschlüsse in der Nachbarschaft von Sta. Lucia sind zu erwarten. So ist bereits im vorigen Sommer in dem 2 Meilen nordwestlich von Sta. Lucia am Isonzo gelegenen Karfreit eine Nekropole, welche mit der soeben discutirten sowohl in Bezug auf das Alter als in Bezug auf die Anlage und Ausstattung der Gräber vollkommen übereinzustimmen scheint, entdeckt und von Dr. Marchesetti und nachher von mir recognoscirt worden. Eine Wegstunde östlich von Sta. Lucia liegt Idria di Bača, von welchem Orte ich in unserer vorletzten Sitzung die Ehre hatte, der La-Tène-Periode angehörige, zahlreiche und hochinteressante Gräberfunde zu zeigen. Und in Sta. Lucia selbst, am nördlichen Ufer der Idria, findet man auf dem Hügel „Myrišče", auf welchem jetzt der Kirchhof mit dem uralten Kirchlein „St. Maurus" steht, die Reste eines römischen Castells und anderer Bauten, von welchen bereits einige Grundmauern, Canäle, zwei Brônzefibeln und zahlreiche Münzen bekannt sind. — Das Gebiet des mittleren Isonzo, das unmittelbare Hinterland der alten venetianischen Tiefebene weist also heute bereits eine ganze Reihe von wichtigen prähistorischen Funden und von neuen Aufgaben für die wissenschaftliche Arbeit des Spatens auf.

4. Herr **Ignaz Spöttl**

legt eine durch ihre Dimensionen und Verzierungen auffallende Kupferaxt mit angegossenem Stiele vor.

Dieselbe wurde nach genauen Informationen im vorigen Jahre auf einem ehemals versumpften Wiesengrunde unweit Holitsch in Mähren beim Ackern ge-

funden. Axt und Stiel sind aus fast reinem Kupfer und wiegen zusammen 4·8 kg; die Länge des Stieles ist 47, die Dicke desselben 2·5 cm. Die dolchähnliche Klinge misst 33 cm Länge, 8 cm vordere und ebensoviel mittlere, am rückwärtigen, oval abgeplatteten Ende 7 cm Breite bei einer durchschnittlichen Stärke von 1 cm. Die Schneide ist stumpf abgerundet. Die Verzierung besteht in 12 eingravirten Linien, welche am Stielknoten quer um die Beilklinge laufen und 6 ebensolchen, welche als Rippen eines rohen Fischgrätenmusters der Länge nach an derselben angebracht sind.

Charakteristisch ist an der Form des Stückes namentlich die Stellung der Klinge, welche mit dem Stiele einen spitzen Winkel bildet. Diese eigenthümliche Stellung wurzelt in der Tradition des alten Stein- und Bronzebeiles, das unter einem ebensolchen Winkel vom Stiele abstand. Dieses Merkmal einer älteren Periode in der Geschichte dieser Werkzeuge verschwindet allmälig bei der Herstellung derselben aus Eisen, und bei den Streithämmern des Mittelalters kommt nur mehr die rechtwinkelige Stellung vor. Die vorliegende Kupferaxt dürfte trotz ihrer Schwere vielleicht als eine Prunkwaffe anzusehen sein. Analogien finden sich bei Lindenschmit, Alterth. unserer heidn. Vorzeit, Bd. I, 4. Th., 2, Fig. 13, 14; Bd. II, 3, Taf. 2, Fig. 9; Bd. III, 6, Taf. 1, Fig. 2—5 (Schwertstäbe). In Oesterreich-Ungarn steht dieser Fund bisher vereinzelt da; als Ursprungszeit wäre nach Dr. O. Tischler die letzte vorchristliche Periode anzunehmen. Eine Abbildung derselben findet sich in den Mittheilungen des Musealvereines zu Olmütz.

5. Herr Dr. **Friedrich S. Krauss** übersendet eine Notiz über das jüngst erschienene Werk:

„Der Weltverkehr" von Dr. Michael Geistbeck [1]).

Wer ein steiles Gebirge hinanklimmt, muss zu Oefterem Halt machen und rasten. Ist der Ausblick wolkenumdüstert, so befällt wohl auch den Wanderer trübe Stimmung; doch frisch und frohgemuth setzt der Pilger den Weg fort, wenn es ihm bei klarem Himmel gegönnt ist, den schon zurückgelegten schwierigen Weg zu überschauen. Zum Rasten und frohem Ausblicken lädt uns auch Geistbeck's Werk ein.

In der Geschichte der Verkehrsmittel der Menschheit steckt ein wichtiges Stück Culturgeschichte der Menschheit, und nicht wenig lernt der Ethnograph aus ihr, wie die Individuen und Gesammtheiten von Individuen in geistigen Austausch getreten, auf welchen Wegen sie in friedlich vorwärts strebendem Wetteifer einander kennen gelernt und zu fördern gesucht haben.

Viel, ungeheuer viel bietet dieses Werk dar! Aus allen Zeiten, von allen Culturvölkern beinahe, bis auf die neueste Zeit, von der neuesten am meisten unsere Zeit! Wer hätte sie vor hundert Jahren begriffen, wer begreift sie denn schon heute ganz? Vier Theile umfasst Geistbeck's Werk: I. Telegraphie, II. Weltpost, III. Eisenbahnen, IV. Schifffahrt; vier Worte inhaltsschwer, jedes einen Welttheil werth.

Geistbeck gibt uns freilich weder neue Forschungen noch unerhörte Dinge. Das darf man aber von ihm hier auch gar nicht verlangen. Im Sammeln und übersichtlichen Anordnen der Thatsachen, darin hat er nicht wenig geleistet. Zudem schreibt er ein klares, ruhig dahinfliessendes Deutsch, dass man ordentlich eine Freude hat an der Lectüre. Uns Ethnographen interessiren vor Allem die primitivsten Erscheinungen in den Verkehrsmitteln. Geistbeck weiss so Manches davon zu erzählen, doch hauptsächlich beschäftigt er sich mit den neuzeitigen Erfindungen. Ueber die Verkehrsmittel bei den Südslaven in alter Zeit findet man bei ihm natürlich keine Angaben. Da möchte ich einige Kleinigkeiten hier zur Ergänzung mittheilen. Zu S. 1. Telegraphie durch optische Signale, Feuer, Fackeln, Rauchsäulen u. s. w., sowie auch das Signalgeben durch Zujauchzen von Berg zu Berg (dovikivati, dozivljati) ist den Südslaven seit jeher in Krieg- und Friedenszeit wohl bekannt gewesen. Was Diodor der Sicilier vom Fernsprechen der alten Perser mittheilt, muss man auch von den Herzegsländlern und Bosniern berichten. In Slavonien bediente man sich ehedem eigener Holzklappern (dašcice), um die Bewohner entlegener Gehöfte zusammenzuberufen. Vor jedem Gehöfte schwebte zwischen zwei in die Erde eingerammten Pfählen ein trockenes Eichenbrettchen von etwa 2 Spann Länge und 1½ Spann Breite. Wollte der Schulze (Knez) die Dorfältesten einberufen, so schlug er vor seinem Gehöfte auf das Brettchen so lange, bis sein Nachbar im Thale oder am nächsten Berge den Schall vernahm und dann vor seinem Hause das Zeichen weiter gab. So konnte man auch vor Gewitter zur Bittarbeit (môba) die Leute zusammenrufen.

Zu S. 66. Einen Postverkehr hatten die Südslaven ehedem nicht, doch immerhin gute Strassen. Strassenbauten wurden häufig von Privaten in Folge von Gelübden ausgeführt, um für das Seelenheil zu sorgen (zadužbina). Die Strassen wurden wie Dämme gebaut und mit „Marmor" gepflastert. (Nach einem Guslarenliede meiner Sammlungen.) Dagegen bestand ein freies Botenwesen. Junge Männer unterzogen sich gerne diesem Dienste, der über alle Massen hoch entlohnt wurde. Selbst ärmere Adelige verschmähten es nicht, Botendienstleistungen zu übernehmen. Die Knjigonošen waren hochgeehrt und galten als unverletzlich. Die Boten waren meist zu Fuss. Man bediente sich auch der Tauben und Falken als Briefboten. Ein bulgarisches Volkslied aus älterer Zeit erzählt (im Periodič. spisanie, Braila 1874. S. 94—96) von einer Falkenpost zwischen Adrianopel und dem Lager an der Morava. Drei Tage und drei Nächte kreiste der graue Falke (sivi sokol) über der Kaiserburg dahin, bis sich endlich Kaiser Konstantin, darauf aufmerksam gemacht, vor die Burg hinaustragen lässt. „Ihn erblickte der Vogel Falke, flatterte mit den Flügeln, liess den

[1]) Herder'sche Verlagsbuchhandlung, Freiburg im Breisgau 1887. X u. 495. Mit 154 Illustrationen, darunter 8 Tonbilder, und mit einer lithographirten Karte der Telegraphenverbindungen.

Brief hinab (Kniga pušti), dem Kaiser Konstantin auf den Schoss fallen. Er liest den Brief und vergiesst Thränen" etc. Es bestand eine Taubenpost zwischen Spalato und Venedig.

Zu S. 147. Stab- oder Rollbrief — die Skytale — die im alten Lakedaimon gebräuchlich war, findet ein Analogon bei den Serben aus der letzten Zeit ihres Kaiserreiches. Die Angabe begegnet mir in einem noch unedirten Guslarenlied meiner Sammlung aus Bosnien. Sie steht ganz vereinzelt da. Ich hebe hier nur die wichtigsten Stellen daraus hervor:

Ode gospa u novu čaršiju
pa napisa list knjige bijele
pa načini štaku šimširovu
pa je knjigu u štap urezala.
Ona nagje do dva božijaka
pa im dade štaku šimširovu;
još im dade hiljadu dukata:
— Ajte pravo u zemlju Rusiju (u. s. w.)
. . . . . .
. . . . . od Rusije kralju
vi ne dajte štaku šimširovu
već do kralja visokom Stevanu,
on će vama stotinu dukata. (u. s. w.)

Die deutsche Uebersetzung gibt hier auch den Anfang:

Einen Brief beschreibt der Kronprinz Mujo,
und er schickt ihn ab zur Burg Kruševo
auf den Schoss der Kaiserin Milica:
— Sput' dich gleich her, Kaiserin Milica.
sput' dich her nach Udbina, das grimme;
sollst mein treues Eheliebchen werden!
Ihm beschied die hohe Frau zur Antwort:
„Lass mich doch in Frieden, Prinz Mustapha,
ich kann nie dein treues Ehlieb werden;
denn ich zähl' schon volle neunzig Jahre.
Jungfrau war ich volle dreissig Jahre
und mit Lazar lebt' ich dreissig Jahre
und nun bin ich dreissig Jahr verwitwet,
das sind volle neunzig Jahr', Mustapha!"
Wied'rum schickt Mustapha ihr ein Schreiben:
„Kannst du auch mein Ehlieb nimmer werden,
nun, so kannst du's meinem Vater leiblich."
Wied'rum gab die hohe Frau zur Antwort:
„so erwart' mich denn in ein'gen Tagen!"
Auf den Neumarkt ging die hohe Fraue
und beschrieb ein Blatt vom weissen Schreiben,
und sie schnitt sich einen Buchsbaumstecken
und sie schnitt das Schreiben in den Stab ein.
Und sie fand ein Paar von Bettelleuten.
Ihnen gab sie hin den Buchsbaumstecken
und dazu noch tausend Golddukaten:
— Zieht nun g'radenwegs in's Land der Russen,
— — — — — — doch dem Russenkönig
sollt Ihr nicht den Buchsbaumstecken geben,
sondern nur dem Flügelmann des Königs,
wohl zu Handen des erlauchten Stephan,
er gibt Euch wohl hundert Golddukaten."

Dass die Frau die Mittheilung an ihren Sohn Stephan nicht etwa eingekerbt, sondern dass sie den Stock zu einem Futteral ausgehöhlt, ersieht man aus den späteren Versen; die Bettler langen in Russland an:

oni daše štaku šimširovu
njima Stevan stotinu dukata;
udarijo o kamen kaldrmu,
jedna b'jela knjiga ispanula,
uzima je visoki Stevane u. s. w.

und sie gaben ihm den Buchsbaumstecken,
Stephan schenkte hundert Golddukaten
schlug den Stecken auf das Steingepflaster
und es fiel heraus ein weisses Schreiben.
Der erlauchte Stephan nimmt's vom Boden u. s. w.

In Dalmatien und Bosnien vermittelten noch vor 250 Jahren berittene Boten den Briefverkehr zwischen den Adeligen diesseits und jenseits der Reichsgrenzen. Der Reiter trug den Brief sichtbar in einen Kloben eingeklemmt. In Indien herrscht dieser Brauch noch jetzt in vielen Gegenden. In einem Guslarenliede heisst es:

pogledao Janković Stojane
sa pendžera pa do Vučijaka
i ugleda samokonjanika;
u ruci mu knjiga u procipu;
uprav ide kuli Gavranovoj u. s. w.

(Es blickte Janković Stojan von seinem Fenster hin bis zum Vučijak-Gebirge und erblickte einen Einzelreiter, in der Hand einen Brief im Kloben; er geht schnurstracks auf die Warte Gavran's los.)

Ueber die Art und Weise, die Form und Mittel des Briefschreibens habe ich schon auf S. 142 meiner Erläuterungen zum Smailagić Meho (Ragusa 1885, zu Vers 1584) gesprochen.

Die Eisenbahn wird vom Bosnier vatrenjača (etwa: der feurige Wagen) genannt. Der Chorwot in Agram übersetzt: željeznica.

Zu S. 293. Der Rindenkahn ist auch bei den Bosniern gebräuchlich gewesen. Man nannte die Kähne Ljubovje. Im Saveland nennt man den „Seelentränker" Kajik, Kaik und Kajk (türkisch).

Im Schlusskapitel bespricht Geistbeck nach einer Abhandlung des Staatssecretärs Herzog die Wirkungen der modernen Verkehrsmittel. Der vierte Abschnitt S. 474 ff. hebt hervor, dass „auch die Denk- und Handelsweise und im weiteren Verfolge die daraus sich niederschlagende Sitte des Volkes durch die veränderten Verkehrsmittel höchst bedeutsame Veränderungen erfahren haben". Die Betrachtungen sind erhebend für Jedermann. Wohl uns, dass wir Enkel sind! Bei der völkerausgleichenden Tendenz der Neuzeit tritt an uns Ethnographen die Mahnung ernst heran, noch vor Thoresschluss die alten, hinschwindenden Ueberlieferungen zu sammeln. Auch das wird eine Erbschaft sein für unsere spätesten Nachkommen, die schon eine hohe Stufe über uns erklommen haben werden.

Geistbeck's Buch empfiehlt sich von selber.

6. Als Geschenke für die Bibliothek sind eingelangt:

Ohlenschlager Fr.: Prähistorische Karte von Bayern. Lieferung 4. 3 Karten: Passau, Straubing und Lichtenfels, u. 8 p. Text. (ded. Aut.)

B. u. B.: Gesellschaftsreise nach Dalmatien. In Tagebuchblättern geschildert. Mit Illustrationen gezeichnet von E. F. Ameseder. Wien 1886. 47 p. 8°. (ded. Aut.)

Bastian Ad.: Zur Lehre von den geographischen Provinzen. Berlin 1886. 118 p. 8°. (Recens.-Expl.)

Kaer l'Abbé Pierre: Pierres Sépulcrales Dalmates. Ext. Société d'Anthropologie de Lyon. Séance du 6 Février 1886. Lyon 1887. 39 p. 8°. (ded. Aut.)

Naue Julius: Die figürlichen Darstellungen auf Gürtelblechen und Situlen von Bronze aus der Hallstadtperiode. Separatabdr. aus dem „Jahrbuch d. Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinl." Heft LXXXII. 14 p. 1 Taf. 8°. (ded. Aut.)

Campi Luigi dei: Tombe della prima Età del ferro. Scoperte presso Romagnano nel Trentino. Estratto dall Archivio Trentino. Anno V. Fasc. II. 24 p. und 1 Taf. 8°. (ded. Aut.)

Pigorini Luigi: Le antiche stazioni umane dei dintorni di Cracovia e del comune di Breonio-Veronese. Estr. Rendiconti della R. Accademia dei Lincei. 16 gennairo 1887. 66—71 p. (ded. Aut.)

Forrer R. jun.: Berührungspunkte von Prähistorie und Ethnographie. Geogr. Nachrichten. Organ zur Verbreitung geogr. Kenntnisse. II. Jahrg. Nr. 13, 14, 15. Basel 1886. 4°. (ded. Aut)

Senf F.: Der Thränenkrug. Archäologische Studie. 3 p. 4°. (ded. Aut.)

Schwartz, Dr. W.: Der Blitz als geometrisches Gebilde nach prähistorischer Auffassung. Sep.-Abdr. a. d. Jubiläumsschrift des Posener naturwissenschaftlichen Vereins. p. 221—234 8°. (ded. Aut.)

Regalia Ettore: Per la priorità di una sua determinazione di resti umani della caverna della palmaria. Stati prima attribuitti ad un Macacus. Estr. dall' Archivio per l'Antropologia e la Etnologia. 1886. 22 p. 8°. (ded. Aut.)

Hartmann, Dr. Aug.: Unterirdische Gänge in Bayern und Oesterreich. Sep.-Abdr. aus „Beiträge zur Anthropologie und Urgeschichte Bayerns". Bd. VII. München 1887. 37 p. u. 1 Taf. (ded. Aut.)

Fraipont Julien, et Lohest Maximin: La race humaine de Neanderthal ou de Canstadt en Belgique. Ext. des Bulletins de l'Académie royale de Belgique. 3me Serie. Tome XII. Nr. 12, 1886. 46 p. (ded. Aut.)

Chamberlain Basil Hall: The language, mythology, and geographical nomenclature of Japan viewed in the light of Aino studies including „an Ainu Grammar" by John Batchelor and a catalogue of books relating to Yezo and the Ainos. Memoirs of the literature college, Imperial University of Japan. No. 1. Tokyo 1887. 4°.

Den Spendern wird hiemit der verbindlichste Dank der Gesellschaft für die Geschenke ausgesprochen.

Ausserordentliche Versammlung am 15. März 1887.

Vorträge des Herrn **Adalbert Graf Dzieduszycki.**

1. Die Felsburg zu Bubniska in Galizien.

Der Vortragende entwirft ein sehr anschauliches Bild von der landschaftlichen Staffage der Karpathenabhänge bei Stryj, führt die wichtigsten alten Ortsnamen auf, so z. B. Wlach, Halicz, Weldzirz, Bolechow, sucht ihren Ursprung zu erklären und geht dann über zur Besprechung der Kamienie, d. h. ‚Steine' „Felsen", die sich in den tiefsten Waldungen vorfinden. Am ausführlichsten schildert er die merkwürdigen Felsenwohnungen von Polanica und Bubniska und gedenkt kurz der Burgen von Rozhurcze und Uchricz. Nach der Volksüberlieferung sind diese Felsen Behausungen von Czarten (Teufeln, bösen Geistern) und Czarownicen (Zaubererinnen, Hexen).

2. Märchen und Mythen bei den Nordslaven.

Eingeleitet wurde dieser Vortrag mit einer kurzen und scharfen Kritik der unwissenschaftlichen Methode der meisten bisherigen slavischen Mythologien, die auf nicht haltbaren, künstlich aufgebauten Voraussetzungen beruhen. Die alten christlichen Chronisten wären sammt und sonders werth- und belanglos für die Erforschung des slavischen Mythenkreises und echtslavischer Anschauungen überhaupt. Man müsse unmittelbar die Volksüberlieferungen zu Rathe ziehen, als die zuverlässigste und lauterste Quelle slavischer Auffassungsweise. Das südslavische Volksthum weiche in wesentlichen Momenten vom nordslavischen ab. Bei den Südslaven sei die altslavische historische Sage unter dem Einfluss westeuropäischer und orientalischer Strömungen vollkommen verklungen. Dies wird im Einzelnen durch Anführung einiger schlagender Beispiele erhärtet. Hierauf erörtert der Vortragende die wichtigsten, allen Nordslaven gemeinsamen Stammgründungssagen (Libussa, Krok, Leszek) und charakterisirt die Bylinen des Kazaner, Moskauer, Nowgoroder und Kiewer Kreises in ihrem Verhältniss zu den entsprechenden Ueberlieferungen der Ruthenen (Ilija Muromec, Wolod, Jagababa, Sokolnik, Svjatogor, Dobrzyn). Zum Schluss gibt er eine Darstellung der nordslavischen Volksvorstellungen von der Erde, der Unterwelt und dem Himmel.

Nachtrag. Auf p. [13] der Sitzungsberichte dieses Jahres ad Nr. 6 ist durch ein Versehen die Bemerkung ausgefallen, dass die Versammlung auf Aufforderung des Vorsitzenden den Herrn Prof. Dr. Woldřich zum Zeichen ihres Dankes für seine vieljährige Thätigkeit als Cassier der Gesellschaft durch Erheben von den Sitzen ehrte.

Redactions-Comité: Fr. R. v. Hauer, C. Langer R. v. Edenberg, M. Much, F. Müller, S. Wahrmann und J. Woldřich.
Redacteur: Franz Heger.

MITTHEILUNGEN
der
Anthropologischen Gesellschaft in Wien.
(Band XVII. Der neuen Folge VII. Band.)

Nr. 4 und 5. **Sitzungsberichte.** **April und Mai 1887.**

INHALT: Monatsversammlung am 19. April 1887. 1. Beitritt neuer Mitglieder; S. 33. — 2. Hofrath Dr. Langer von Edenberg, Die Cranien dreier musikalischer Koryphäen; S. 33. — 3. Dr. Winternitz, Einige Bemerkungen über das Bauopfer bei den Indern; S. 37.
Monatsversammlung am 10. Mai 1887. 1. Baumann, Ethnographische Gegenstände von den Bubes auf Fernando Po; S. 40. — 2. Dr. Hoernes, Ueber eine Reihe prähistorischer und römischer Fundstücke aus Krain und dem Küstenlande; S. 40. — 3. Dr. Woldřich, Eine Bronzenadel; S. 41. — 4. Haberlandt, Ueber das Bauopfer; S. 42. — 5. Einläufe für die Bibliothek; S. 44.
Sitzung des Ausgrabungs-Comités am 10. Mai 1887. — Notiz; S. 44.

Monatsversammlung am 19. April 1887.

Vorsitzender: Hofrath Dr. C. Langer von Edenberg.

1. In Folge des im Monate März von der Gesellschaft erlassenen Aufrufes haben nachstehend verzeichnete Herren ihren Beitritt zur Gesellschaft angemeldet:

a) Als unterstützende Mitglieder:

Se. Erlaucht Johann Franz Graf Harrach in Wien,
Dr. Josef Erwein, Landeshauptmann von Kärnten in Klagenfurt,
Josef Ritter von Schönwald, k. k. Sectionschef a. D. in Wien.

b) Als wirkliche Mitglieder:

Arnim Egger in Wien,
Dr. Hermann Klotz in Innsbruck,
Niederösterr. Landes-Oberrealschule und Fachschule für Maschinenwesen in Wr.-Neustadt,
Adolf Bächer, Beamter in Wien,
Dr. August Bielka Ritter von Karltreu, k. k. Leibarzt in Wien,
Theodor Rohde in Leipnik,
Rudolf Weyr, Professor und Bildhauer in Wien,
Eugen Schott, Cassier der österr.-ungar. Bank in Wien,
Matthäus Supljina, Pfarrer in Vermo, Istrien,
Dr. Ludwig Schaffer, k. k. Regimentsarzt in Wien,
Dr. B. Fizia, k. k. Sanitätsrath in Teschen,
Dr. Wenzel Hoor, k. k. General-Stabsarzt in Wien,
Moriz Rohrmann in Bludowitz,
Johann Zeyer, Architekt in Prag,
Stanislaus Prus Szczepanowski, Reichsraths-Abgeordneter, in Wien,
Moriz Trapp, Custos des Franzens-Museums in Brünn,
Dr. Valentin Pogatschnigg, k. k. Gewerbe-Inspector in Graz,
Dr. Robert Schneider, k. k. Custos in Wien,
Ferdinand Ritter Perl von Hildrichsburg in Wien,
Anton Globočnik, k. k. Regierungsrath in Laibach,
Karl Böhmerle, Ingenieur in Wien,
Dr. Adolf Weiss Ritter von Tessbach, Advocat in Wien,
Se. Exc. Karl Freiherr Geringer von Oedenberg, k. k. Geheimrath in Wien,
Marian Sokolowsky, Professor in Krakau,
Rudolf Mottka, Kaufmann in Triest,
Max Jos. Halla, Kaufmann in Triest,
Dr. Demetrius Sakelaridy in Wien,
Hugo Graf Wurmbrand, k. k. Oberst in Theresienstadt,
Karl Deschmann, Custos am Landesmuseum in Laibach,
Franz Bartsch, k. k. Finanzrath in Wien,
Julian Niedzwiedzki, Professor in Lemberg,
Dr. Ad. Niederleithinger in Poysdorf, Niederösterreich,
Dr. St. Semper in Wilten, Tirol,
Franz Košćal, Gymnasial-Director in Vinkovce, Slavonien,
Gesellschaft für Salzburger Landeskunde,
Otto von Lieder-d'Ellevaux, k. k. Hof- und Ministerial-Official in Wien,
Johannes Richter in Augsburg,
Alois Dávid, fürstl. Metternich'scher Hofrath und Güter-Central-Director in Wien,
K. k. Staatsrealschule in Jägerndorf,
Leopold Brandstetter in Wien.

2. Herr Hofrath Professor Dr. **C. Langer von Edenberg** demonstrirt

Die Cranien dreier musikalischer Koryphäen.

Das anatomische Museum besitzt Abgüsse der Cranien von Beethoven und Schubert, welche gelegentlich einer Exhumation der Leichen angefertigt worden waren. An der Authenticität derselben besteht daher kein Zweifel. Durch die Gefälligkeit meines Collegen Prof. Kundrat wurde mir Gelegenheit geboten, das Original-Cranium von Josef Haydn zu untersuchen und Abgüsse für das anatomische Museum anfertigen zu lassen. Ueber die Acquisition des Original-Cranium wird nächstens von berufener Feder berichtet werden, doch muss ich jetzt schon versichern, dass auch aus dem Vergleiche der Reliquie mit der Todtenmaske und mit Portraits Haydn's aus verschiedenen Altersstufen sich auf das Bestimmteste die Authenticität des Cranium erweisen lässt. Gegenwärtig befindet sich die Reliquie im hiesigen pathologisch-anatomischen Museum.

Auf diese Weise bin ich in die angenehme Lage gekommen, der geehrten Gesellschaft die Reliquien dreier musikalischer Koryphäen vorstellen zu können.

Ich will zuerst Haydn's Cranium besprechen, welches mir, wie gesagt, in originali vorgelegen war.

Die Calvaria stellt ein regulär geformtes, ungefähr 18·5 cm langes Ovale dar, welches von einer Stirnbreite zu 12·5 cm (oberhalb des Keilbeinflügels gemessen) ganz allmälig bis auf 14·6 cm gegen das Hinterhaupt zunimmt. Die Stirne ist in der Front gut gewölbt, aber nicht sehr hoch; das Stirnbein allerdings in der Mitte ganze 13 cm lang, aber alsbald über den Stirnhöckern gegen das nicht sehr gewölbte, daher auch nicht hohe Schädeldach abgebogen, hinter den Jochfortsätzen an der Schläfenlinie ist es hügelartig in die Schläfengrube ausgebaucht und wäre damit im Sinne Gall's das Vorhandensein des Organs für Musik angedeutet. Der Schädelinnenraum wurde mit beiläufig 1500 cm^3 ausgemessen.

Die Augenhöhlen sind weit offen (3·6 cm hoch), mit einem längsten Durchmesser von 4·5 cm; welcher in schiefer Richtung lateralwärts gewendet, in die nur wenig ausladenden und alsbald in die Schläfen ablenkenden Jochbeine eingreift. Die Nase an der Wurzel 2·6 cm breit, mässig eingesattelt. Nasenbeine scharf genug von dem Stirnbeine abgehend.

Die Mundgegend nicht auffällig hoch und von geringerer Breite. (Die Länge dürfte auf 6·4 cm, die Breite der Alveolarbögen auf 4·8 cm anzuschlagen sein.) Das Kiefergerüst im Knochenbau zart genug, vollständig orthognath, die Alveolarbögen treten daher nicht über die Stirnwölbung hervor, dagegen ist der Alveolarbogen des Unterkiefers beim Anschlusse etwas vor den oberen vorgeschoben. Das Kinn mässig breit, nicht hoch und am unteren Rande nicht aufgekrämpt.

Das ganze, fast 12·0 cm lange Gesicht contourirt sich zu einem länglichen, von der etwa 11·0 cm breiten Jochgegend allmälig gegen das Kinn sich verschmächtigenden Ovale.

Allenthalben am Schädel sind die Spuren erreichten hohen Alters wahrnehmbar; am Schädeldache sind längs der Pfeilnaht, dann in der Schläfengegend mehrere dünne durchscheinende Partien zu finden; möglich, dass eine Quote des gefundenen, immerhin nicht kleinen Kubikausmasses der Schädelhöhle auf Rechnung dieser Verdünnungen zu setzen ist. An den Kiefern die vorderen Alveolen bis zu den Prämolaren erhalten, die Zähne aber postmortal ausgefallen, nur die Dünnwandigkeit der Kieferhöhlen gibt Zeugniss von senilem Schwunde.

Im Ganzen also lässt sich das nicht ungewöhnlich geformte Cranium als ein ebenmässiges, ästhetisch in wünschenswerthester Weise ausgebildetes bezeichnen; Zeugniss dessen die das gute Mittelmass vielleicht überschreitende Capacität, die gefällige Contourirung des Schädeldaches, die wünschenswerthe Breite der Stirn über den weit geöffneten Augenhöhlen, dazu der einem Rechten gleichkommende Gesichtswinkel.

Aus dem Vergleiche des Craniums mit der authentischen Todtenmaske und den aus verschiedenen Lebensperioden stammenden Portraits Haydn's ergibt sich unwiderleglich die Zusammengehörigkeit beider. Wir finden auch an diesen die schöne Stirnbreite, das grosse Auge, die gut proportionirte Höhengliederung des Gesichtes, bei mässiger Entfaltung der Kiefer, aber auch den etwas vor den Oberkiefer geschobenen Unterkiefer, ein Merkmal, welches sich gewiss erst in höherem Alter mehr bemerkbar gemacht hat. Zu dem wirklichen Bestande scheint freilich das knöcherne Nasengerüst nicht ganz passend zu sein. Denn im Portrait und in der Todtenmaske ist die Nase länglich und durch eine wenig tiefe Einziehung von der Stirne abgegliedert, während die Nasenbeine schärfer vorspringend vom Stirnbeine abgehen. Da muss man bedenken, dass die fleischigen Auflagerungen auf die Nasenwurzel viel dicker sind, als am Nasenrücken, und dass dadurch der Abgangswinkel der Nase abgestumpft wird. Die an der Todtenmaske bemerkbare Wulstung am Körper der Nase und die Deviation der Nasenspitze ist die Folge einer Erkrankung der Nasenschleimhaut (Polyp), welche sich auch durch Schwund einzelner Nasenknochen kennzeichnet.

Fast im Gegensatze zu Haydn's Cranium stellt sich das von Beethoven als ein von gewöhnlicher Form sehr abweichendes dar. Es ist sehr voluminös, zeigt bei verticaler Ansicht auch ein ovales Schädeldach, welches aber am Hinterhaupte sich mehr verbreitert, auch erhöht und in der Profilansicht mit einer starken Rundung abschliesst. Diese Erhöhung und Ausladung des Hinterhauptes steht im Zusammenhange mit der Gestaltung der Stirne, welche sich allerdings in der Breite bis auf fast volle 12 cm entfaltet, sich aber über den weiten Augenhöhlen, schon an den Augenbrauenhöckern gegen das Schädeldach zu neigen beginnt, so dass also die Stirne auffällig aus der Verticalen ablenkt.

Allerdings kann man bei der Ansicht des Abgusses nicht in allen Punkten mit voller Sicherheit die Form des Originales beurtheilen, weil gleich bei der Obduction der Leiche die Schläfenbeine herausgehoben worden sind und das Knochengewebe durch die Einlagerung der Leiche in feuchte Erde gewiss gelitten hat. Doch bietet der Abguss immer noch Anhaltspunkte, welche zu der gemachten Aussage berechtigen, insbesondere nämlich zeigt sich, dass der Orbitaltheil und der Umriss des Stirnbeines gut erhalten war, ebenso auch der Umriss der abgesägten Calvaria an der Stirne.

Der Gesichtswinkel ist etwas prognath, doch ist die Prognathie eigentlich nur eine alveolare und wird zu einem guten Theile durch (senile) Verdünnung, wohl auch Verkürzung der Alveolarbögen veranlasst, in Folge deren die starken, bereits weit hervorsehenden Schneidezähne eine schiefe Richtung bekommen haben. Auch am Unterkiefer ist eine Verdünnung des Alveolarbogens wahrnehmbar, aber mit einer geringeren Vorneigung der Schneidezähne. Mit der Breite der Alveolarbögen steht die Breite der nicht sehr hohen Apertura pyriformis im Zusammenhange. Entsprechend dieser Gestaltung des Gesichtsskeletes konnte die Oberlippe, wie die Todtenmaske zeigt, nicht zu vollem Anschluss an die Unterlippe kommen und blicken die starken Schneidezähne durch die etwas geöffnete Mundspalte hervor; entsprechend der breiten Apertura pyriformis erscheint die nicht sehr lange Nase an der Basis breit und wie gequetscht.

Nicht ganz im Einklange mit der Form des knöchernen Gerüstes scheint die Stirnbildung an der Todtenmaske zu stehen, indem die Stirn nicht so auffällig fliehend erscheint, wie am Skelette. Dies mag zu einem Theile darin liegen, dass die Modellirung der Stirne unter der Einwirkung feuchten Bodens gelitten haben mag, dass vielleicht sogar die oberflächliche Lamelle des Stirnbeins verloren gegangen ist; andererseits aber muss auch berücksichtigt werden, dass die auf dem Stirnbein lagernden Weichtheile eine hinreichend dicke Schichte gebildet haben mögen, welche immerhin mindestens 0·5 cm in der Höhe betragen haben mag. Vollends verstreicht aber auch unter diesen mässigenden Umständen die Neigung der Stirne nicht, wie dies an der Todtenmaske deutlich sichtbar ist und sich auch an der nach der Todtenmaske gebildeten sogenannten „Dannhauser-Büste" findet. Darin mag sich der Umstand erklären, dass gerade die neueren sehr ähnlichen Portraits Beethoven's Kopf vorgeneigt darstellen; auch Meister Zumbusch hat diese Neigung des Kopfes am Beethoven-Monumente beibehalten.

Das Cranium Schubert's unterscheidet sich von den beiden vorhin beschriebenen durch die volle, weder durch Alter noch Krankheit gestörte Ausbildung der Form und durch einen derben Knochenbau; es stammt eben von einen im kräftigsten Mannesalter verstorbenen Manne.

Das Schädeldach ist wohl ebenfalls eiförmig gerundet, aber mit einer geringeren Differenz der Länge zur grössten Breite (17·5 : 14·0); die Stirn ebenfalls breit (10·8) gut gewölbt und steil aufgerichtet, doch würde man an derselben vergebens nach dem Gall'schen Organ für Musik sich umsehen. Die Augenhöhlen sind nicht so hoch, wie namentlich bei Haydn; die Jochbeine dagegen etwas mehr gegen die Front geneigt, woher die grössere Jochbreite des Gesichtes (bei 13·6 cm) stammt.

Das Gebiss ist bis auf den rechten oberen seitlichen Schneidezahn vollständig erhalten, kräftig ausgebildet; die Alveolarbögen, an 5·6 cm breit, mit den starken Zähnen senkrecht eingestellt; das ganze Kiefergerüst etwas über die Stirn vortretend und um nahezu 1 cm höher als die Nasenregion; die Nasenapertur entsprechend der Kieferbreite etwas ausgeweitet.

In dem kräftigen Skeletbau, namentlich dem des Kiefergerüstes unterscheidet sich wesentlich Schubert's Cranium von dem Haydn's; während ferner bei Haydn das ganze en face und auch das Schädeldach den Eindruck des länglichen macht, erscheint das Gesicht Schubert's mehr gerundet; thatsächlich ist die Gesichtshöhe gleich der Jochbeinbreite. Mit der Höhe des Kiefergerüstes steht im Zusammenhang die etwas kürzere Nase und wohl auch die geringere Höhe der Orbitaleingänge. All' das prägt sich auch in den Portraits Schubert's deutlich genug aus. Entschieden muss Haydn's Gesichtsbau als ebenmässiger und feiner durchgebildet bezeichnet werden. Die Geräumigkeit des Schädelgehäuses dürfte bei Schubert eine grössere gewesen sein als bei Haydn, am grössten war sie zweifellos bei Beethoven.

Wie die geehrte Gesellschaft entnommen haben wird, so habe ich mich bei der Beschreibung der drei Cranien gerade nur auf das Hauptsächlichste beschränkt, ohne in all die anatomischen Details einzugehen. Zu dem Zwecke, um das Physiognomische, so weit dasselbe im Skelette begründet ist, darzulegen, dürfte das Gesagte genügen.

Es schien mir die Demonstration der Cranien, welche von drei nach gleicher Richtung und in ausgezeichneter Weise bethätigten Männern abstammen, auch nach der Richtung von Interesse zu sein, weil sich an denselben trotz der gleichen geistigen Bethätigung ihrer Träger dennoch so grosse Formverschiedenheiten zeigen, dass es kaum möglich ist, daran Merkmale zu finden für die besonderen Anlagen und Befähigungen der drei Männer.

Discussion:

Der als Gast in der Sitzung anwesende Geheimrath Professor **Schaaffhausen** aus Bonn

dankt dem Herrn Hofrath von Langer für seine lehrreiche und geistvolle Betrachtung der drei vorgelegten Schädel. Er möchte, in Bezug auf den Beethoven-Schädel, über den er bei der Anthropologen-Versammlung in Karlsruhe im Jahre 1885 gesprochen, einige Bemerkungen anknüpfen. Er hatte vor längerer Zeit schon von Herrn Dr. von Breuning die kleine Photographie des Beethoven-Schädels erhalten und da er die im Leben von Beethoven genommene Maske besass, die irriger Weise oft für die Todtenmaske gehalten wird, so brachte er mit Hilfe der Maske die kleine Photographie auf Lebensgrösse, um Maasse davon zu nehmen. Erst später gelang es ihm durch Herrn Hofrath Professor von Langer einen Schädelabguss Beethoven's zu erhalten, die Todtenmaske sah er zum ersten Male jetzt in Wien. Beim ersten Anblick des Schädels erschrak er fast über die rohe Gesichtsbildung desselben, von dem er eine Seitenansicht nie gesehen. Die zurückliegende Stirn und das Vortreten des Oberkiefers mit den Zähnen entsprechen nicht den Bildern und Büsten des grossen Todten und, was wichtiger ist, sie lassen sich in den beiden Gesichtsmasken desselben nicht erkennen. Er kann es nicht leugnen, dass ihm ein leiser Zweifel an der Echtheit des Schädels aufstieg, wiewohl das grosse Schädelvolum für dieselbe sprach. Der Redner erkennt den Werth der Gründe an, die Herr Professor von Langer für die Abweichung im Gebisse geltend macht, das in dem Alveolentheile Spuren seniler Atrophie erkennen lässt. Doch möchte er bezweifeln, dass diese bei dem noch nicht 57jährigen Beethoven auf die Richtung des Kiefers, der vom untern Rande der Nasenöffnung an vorspringt, einen Einfluss gehabt haben kann. Das Gesichtsprofil gleicht in diesem Theile dem Schädel roher Rassen, welche Pränasalgruben haben. Die Abweichung des Stirnprofils des Schädels von dem der beiden Masken ist schwer zu erklären. Eine stärkere Hautbedeckung der oberen Stirn ist nicht wohl annehmbar, auch nicht eine posthume Verdrückung des

Schädels; man darf eher an eine bedeutende Entwicklung des Musculus frontalis bei Beethoven denken. Gewiss ist die von Herrn von Langer hervorgehobene Thatsache wichtig, dass die vorgelegten drei Schädel von Haydn, Schubert und Beethoven bei einer in derselben Richtung so hoch entwickelten geistigen Begabung so verschiedene Formen zeigen. Die Phrenologie hat nicht daran gedacht, dass nicht nur das Gehirn den Schädel formt, was man in Bezug auf die Grösse desselben nach unserem heutigen Wissen wird zugeben müssen, sondern dass der Schädel auch typische Merkmale der Abstammung und der Rasse an sich trägt, die sehr beständig sind und sich nur langsam ändern. Ich habe darauf aufmerksam gemacht, dass der Schädel Raphael's den feinen Typus des alttoskanischen Stammes besitzt, dass Arndt, der von Rügen stammte, in seiner stark brachycephalen Kopfform den Slaven erkennen lässt und dass der Schädel des Schwaben Schiller den alemannischen Typus zeigt, den Ecker uns beschrieben und abgebildet hat. Während das Individuum durch Geistesarbeit sein Gehirn verbessern und, wie wir schliessen müssen, auch vergrössern kann, so hat es nur geringen Einfluss auf die Abänderung der Knochenform des Schädels, die wir als eine alte Erbschaft von den Voreltern an uns tragen und weiter vererben. Die Gall'sche Lehre ist abgethan, auch jeder neuere Versuch, die Geistesverrichtungen zu localisiren, wird wahrscheinlich misslingen, aber die Beziehung derselben zu verschiedenen Sinnen wird gewiss in der Hirnorganisation sich ausprägen. Ein Mensch, der eine hohe Befähigung erlangt, seine Vorstellungen in Farben und Bildern darzustellen, wird andere Hirnorgane entwickeln, wie der, welcher in Tönen denkt und in ihrer Harmonie die tiefsten Empfindungen zum Ausdruck bringt. So verschieden auch die Schädel der drei betrachteten Tondichter sein mögen, in der Organisation ihres Gehirnes dürfen wir eine gewisse Uebereinstimmung voraussetzen, welche anatomisch nachzuweisen wohl der Zukunft gelingen wird. Dass Beethoven einen langen Schädel mit zurückliegender Stirne hatte, kann vielleicht durch seine nationale Abstammung bedingt sein, wiewohl es mir nicht gelungen ist, in den Bildern seiner Eltern und Grosseltern diesen Typus aufzufinden. Diese Schädelform ist Nordholland eigenthümlich und es ist merkwürdig, dass das Seitenbild von Beethoven's Schädel mit dem des Batavus genuinus von Blumenbach Aehnlichkeit hat. Thayer hat den Stammbaum Beethoven's bis in's 17. Jahrhundert verfolgt, wo die Familie in Antwerpen und Löwen vorkommt. Vielleicht gelingen weitere Nachforschungen, zu denen ich Freunde in Holland aufgefordert habe.

Da die Erhebung der Gebeine Schubert's und Beethoven's von ihrer gegenwärtigen Ruhestätte auf dem Währinger Kirchhofe demnächst wieder zu erwarten steht, so ist es gewiss der dringende Wunsch aller Vertreter der anthropologischen Forschung, dass der Schädel Beethoven's bei dieser Gelegenheit noch einmal einer eingehenden anatomischen Untersuchung unterworfen werden möge. Im Jahre 1863 ist die Abformung des durch die Section theilweise verstümmelten Schädels in aller Eile vorgenommen worden und ist dadurch vielleicht manche Abweichung von der Todtenmaske veranlasst. Man wird dieses Mal auch einen Ausguss der Schädelhöhle zu gewinnen und die Capacität desselben, so genau als dies möglich ist, zu bestimmen suchen.

Die Wiener Anthropologische Gesellschaft wird gewiss ihren ganzen Einfluss geltend machen, dass eine solche Untersuchung möglich wird. Ich bemerke noch, dass es mir geglückt ist, von dem Schädel Robert Schumann's einen gelungenen Ausguss zu gewinnen, an dem der Windungsreichthum des Schläfenlappens vom grossen Gehirn besonders auffallend ist. Es wäre von Interesse zu wissen, ob sich in dieser Beziehung der Schädel Beethoven's ähnlich verhält, aber gerade diese Theile des Schädels sind bei der Section herausgeschnitten worden und verschwunden.

Herr Hofrath Professor Dr. **Meynert**

wendet sich gegen die Anschauung, dass geistige Functionen höheren Grades das menschliche Gehirn bei einem Individuum zum Wachsen bringen. Vor Allem sei hier auf die Veranlagung zu Gehirnkrankheiten, welche die grösste Begünstigung für den Abdruck der Gehirnwindungen (in diesem Falle für die Vertiefungen in der Schädelhöhle) bilden, Bedacht zu nehmen. Doch sagt Schaaffhausen: Dies sei erwogen worden. Immerhin stehe man hier wie in allen ähnlichen Fällen vor einer Alternative. Es ist ja möglich, dass intensive geistige Anstrengung die Gehirnmasse vergrössert; der Gegensatz ist, dass eben die angeborene Gehirnentwicklung das Individuum zu jenen höheren Leistungen befähigt. Durch Verwechslung pathologischer und typischer Merkmale entstehen die grellsten Irrthümer. So schloss Kupfer aus der grösseren Convexität der linken Schädelhälfte bei Kant auf dessen „Rednertalent". Ein schiefer Schädel ist aber ein rhachitischer Schädel, und ein rhachitischer Schädel und eine rhachitische Wirbelsäule gehören zusammen und können nicht unter verschiedenen Gesichtspunkten betrachtet werden.

Geheimrath Professor **Schaaffhausen**:

Auf die Bemerkung des Herrn Prof. Meynert erwiedere ich, dass der Schädel Schumann's keine Merkmale eines in der Kindheit etwa überstandenen Hydrocephalus erkennen lässt. Wenn ich behauptete, dass der Mensch in seinem individuellen Leben sein Gehirn höher organisiren und vergrössern kann, so beruht diese Annahme auf der bekannten Thatsache, das geniale Menschen oft aus den gewöhnlichsten Lebenskreisen hervorgegangen sind und nur die besonders günstigen Lebenseinflüsse die Anlagen früh geweckt und weiter ausgebildet haben. Wenn dies bisher schon oft beobachtet worden ist, so ist dieser Umstand gerade in der Gegenwart hoch anzuschlagen, wo die geistige Bildung allen Bevölkerungskreisen zugänglich gemacht worden ist.

3. Herr Dr. **Moriz Winternitz** gibt

Einige Bemerkungen über das Bauopfer bei den Indern.

In der letzten Monatsversammlung unserer Gesellschaft hat Herr Dr. KRAUSS zahlreiche Belege aus Mythe und Brauch für das Bauopfer bei den Südslaven erbracht. Es handelte sich hiebei darum, einerseits aus Gebräuchen, welche als Ueberlebsel gelten müssen, andererseits aus Märchen und Sagen die Spuren eines ehemaligen Opfergebrauches nachzuweisen. JAKOB GRIMM [1]), EDWARD TYLOR [2]) und FELIX LIEBRECHT [3]) mussten bei ihren Forschungen über diesen Gegenstand denselben Weg einschlagen. Wenn ich mir nun erlaube, das einmal angeschlagene Thema der Bauopfer mit einigen Bemerkungen über Bauopfer bei den Indern fortzusetzen, so bin ich in der glücklichen Lage, Ihnen directe Zeugnisse für Opfer, welche beim Bau eines Hauses den Göttern, und insbesondere dem Erdgeiste, welcher „der Herr des Bauplatzes" ist, dargebracht werden, vorlegen zu können. Bei den Indern spielt ja das Opfer bis auf den heutigen Tag eine sehr wichtige Rolle. Und die Vorschriften über Opfer, welche sich in den uralten Ritualwerken der Inder finden, sind auch heute noch in Kraft. Die altindische Literatur, wenigstens die brahmanische, besteht wohl zu zwei Drittheilen aus Werken über das Opfer, die theils genaue Vorschriften über die Ausführung der Opfer, theils mystische Speculationen über den Sinn des Opfers enthalten. Wir haben daher auch über wirkliche Bauopfer sichere Angaben und brauchen ein solches nicht erst zu erschliessen. Freilich handelt es sich dabei immer nur um Pflanzenopfer, höchstens noch Thieropfer. Sowie wir aber zu dem Bauopfer in der Gestalt von Menschenopfern kommen, stehen wir auch bei den Indern, wie bei Germanen und Slaven, auf dem Boden der Mythe und des Volksaberglaubens.

Frühzeitig, aber nie gründlich, ist in Indien das Thieropfer durch das Pflanzenopfer verdrängt worden. In einem berühmten Werke der altindischen Literatur, in dem Aitareya-Brâhmana, wird der Uebergang vom blutigen zum unblutigen Opfer sehr schön dargestellt [4]). Die Götter, heisst es, wollten ein Opfer haben; da schlachteten sie einen Mann; aber das Mark (medha, das allein Werthvolle und Opferwürdige bei einem Opferthier) entwich aus ihm und begab sich in ein Pferd. So wurde das Pferd zum Opfer geeignet. Die Götter schlachten das Pferd, aber das Mark entweicht und geht in einen Ochsen ein. Die Götter schlachten den Ochsen, aber das Mark entweicht in ein Schaf. Das Schaf wird geschlachtet, und der Opfertheil, der medha, begibt sich in eine Ziege. Und in der Ziege blieb er lange Zeit. „Darum ist unter den erwähnten Thieren die Ziege am geeignetsten zum Opfer." Da schlachteten die Götter die Ziege; das Mark ging hinaus aus der Ziege und verbarg sich in der Erde. „Alle jene Thiere, aus welchen der Opfertheil entwichen ist, sind nicht geeignet zum Opfer, daher soll man ihr Fleisch nicht geniessen."

Nachdem also der Opfertheil in die Erde sich begeben hatte, umgaben ihn die Götter, dass er nicht entweichen konnte; er verwandelte sich dann in Reis .... Daher ist der Opferkuchen, welcher beim „Thieropfer" (welches nunmehr blos noch den Namen hat) dargebracht wird, das Thier, welches getödtet wird. Die Strohhalme von dem Reis, aus dem der Kuchen besteht, sind die Haare des Thieres, die Reishülsen sind das Fell, die kleinsten Theilchen sind das Blut, all die feinen Theilchen, zu welchen der Reis gemahlen wird, um dann zu einer Teigmasse geknetet zu werden, bilden das Fleisch, und alles Andere, was noch wesentlich an dem Reis ist, sind die Knochen des Thieres. Wer daher den Purodâśa, den Opferkuchen, darbringt, der opfert die Opfersubstanz aller Thiere, die ja in dem Reis enthalten ist. Es ist dies eine mystische Geschichte des Opfers, die mit den Thatsachen ganz übereinstimmt. [1])

Die Opfer der Inder bestehen daher zumeist in einem Mus von Reis oder auch Gerste. Nur für ausserordentliche Fälle (es werden als solche namentlich genannt: Hochzeit, Empfang von Gästen und Manencult) hat sich das Thieropfer länger erhalten. Wir finden daher in den Grihyasûtren [2]), den Ritual-Lehrbüchern der Inder, welche auch die Vorschriften über den Bau eines Hauses enthalten, fast durchwegs nur das pflanzliche Opfer erwähnt. Auf eine Ausnahme werde ich Gelegenheit haben, aufmerksam zu machen.

---

[1]) J. GRIMM, Deutsche Mythologie, 4. Ausgabe, II. Bd., S. 956 ff.

[2]) E. B. TYLOR, Die Anfänge der Cultur. Deutsch von J. W. SPENGEL u. FR. POSKE. Leipzig 1873. I, 104 ff.

[3]) F. LIEBRECHT, Zur Volkskunde. S. 284 ff.

[4]) The Aitareya Brahmana of the Rigveda, containing the earliest speculations of the Brahmans on the meaning of the sacrificial prayers, and on the rites of the Vedic religion. Edited (Sanscrit in Devanagari character), translated and explained by M. HAUG. 2 vols. Bombay 1863. Siehe pag. 90 ff. der Uebersetzung. Vergl. auch Râjendralâla Mitra, On Human Sacrifices in Ancient India (im Journal Asiatic Society of Bengal, Vol. XLV, Part I, 1876. pag. 76 seqq).

[1]) Pferde- und Kuhopfer sind ebenso werthvoll als selten. Das Ziegenopfer hat sich am längsten von allen Thieropfern erhalten. Auch bei den Germanen lassen sich die Stufen: Menschenopfer, Pferdeopfer. Rinderopfer, dann: Eber-, Widder-, Böcke-, Lamm- und Ziegenopfer verfolgen. GRIMM, Deutsche Mythologie, Bd. I, S. 35—43.

[2]) Folgende Werke sind benützt worden: Gṛihyasûtrâṇi, Indische Hausregeln. Sanskrit und deutsch herausg. von AD. F. STENZLER. I. Âśvalâyana. II. Pâraskara. (Abhandlungen für die Kunde des Morgenlandes, herausg. von der Deutschen Morgenl. Gesellschaft, III., IV. und VI. Bd. 1864 bis 1877.) — Das Çâṅkhâyanagṛihyam, Sanskr. u. deutsch herausg. von H. OLDENBERG (Indische Studien, herausg. von A WEBER, Bd. 15, Leipzig 1878). — Das Gobhilagṛihyasûtra, herausg. und übersetzt von F. KNAUER, Dorpat 1884 bis 1886. — The Gṛihya-Sûtras. Rules of Vedic Domestic Ceremonies. Translated by HERMANN OLDENBERG. Part. I: Śânkhâyana-Grihya-Sûtra, Âśvalâyana-Grihya-Sûtra. Pâraskara-Gṛihya-Sûtra, Khâdira-Grihya-Sûtra. Oxford 1886. (The Sacred Books of the East, edited by F. MAX MÜLLER, Vol. XXIX.) — Ausserdem habe ich noch das Âpastambîya-Gṛihyasûtra, dessen von mir besorgte Ausgabe unter der Presse ist, und das Mânava-Gṛihyasûtra, von dem Herr Prof. BÜHLER ein Manuscript besitzt, vergleichen können.

Es ist nicht ein Opfer, sondern eine Reihe von Opfern, welche die Grihyasûtren für den Hausbau vorschreiben. [1])

Wenn man sich ein Haus bauen will, heisst es im Grihyasûtra des 'Sâṅkhâyana, so soll man erst dreimal mit einem Zweige des Udumbara-Baumes (Ficus glomerata) den Bauplatz umziehen, indem man dazu spricht: „Zum Nahrungssegen umfasse ich hier die Ansiedlungen." Dies erinnert an den etruskischen Brauch, eine Furche um den Platz zu ziehen, wo man eine neue Stadt gründen wollte [2]). Sodann opfert er auf einer erhöhten Stelle in der Mitte des Bauplatzes mit den Sprüchen:

„Wer bist du? Wessen bist du? Wem opfere ich, nach Wohnung begehrend? Heil!"

„Auf dieser Erde bist du der Götter Theil, von hier entsprossen sind die Väter, die dahingegangen; der Glänzende opferte, Wohnung begehrend, ohne etwas den Göttern Gehöriges zu übergehen. Heil!"

Nachdem die Gruben für die Pfosten gegraben sind, schüttet man in Wasser gekochte Grütze in dieselben. In die Grube für den rechten Thürpfosten senkt er dann einen mit Opferschmalz bestrichenen Ast der Ficus glomerata, indem er dazu spricht:

„Diesen Zweig des Unsterblichen senke ich hier ein, einen Strom von Honig, einen Mehrer des Reichthums; zu ihm schreit das kleine Kind, ihn brüllt die Milchkuh an, die stets kalbt." Das Grihyasûtra des Âśvalâyana nennt hier ein Kraut Avakâ oder 'Sîpâla (Blyxa octandra), das man in die Grube senken soll, und fügt hinzu: „Dadurch ist das Haus vor Feuersbrunst geschützt." [3])

Beim Aufrichten des Pfostens werden verschiedene Sprüche gesagt, in denen Glück für das neue Haus erfleht wird. Es gibt ein Lied des Atharvaveda, das sich auf den Hausbau bezieht und in den Grihyasûtren mehrfach vorgeschrieben wird. Ich führe das Lied hier an, weil in allen Grihyasûtren einzelne Verse desselben auch beim Opfer gesprochen werden.

Atharvaveda III, 12.

1. Allhier erricht' ich meines Hauses Pfeiler,
   fetttriefend ruhe es auf festem Grunde,
   Vollzählig lass uns, Haus! mit tücht'ger Mannschaft,
   mit unverletzter, jetzo dich betreten.

2. Hier stehe fest, o Haus! auf fester Stelle,
   mit Rossen und mit Rindern reich gesegnet,
   Mit kräft'ger Speise, Fett und Milch versehen,
   rag' hoch empor, ein Port des Glücks und Heiles!

3. Du bist ein Bergungsort, o Haus! Dein hohes Dach birgt edles Korn.
   Zu dir geh hin das Kalb, zu dir der Knabe,
   dir strömen Abends zu die Mutterkühe!

4. Dies Haus mög Savitar und Vâyu gründen,
   Indra, Brihaspati, der sachverständ'ge;
   Die feuchten Marut sollen Fett drauf sprengen,
   der König Bhaga lass' die Saat uns wurzeln.

5. Des Baues Herrin, Götter haben erstmals
   dich auferbaut als göttlich trautes Obdach,
   In deinem Strohgewand sei uns behaglich,
   schenk kräft'ge Leute uns und reiche Habe!

6. Das Sparrwerk liege richtig auf den Pfosten;
   stark, stattlich ausseh'nd scheuche fort die Feinde,
   Nicht sollst du, Haus! von den Bewohnern leiden,
   heg' uns mit unsern Mannen hundert Jahre!

7. Hier finde sich das zarte Kind, hier auch das Kalb zusammt dem Vieh,
   Hier steh' der Krug mit Kräutertrank, mit saurer Milch der Schüsseln Meng'.

8. Gefüllt, o Gattin! reiche diesen Krug her,
   das fette Nass mit Nektarsaft gemenget,
   Die Trinker hier lass in Ambrosia schwimmen;
   dies Haus beschirm' vollkommenes Genüge!

9. Hier diese Wasser stell' ich auf; sie sind gesund, der Krankheit feind!
   In meine Wohnung zieh' ich ein sammt Agni und dem Lebenstrank. [1])

Dieses Lied, sowie das weiter unten anzuführende aus dem Rigveda, beweisen, dass schon in alter vedischer Zeit der Bau des Hauses mit einer Feierlichkeit vor sich ging. Auch damals muss man schon, sowie es in den Grihyasûtren gelehrt wird, Feuer und Wasser zuerst in's Haus gebracht haben. Dies wird noch in einem andern Lied des Atharvaveda ausdrücklich gesagt:

„Du gastlich' Haus! ich lenke gern zu deinem sichern Port den Schritt,
Das Feuer birgst und Wasser du, des heiligen Werkes Element."
„Dies Wasser bringe ich herzu, das heilsam ist und Seuchen tilgt;
In meine Wohnung zieh' ich ein, das ew'ge Feuer in der Hand." [2])

Hauptsächlich gilt es aber den Herrn des Bauplatzes, Vâstoshpati, zu besänftigen und ihn dem neuen Baue geneigt zu machen. Das Opfer an Vâstoshpati ist daher wohl als das eigentliche Bauopfer zu bezeichnen. Âśvalâyana sagt: Er besänftigt die Baustelle durch Wasser mit Reis und Gerste, in welches er Gold gelegt hat, indem er, dreimal herumwandelnd, mit diesem Wasser die Baustelle besprengt. Auch im Mânavagṛihya wird vorgeschrieben, Gold in die Grube zu legen [3]). Dann legt er ein Feuer an, und in diesem bringt er die Opferspenden dar; die Spenden bestehen theils in Opferschmalz, theils sind sie von dem Pfannkuchen (sthâlîpâka) genommen, der für dieses Opfer eigens zubereitet wird. Bei diesem Opfer kommen nun die Verse aus dem Rigveda, die an den Vâstoshpati gerichtet sind, zur Verwendung.

---

[1]) Der Hausbau wird beschrieben in den Grihyasûtren des: Âśvalâyana II, 7—9. Pâraskara III, 4. Śâṅkhâyana III, 2—4. Gobhila IV, 7. Khâdira IV, 2, 6—23. Âpastamba VII, 17. Mânava II, 11.

[2]) Vgl. Grimm, Myth. II, 957 fg.

[3]) Es lässt sich dazu vergleichen der von Krauss angeführte Brauch bei den Polen, „beim Bau eines Hauses unter die vier Ecksteine im Fundamente grüne Kräuter oder geweihte Kränze zu legen".

[1]) Uebersetzt von Grill, Hundert Lieder des Atharva-Veda. Tübingen 1879.

[2]) Atharva-Veda IX, 3, 22 fg. Das ganze von Grill a. a. O. übersetzte Lied IX, 3 bezieht sich auf den Hausbau.

[3]) Noch heute ist es in Deutschland Sitte, Münzen in den Grundstein zu legen. (Liebrecht a. a. O. S. 296.)

Rigveda VII, 54 und 55, 1.

1. O Wohnungsherr, erkenn' uns als die Deinen,
schaff guten Eingang uns, entfern' die Leiden;
Was wir dich bitten, das gewähr uns huldreich,
zum Heil sei Menschen und zum Heil den Thieren.
2. O Wohnungsherr, sei hülfreich uns und schenke
dem Haus Gedeih'n an Rind und Ross, o Indu,
In deiner Freundschaft lass uns nicht ermatten,
und sei uns liebreich wie dem Sohn der Vater.
3. Lass Wohnungsherr, uns deiner Huld Gemeinschaft,
der starken, lieben, segnenden geniessen,
Schütz unser Gut in Arbeit und in Ruhe,
ihr Götter, schützt uns stets mit eurem Segen.

55, 1. Der Leid du tilgst, o Wohnungsherr,
du gehst in alle Formen ein,
sei uns ein heilbegabter Freund. [1])

Das Grihyasûtra des Pâraskara schreibt für das Lied an den Vâstoshpati (Wohnungsherr, Herr des Bauplatzes) nur Opferspenden von Opferschmalz vor, während bei dem Pfannkuchen-Opfer die verschiedensten Götter angerufen werden: „Agni, Indra, Brihaspati, die Allgötter (viśve devâḥ) rufe ich an, Sarasvatî und Vâjî. Gebt Wohnung mir, ihr Kräftigen! Heil!" Ebenso ruft er noch die Schlangen, den Himavat und das Sudarśana-Gebirge, die Vasus, Rudras, Âdityas, den Îśâna mit seinem Gefolge, den Vormittag, Nachmittag, Mittag, sowie die Göttin der Dämmerung, den Schöpfer und Erhalter, den Viśvakarman, die Kräuter und Bäume, den Dhâtṛi, Vidhâtṛi und den Kubera, Brahman und Prajâpati und alle Götter an, ihm gute Wohnung zu geben.

Hier, bei dem Opfer an den Vâstoshpati, ist es nun, wo es in dem Grihyasûtra des Gobhila heisst: Nachdem er in der Mitte des Hauses das Feuer aufgestellt, opfere er eine schwarze Kuh [2]), oder auch einen weissen Bock, beide mit einer Milchspeise, oder auch eine Milchspeise allein. Er opfert, nachdem er das Fett, Opferschmalz, Fleisch und die Milchspeise gemischt hat. Das ist die einzige Stelle, die für das Thieropfer Zeugniss gibt [3]). Und es ist dies ein neuer Beweis, dass das Werk des Gobhila ein hohes Alter beansprucht, da es allein das Thieropfer, das wir bei Germanen und Slaven als Bauopfer nachweisen können, erhalten hat. Freilich zeigt sich auch hier schon die spätere Entwicklung, eine Art Compromiss, in dem Zusatz: „mit einer Milchspeise, oder auch eine Milchspeise allein."

Endlich werden noch Streuopfer erwähnt [4]), mit denen die Himmelsgegenden zu verehren sind. Alle diese Opfer müssen vollzogen werden, ehe das Haus von dem Erbauer mit Weib und Kind bezogen werden darf.

Mit der Erwähnung der schwarzen Kuh oder des weissen Bockes in dem Gobhilagṛihyasûtra ist alles erschöpft, was die Grihyasûtren über blutige Bauopfer haben.

Vom Thieropfer gelangen wir nun, eine Stufe weiter zurück, zum Menschenopfer. Wie schon erwähnt, müssen wir die Belege hiefür in Mythe und Aberglauben suchen. Was aber das Merkwürdigste ist, das ist der Umstand, dass die betreffenden Sagen und Volksmeinungen, wie wir sie bei den Indern in Bezug auf Menschen-Bauopfer finden, nicht nur in grossen Umrissen, sondern auch in kleinen Zügen und scheinbar zufälligen Nebenumständen, vielfache Uebereinstimmung mit den entsprechenden Sagen der westlichen Völker zeigen.

Es ist zunächst eine ganz gelegentliche Notiz eines neueren Schriftstellers, der dabei an das Bauopfer gar nicht denkt, die hier angeführt zu werden verdient. Es ist jüngst ein Buch erschienen, welches die Schilderung des Bauernlebens in der Provinz Bihâr zum Gegenstande hat [1]). Eine Zierde dieses ausgezeichneten Werkes bilden die zahlreichen Illustrationen, welche nach Photographien gemacht sind. Der Verfasser erzählt nun in der Vorrede, welche Schwierigkeiten es ihm gemacht hat, diese Photographien zu gewinnen. Die Leute hielten den photographischen Apparat für eine schreckliche Zaubermaschine, und es kostete viel Ueberredung, bis man irgend eine Aufnahme gestattete. Die letzte Photographie, die der Verfasser aufnahm, wurde nun durch einen sonderbaren Umstand vereitelt. Als er ein Bauernhaus aufnehmen wollte, weigerte sich die alte Grossmutter der Familie zu gestatten, dass eines der Kinder in dem Bilde erscheine; sie begründete dies damit, dass die Regierung den Bau einer Brücke über den Gandak-Strom beabsichtige und Kinder brauche, um sie unter den Grundpfeilern der Brücke zu begraben. Ein kleiner Knabe, der sich durchaus verewigen wollte, sprang im letzten Augenblick vor den Apparat hin, zum Entsetzen der weiblichen Mitglieder der Familie. Da aber der Junge der Linse zu nahe stand, verdeckten seine Schultern die Hälfte des Bildes. [2]) Es ist gewiss nicht zufällig, dass hier vom Bau einer Brücke die Rede ist. Auch

---

[1]) Uebersetzung von Grassmann. (Rigveda. Uebersetzt von H. Grassmann. Leipzig 1876.)

[2]) Die Farbe ist nicht gleichgiltig. In Griechenland schlachten die Maurer auf dem Grundstein des neuen Gebäudes einen schwarzen Hahn. (Grimm, Myth. II, 957.) „In welchem Hause Hahn, Katze und Hund von schwarzer Farbe sind, kommt nie Feuer aus." (Grimm a. a. O. Bd. III, S. 474, Nr. 1056.) Vgl. auch Grimm a. a. O. III. Bd., S. 491, Nr. 99.

[3]) Genau genommen sind es zwei Stellen, nämlich auch Khâdiragṛihyasûtra IV, 2, 16—18. Da aber letzteres nur ein Abklatsch des Gobhilagṛihyasûtra ist, kommt es kaum in Betracht.

[4]) Bali oder Streuopfer sind solche Gaben, welche nicht im Feuer geopfert werden, wie die grösseren Opferspenden.

[1]) Bihâr Peasant Life, being a discoursive Catalogue of the Surroundings of the People of that Province, with many Illustrations from Photographs taken by the Author. Prepared, under Orders of the Government of Bengal, by George A. Grierson. Calcutta 1885.

[2]) Die Stelle lautet: „The last photograph the writer took — that of a native-house — was spoilt because the grandmother of the family refused to allow any of the children to appear in the picture, her reason being that the Government was building the bridge across the Gandak and wanted children to bury under its foundations. Just, however, as the plate was exposed, one of the little boys determined to immortalize himself, and leaped in front of the lens to the dismay of the female members of his family. He had his wish in appearing in the picture, but he was so near the lens that he covered half of it with his shoulders."

bei den deutschen und südslavischen Sagen handelt es sich oft um Brückenbauten.

„Als der Rajah Sala Byne das Fort Sialkot im Pandschab baute, gaben die Fundamente der Südostbastion so oft nach, dass er seine Zuflucht zu einem Wahrsager nahm, der ihm die Versicherung gab, sie würden nie stehen, ehe nicht das Blut eines einzigen Sohnes dort vergossen würde, und es wurde deshalb der einzige Sohn einer Witwe geopfert." [1])

Bei den buddhistischen Völkern Hinterindiens finden wir besonders reichliche Belege für das Bauopfer. „Nach Marco Polo tödtete man Gäste in Korazan, um einen hausbeschützenden Dämon zu gewinnen. Der Angriff des Rajah von Karrang auf Bliling hatte zum Zweck, sich menschliche Knochen zu verschaffen, um sein Gelübde eines Tempelbaues zu erfüllen." [2])

Bastian wurde in Mandalay erzählt, „welch' schreckliche Dinge bei der Gründung der Stadt vor sich gegangen. An dem Tage, wo von sechs auf sechs Monate eines der Thore zu beginnen war, wagte sich Niemand aus dem Hause, denn die Späher des Königs standen bereit. Die Brahmanen hatten gewisse Namen angegeben, die, als den Constellationen entsprechend, für den magischen Bund am wirksamsten sein würden. So wurden auf den Strassen Namen gerufen, und wenn solche, die sie trugen, unwillkürlich den Kopf wandten, so waren sie dem Tode verfallen." Jetzt fügt man in Mandalay, statt dass Leute getödtet würden, nur Figuren als Thayaiga in die Mauern ein. [3])

Der birmanische König Noatsa liess ein Wasser-Reservoir bauen, und um die Deiche zu sichern, seine Königin dort ertränken. [4])

In ganz Hinterindien kehrt der Gebrauch, Kriegsgefangene oder Verbrecher unter den Stadtthürmen zu vergraben, häufig wieder. [5])

Wenn in Siam ehedem eine neue Stadt gegründet wurde, wurden die ersten vier oder acht Personen, die man ergriff, lebendig unter den Thorpfosten begraben, um als Schutzengel zu dienen. [6]) Später wurden rings um den heiligsten Theil der buddhistischen Tempel in Siam Steine vergraben und darüber erst die eigentlichen Grenzsteine errichtet. [7]) Ein ähnlicher Gebrauch wird schon in einem Grihyasûtra [8]) vorgeschrieben. Man soll, heisst es daselbst, unter dem Mittelpfosten einen mit Butter besprengten Stein vergraben.

Die Beispiele von Menschen-Bauopfern liessen sich noch bedeutend vermehren. Und ich zweifle nicht, dass auch in Vorderindien manche Sagen, Gebräuche und Volksmeinungen sich erhalten haben werden, die bis jetzt noch kein Ethnograph gesammelt hat. Für heute muss ich hier meine Bemerkungen schliessen, und bemerke noch, dass man daraus, dass derselbe Gebrauch bei Germanen und Slaven, sowie auch bei Griechen und Römern einerseits, und bei Indern andererseits sich findet, noch nicht den Schluss wagen darf, dass diese Uebereinstimmung auf gemeinsamen Ursprung aus indogermanischer Zeit zurückgehe. Das geht deshalb nicht an, weil ja schon Edward Tylor nachgewiesen hat, dass ganz dieselben Volksmeinungen und -Gebräuche bei den verschiedensten Völkern Europas nicht nur, sondern auch in Asien, Afrika und Polynesien allenthalben sich vorfinden.

Monatsversammlung am 10. Mai 1887.

Vorsitzender: Herr Hofrath Langer Ritter von Edenberg.

1. Herr **Oscar Baumann** bespricht

einige ethnographische Gegenstände von den Bubes auf Fernando Po.

Dieselben sollen in einem eigenen Werke, welches Herr Baumann über Fernando Po herauszugeben gedenkt, eingehend beschrieben und abgebildet werden.

2. Herr Dr. **Moriz Hoernes** berichtet

Ueber eine Reihe prähistorischer und römischer Fundstücke aus Krain und dem Küstenlande.

Dieselben wurden durch die Ausgrabungen und Höhlenforschungen, welche Prof. Dr. Carl Moser aus Triest während des abgelaufenen Sommers im Auftrage der prähistorischen Commission der kaiserl. Akademie der Wissenschaften durchgeführt hat, gewonnen. Die Ergebnisse dieser Untersuchungen werden in dem diesjährigen Berichte der genannten Commission veröffentlicht; die gegenwärtige Mittheilung hat sich daher auf einen Ueberblick der Hauptthatsachen zu beschränken.

Die zahlreichsten und erheblichsten unter den vorliegenden Funden stammen aus der Theresienhöhle

---

[1]) Tylor, Die Anfänge der Cultur. I, 107.
[2]) A. Bastian, Die Völker des östlichen Asien. I, 194.
[3]) A. Bastian a a. O. I, 195. II, 91.
[4]) Bastian a. a. O. II, 270.
[5]) Bastian a. a. O. III, 16.
[6]) "Formerly, in Siam, when a new city gate was being erected, it was customary for a number of officers to lie in wait near the spot, and seize the first four or eight persons who happened to pass by, and who were then buried alive under the gate posts, to serve as guardian angels. The governess at the Siamese court declares this was done when a new gate was added to the palace a few years ago, but her book is, to my knowledge, so untrustworthy that I may decline to believe this story, the more so as it is quite inconsistent with the human character of the late King." (Henry Alabaster, The Wheel of the Law. Buddhism illustrated from Siamese Sources by the Modern Buddhist. London 1871. pag. 212 seq.)
[7]) „The Sema, or Bai sema (Sanskrit, Sîmâ, a "boundary" or landmark) are eight stones placed, one at each point of the compass, round the most holy part of a temple. When the ground is first dedicated, eight „luk nimit", or round marking-stones, are sprinkled with holy water and buried, to mark the limits from which evil spirits are warned off. Over these Luk nimit are built small platforms, supporting the heart-shaped Bai sema, generally covered by an elaborately carved or mosaic-worked canopy." (Alabaster a. a. O. pag. 272 note.) Vgl. Liebrecht a. a. O. S. 295.
[8]) 'Sâṅkhâyana III, 3, 10.

im Hirschpark zu Duino. Eine ziemlich tiefe, von mehreren Streifen natürlicher Ablagerungen durchzogene Culturschichte enthielt sehr reichliche Küchenabfälle und Reste des Hausrathes einer neolithischen Bevölkerung, die zu verschiedenen Zeiten und manchmal auch für längere Dauer diese Höhle als Wohnplatz benützte. Unter den Speiseresten sind namentlich die frutti del mare (Mollusken, Krebse, Fische) zahlreich vertreten, daneben aber auch jagdbare Säugethiere. Unter den Artefacten überwiegen die Topfscherben, Flintmesser und Knochenpfriemen rohester Form; in geringerer Zahl fanden sich Thongefässbruchstücke einer etwas vorgeschritteneren Technik, Pfeilspitzen von feiner Arbeit und polirte Steinbeile.

Neben der Ausbeute dieses Fundortes treten die Funde, welche Prof. Moser in vier anderen Höhlen des Küstenlandes gemacht hat, in anthropologischer Hinsicht — denn das paläontologische Ergebniss, welches theilweise sehr beträchtlich war, lassen wir unberührt — weit zurück. Küchenreste und Artefacte, erstere vorwiegend in essbaren Meeresconchylien, letztere in Topfscherben und Flintsplittern bestehend, fanden sich in den Höhlen: „Russa spila", am Berge Jurkovec bei Nabresina, „Pytina jama", bei Gabrovica nächst Prosecco, „Lašca", in einer Doline bei Nabresina und „Na hrbci", bei Salles nächst Prosecco.

Ein kleiner räumlicher, aber sehr weiter zeitlicher Sprung führt uns von diesen neolithischen Denkmälern des küstenländischen Mundus subterraneus zu den Ausgrabungen unter freiem Himmel, welche Prof. Moser in Krain gemacht hat. Diese Gegenstände, welche der Hauptmasse nach aus römischen Gräbern stammen, scheinen keine so enge Nachbarschaft mit jenen Höhlenfunden zu vertragen. Ich erinnere aber an den Ausspruch Ranke's über die römischen Gräber unserer Heimat: „wenn sie auch nicht der eigentlichen Vorgeschichte angehören, so ist ihre Untersuchung doch für diese von der grössten Wichtigkeit, und das sorgfältige Studium der Römerfunde bietet uns fast die einzige Möglichkeit, zu einer wirklich exacten zeitlichen Datirung der vorhistorischen Perioden zu gelangen."

Das Grabfeld Vinograd bei Unter-Semon nächst Windisch-Feistritz ist in der That geeignet, unsere Kenntniss der Ausstattung römischer Grüfte um einige nicht unwesentliche Details zu bereichern. Abgesehen von einem besonders reichlich ausgestatteten Skelettgrab, dessen Beigaben leider zerstreut wurden, sind nur Brandgräber gefunden worden, die nach den sicheren Anhaltspunkten, welche die vorkommenden Münzen gewähren, dem Ende des III. und dem Beginne des IV. Jahrhunderts nach unserer Zeitrechnung angehören. Die geringwerthigen Thongefässe, welche den Leichenbrand, Münzen (bis zu 7 Stück), Schmucksachen und andere kleine Beigaben enthielten, waren zweimal mit Schneidewerkzeugen (1 Messer, 1 Gürteldolch) zugedeckt. Ich sage „zugedeckt", weil diese Anordnung doch wahrscheinlich den Sinn hat, dass die Asche des Abgeschiedenen von frevler Hand unberührt bleiben sollte. Eine flache Schale war durch einen eisernen Wandnagel in der Mitte getheilt; auf der einen Seite lagen 29 kleine Münzen, meist Weisskupferdenare, auf der andern eine bronzene Gürtelschnalle und ein eisernes Messer. Hervorzuheben ist, der ausserordentlichen Seltenheit wegen, ein fragmentirtes gläsernes Lämpchen; auch unter den Schmucksachen befinden sich einige bemerkenswerthe Stücke. Erwähnung verdienen schliesslich noch die Reste einer vorrömischen Wallburg (Gradišče) bei Unter-Semon. Dieser älteren keltischen oder illyrischen Niederlassung dürfte ein vor längerer Zeit von Prof. Müllner eingesendetes Eisenbeil mit schlanker Klinge und schienenförmig in der Richtung des Schaftes ausgedehntem Rücken, das in ersterer Hinsicht an die Beile von St. Michael, in letzterer aber an gewisse Beilformen der ungarischen Bronzezeit erinnert, angehören.

Vorrömisch, in ethnologischer Beziehung zweifelhaft, in chronologischer der vorgeschrittenen Eisenzeit angehörig, sind die zerstreuten Funde auf dem Berge St. Achaz bei Windisch-Feistritz und auf dem Gradišče bei Ternovo (Dornegg). Doch weist Einzelnes entschieden auf eine ältere Epoche, Anderes mit Wahrscheinlichkeit auf eine viel jüngere nachrömische Bevölkerung hin. Die von der Natur zu festen Plätzen gestalteten Burghügel in Krain haben eben zu sehr verschiedenen Zeiten als Zufluchtsstätten gedient, wie ja jene früher erwähnten Karsthöhlen noch heute dem Hirten bei plötzlichem Unwetter ein schützendes Obdach gewähren.

Schliesslich mögen der Vollständigkeit und der interessanten Localität halber noch die Funde erwähnt werden, welche Prof. Moser im Boccadino, einem von ruinengekrönten Felsmauern eingeschlossenen Weinberge hart am Meere, neben der Mündung des Timavo, gemacht hat. Es sind römische Skelettgräber, die einer armen, wahrscheinlich vom Fischfang lebenden Bevölkerung des IV. Jahrhunderts nach unserer Zeitrechnung angehören. Das unbedeutende Inventar derselben (Topfscherben, kugelige Thonwirtel oder Netzbeschwerer und kleine Metallobjecte) contrastirt recht auffallend mit den Sagen, welche in alter und neuer Zeit (Reise der Argonauten, Schloss des Attila) an die Mündung des Timavo angeknüpft haben. Es war ein recht verlassener Erdenwinkel, wo wir nach Allem, was uns die beglaubigte Geschichte überliefert, nicht viel mehr erwarten dürfen, als uns die Ausgrabungen geboten haben.

3. Herr Professor Dr. **Woldřich** legt

eine Bronzenadel

vor, welche beim Ausheben des Grundes für das fürstlich Schwarzenberg'sche Haus in der Heugasse des IV. Bezirkes Wiens im Jahre 1883 gefunden wurde. Da diese Nadel zu den ältesten Funden gehört, die auf dem Wiener Boden gemacht wurden, so erregt sie unser Interesse in um so höherem Grade. Nach einer Zuschrift des fürstl. Schwarzenberg'schen Secretärs Herrn Lorenz vom 6. April 1884 erklärten die Herren Professor Suess und G. Graf Wurmbrand die Nadel „als ein Product der Römerzeit". Dieselbe ist in einer Länge

von 122 mm erhalten, vom spitzen Ende dürfte ein Drittel fehlen. Der Kopf ist flach und scheint in der Mitte eine kleine rundliche Erhöhung besessen zu haben, sein Durchmesser beträgt 11 mm, seine Dicke 5 mm; am Seitenrande desselben befindet sich eine dreifache, unregelmässig gezogene Furche, unter welcher den unteren Rand kleine Reifen zieren. Unterhalb des Kopfes ist die runde Nadel 5 mm dick und mit einer unregelmässig gezogenen Spiralfurche verziert; die Nadel verdickt sich dann auf 6·5 mm und enthält hier ein kleines Loch. Hierauf verdünnt sie sich wieder auf 4·5 mm, bleibt in einer Länge von 2·4 mm rund, ist hier wieder mit einer unregelmässig gezogenen Spiralfurche geziert und verläuft dann vierkantig weiter; in der Mitte einer jeden dieser Seitenflächen läuft eine gerade Furche. Die Bronze ist wenig zinnhältig, die Patina graugrün und stark, doch ist ein Metallkern vorhanden. Die Nadel scheint im Feuer gewesen zu sein und dürfte somit aus einem Aschengrabe herrühren. Durch das quere Loch und durch die Verzierungsweise erinnert dieselbe an eine von Herrn Custos Heger in einem Tumulus in Winklarn bei Amstetten in Niederösterreich ausgegrabene, in der Technik jedoch vorgeschrittenere Nadel mit gewölbtem Knopf und ebenfalls gefurchter und schön wellig gebogener Spitze. Durch den flachen Knopf und die primitive Verzierung erinnert sie an Nadeln, die ich wiederholt in Grabhügeln Südböhmens gefunden und abgebildet habe. Die vierkantige Form hat sie gemeinschaftlich mit einer Nadel aus einem Grabhügel von Shořova bei Litoradlič, Mitth. d. A. G. B. 14. T. 6, Fig. 33, nur ist letztere gedreht und besitzt einen hohlen, gewölbten, oben und seitlich offenen Knopf; diese Höhlung sowie das Loch an unserer Nadel dienten offenbar zur Befestigung dieser Gewandnadeln, um selbe nicht verlieren zu können. Meiner Ansicht nach ist die vorliegende Nadel unbedingt kein römisches, sondern ein barbarisches Product und dürfte aus den letzten Jahrhunderten vor Chr. stammen.

4. Herr Dr. **M. Haberlandt** übersendet einige nachträgliche Bemerkungen zu den beiden Vorträgen der Herren Dr. Krauss und Dr. Winternitz:

Ueber das Bauopfer.

(Siehe Mittheil. Bd. XVII p. 16 und Sitzungsberichte 1887, p. 37.)

1. Die Existenz des Bauopfers unter den Südslaven hat Herr Dr. Fr. S. Krauss in seinem interessanten Vortrage zur Genüge erhärtet, dagegen scheint mir seine Entwicklung der psychischen Seite jener weitverbreiteten Sitte nicht ganz das Richtige zu treffen, jedenfalls verträgt sie eine kurze Discussion.

Die „animistische" Grundlage, die Herr Dr. Krauss unserer Sitte zuspricht, der zufolge das Bauopfer als Sühnopfer auftreten muss, gestattet nämlich nicht, zugleich, wie Dr. Krauss es thut, für das Bauopfer auch den Sinn, dass hiedurch dem Neubau ein Schutzgeist beigegeben werden soll, in Anspruch zu nehmen. Es heisst die animistische Hypothese ganz willkürlich erweitern, wenn man sie auch Vorstellungen des Seelencults einschliessen lässt. Wenn man, wie dies Herr Dr. Krauss durch Märchen und Sagen p. 16 f. belegt, den Grundgedanken: „. . . . . man will dem Geiste des Bodens das Baurecht abkaufen, ihn versöhnen," als animistisch noch gelten lassen mag, so ist der anderwärts sich ergebende Grundgedanke, dass durch das Bauopfer dem Neubau ein Schutzgeist beigegeben werde, evident eine Vorstellung des Seelencultgebiets und hat mit dem ersten nichts gemein. Aber auch in den ersteren Fällen ist es, wie sich bei näherem Zusehen ergibt, mit der „animistischen" Grundlage nichts. Das Beweismaterial des Herrn Dr. Krauss schrumpft bei etwas eindringenderer Kritik ganz bedenklich zusammen. Was Herr Dr. Krauss p. 16 als Parallelerscheinung für das Bauopfer vom südslavischen Brauch, bei Urbarmachung eines Feldes oder Bestellung eines neugekauften Grundstückes eine halbe Silbermünze auf den Acker zu werfen, erzählt, ist sicherlich richtiger als Rechtssymbol, wie deren ganz verwandte J. Grimm aus Deutschland anführt (Deutsche Rechtsalterthümer) aufzufassen. Das bosnische Bauopfer bei Errichtung eines Bienenstandes ist gewiss erst eine Ableitung von dem Bauopfer bei Hausbauten und vom Standpunkte des Animismus überhaupt kaum verständlich, wohingegen der Zug mit der lebendig eingeschlossenen Biene eine evidente Anlehnung an das Einmauern von Menschen in Menschenwohnungen enthält. Wenn Herr Dr. Krauss in der Erzählung (p. 17) von einem Hausbau, dem durch angesammeltes Gewürm die Stelle bestimmt worden, ein Bauopfer constatirt, so ist dies denn doch lediglich eine Wortspielerei: hier fehlt ja doch jedes psychische Moment zu einem Opfer, und nichts liegt vor als ein Orakelvorgang. Vergleiche dazu den Abschnitt: „Wahl der Baustelle" in Andree's „Ethnographische Parallelen und Vergleiche" p. 24. Endlich enthält die p. 17 mitgetheilte serbische Sage wohl deutliche Anklänge an Menschenopfer bei Bauten, auch ist die Opferforderung für die Bodennutzung durch einen Bau hier ganz direct ausgesprochen, aber gerade die Beschränkung dieser Forderung auf gewisse Plätze (für den letztgewählten wird ja ein Opfer weder gefordert noch gebracht) zeigt, dass wir es in jenem „Erdenherrn" (sahibija zemlje) doch irgendwie mit einem gespenstartigen „Seelenwesen" (einer Vorstellung des Seelencults, das irgendwo im Boden gebannt ist und nur auf dies Stück Anrecht und Macht hat, nicht mit einem inhärenten „Geist des Bodens" in animistischem Sinne zu thun haben.

Mir scheint demnach die folgende Ansicht, welche sich ohne Zwang aus allen Formen des Bauopfers ergibt, die richtigere zu sein. Durch jeden Bau findet eine Störung in den früheren Verhältnissen des Bauortes statt. Niemand kann wissen, ob nicht diese Störung die Interessensphäre eines der in der Welt unzählig vorhandenen Geisterwesen, d. i. der Seelen Abgeschiedener nach ihrem letzten, wenn auch schon verdunkelten Ursprung, tangirt; können sie doch in zufälligem Besitz der Baustelle sein oder richtiger in

augenblicklicher Localisation daselbst existiren. Somit handelt es sich bei jedem Neubau, die Störung jener gespensterartigen Geister zu sühnen, durch ein ihnen gewährtes Opfer unschädlich zu machen. Diese Auffassung geben alle Formen des Bauopfers bei Naturvölkern, wo die Ercheinung noch sehr durchsichtig auftritt, an die Hand. Statt vieler Belege nur einen charakteristischen. Als ein Ansiedler in einer schönen Gegend in Bihé (Südafrika) sein Haus erbauen wollte, bemerkte man ihm, dies ginge nicht an, da an jener Stelle vor einigen Jahren ein Hexenmeister hingerichtet worden sei und deshalb die bösen Geister ihn in seiner Ruhe stören und in Todesgefahr bringen würden. Erst ein Opfer müsse sie versöhnen. (L. MAGYAR, Reisen in Süd-Afrika I, 209.) — Schliesslich ein kurzer Nachtrag zu dem Literaturnachweise: Ausführliches brauchbares Material mit zahlreichen Literaturbelegen findet man auch in R. ANDREE's Ethnogr. Parallelen und Vergleichen p. 18 ff.

2. In seinem Vortrag über das Bauopfer in Indien stützte sich Herr Dr. M. WINTERNITZ bei seinen Ausführungen hauptsächlich auf das in den grhyasûtren gebotene Material. Ich möchte mir erlauben, aus der in solchen Dingen ergiebigsten Quelle, den Märchen und Sagen, einige nachträgliche Mittheilungen über die Existenz des Bauopfers im alten Indien zu machen. Die Bauopfersagen, welche ich aufgefunden habe, erscheinen zwar hier zum Theil in buddhistischer Verkleidung und sind mit dem bekannten Zuge der buddhistischen Selbstaufopferung legendenhaft verquickt, immerhin aber lassen sie doch deutlich die Existenz der Vorstellung im alten Indien, dass zur Vollendung grosser Bauwerke ein Menschenopfer nöthig sei, erkennen.

Sowohl im Vikramacarita (8. Cap.), wo die Sage in Verbindung mit Vikramâditya, dem bekannten Märchenkönige, auftritt (s. ROTH, Journal asiatique 1845, VI, 385), als in der bengalischen Uebersetzung der Sinhâsanadvâtrinçat (7. Erzählung) begegnet die nachfolgende, eine Erinnerung an das Bauopfer einschliessende Sage:

„In Kaçmîra liess ein reicher Mann einen grossen Teich machen, aber das Wasser bleibt nicht darin; eine himmlische Stimme verkündet, dass, wenn der beste Mann sich selbst zum Opfer bringe, dann das Wasser bleiben werde. Darauf macht der Reiche einen Goldmann, 10 Lasten schwer, mit der Inschrift, wer seinen Körper zum Opfer gebe, solle diesen Goldmann haben. Aber Niemand will sich opfern." Die Fortsetzung der Geschichte ist nun ganz buddhistisch. „Dies hört Vikramâditya, geht verkleidet hin und schneidet sich in der Nacht den Kopf ab; die Göttin (d. i. die frühere himmlische Stimme) gibt ihn ihm wieder, heilt ihn und stellt ihm eine Gnade frei. Er bittet um die Füllung des Teichs. Voll Erstaunen wird diese am folgenden Morgen von den Umwohnern erblickt."

Man wird gestehen, dass hier zumindesten eine fortklingende Erinnerung der alten Idee von der Nothwendigkeit des Bauopfers, soll anders der Bauzweck erreicht werden, vorliegt; der befremdliche Schlusstheil der Sage, welcher das Opfer ungeschehen macht, ist nach der buddhistischen Schablone verfasst und alterirt die alterthümliche Bedeutung des ersten Theils mit seiner Opferforderung nicht im Geringsten.

Eine andere Sage, welche freilich nicht aus der alten Literatur stammt, aber ihrem Stoff nach unbedingt in alte buddhistische Zeit hinaufgeht, betont ebenfalls, dass das Gelingen des Bauwerks von der Darbringung eines Opfers, hier ebenfalls eines Menschenopfers, abhängig ist. Dass auch hier wieder das Opfer durch eine Selbstaufopferung zu Stande kommt, erklärt sich zur Genüge aus der späteren milden indischen Gesinnung und Denkweise, der zufolge kein anderes Opfer eben zulässig und denkbar ist, als das der eigenen Person. Unsere Sage ist mitgetheilt in der Geschichte des Cholarreichs „Kyfiyat" (MACKENZIE-Collection von WILSON II, CCLXVI):

„Der Kaverîfluss im Dekhan soll eingedämmt und das Wasser abgeleitet werden. Es stürzt aber in eine grosse Höhle und verschwindet. Der König wendet sich in dieser Verlegenheit an einen Rishi. Dieser sagt ihm, dass, wenn ein König wie er, oder ein Rishi, wie der Sprechende hineinspringe, der Kaverî weiterfliessen werde. Der König will sich nun selbst hineinstürzen. Trauernd geht die Königin zum Rishi. Dieser empfängt sie mit dem Segen: „dass sie bis zu ihrem Tode als Gattin leben möge". Die Königin bittet ihn, dass dieser Segen nicht fruchtlos sein möge, fragt aber, wie das möglich sein könne, da ihr Mann sich in die Höhle stürzen wolle. Darauf stürzt sich der Rishi selbst hinein und es erhebt sich sogleich ein kleines Lingam (Çiva's Symbol). Darauf war der König fähig, die Eindämmung zu vollenden." Der Opfersinn tritt in dieser Erzählung besonders deutlich hervor.

Ebenfalls aus Südindien stammt, obwohl in Nordindien localisirt (ein sicheres Zeichen von hohem Alter der Erzählung) eine im DUBOIS'schen Pancatantra (pag. 34) mitgetheilte Bauopfersage, welche ohne Verständniss für den alten volksmässigen Sinn des Opferactes denselben in rationalisirter Form überliefert, aber so, dass die Veränderungen und Zusätze jener rationalisirenden Auffassung leicht als solche erkannt werden können. „Der König Dharma Dahla (?) von Ujjain" (Skr. Ujjayinî, die berühmte Ganges-Stadt), lautet sie, „hat einen grossen Teich graben lassen; aber er füllt sich nicht, denn" — hier spricht der rationalisirende Ueberlieferer — „eine unbemerkbare Oeffnung führt alles Wasser in einen tiefen Abgrund. (Für die alte primitive Auffassung ist dieser Misserfolg selbstverständlich.) Ein Muni belehrt ihn, dass dies Folge eines Zaubers sei (auf einer späteren Stufe ist „Zauber" alles, was auf einer tieferen die selbstverständliche, überall a priori bestehende Calamität mit den Geistern), der nur dann enden werde, wenn ein Königssohn oder ein Muni geopfert werde. Der König lässt nun sogleich den Muni, dem er die Belehrung verdankt, selbst tödten und seine Leiche in den Teich werfen. Diese (so wieder der rationalisirende Erzähler) stopft durch einen Zufall die Oeffnung, so dass der Teich sich nun füllt und Alles ringsum befruchtet." Es kann keinem Zweifel unterliegen, dass wir hierin ein altes indisches Bauopfer angedeutet sehen

dürfen, und die Beschränkung der opferfähigen Person auf einen König oder Muni, wie sie in den zwei letzten Sagen stattfindet, mag uns sogar dazu dienen, als einen speciellen Zug des indischen Bauopferglaubens vielleicht den zu erkennen, dass es keine Sclaven oder Angehörige niedriger Kasten sein durften, die einem Bau als Opfer zugemittelt werden sollten, sondern Personen aus höheren Kasten, vielleicht aus der unmittelbaren Umgebung des Bauherrn selbst [1]).

Die ersterwähnte Sage lässt muthmassen, dass auch Personen als Opfer für Baulichkeiten gekauft worden sein mögen, denn nur diesen Sinn kann es haben, wenn der reiche Bauherr von Kaçmîra einen Goldmann von 10 Lasten als Preis für ein solches Opfer aussetzt. Das Angebot kann nicht an das Opfer gerichtet sein — dies wäre ja ungereimt — wohl aber an Solche, welche das Recht und die Macht, über Andere zu verfügen, besitzen.

Wir dürfen nicht hoffen, aus Indien, wo die Spuren des ehemals existirenden Menschenopfers überhaupt so sorgsam verwischt worden sind, unmittelbarere und deutlichere Zeugnisse aus der Literatur über das einstige Bestehen des Bauopfers zu erhalten, als diese. Die örtliche Sage und Tradition mag hierüber freilich noch Manches enthalten, aber es liegt in der Natur der Sache, dass der Ethnograph solches Material nur durch Zufall in die Hand bekommt und für seine Forschungen verwerthen kann.

5. Für die Bibliothek sind folgende Werke eingelaufen:

Vedel Amtmand E.: Bornholms oldtidsminder og Oldsager Kjøbenhavn 1886. 424 p. u. 1 Karte 8°. (ded. Aut.)

Laponge M. G. de: L'Anthropologie et la science politique. Leçon d'ouverture du cours libre d'Anthropologie. Extrait de la Revue d'Anthropologie du 15 mars, 1887. Paris 1887. 8°. (ded. Aut.)

Naue Julius: Bronze und Eisen in der Vorgeschichte Oberbayerns. Sep.-Abdr. aus d. Zeitschrift des bayer. Kunstgewerbe-Vereins in München. 1887. Heft 3 u. 4. 14—19 p. Gr. 4°. (ded. Aut.)

Nicolucci Giustiniano: Antropologia dell' Italia nell' evo antico e nel moderno. — Memoria Estratta dagli Atti, Vol. II, Serie 2° Nr. 9 della R. Accademia delle Scienze Fisiche e Matematiche. Napoli 1887, 112 p. Gr. 4°. (ded. Aut.)

Ernst A.: Ethnographische Mittheilungen aus Venezuela. Sep.-Abdr. a. d. Verhandl. d. Berliner anthropologischen Gesellschaft. Sitzung vom 16. October 1886. (514)—(545) p. u. 2 Tafeln. (ded. Aut.)

Ernst A.: Proben venezuelanischer Volkspoesie. Sep.-Abdr. a. d. Verhandl. d. Berliner anthropologischen Gesellschaft. Sitzung vom 16. Januar 1886. (43)—47) p. 8°. (ded. Aut.)

Ernst A.: Ueber die Reste der Ureinwohner in den Gebirgen von Mérida. Sonder-Abdr. a. d. Zeitschr. für Ethnologie. Berlin 1885. 190—197 p. 8°. (ded. Aut.)

Den Spendern wird hiemit der verbindlichste Dank der Gesellschaft ausgesprochen.

[1]) Vgl. die serbische Sage bei Krauss: Das Bauopfer bei den Südslaven, pag. 20, wo die Frau des Bauherrn geopfert werden muss; vgl. auch ibid. pag. 22 und die Anmerkg. 1.

Sitzung des Ausgrabungs-Comités am 10. Mai 1887.

Vorsitzender: Herr Hofrath Karl Langer von Edenberg.

Erster Secretär Custos Heger theilt mit, dass Se. Majestät auch in diesem Jahre huldvollst den namhaften Beitrag von 1000 fl. für die von der Anthropologischen Gesellschaft in Aussicht genommenen Ausgrabungen zu bewilligen geruht hat. Diese Mittheilung wird mit dem Ausdruck des lebhaftesten Dankes für die Allergnädigste Spende seitens des Vorsitzenden und der anwesenden Comité-Mitglieder zur Kenntniss genommen. Ausserdem ist auch heuer eine Anzahl von Freunden der anthropologischen Forschung eingeladen worden, den Fond für praktische Arbeiten durch Beiträge zu erhöhen. Ein Ueberblick des Ergebnisses dieser letzteren Einladungen ist bisher noch nicht gewonnen worden.

Secretär-Stellvertreter Dr. M. Hoernes erstattet einen kurzen Bericht über den Stand der Ausgrabungen auf den beiden zuletzt von der Anthropologischen Gesellschaft explorirten Fundplätzen: Gurina und St. Michael. Die Erforschung der ersteren Localität ist nach dreijähriger erfolgreicher Campagne auf einem Höhepunkt angelangt, wo es sich empfiehlt, die Arbeit mit aller Energie fortzusetzen und womöglich in Bälde zu Ende zu führen. Nach allen Seiten lüften sich die Schleier, welche über den räthselhaften vor- und frühgeschichtlichen Ansiedlungsplatz nach dem Auftauchen der ersten Funde gebreitet waren. Der Referent betont namentlich die Wichtigkeit dieser Ausgrabung als einer Vorstudie für die Untersuchung anderer naheliegender Ruinenplätze wie Teurnia, einer sehr ähnlich situirten römischen Ansiedlung im Drauthale. Aber auch im Gailthale selbst sind bei Mauthen und Reisach noch unerforschte römische Ruinen. Diese Umstände drängen zur möglichst raschen und vollständigen Erledigung der bei Dellach begonnenen Arbeit. Gegenüber den Aufgaben, welche hier noch zu erfüllen sind, erscheint das Problem von St. Michael so gut wie gelöst. Auf den in ihrer Verschiedenartigkeit streng charakterisirten Gräberfeldern dieser Wallburg können im günstigsten Falle noch einige der bereits hinlänglich vertretenen Fundstücke, aber kaum mehr neue Typen, gewonnen werden. Es dürfte sich daher vielleicht empfehlen, den für praktische Arbeiten bestimmten Fond heuer ausschliesslich den Grabungen auf der Gurina zu widmen.

Erster Secretär Custos Heger stellt einen in diesem Sinne formulirten Antrag, welcher einstimmig angenommen wird. Hierauf wird die Sitzung geschlossen.

Notiz. In Beantwortung zahlreicher Anfragen aus dem Süden bemerken wir, dass Nr. 1 der ethnographischen Fragebögen unserer Gesellschaft („Südslaven") gegenwärtig in einer autorisirten, durchaus zuverlässigen Uebersetzung in der Zeitschrift Bosanska Vila in Sarajevo 1887 erscheint.

Redactions-Comité: Fr. R. v. Hauer, C. Langer R. v. Edenberg, M. Much, F. Müller, S. Wahrmann und J. Woldřich.
Redacteur: Franz Heger.

MITTHEILUNGEN
der
Anthropologischen Gesellschaft in Wien.
(Band XVII. Der neuen Folge VII. Band.)

Als Nr. 6 der Sitzungsberichte 1887.

INHALT: Bericht über die Excursion am 30. Juni 1887 nach Gösing und Hohenwart. — Geschenke an die Bibliothek. — Schriftenaustausch-Verzeichniss.

Bericht
über die
Excursion der Anthropologischen Gesellschaft
am 30. Juni 1887 zum Besuche der
Erdställe von Gösing und Hohenwarth in Niederösterreich.

Nach den bezüglichen Manuscripten und mündlichen Angaben der Herren P. Lambert Karner und Ignaz Spöttl

zusammengestellt von

Dr. Moriz Hoernes.

Die interessanten Mittheilungen, welche Herr P. LAMBERT KARNER über die von ihm so fleissig untersuchten künstlichen Höhlensysteme der näheren und weiteren Umgebung seines Wohnsitzes in der letzten Jahresversammlung gemacht hat (s. Sitzungsber. 1887 [S. 13 ff.]), haben im Kreise unserer Mitglieder den Wunsch rege werden lassen, diese räthselhaften Erdbauten unter der Führung ihres besten Kenners auf österreichischem Boden zu besuchen und aus eigener Anschauung kennen zu lernen. Ueber Einladung des hochw. Herrn P. KARNER versammelte sich denn an einem von prächtiger Witterung begünstigten Tage eine Anzahl von unerschrockenen Neulingen auf dem Gebiet der Höhlenforschung und älteren bewährten Theilnehmern, unter welchen namentlich Herr Hofrath VON HAUER freudig begrüsst wurde, um vereint die Fahrt nach Gösing anzutreten.

Schon unterwegs bot sich manches archäologisch merkwürdige, noch wenig erforschte Local unseren Blicken. So zeigten sich von der Station Absdorf an, wo die Kremser Strecke von der Hauptlinie der Franz-Josefsbahn abzweigt, die terrassirten Weingelände des Wagram, jenes eigenthümlich geböschten Lössabfalles, der sich in vorherrschend westöstlicher Richtung vom Kampflusse bis gegen Stockerau erstreckt und an seinen Abhängen ausser mannigfachen Erdbauten auch prähistorische Gräberfelder enthält, deren Anwesenheit bisher leider nur durch den Anbau constatirt wurde, die aber noch ihrer Ausbeutung harren.

Ueber dem schönen Obstbaumbestande von Hippersdorf, aus welchem nur hie und da ein rothes Dach hervorlugt, erheben sich drei mächtige „Hausberge", künstlich abgeböschte Erdhügel, vielleicht Grabstätten, eher noch Schanzberge, deren Aufgabe in frühen, vorgeschichtlichen Tagen darin bestand, das Defilée von Eggenburg, eine schon in alter Zeit ziemlich stark bevölkerte Gegend, und vielleicht auch die im Thale nach Norden ziehende grosse Strasse zu schützen. An dem der Bahnlinie zugekehrten Südabhange liegen hier, 0·80 m unter einer ebenen Wiesenfläche, die Ueberreste einer Nekropole aus vorgeschichtlicher Zeit, wie das massenhafte Vorkommen von Thongefässscherben, Brandlehm u. dergl. beweist. Diese Spuren finden sich auch in den „Hausbergen" von Hippersdorf, soweit dieselben bisher an der Oberfläche von Herrn SPÖTTL erforscht wurden, ausserdem liegen da Knochen von Hausthieren (Pferd, Rind, Schaf, Schwein), sowie Stücke von auserlesen schönem Serpentin, der von jenem des Mannhartsberges verschieden und mit dem Vorkommen des Salzachgebietes (Bischofshofener Götschenberg) sehr nahe verwandt ist.

Ganz unweit westlich von Hippersdorf sehen wir hoch oben an der Lösswand des Wagram eine dunkle Oeffnung, den Zugang zu dem von P. KARNER aufgefundenen Erdstall von Königsbrunn, einem der merkwürdigsten unterirdischen Labyrinthe dieses Gebietes. In Königsbrunn selbst steht links neben der Kirche ein „Hausberg", in dessen Nähe sich kleinere Erdbauten befinden, welche gleichfalls von Herrn L. KARNER aufgenommen wurden. Noch weiter westlich, dem Wagram entlang, liegt bei Kirchberg am Fuss der Lösslehne ein ausgedehntes Urnenfeld aus der Bronzezeit, ebenfalls eine Entdeckung KARNER's, dem auch die Constatirung einer ähnlichen Nekropole am Fusse des riesigen „Hausberges" von Stockstall, den wir unweit nördlich aufragen sehen, verdankt wird.

Der ganze Wagram ist bezeichnet durch eine Kette vorgeschichtlicher Ueberreste, derer Nachweis fast ausschliesslich ein Werk des unermüdlich rührigen Pfarrers von Gösing ist. Aufwärts von Stockstall stiess derselbe im Garten der EISLER'schen Besitzung zu Thürnthal auf eine grosse Anzahl graphitirter, tiefer Henkelschalen und eine bauchige Urne gleichen Charakters, wahrscheinlich ebenfalls Reste eines Begräbnissplatzes, welche in unmittelbarem Anschluss an die Excursion zunächst eine genauere Untersuchung erfuhren. Auch der nächste Ort Engelmannsbrunn besitzt solche Ueberreste prähistorischer Ansiedler. Weit interessanter sind die Funde der benachbarten Ortschaft Fels, welche nach P. KARNER einem ausgedehnten Leichenfelde der reinen Bronzezeit angehören; leider ist dasselbe gegenwärtig mit Weinpflanzung bedeckt und dem Spaten des Forschers unzugänglich. Doch werden bei der Feldarbeit oft Skelette und Bronzen gefunden, und eine Reihe von Objecten, welche sich jetzt auf der gräflich HOYOS'schen Rosenburg befinden, stammen von dieser Localität, wo sie in den Sechziger Jahren ausgegraben wurden.

In Wagram wurden die Ausflügler von dem Specialisten auf dem Gebiete der niederösterreichischen Erdställe Herrn P. L. Karner erwartet und zu Wagen die Fahrt nach Gösing fortgesetzt. Der Weg nach Gösing führt in nördlicher Richtung über gesegnetes Ackerland sacht empor zu einer tief ausgeschwemmten Mulde, an deren Rändern und terrassirten Abhängen das Dorf gebaut ist. Schon von ferne wehte uns ein Duftstrom von den in voller Blüthe stehenden Weinbergen entgegen. Die Cultur des Weinstocks bedeckt den breiten, südlichen Hang der Höhen, soweit ihn das Auge verfolgt; dazwischen tritt in geschützten Lagen Obstbaumzucht auf. Höher oben auf den welligen Flächen und im mannigfach coupirten Terrain setzt sich das eigenthümliche, farbenreiche Landschaftsbild aus blassgrünen, im Windhauch flimmernden Saaten, aus dunklen Waldstreifen und den lichtgelben Böschungen der zu Tage tretenden Lössformation zusammen. Noch höher hinauf krönen ausgedehnte Forste den nördlichen Horizont.

Fig. 1.

Fig. 2.

Im fernen Süden schweift der Blick an den Geländen des Wiener Waldes entlang bis zu der scharfen Verschneidung am Ostrande der Silhouette, welche uns noch in weiter Ferne die Lage Wiens anzeigt, während im Westen ein ähnlicher Zusammenstoss von Linien, darüber aber in mächtigeren Formen aufgethürmte Höhen uns die relative Nähe der Wachau, dieser Perle des Donauthales, verkündigen. Der Zusammenklang dieser Farbentöne: der satten grellen im Sonnenbrande der näheren Umgebung und der duftigen, verschwommenen in den entfernteren Theilen des Panoramas verleiht der Gegend einen eigenen Reiz. Das Bild hat zwar nichts von den populären Schönheiten unserer Gebirgsländer, aber doch für einen der Moderichtung nicht blind unterworfenen Geschmack vieles Anziehende, namentlich wenn man auf Details, wie die Eigenthümlichkeit der Flora des Lössgebietes oder auf den individuellen Charakter der Bevölkerung, der sich in der Bauart ihrer Wohnsitze, in ihren Umgangsformen u. dergl. ausspricht, sein Augenmerk richtet.

Im stattlichen Pfarrhause zu Gösing fanden wir eine hübsche kleine Collection prähistorischer Gegenstände aus der Umgebung des Ortes: steinerne Hämmer und Messer, Quetscher und Schaber, Wirtel, bearbeitete Knochen und zahlreiche Gefässbruchstücke, (darunter die nebenstehend abgebildeten Fig. 1 und 2), zumeist Funde von der sog. „Burg", einem kleinen Plateau am Nordostrande der Mulde, in welcher Gösing liegt.

An beiden Enden des Ortes, sowie am Fusse der „Burg" befanden sich Erdställe, welche jedoch unter den schweren Ziegelhäusern, welche um den Beginn unseres Jahrhunderts darüber gebaut wurden, grösstentheils eingegangen sind. Die meisten davon sind den Eigenthümern der Häuser unbekannt geblieben oder von ihnen verheimlicht worden. Wir besuchten zuerst den unter Meyer's Hause in der südöstlichen Berglehne befindlichen Erdstall, zu dem man wie in einen Keller über eine Treppe hinabsteigt. Der Bau (Fig. 3) besteht in einem ziemlich geraden, nach N. laufenden Gang, der hoch genug ist, um stark gebückt, aber noch immer nur auf den Füssen hindurchzukommen. In diesen Gang münden von rechts drei, von links eine sackartige Erweiterung, deren Figur der mitgetheilte Plan ersichtlich macht. Die letzte rechtsseitige Erweiterung bildet zugleich das Ende des Ganges im Norden resp. Nordosten, während die mittlere an der durch einen Pfeil bezeichneten Stelle noch einen äusserst engen, gegenwärtig fast unpassirbaren Ausweg hat. Schon in die

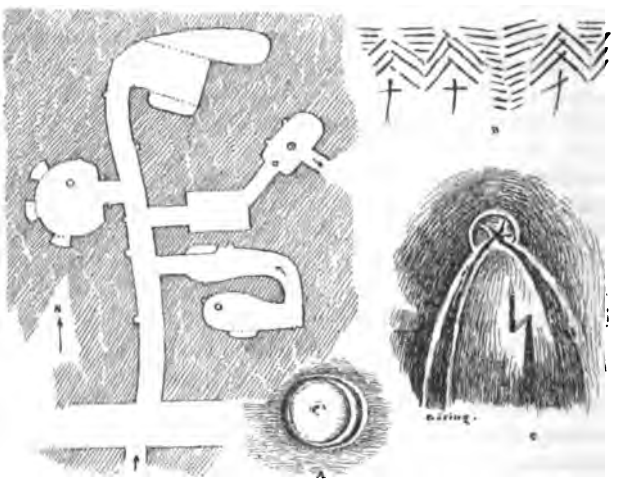


Fig 3.

zweite Kammer dieser mittleren Abzweigung gelangt man nur mehr durch einen schliefbaren Gang, wodurch der heimliche Charakter jenes engen Pförtchens noch bestimmter bezeichnet wird. Uebrigens scheint der Bau noch weiter verzweigt gewesen zu sein, aber durch Einstürze gelitten zu haben. Auch die erhaltenen Theile sind durch Benützung in neuerer Zeit (als Lagerstätten für allerlei Vorräthe) vielfach alterirt. Doch gewahrt man noch eine Reihe echter alter Details, wobei die Frage nach dem absoluten Alter der ganzen Anlage freilich noch vorläufig offen bleiben muss. Vor Allem lässt sich erkennen, dass der Mittelgang hier wie anderwärts nur um der Kammern willen angelegt ist. Der erstere ist ganz roh dem Material entsprechend hergestellt, während die letzteren gewisse beabsichtigte Formen zeigen, unter welchen wir hier den Kreisabschnitt und das Oblongum mit scharfen oder abgerundeten Ecken bemerken. Im Meier'schen Erdstall zu Gösing ist die Verschlussvorrichtung durch Nuten an der Thürwand zum Einlegen eines Balkens, Brettes oder grossen Steines (in der linksseitigen Kammer), die zahlreichen Lichtnischen, Sitzstufen, und eine Sculptur an der Decke der letzten Kammer des mittleren, rechtsseitigen Zweigarmes zu erwähnen. Die letztere, ein ver-

tiefter Kreis mit einer Mondsichel an der Peripherie (Fig. 3 A) befindet sich unweit eines (jetzt verstopften) engen Luftschachtes. Ferner beobachtete J. Spöttl in diesem Erdstalle noch vor einem Jahre das Fig. 3 B abgebildete (gegenwärtig grösstentheils verschwundene) Ornament aus Zickzackbändern, Füllstrichen und Kreuzen, das ihn an eine ähnliche Verzierung im Zipser Dome (aus der Zeit Karl Robert's 1308—1342) erinnert. Alle diese Details weisen auf eine mittelalterliche Periode als wahrscheinliche Entstehungszeit dieses Erdstalles hin.

Der Mittelgang ist etwas über 10 m lang, 1·3 bis 1·6 m hoch, der erste Seitengang rechts im Anfange 1 m breit, 1·5 m hoch und hält diese Dimensionen 0·86 m lang ein; dann erweitert er sich zu 1·1 m Breite und erhebt sich, über dem Eingange senkrecht emporsteigend, zu einer Höhe von 2·3 m, wobei die Wand in ihrem oberen Theile muschelförmig zur Decke sich hinneigt.

Im weiteren Verlaufe steigt die Gangsohle empor, während die Decke sich senkt; ausserdem verengt sich der Gang zu 0·8 m Breite, wendet sich im Halbkreise umbiegend nach Süd und mündet in einen nach West sich hinziehenden Gang, der zum Schlusse zu einem ovalen, backofenförmigen Kammerraum sich erweitert, an dessen Südwand eine Sitzstufe eingeschnitten ist. An der Decke ist ein verschüttetes Luftloch und seitwärts eine schief aufwärts gerichtete Röhre sichtbar.

Die zweite, nach rechts (Ost) abzweigende Gangstrecke liegt wieder gegenüber einer Lichtnische, eine Erscheinung, die sich hier beim folgenden Seitengang und so in Hunderten von Fällen wiederholt. Der Gang selbst ist 0·55 m breit, 1 m hoch und mündet nach 1·4 m Länge in eine 1·6 m lange, etwas über 1 m hohe und breite Kammer mit gerundeter Decke. Die rechte Wand zeigt in ihrem unteren Theile drei kleinere Nischen, von denen die zwei letzteren schräg übereinander stehen. Aus dieser Kammer führt ein ziemlich steil abwärts geneigtes, 0·45 m breites, 0·8 m hohes Gangstück, 1·2 m lang, in eine zweite Längskammer. Zwischen beiden ist eine Verschlussvorrichtung sichtbar, in welche ein Brett oder eine Steinplatte eingeschoben werden konnte.

Die erwähnte, zweite Kammer ist 1·85 m lang, 1·05 m breit und 1·5 m hoch. Unmittelbar hinter der Einmündung des Ganges führt an der Kammerdecke ein Luftloch senkrecht aufwärts; die linke Wand ist mit zwei kleinen, quadratischen Nischen mit gerundeter Decke versehen. Im Centrum der Kammerdecke befindet sich die Rosette Fig. 3 A; der Durchmesser beträgt 20 cm; eine ähnliche Erscheinung fand Herr Karner in einer Kammer in Röschitz, wo an der Decke ein „Mühlrad", d. h. ein Kreis mit vier Speichen eingegraben ist. Auch aus dieser Kammer führt ein Gang circa 3 m lang abwärts und mündet in eine verschüttete Kammer, mit welcher jedoch, wie nach den Einsenkungen im Hofraume des Hauses und dem Hohlklingen verschiedener Stellen daselbst zu schliessen, der Bau noch nicht zu Fnde war.

In den Hauptgang zurückgekehrt, finden wir zunächst die einzige nach links (W.) abzweigende Kammer. Der Eingang in dieselbe ist 0·75 m breit, z. Z. 1·6 m hoch und 0·6 m lang und mit einer Verschlussvorrichtung versehen. Unmittelbar über demselben erhebt sich die Wand muschelförmig ausgehöhlt zur gerundeten Decke. Gegenüber finden sich in der halbkreisförmigen Wand in regelmässigen Abständen von einander entfernt drei Sitznischen, je 1 m hoch und 0·6 m tief. Während jedoch die gewöhnlichen Sitznischen gerade abfallende Seiten- und Rückwände haben, streben jene hier schief auseinander, und die Rückwand ist geschweift und mithin bedeutend breiter als die Nischenöffnung; letztere misst 0·55 m, während die gerundete Rückwand 0·7 m beträgt.

Hier befindet sich das oben erwähnte geometrische Ornament, Fig. 3 B, welches gegenwärtig noch am besten in der Muschel über dem Eingange sichtbar ist. P. Karner hat eine ähnliche Erscheinung in einer ebenfalls gerundeten Schlusskammer in Oberstinkenbrunn beobachtet. Der ganze Raum hat in Form und Anlage viele Aehnlichkeit mit einer Kammer von Erdberg in Mähren, in welcher acht grosse Nischen mit grosser Regelmässigkeit im Halbkreise angebracht sind, über denen sich Radien zum Centrum der Decke hinziehen.

Der weitere Verlauf des Hauptganges führt zur jetzigen Schlusspartie des Baues, der aber nicht mehr intact ist; die seitliche Ausbauchung nach NO. stammt aus neuerer Zeit, und auch der übrige Raum ist theilweise vergrössert, wie auch die Spuren des Grabinstrumentes, das mit dem sonst überall angewandten nicht übereinstimmt, bezeugen.

Dem nunmehrigen Eingange seitlich gegenüber ist ein verschütteter Gang sichtbar; er hält die Richtung zu einem Brunnen inne; in die Tiefe des Kellers niedersteigend findet man wieder die Spuren von Gängen und Kammern; sie sind vermauert und bildeten die Fortsetzung des Baues nach NW.

Ein zweiter „Erdstall" befindet sich am entgegengesetzten Ende des Ortes, im NO. desselben. Unterwegs wurde ein Schenkel und Zehenknochen eines mitten im Orte ausgegrabenen Mammuths besichtigt. In Herrn P. Karner's Besitze befindet sich der Stosszahn eines Elephanten, ebenfalls aus Gösing, mit anklebenden Holzkohlenresten, eine Beobachtung, die auch Dr. Much in einem ähnlichen Falle hier in Gösing gemacht hat.

Das zweite Höhlensystem betritt man ebenfalls von einem Keller aus, der den ursprünglichen Bau durchschneidet. In dem nach NW. sich hinziehenden Gange zeigt sich zunächst ein von rechts oben herabkommender verschütteter Gang, dann wieder links ein horizontaler, ebenfalls verschütteter Gang, der zu einem Brunnen geführt haben dürfte; hierauf gelangt man zu dem noch intacten Theile des „Erdstalles".

Derselbe besteht im Wesentlichen aus einem im Zickzack nach NW. laufenden Hauptgang von wechselnder Breite und Höhe, von welchem, wie in dem Meyer'schen Erdstalle nach rechts drei, nach links eine Kammer zugänglich ist. Die Formen der rechtsseitigen Kammern sind verschiedene, die linksseitige hat eine gewisse Aehnlichkeit mit der an gleicher Stelle im Meyer'schen Erdstall liegenden, indem sie nur einen kurzen Eingang,

Halbkreisform und Sitznischen besitzt. Die übrigen Details des Grundrisses sind aus der beigegebenen Planskizze Fig. 4 ersichtlich. Aus der angedeuteten Aehnlichkeit in der Anlage dieser Erdställe würde sich auch für den letzteren eine Entstehungszeit während des Mittelalters annehmen lassen.

Zum Besuche des dritten Erdstalles mangelte leider die Zeit, da noch ein ausserhalb des Ortes gelegener vorgeschichtlicher Brandplatz besucht werden musste. Zur Herstellung eines Presshauses wurde im vorigen Herbste der Rand eines Weingartens abgegraben und dabei eine mächtige Aschenschichte abgeteuft, in der viele Gefässreste, Pferdezähne, Knochen von Pferd und Rind, sowie gespaltene Röhrenknochen sich fanden. Die geretteten, der Form nach erkennbaren Gefässreste stammen von grösseren Urnen und graphitirten Schalen, beide mit Ornament.

Gegenwärtig zeigt sich dem Beschauer die Brandstelle Fig. 5 in einem Verticaldurchschnitt; 1·4 m unter

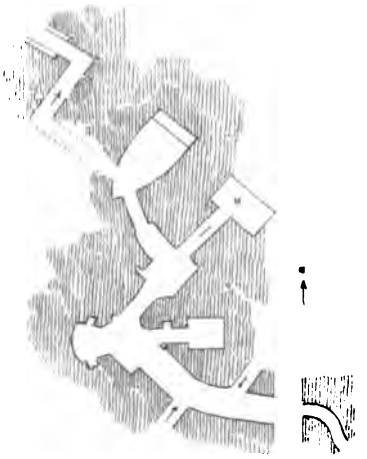


Fig. 4.

der gegenwärtigen Oberfläche ist eine 1·2 m breite, mondsichelförmige Mulde sichtbar, welche stark ziegelroth gebrannt, mit ihrer Basis im gewachsenen Lössboden ruhend, scharf markirt von demselben sich abhebt. Die Brandschichte ist 10 cm mächtig. In dieser Mulde und rechts und links von derselben sind noch gegenwärtig die Aschenablagerungen sichtbar. Uebrigens scheint das ganze vom Orte Gösing gegen SO. sich hinziehende Feld, „Koterer" genannt, nach zahlreichen Fundangaben, sowohl Brand- als auch Skelettgräber zu bergen.

Kürzlich (am 19. Juli d. J.) wurde an dieser Stelle wieder ein Stück Erdreich abgegraben, und abermals traten zahlreiche Ueberreste prähistorischer Thongefässe von rohen aber charakteristischen Formen und Verzierungen zu Tage. Die Fragmente stammen theils von dickwandigen, bauchigen, schlecht gebrannten Urnen mit cylindrischem Hals ohne Mundsaum, am Bauche mit lappenförmigen Ansätzen versehen, theils von graphitirten Gefässen, die mit tief eingegrabenen, von rundlichen Eindrücken unterbrochenen Linearmustern verziert sind. Daneben finden sich ganz rohe, mit mehreren Reihen von je zwei über Eck gestellten Eindrücken (vom Zeigefinger und Daumennagel herrührend) verzierte Scherben. Die kleineren Gefässe sind hier wie an andern niederösterreichischen Fundstellen feiner im Thon, zierlicher geformt, graphitirt und geglättet oder mit rippenartiger Streifung ornamentirt. Ausserdem kamen Knochensplitter, ein Hirschhornstückchen und ein Feuersteinmesser zum Vorschein. Der Eigenthümer des Feldes, in welchem diese Funde gemacht wurden, Herr Ignaz Burghofer in Gösing, gehört zu den intelligentesten Grundbesitzern des Ortes, und von dem lebhaften Interesse, welches er den prähistorischen Ueberresten der bewussten Brandstelle entgegenbringt, ist noch manche schätzbare Bereicherung unserer Kenntniss des merkwürdigen Locals zu erwarten.

Nach Tisch wurde auf der aussichtreichen Bergstrasse die Fahrt nach Hohenwart angetreten, und die Landschaft enthüllte neuerdings ihren nach den Strapazen des mundus subterraneus von Gösing doppelt

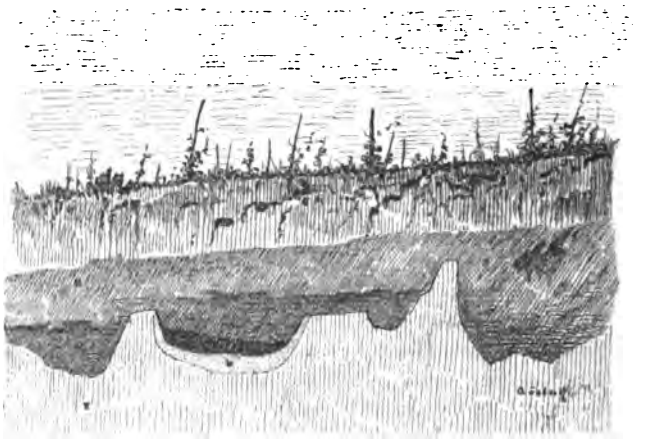


Fig. 5.

erquicklichen Reiz. Wir genossen den labenden Anblick des schimmernden Donaubeckens, der kleinen Karpathen und der letzten Leithaberge bei Altenburg, die von lichten Nebeln nur leicht verschleiert waren. Schneeberg, Rax, Oetscher und Jauerling beherrschen das blau in Blau abgetönte, weite Panorama, während die zarte Farbenscala der Lösslandschaft im Vordergrunde mit ihren fremdartigen Nuancen an die Bilder Brandt's erinnert.

Knapp vor dem Orte Hohenwart befindet sich eine Stelle, an welcher Steinhämmer, Thongefässe u. dgl. prähistorische Objecte in Bruchstücken aufgefunden wurden. In Hohenwart selbst wurde die Gesellschaft von mehreren, an den Erdstall-Untersuchungen mit lebhaftem Interesse betheiligten Herren, so dem Bürgermeister des Ortes und Herrn Realitätenbesitzer Diewald auf's Freundlichste empfangen und auf ihrer Fahrt durch das grosse Höhlenlabyrinth (Fig. 6) begleitet.

Der grosse Erdstall unter dem Hause des Bürgermeisters von Hohenwart ist in mancher Beziehung vor den ähnlichen Gösinger Bauten ausgezeichnet; vor Allem ist der Grundriss auch nur der erhaltenen Theile viel ausgedehnter (bei 40 m Länge), dabei aber die Gänge oder

vielmehr Schlupflöcher beträchtlich enger, manchmal geradezu nur für Personen von schlankem Wuchse berechnet. Der Hauptgang verläuft in nordsüdlicher Richtung; der Bau kann von beiden Enden desselben besucht werden. Im Norden bildet der Gang ein rechtwinkeliges Knie nach Osten; von dort betraten wir den Erdstall, da er im Süden nur äusserst schwer zugänglich ist.

Die Kammern bilden zumeist Oblonge in westöstlicher Richtung, welche vom Hauptgang durchschnitten werden; ausserdem führen kurze Gangstrecken von den Schmalseiten der grösseren in kleinere Kammern. Lichtnischen und Sitzstufen sind reichlich angebracht. Auffallend ist die Länge, Enge und der gewundene Verlauf der letzten Gangpartie, welche hinter der dritten Mittelkammer zur vierten und letzten führt.

Bemerkenswerth ist auch eine Einrichtung am Beginne des Labyrinths, welche zu allerlei Vermuthungen über den Zweck dieser Höhlen Anlass gibt. Von der ersten quadratischen Verbreiterung des Ganges im Norden, unmittelbar nach dem vorerwähnten Knie, geht es nämlich ziemlich steil aufwärts, und zwar auf doppeltem Wege; entweder kriecht man mit Benützung einer Leiter durch ein Loch am oberen Rande jener Vorkammer in den höher gelegenen Raum, oder man passirt, platt ausgestreckt, eine in spitzem Winkel gebogene Gangstrecke. In jenem Winkel ist nun eine Sitznische ganz verborgen angebracht, so dass die Vermuthung wohl gerechtfertigt ist, es mochte dies der Platz des Wächters gewesen sein, welcher in Zeiten der Noth, wo der Erdstall benützt wurde, hier den Eingang hütete, ohne von den eventuell eindringenden ungebetenen Besuchern gesehen zu werden.

Beim Durchkriechen dieses ausgedehnten Gangsystems staunt man, wie es möglich war, so viel Erde durch die engen Schlupflöcher und den einzigen Förderschacht, der hier zu Gebote stand, zu beseitigen. Es gehörte eine unendliche Geduld und Ausdauer dazu, um in einer nur 50 cm breiten und hohen Röhre, die sich so lange und in Windungen hinzog, zu graben und das Material herauszuschaffen. Indessen entdeckt vielleicht einmal ein erfinderischer Arzt wenigstens in dem Bekriechen dieser Erdbauten ein wirksames Heilmittel gegen irgend welche Krankheiten. Bis dahin sei vorläufig constatirt, dass diese Procedur jedenfalls die Verdauung zu fördern geeignet ist.

Die zweite Kreuzkammer, ungefähr in der Mitte des ganzen Baues, ist durch ringsumlaufende Erdbänke sowie durch kegelstutzförmige Vorlagen der Ein- und Ausschlupföffnung ausgezeichnet.

Im weiteren Verlaufe zeigt der Haupteingang vor der Schlusskammer nur noch in ziemlich regelmässigen Abständen eine Erschwerungs- und zwei Erleichterungsstellen; die erste besteht in einem Punkte, wo man sich aus der horizontalen Lage aufrichten kann, aber dann über zwei eingekerbte Stufen seitwärts emporsteigen muss, um am oberen Ende des kurzen Schachtes die Kriechpartie fortzusetzen; die beiden letzteren sind Ausweich- oder Raststellen in Gestalt kleiner seitlicher Erweiterungen. Nach der kleinen, mit Randbänken versehenen Schlusskammer ist der Bau heute durch einen massiven Keller unterbrochen, hatte aber gewiss noch eine weitere Fortsetzung.

In der Schlusskammer sind zwei eigenthümliche Einkratzungen bemerkenswerth, welche Schilde vorzustellen scheinen und wahrscheinlich mittelalterlichen Ursprungs sind (Fig. 6 A u. B).

Aus allen grösseren Kammern führen enge Luftlöcher, die mit langen Lanzen gebohrt zu sein scheinen, in's Freie, theils zur Ventilation, theils aber auch zur Orientirung des Baues während der Ausführung desselben.

Die vielköpfige Gesellschaft, welche einzeln und in gemessenen Sicherheitsabständen die Kriechlöcher passirt hatte, bot, als sie nun in der engen Schlusskammer vereinigt, auf den Randbänken kaum Platz fand und mit ihren zahlreichen Lichtern dichtgedrängt den Raum erfüllte, ein phantastisches Bild, das wohl keinem der Theilnehmer sobald entschwinden wird.

Nachdem wieder einzeln der Rückzug angetreten und das Freie gewonnen war, folgten wir gerne der

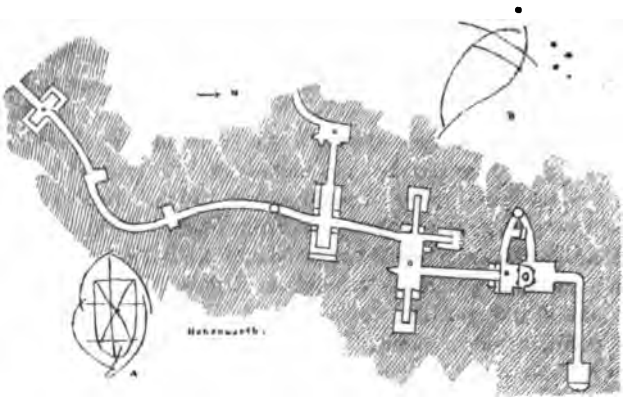


Fig. 6.

freundlichen Einladung Herrn Diewald's, der uns im prächtigen Nussbaumschatten am gastlichen Borde seines Weinkellers mit einer auserlesenen Serie verschiedener Jahrgänge bewirthete und so zur Ehre Hohenwarts und seiner liebenswürdigen Bewohner den Beweis lieferte, dass in jener dunklen Tiefe, aus der wir soeben emporgestiegen, nicht nur sorgenvolle Zufluchtsstätten, sondern auch zeugende Kräfte vorhanden sind, welche den Kampf gegen die Noth des Lebens erleichtern und das Dasein auf der lichten Oberwelt verschönern.

Nach dieser genussreichen Erholung trat die Gesellschaft die Fahrt zur Bahnstation Ziersdorf, der Hauptlinie der Franz Josefs-Bahn, an. Auch auf dieser Strecke war noch manches Sehenswerthe im Fluge zu berücksichtigen. Von der Höhe des eben verlassenen Ortes wendeten wir unsere Blicke dem rechts in der Niederung liegenden Orte Gross-Riedenthal, mit seinem mächtigen Hausberge und der Mündung seines nahegelegenen Erdstalles zu. Links zeigte sich Ebersbrunn, wo jüngst P. Karner eine wohlerhaltene gestreifte Urne mit Brandresten und eine dieselben im Innern des Gefässes zudeckende Schale fand. In der

Nähe des Ortes hat das Wasser einen Erdstall blossgelegt, dessen Gangmündung sich jetzt hoch an der Wand des Grabens öffnet. Aus der Breite und Tiefe des letzteren lässt sich vielleicht ein Schluss auf das Alter des Erdstalls ziehen. Auch im nahen Mäuseldorf sind Erdställe entdeckt worden, deren Eingänge in einer prähistorischen Culturschichte liegen; nicht minder in Ziersdorf selbst, wo jetzt auch der Stationsbeamte Herr Künzl diesen Ueberresten in dankenswerther Weise seine Aufmerksamkeit zugewendet und bereits einige interessante Funde gemacht hat.

Bei Wetzdorf, rechts von der Bahn, steht eine künstliche Erdwarte, ein prähistorischer Wachtthurm; weiter zeigt sich Gross-Weikersdorf, reich an Ueberresten älterer Culturepochen, die sowohl dem Anthropologen wie dem Archäologen und Kunstfreund mannigfache Befriedigung gewähren. Die steinernen Gruftplatten, die Altarbilder und Schmiedeeisensachen dieser entlegenen Fundstätte namhafter Barock-Kunstwerke gehen uns hier nichts an; blicken wir aber gegen Norden, so erhebt sich da der doppelt terrassirte Meisenberg, ein Erdbau von beträchtlicher Höhe, ähnlich dem bei der nahen Ortschaft Stockstall. Auf dem Meisenberg fanden sich Gefässreste aus dem frühen Mittelalter (7.—9. Jahrhundert nach der Analogie gewisser ungarischer Funde).

Auf dem Berge oberhalb der Station Weikersdorf liegt das sogenannte „Franzosengrab", ein 18 m im Durchmesser breiter kreisförmiger Erdbau aus vorgeschichtlicher Zeit. Von der Höhe dieses Berges zeigt sich im SO. zwischen Stetteldorf und Hausleithen ein riesiger Tumulus, zu dessen Erforschung sich noch keine Hand gerührt hat.

Dicht neben dem Stationshause von Weikersdorf birgt ein ca. 400 m langes Terrain die Reste einer prähistorischen Ansiedlung, von welcher massenhafte Thongefässfragmente auf dem Felde umherliegen. Auch hier befindet sich ein Erdstall in unmittelbarer Nähe des Ruinenplatzes. An 500 Schritte weiter südlich steht dicht neben der Bahn ein Tumulus, an dessen Fuss vor Jahren ansehnliche Bronzefunde gemacht wurden. Eine wahrscheinlich dazu gehörige Brandstelle liegt 50 Schritte davon entfernt.

An einer Lösswand der nächsten Ortschaft Gross-Wiesendorf fand Spöttl im vorigen Jahre zahlreiche schwarze, geglättete Thongefässbruchstücke mit Knochen vom Rind und Pferd.

So reiht sich in dieser merkwürdigen Gegend Fund an Fund in fast verwirrender, überwältigender Weise. Wie viel ist hier noch zu leisten, wie viel Sünden unserer Väter sind hier gutzumachen, um dem Andenken unserer Urväter gerecht zu werden! Ein genussreicher, höchst anregend verbrachter Tag lag hinter uns, als die Sonne mit ihren letzten reinen Strahlen die natürlichen und künstlichen Hänge und Erhebungen um uns her vergoldete, und ehe wir in's lachende Donauthal hinausfuhren, versprachen wir uns mit Hand und Mund baldige Wiederkehr und kräftige Förderung der grossen, hier noch zu lösenden Aufgaben.

Eingelaufene Werke für die Bibliothek:

Jahn Alfred: Bilder und Schalensteine von Venezuela. Sep.-Abdr. a. d. Verhandl. d. Berliner anthropologischen Gesellschaft. Sitzung vom 26. Juni 1886 (371)—(373) p. 8°. (ded. Ernst.)

Chijs A van der: De Vestiging van het Nederlandsche Gerag over de Banda-Eilanden, 1599—1621. Met 1 Kaart. Uitgegeven door het Bataviaasch Genootschap van Kunsten en Wetenschappen. Batavia 1886. 187 p. (ded. Aut.)

Hunfalvy P.: Der Ursprung des Rumänischen. Wien, 1887. 48 p. (ded. Aut.)

Finsch, Dr. O.: Gesichtsmasken von Völkertypen der Südsee und dem malayischen Archipel, nach Lebenden abgegossen in den Jahren 1879—1882. Lehrmittel für Völkerkunde zur Anschauung wie Unterricht. Bremen 1887, 19 p. 8°. (ded. Aut.)

Sommier Stephen: Sirièni Ostiacchi e Samoiedi dell' Ob. Prima Parte. Firenze 1887. Estratto dall' Archivio per l'Antropologia e l'Etnologia. Vol. XVII. fascicolo 1° e 2°, 1887.

Pichler, Dr. Franz: Römische Ausgrabungen auf dem Kugelsteine. Sep.-Abdr. a. d. Mittheilungen des hist. Vereines für Steiermark, XXXV. Heft, 1887. Graz, 1887. 8°. 23 p. u. 1 Taf. (ded. Aut.)

Coelho M. F. Adolpho: Note sur les prétendues relations des Macrocéphales d'Hippocrate avec les Cimbres. Ext. du compte rendu de la 9e session du Congrès international d'anthropologie et d'archéologie préhistoriques en 1880. Lisbonne 472—482 p. 8°. (ded. Aut.) — Les Ciganos à propos de la communication de M. P. Bataillard. Les Ciganos d'Espagne et les Ciganos de Portugal. Ext. du Compte rendu de la 9e session du Congrès international d'anthropologie et d'archéologie préhistoriques en 1880. Lisbonne 1885. 667—681 p. 8°. (ded. Aut.) — Sur les cultes péninsulaires antérieurs à la domination Romaine. Ext. du compte rendu de la 9e session du Congrès international d'anthropologie et d'archéologie préhistoriques en 1880. Lisbonne. 438—450 p. 8°. (ded. Aut.) — Os jogos e as rimas infantis de Portugal. Extrahido do Boletim da Sociedade de Geographia de Lisboa serie 4a no. 12. 29 p. 8°. (ded. Aut.) — Ethnographia Portugueza Costumes e crenças populares. Extrahido do Boletim da Sociedade de Geographia de Lisboa. 31 p. 8°. (ded. Aut.) — Ethnographia Portugueza costumes e crenças populares. I Secçãa. As fontes escriptas. 5. Os documentos inquisitoriaes. Extrahido do Boletim da Sociedade de Geographia de Lisboa. 36 p. 8°. (ded. Aut.) — Revista d'Ethnologia e de Glottologia. Lisboa 1880. 1881 Fasc. I—IV. (ded. Aut.) — Contos populares portuguezes. Lisboa 1879. 165 p. 8°. (ded. Aut.) — Tradições relativas as sereias e mythos similares. Extrahido: Archivio per le tradizioni populari. Vol. IV. Lisboa 1885. 325—360 p. (ded. Aut.)

Kopernicki, Prof. Dr. J.: Przyczynek do Etnografii Ludu Ruskiego na Wołyniu. Z materyjałów zebranych przez P. Zofije Rokoszowska we wsi surkowszczyźnie w powiecie Zwiahelskim. Kraków 1887. 99 p. 8°. (ded. Aut.)

Mantegazza P. e E. Regalia: Studio sopra una serie di crani di Fuegini. Estr. dall' Archivio per l'Antropologia e la Etnologia. Vol. XVI. Fascicolo 3°, 1886. 55 p. 2 Taf. 8°. (ded. Aut.)

Fizia, Dr. Bernhard: Die Blinden des politischen Bezirkes Teschen im Kronlande Schlesien. Teschen 1887. 23 p. 8°. (ded. Aut.)

Schwartz, Dr. W.: Zur Stammbevölkerungsfrage der Mark Brandenburg. Sep.-Abdr. aus „Märkische Forschungen" Bd. XX. Berlin, 1887. 8°. 29 p. u. 1 Karte. (ded. Aut.)

Peez, Dr. Alexander: Dolmetscher und Dolmetscher Städte. Sep.-Abdr. aus den Beilagen zur „Allgemeinen Zeitung" Nr. 184 u. 185. Jahrg. 1887. München 8°. 15 p. (ded. Aut.)

Lewis T. H.: Snake and snake-like mounds in Minnesota. From „Science" No. 220. St. Paul 1887. 2 p. u. 1 Taf. 8°. (ded. Aut.)

Putnam E. W.: Conventionalism in ancient American art. From the Bulletin of the Essex Institute, Vol. XVIII, 1886. Salem 1887, 154—167 p. u. 7 Taf. 8°. (ded. Aut.)

Wiener-Neustadt: 14. Jahresbericht des niederösterreichischen Landes-Lehrerseminars in Wiener-Neustadt am Schlusse des Schuljahres 1886—87, veröffentlicht von Dr. Josef Lukas. 69 p. 8°. (ded. Lehrerseminar, Wiener-Neustadt.)

Cambrigde: Twentieth annual report of the trustees of the Peabody Museum of American Archaeology and Ethnology. Presented to the president and fellows of Harvard College, April, 1887. Vol. III. No. 7. Cambrigde 1887. 518—586 p. 8°. (ded. Peabody Museum.)

Dupont Ed.: Découverte, faite par le capitaine commandant d'Artillerie Zboïnski, d'instruments de l'age de la pierre dans l'état du Congo. Académie Royale de Belgique. Extrait des Bulletins, 3ma série, tome XIII, n°. 4, 1887. 3 p. 8°. (ded. Aut.)

Den Spendern wird hiemit der ergebenste Dank der Gesellschaft für die Geschenke ausgesprochen.

Verzeichniss

der **Institute und Vereine**, mit welchen die Anthropologische Gesellschaft in **Schriftenaustausch** steht.

Agram: Südslavische Akademie der Wissenschaften.
— : Kroatische archäologische Gesellschaft.
Amsterdam: Königl. Akademie der Wissenschaften.
— : Aardrijkskundig Genootschap.
Batavia: Genootschap van Kunsten en Wetenschappen.
Berlin: Königl. Akademie der Wissenschaften.
— : Anthropologische Gesellschaft.
— : Gesellschaft für Erdkunde.
Bern: Naturforschende Gesellschaft.
— : Schweizerische Gesellschaft für die gesammte Naturkunde.
Bonn: Verein von Alterthumsfreunden der Rheinlande.
Boston: American Academy of Arts and Sciences.
Bregenz: Vorarlberger Museumsverein.
Breslau: Schlesische Gesellschaft für vaterländische Cultur.
Brisbane: Royal Society of Queensland.
Brünn: Mährisch-schlesische Gesellschaft für Ackerbau, Natur- und Landeskunde.
— : Naturforschender Verein.
Brüssel: Académie Royale des Sciences.
— : Société d'Anthropologie.
Budapest: Ungarisches National-Museum.
Bukarest: Revista pentru Istorie, Archeologie si Filologie.
Calcutta: Asiatic Society of Bengal.
Cambridge: Archaeological Institut of America.
Chicago: American Antiquarian Oriental Journal.
Christiania: Archiv for Mathematik og Naturvidenskab.
— : Foreningen til Norske Fortidsmindes merkers Bevaring.
Danzig: Naturforschende Gesellschaft.
Demerara: Royal Agricultural and Commercial Society of British Guiana.
Dorpat: Gelehrte Esthnische Gesellschaft.
Dresden: Naturwissenschaftliche Gesellschaft „Isis".
Dublin: Royal Society.
Dürkheim a. d. H.: Naturwissenschaftlicher Verein „Pollichia".
Florenz: Società italiana di Antropologia etc.
Genf: Société de Géographie.
Genua: Società di letture e conversazioni scientifiche.
Graz: Naturwissenschaftlicher Verein für Steiermark.
Haag: Koninklijk Instituut vor de Taal-, Land- en Volkenkunde van Nederlandsch-Indië.
Halle a. d. S.: Kaiserl. Leopold. Carol. Akademie.
— : Verein für Erdkunde.
Helsingfors: Finnische Akademie der Wissenschaften.
Innsbruck: „Ferdinandeum".
Jena: Geographische Gesellschaft.
Kiel: Naturwissenschaftlicher Verein für Schleswig-Holstein.
Klagenfurt: Naturhistorisches Landesmuseum.
— : Kärntnerischer Geschichtsverein.
Königsberg: Alterthumsgesellschaft „Prussia".
— : Physikalisch-ökonomische Gesellschaft.
Kopenhagen: Kongl. Danske Videnskabernes Selskab.
— : Kongl. Nordiske Oldskrift Selskab.
Krakau: Akademie der Wissenschaften.
Leyden: Maatschappij der nederlandsche Letterkunde.
Liège: Institut archéologique Liègeois.
Linz: Museum Francisco-Carolinum.
Lissabon: Société de Geographie.
London: Royal Society.
— : Anthropological Institute of Great-Britain and Ireland.
Lyon: Société d'Anthropologie.
Mailand: Reale Istituto Lombardo di scienze e lettere.
— : Società italiana di scienze naturali.
Modena: Società dei Naturalisti.
Montreal: Geological and Natural history-Survey of Canada.
Moskau: Kaiserl. Gesellschaft der Naturforscher.
— : „ „ der Freunde der Naturwissenschaften, Anthropologie etc.
— : Archäologische Gesellschaft.
München: Königl. Akademie der Wissenschaften.
Nizza: Société des lettres, sciences et arts des Alpes maritimes.
Nürnberg: Germanisches National-Museum.
Parenzo: Società istriana di Archeologia e storia patria.
Paris: Société d'Anthropologie.
— : Revue d'Anthropologie.
— : Revue d'Ethnographie.
— : Matériaux pour l'histoire primitive et naturelle de l'homme.
— : Revue internationale des sciences biologiques.
— : Société de Géographie.
Philadelphia: American philosophical Society.
— : Academy of natural sciences.
Posen: Historische Gesellschaft für die Provinz Posen.
Prag: Königl. böhmische Gesellschaft der Wissenschaften.
— : Naturwissenschaftlicher Verein „Lotos".
— : Památky archaeologické a místopisné.
— : Verein für Geschichte der Deutschen in Böhmen.
Reggio: Bulletino di Paletnologia italiana.
Rio de Janeiro: Archivos do Museu nacional.
Rom: R. Accademia dei Lincei.
— : Società geografica italiana.
Salzburg: Gesellschaft für Landeskunde.

St. Louis: Academy of science.
St. Petersburg: Kaiserl. Akademie der Wissenschaften.
— : Kaiserl. Geographische Gesellschaft.
Schwerin: Verein für mecklenburgische Geschichte.
Shanghai: North China branch of the Asiatic Society.
Singapore: Straits branch of the Royal Asiatic Society.
Sophia: Fürstlich bulgarische literarische Gesellschaft.
Spalato: Museo di Antichità.
Stockholm: Konigl. Vitterhets Historie och Antiqvitets Akademia.
— : Svenska Sällskapet för Antropologi och Geografi.
Stuttgart: Württembergischer Alterthumsverein.
Sydney: Royal Society of New-South-Wales.
Tiflis: Kaukasische Abtheilung der russischen geographischen Gesellschaft.
Toronto: Canadian Institute.
Trient: Biblioteca e Museo comunali di Trento.
Trier: Gesellschaft für nützliche Forschungen.
— : Westdeutsche Zeitschrift für Geschichte und Kunst.
Triest: Museo civico di storia naturale.
Tübingen: Der Naturforscher.
Turin: „Cosmos".
Washington: Smithsonian Institution.
— : United States Geological Survey.
— : Anthropological Society.
Wien: K. k. Centralcommission zur Erforschung und Erhaltung der Kunst- und historischen Denkmale.
— : K. k. geographische Gesellschaft.
— : K. k. geologische Reichsanstalt.
— : Naturwissenschaftlicher Verein an der technischen Hochschule.
— : Verein für Landeskunde von Niederösterreich.
— : Verein zur Verbreitung naturwissenschaftlicher Kenntnisse.
— : Wissenschaftlicher Club.
Worms: Alterthumsverein.
Yokohama: Asitiac Society of Japan.
Zürich: Antiqua. Unterhaltungsblatt für Freunde der Alterthumskunde.
— : Gesellschaft für vaterländische Alterthümer.

Redactions-Comité: Fr. R. v. Hauer, C. Langer R. v. Edenberg, M. Much, F. Müller, S. Wahrmann und J. Woldřich.
Redacteur: Franz Heger.

MITTHEILUNGEN

der

Anthropologischen Gesellschaft in Wien.

(Band XVII. Der neuen Folge VII. Band.)

Nr. 7. **Sitzungsberichte.** **November 1887.**

INHALT: **Ausschuss-Sitzung am 8. November 1887.** Demissionsgesuch des Vice-Präsidenten Hofrath Prof. Dr. C. Langer v. Edenberg; S. [53]. — Neue unterstützende und wirkliche Mitglieder; S. [53]. — Verstorbene wirkliche Mitglieder; S. [53]. — Verstorbene correspondirende Mitglieder; S. [53]. — Comité zur anthropologischen Untersuchung der Ueberreste von Gluck, Mozart, Beethoven und Schubert; S. [53]. — Vornahme von Körpermessungen in der Bukowina durch Hauptmann Himmel; [S. 54].

Monatsversammlung am 8. November 1887. 1. Begrüssung; S. [54]. — 2. J. Mestorf, Gebräuche bei Bauopfern; S. [54]. — 3. v. Schulenburg, Altertümliche Stampfmühlen; S. [54]. — 4. Baron Hauser, Bronzekelt aus dem Glanthale (Fig. 7–9); S. [55]. — 5. Götting, Grabstein des bosnischen Fürsten Batić; S. [55]. — 6. Karner, Gefässfunde von Thürnthal (Fig. 10–13); S. [56]. — 7. Hoernes, Ueber einige prähistorische Fibelformen; S. [57]. — 8. Winternitz, Ueber einen altindischen Schlangencult; S. [60]. — 9. Krauss, Medizinische Zaubersprüche aus Slavonien, Bosnien, der Hercegovina und Dalmatien; S. [60]. — 10. Spöttl, Neue Bronze- und Kupferbeile (Fig. 14–21); S. [67].

Ausschusssitzung am 8. November 1887.

Vorsitzender: Hofrath Dr. Franz v. Hauer.

Herr Hofrath Professor Dr. C. Langer v. Edenberg, einer der beiden Vicepräsidenten der Anthropologischen Gesellschaft, fand sich in Folge andauernder Krankheit genöthigt, dem Ausschusse seine Demission anzuzeigen. Der Ausschuss nahm diesen unabänderlichen Beschluss seines langjährigen, um die Wissenschaft wie um die Gesellschaft hochverdienten Vicepräsidenten mit tiefem Bedauern zur Kenntniss und behielt es sich vor, der nächsten Jahresversammlung einen Vorschlag zur Annahme zu unterbreiten, den hochverehrten Gelehrten als Ausdruck seiner grossen Dankbarkeit in einer geeigneten Form zu ehren.

Den Beitritt zur Gesellschaft haben angemeldet und wurden aufgenommen:

Als unterstützende Mitglieder:

Oesterreichischer Touristenclub in Wien und
Julius Herz, Ingenieur etc. etc. in Wien.

Als wirkliche Mitglieder:

Dr. S. Plohn in Wien,
Oscar Baumann in Wien,
Josef G. Jelinek, Baumeister in Brünn,
Dr. F. S. J. Pierer, Schiffsarzt des österr.-ungar. „Lloyd“ in Triest,
K. k. deutsche Lehrerinnen-Bildungsanstalt in Brünn,
Dr. Julius Scheff, Privatdocent an der Universität in Wien,
Sigmund Schulhof in Wien,
Emil Kratochvil, Hüttenverwalter in Königshof bei Beraun, Böhmen,
Eleonore von Schwarz-Norberg, Schriftstellerin in Wien,
Dr. C. Anjel in Zuckmantel, Oesterreich.-Schlesien,
Dr. Eduard Albert, k. k. Universitäts-Professor in Wien,
Dr. Alois Houška, städtischer Polizei-Commissär in Pilsen,
Akademischer Verein der Mediciner in Innsbruck,
Dr. Alois Dalla Rosa, Prosector und Privatdocent für Anatomie an der Universität in Wien,
Dr. Isidor Neumann, k k. Universitäts-Professor in Wien,
Dr. Ludwig Mauthner, k. k. Universitäts-Professor in Wien.

Die Gesellschaft hat ferner folgende wirkliche Mitglieder durch den Tod verloren:

H. Grotrian, geh. Kammerrath in Braunschweig,
Werner Freiherr von Riese-Stallburg in Penzing,
Dr. Ferdinand Schott, k. k. Universitäts-Professor in Innsbruck,
Dr. Carl Ritter von Schroff, k. k. Universitäts-Professor in Graz,
Dr. Johann Tomowitz, k. k. Oberstabsarzt in Wien.

Ebenso sind vier correspondirende Mitglieder verstorben, und zwar:

A. Bertillon in Paris,
Dr. Alexander Ecker, geh. Regierungsrath und Professor an der Universität in Freiburg im Breisgau,
Graf Johann Gozzadini in Bologna,
Charles Rau in Washington.

Der Ausschuss nimmt die letzteren Mittheilungen mit dem Ausdrucke tiefsten Beileides zur Kenntniss; der Jahresbericht wird die Verdienste der correspondirenden Mitglieder um die Wissenschaft eingehender würdigen.

Im Frühlinge nächsten Jahres soll die Exhumirung der Ueberreste der grossen Musikheroen Gluck, Mozart, Beethoven und Schubert stattfinden und die Beisetzung derselben in Ehrengräbern auf dem Centralfriedhofe erfolgen. Bei der ausserordentlichen Wichtigkeit, welche eine genaue anthropologische Untersuchung namentlich der Cranien dieser Männer hat, beschliesst der Ausschuss, ein eigenes Comité mit dieser Aufgabe zu betrauen und wählt in dasselbe die Mitglieder: Professor Toldt, Professor Kundrat, Oberstabsarzt Weisbach und Hofrath Meynert. Es sollen von der Gesellschaftsleitung

sofort die nöthigen Schritte eingeleitet werden, um die behördliche Bewilligung zur Vornahme der nothwendigen wissenschaftlichen Untersuchungen zu erwirken. Die Berichte der Comitémitglieder darüber sollen seinerzeit in den „Mittheilungen der Anthropologischen Gesellschaft" veröffentlicht werden.

Herr Hauptmann Heinrich Himmel in Czernowitz, der im Vorjahre der Gesellschaft die Ergebnisse seiner umfassenden anthropologischen Untersuchungen über das Soldatenmateriale Bosniens und der Hercegowina zur Verfügung stellte, welche gegenwärtig zur Publication vorbereitet werden, hat derselben neuerdings seinen Entschluss mitgetheilt, ähnliche Untersuchungen in der Bukowina anstellen zu wollen. Herr Oberstabsarzt Dr. Weisbach wurde von Seite des Ausschusses ersucht, Herrn Himmel bei dieser überaus dankenswerthen Arbeit durch seinen wissenschaftlichen Rath nach Thunlichkeit zu unterstützen.

Monatsversammlung am 8. November 1887.

1. Der Vorsitzende, Herr Hofrath v. Hauer begrüsst mit herzlichen Worten die Anwesenden, welche sich nach mehrmonatlicher Pause zu dieser ersten Versammlung in der Saison 1887/88 eingefunden haben.

2. Fräulein J. **Mestorf** übersendet folgende Notiz

Zu den Gebräuchen bei Bauopfern.

Die in der Nummer 4—5 Ihrer diesjährigen Mittheilungen enthaltenen Bemerkungen über Bauopfer erinnern mich an einen kürzlich gemachten Fund, der in dasselbe Gebiet einschlägt.

In Oesterrade (Dithmarschen, Holstein) wurde unlängst ein sehr altes Bauernhaus abgebrochen. An einer mit Schnitzwerk verzierten alten Bettstätte (Wandbett) stand die Jahreszahl 1660. Im Innern eines Ständers, der mit anderen Ständern verzapft war, fand man in dem Zapfloch ein Messer und einen Kamm (sogenannten Staubkamm, von Bein). Der Zimmermann erklärte, diese Gegenstände könnten nur bei Erbauung des Hauses in das Zapfloch hineingesteckt sein. Dass man beim Abbrechen alter Häuser bisweilen ein Ei im Ständer findet, ist bekannt (das sog. Ständerei). Mit dem Messer und dem Kamm muss es seine besondere Bewandtniss haben.

Man pflegt Scheere, Messer, Kamm auch den Todten in den Sarg zu stecken. Von letzterem heisst es: würde ein Lebender sich mit dem Kamm eines Todten kämmen, würde er „in Ungeziefer vergehen". Vielleicht ist diese Erklärung irrthümlich. Könnte etwa beiden ein Schutz gegen bösgeartete Wichtel (Hausgeister) innewohnen? Wo gute Hauswichtel sind, darf man kein Messer mit der Schneide nach oben hinlegen, weil ein Wichtel sich daran verletzen könnte. — Auf Kämmen von Vimose und Nydam steht mehrmals ein Hakenkreuz, vor dem nichts Unreines Stand hält. Ungeziefer ist ja bisweilen mit bösen Wichteln identisch. Es liesse sich dergestalt eine Erklärung für Ständer-Messer und Ständer-Kamm finden.

3. Herr **Willibald von Schulenburg** übersendet eine Mittheilung über

Alterthümliche Stampfmühlen.

Bis in die letzten Jahrzehnte (vielleicht noch jetzt) fand in Ost- und Westpreussen eine Stampfe Verwendung, so ursprünglicher Art, dass sie wohl als unmittelbare Fortsetzung vorgeschichtlichen Hausraths betrachtet werden darf. Sie bestand aus der eigentlichen „Stampe, Graupenstampe" und der „Keule". Zur Stampe wurde das Stück eines Baumstammes (Tanne) genommen, die Rinde entfernt und des besseren Aussehens wegen ein Fuss ausgehauen. Das stärkere Ende wurde mit der Axt oder dem Stemmeisen etwas ausgehöhlt, damit eine kleine Höhlung entstände; diese dann durch aufgelegte Holz- und Torfkohle weiter ausgeschwellt (ausgebrannt). Die Torfkohle nahmen die Frauen Mittags und Abends nach dem Essen vom Herd und legten sie in den Stamm. Vorher wischten sie oben an den Seiten die Höhlung mit einem nassen Lappen ab, damit die Kohle nur nach unten aus brannte.

Die Keule wurde aus schwerem Holze hergestellt und unten darin starke grosse Nägel mit dicken Köpfen eingeschlagen, indess nur soweit, dass die Köpfe noch aus dem Holze vorstanden, damit die Keule schärfer zustiesse und die Hülsen besser abgingen. Ausser dieser einfachen hatte man Keulen mit einer Querstange, an der man sie beim Stampfen aufhob und niederstiess. Jedesmal wenn die Frauen die Keule wieder hochzogen, drückten sie dieselbe gegen die innere Wand, um dabei die Körner abzuschälen. In der Stampfe wurde Gerste zu Graupen gestampft, manchmal auch „Schwade", diese dann zu Grütze. Die Körner wurden vorher mit warmem Wasser angefeuchtet, damit die Hülsen sich leichter ablösten. Die grobe, selbstgemachte Gerstgraupe wurde scherzhalber „Kobbelszähne" genannt, d. h. Stutenzähne. Nur die armen Leute, die die Gerste nicht auf die Mühle geben konnten, gebrauchten solche Stampfen.

Auch in der Westpriegnitz (Provinz Brandenburg) waren ähnliche Stampfen bis in die Neuzeit gebräuchlich und sind noch erhalten (z. B. Seedorf, Mödlich). Sie bestehen aus einem starken Eichenstammklotz, oben ausgehöhlt. Die „Keule" ist entweder hammerartig an einem armlangen Stiel befestigt oder besteht aus einer Keule mit Handgriff für beide Hände. Sie dienten (in Mödlich) zur Herstellung von Gerstengrütze, auch Weizengrütze und (in Seedorf) von Gerstengraupe. Jetzt stampfen arme Leute Cichorienwurzeln darin.

Knoop („Volkssagen aus dem östlichen Hinterpommern", S. 180) gedenkt ähnlicher, früher gebräuchlicher Stampfen für die Bütower Gegend. Virchow hat sie („Zeitschrift für Ethnologie", Berlin) aus dem Kaukasus beschrieben; auch findet man sie in aussereuropäischen Ländern.

4. Herr Conservator **Freiherr von Hauser** theilt nachfolgende Notiz des Herrn MARTIN KRABATH über ein

Bronzebeil aus dem Glanthale

mit. Der Fundort dieses Beiles (siehe Fig. 7—9), das durch seine eigenthümliche Form eine Art Sonderstellung unter der grossen Masse ähnlicher Werkzeuge beansprucht, ist durch locale Verhältnisse bemerkenswerth, welche auf das Bestehen einer prähistorischen befestigten Ansiedlung schliessen lassen. Das enge Glanthal bildet östlich von Feldkirchen nur an zwei Stellen kleine Ebenen. Die eine derselben überragt die Thalsohle um 60—80 Meter und fällt in W. und O. steil zum nördlich vorbeiziehenden Flusse ab, während sie in der Mitte zwischen den Ortschaften St. Martin und Faschig sanft gegen denselben verläuft. Von Beginn dieser Ebene in W. läuft eine gut angelegte 2 Meter hohe trockene Mauer in öfter abgebogener Linie an 1000 Schritte lang bis zum Kirchdorf St. Martin, wo der sanftere Abfall beginnt. Die Bodenfläche, welche nördlich von dieser alten Mauer, östlich

Fig. 7 (nat. Gr.).

Fig. 8.
Querschnitt.

Fig. 9 (nat. Gr.)

vom Dorfe St. Martin, südlich vom Orte Matersdorf eingeschlossen ist, heisst im Volksmunde Atermec, d. i. steile Wand oder steiler abschüssiger Ort. In diesem Theile der Ebene erheben sich zwei kleine und ein grosser felsiger Hügel, auf welchem sich Spuren alter Wohngebäude erkennen lassen. Ausser dem Bronzekelt, welchen ich dem kärntnerischen Geschichtsvereine zum Geschenk machte, sind hier auch Eisensachen gefunden, jedoch als unbrauchbar weggeworfen oder in der Schmiede aufgearbeitet worden.

5. Herr Bergingenieur **Götting** in Zaječar (Serbien) übermittelt eine Notiz

Ueber den Grabstein des bosnischen Fürsten Batić.

Unter den zahlreichen sogenannten „Bogumilen-Grab-Steinen“ Bosniens und der Herzegowina, welche entweder ganz schmucklos sind oder äusserst rohe emblematische oder figurale Verzierungen zeigen, finden sich bekanntlich nur sehr wenige mit Inschriften [1]).

Es sind gewaltige vierseitige Monolithe, theils mit horizontaler Oberfläche, theils dachförmig abschliessend, manchmal in Zwillingsform aus einem Stücke gearbeitet. Die gewöhnlichsten architektonischen Zierrathe bilden Rosetten, Sterne, Halbmond, Schwert oder Lanze von einer Hand gehalten, endlich halbkugelartige symmetrisch vertheilte Wülste an den Ober- und Seitenflächen.

Unser Grabstein befindet sich auf einem mittelalterlichen Friedhofe, welcher ca. 30 solche Denkmäler umfasst und bei Koposići im Kreise Visoko (Bosnien) derzeit abgelegen auf einem einsamen Hochplateau, ca. 10 Km nordöstlich von der Station Vogošča der Bosnabahn liegt. Man gelangt dahin mittelst der Montanbahn im Ljebinathal, Station Ljebovija, von wo ein schmaler und beschwerlicher Saumpfad an der rechten Seite des Baches abzweigt und steil ansteigend, an einem türkischen Dorfe und einer neuerbauten katholischen Kirche vorbei, in ca. 6 Km Entfernung Koposići erreicht.

Ein reissender Bach, steile Felswände, üppiges Waldesgrün bilden die pittoreske und anmuthige Umgebung des Friedhofes. In unmittelbarer Nähe (1000 m) desselben liegen die imposanten Reste des von Ragusanern gebauten Schlosses „Dubrovnik“ (Ragusa), welches in der serbisch-bosnischen Heldensage seiner Festigkeit wegen gerühmt wird. Erhalten sind: der unsymmetrisch angelegte Schlosshof von 75 m Länge und 40 m Breite, 2 Wachtthürme — innen sechskantig, aussen rund — mehrere Anbauten und die weit tiefer gelegenen zahlreichen Ruinen der Hörigenwohnungen, endlich der gepflasterte Kirchweg bis zu obgenanntem Friedhofe bei Koposići.

Die Grabsteine zeichnen sich nicht durch Grösse aus, einzelne sind auffallend ornamentirt, der mit der Inschrift ist jedoch höchst einfach, oben dachförmig gestaltet und an sämmtlichen Kanten mit einer zopfartigen Verzierung versehen. Die Länge beträgt ohne den Sockel 2·15 m, die Breite 0·95 m, die Höhe 1·00 m.

Auf der einen Längsseite befindet sich folgende Inschrift in bosnisch-cyrillischen Schriftzeichen, welche in 5 Zeilen angeordnet sind.

I. Serbisch.

I. У име оца и сина и светога духа амин. Овде лежи кнез
Батић на сво(јој)
II. земљи на племенитој милошћу божијом и славнога господина
краља Т-
III. вртка, кнез босански — На високом се поболи на дубоку
IV. ма дан дође. Овај белег постави госпоја Вукосава с мо-
V. им добрим — Жива ме верно служаху и мртва ме послужите.

[1]) Siehe diese „Mittheilungen“ XIII (1883), S. 169—177, XIV (1884), S. 63 ff. und 106 ff. Die Inschriften gibt jetzt nebst anderen VID VULETIĆ VUKASOVIĆ in Vestnik arkeologickoga družtva heraus. Der Name „Bogumilengräber“, welcher hin und wieder von quasi gelehrten Eingeborenen auf diese Steine angewendet wird, wurzelt nicht in einer Tradition (im Volksmund heissen dieselben blos Stećki oder Mramovići), sondern ist aus speculativer Beschäftigung mit der Geschichte Bosniens auf diese Denkmäler übertragen.

Anm. von Dr. F. S. Krauss.

II. Serbisch. Alt-Slavischer Urtext in serbischen Schriftzeichen.

I. Ва име wца и сина и светого духа аминь. Се лежи кнезь
Батићь на сво(иои)
II. земли на племенитои милостию божиомь и славнога госпо-
дина краља Т-
III. врьтка, кнезь Босаньски — На високомь се поболихь на
дѫбокѫ
IV. ме день доиде. Си билигь постави госпоіа Вѫкосава с мо-
V. ими добрими. Живѫми вѣрно слѫжаше и мртвѫ ми послѫжи.

III. Serbisch. Original in bosn. cyrillischer Schrift.

† Ва има wца и сина и светога дѫха аминь. Се лежи кнезь Батићь на сво земли на племенитои милостию божиомь и славнога господина краля Тврtка кнезь босаньски на високомь се поболихь на дѫбокѫ ме день доиде. Си билигь постави госпоіа Вѫкосава с моим добрими. Живѫ ми вѣрно слѫжаше и мртвѫми послѫжи.

IV. Deutsch.

✠ Im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes. Amen! Hier liegt der Fürst Batić auf seinem Grunde, welchen ihm edelmüthig mit Gottes Gnade der Hauptherr König Tvrtko, bosnischer Fürst, geschenkt hat.

Zu Visoka bin ich erkrankt und in Duboko starb ich. Diesen Stein setzte Frau Vukosava mit meinem Vermögen. So lange ich lebte haben sie mir treu gedient, und auch im Tode haben sie mir einen Gefallen gethan.

Diese Inschrift ist besonders dadurch bemerkenswerth, dass sie eine genaue chronologische Datirung zulässt, weil sie einer geschichtlich bekannten Person gewidmet ist und von einer zweiten ebenso bekannten spricht.

Der angeführte Hauptherr König Tvrtko ist Tvrtko II Tvrtković, der im 16. Jahrhunderte lebte, ein Sohn Tvrtko's I.

Der verblichene Fürst Batić, welcher redend aufgeführt wird, war der eigentliche Machthaber, residirte in der damaligen Landeshauptstadt Visoko und zog sich nach seiner Erkrankung auf sein unfern (ca. 20 Km) von da gelegenes festes Schloss „Duboko" zurück, wo er starb. Es unterliegt wohl keinem Zweifel, dass „Duboko" und „Dubrownik" denselben Ort bezeichnen.

Es ist anzunehmen, dass die übrigen, in unmittelbarer Nähe befindlichen Grabsteine, welche zum Theil schönere Verzierungen zeigen, ebenfalls dem Batić'schen Geschlechte, bezw. der von ihm gegründeten Dynastie, angehören. Leider werden diese Denkmäler von der einheimischen Bevölkerung nicht gewürdigt, sondern zu Bauzwecken zerstört.

Das Material der Grabdenkmäler ist ein dichter Kalkstein, der Erhaltungszustand ein vortrefflicher, sodass sämmtliche Buchstaben mühelos zu entziffern waren.

Eine Ausgrabung der Batić'schen und zahlreicher ähnlicher gleichalteriger Grüfte ergab lediglich Knochenfunde und sparsame Reste des Sarges, sowie in einem Falle einen Fetzen eines mit Goldfaden durchwirkten Stoffes; von Schmucksachen, Münzen, Gefässen u. dgl. fand sich keine Spur.

Es mag noch erwähnt sein, dass das Grab, wie die Lage des Skeletes, des Grabsteines und der Fundamente zeigte, völlig intact war. Die Einheimischen wissen eben ganz genau, dass in solchen Gräbern nichts Werthvolles zu finden ist. Von der muhammedanischen Bevölkerung werden sie in fanatischer Befangenheit „Kiaursko groblje" [1]) (Ungläubigen-Gräber) genannt.

Hoffentlich wird sich der seit Kurzem in's Leben getretene Museal-Verein, welcher seine Thätigkeit auf das gesammte Occupationsgebiet ausdehnt, um die Erhaltung solcher werthvoller historischer Denkmäler annehmen.

6. P. **Lambert Karner** berichtet über einen

Gefässfund von Thürnthal, Niederösterreich.

(Fig. 10—14.)

Beiläufig 2 Km östlich von der Ortschaft Fels am Wagram liegt in der Ebene, am Fusse des Wagram, Schloss und Dorf Thürnthal. Nordwärts vom Schlosse bildet der Wagram eine Einsattelung, in welcher eine Quelle entspringt, deren Abfluss ursprünglich direct nach Süden gerichtet war. Es liegt die Vermuthung

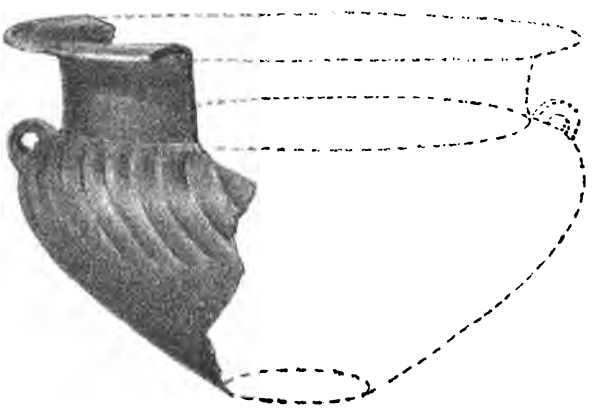


Fig. 10.

nahe, dass an der Stelle, wo derselbe in die Donauebene eintrat, eine urgeschichtliche Ansiedelung gelegen war, da sich dort eine nicht unbeträchtliche Zahl prähistorischer Thongefässe gefunden hat.

Der Fundplatz liegt gegenwärtig im Glashause des Schlossgartens. Hier wurden im vergangenen Herbste beim Ausheben des Erdreichs in einer Tiefe von 50 cm unter der gegenwärtigen Oberfläche die Gefässe entdeckt, welche mit Ausnahme einer einzigen Schale

---

[1]) Diese allgemeine Bezeichnung bezieht sich auf jeden nichtmohammedanischen Friedhof. Die altbosnischen Grabdenkmäler werden vom Volke einfach: Kamenje (Gestein) oder mramorje (Marmorsteine) genannt. Einzelne, durch Grösse und ihre hervorragende Lage ausgezeichnete Denksteine haben im Volksmunde auch besondere Namen. Eine gründliche Darstellung der altbosnischen Denkmäler stellt uns Herr Vid Vuletić Vukasović, der bedeutendste Kenner bosnisch-herzegowinischer Denkmäler, in Aussicht.

Anm. von Dr. F. S. Krauss.

durch die Schwere der darauf lastenden Erde zerdrückt waren. Sie liessen sich jedoch grösstentheils zusammenfügen und es entstanden auf diese Art fünf Typen von Gefässen, die ich im Folgenden zu beschreiben versuche.

a) Zwei grosse Thongefässe (Fig. 10) mit cylindrischen, 5·5 cm hohen Hälsen, 3 cm breiten, horizontal ausladenden Rändern, mässig gewölbten Bäuchen und schmalen Basisflächen. Der Durchmesser des Halses beträgt 35 cm; die Höhe ist nicht bestimmbar, da der Boden fehlt. Der obere Theil der Ausbauchung ist durch schräge Rippen verziert, welche bei der einen

Fig. 11.

Fig. 12.

Urne durch 12—15 mm, bei den andern durch 20 bis 25 mm breite, sehr seichte Furchen getrennt sind. Unmittelbar unter dem Halsansatze stehen zwei 33 mm breite, ca. 3 cm hohe und ebensoweit vorragende, bandförmige Henkel.

b) Dreizehn Henkelschalen (Fig. 11) mit schmaler Basis und scharf markirtem, geschweiftem Halse. Die kantigen Henkel überragen den Rand um ein Drittel der Gefässhöhe. Basisbreite 3—6·5 cm, Mündungsbreite 10·5—17 cm, Höhe 6—9 cm.

c) Sieben Henkelschalen (Fig. 12) ähnlich den vorhergehenden, nur mit dem Unterschiede, dass der Uebergang von der unteren Concave zum Halse nicht durch eine Kante markirt ist.

d) Drei grössere Henkelschalen, weniger fein profilirt, im Ganzen den vorigen ähnlich.

Im heurigen Frühjahre hat der Gärtner von Thürnthal auf mein Ersuchen nochmals eine Grabung vorgenommen und dabei drei solche Schalen, zum Theil fragmentirt, aufgefunden. Die Henkel derselben waren mittelst Zapfen in die Gefässwand eingesenkt.

Fig. 13.

e) Zwei konische Näpfe (Fig. 13) in Form und Material verschieden von den vorhergehenden Gefässen. Sie sind dickwandig, gegen den Rand hin verdünnt, und der Thon ist mit Sandkörnern vermengt. Basisbreite und Höhe beträgt 7 cm, Mündungsbreite 13 cm. Die kleinen Henkel ragen nicht über den Rand empor, sondern stehen nach abwärts, bei dem einen Gefäss gerundet, bei dem anderen eckig.

Alle übrigen Gefässe (*a*—*d*) sind aus fein geschlemmtem Thon gearbeitet, ziemlich dünnwandig, mit dem Glättsteine geglättet und zum Theil graphitirt.

Die Gefässe lagen bei ihrer Auffindung angeblich regellos untereinander; es fanden sich keine Anzeichen einer Bestattung, weder Asche noch Knochen oder Beigaben.

Diese Funde, welche durch die Verschiedenartigkeit der Schalenformen besonders charakteristisch sind, habe ich der prähistorischen Sammlung des k. k. naturhistorischen Hofmuseums gewidmet. Fragmente ähnlicher Urnen und Schalen sind in Weingärten nächst Thürnthal gefunden worden.

7. Herr Secretär **Dr. Moriz Hoernes** übermittelt einen Aufsatz

Ueber einige prähistorische Fibelformen

bezugnehmend auf das Werk von Oscar Montelius: Die Fibeln des Bronzealters und des ersten Eisenalters. (Auszug und 3 Tafelnachbildungen aus Antiquarisk Tidskrift för Sverige VII p. 1—194 im Archiv für Anthropologie XVII 1887 S. 161 ff.)

Montelius' eingehende Untersuchung, seit dem Anfange des gegenwärtigen Decenniums ein stattlicher Torso, da sie nur die italienische Gruppe behandelt, ist eigentlich sehr wenig bekannt und wird viel häufiger der Jedermann verständlichen Abbildungen als des textlichen Inhaltes wegen citirt. Die jetzt im „Archiv" vorliegende Uebersetzung eines französischen Résumés und die Wiedergabe der Figuren in Umrisszeichnungen ist daher wohl berechtigt und gibt uns Veranlassung, den typologischen Ergebnissen dieser Arbeit etwas näher zu treten, als es bisher in unseren Mittheilungen der Fall war.

1. Ursprung und Entwicklung der prähistorischen Fibelformen liegen grösstentheils jenseits unserer Erfahrung; und nach dem, was uns vielfache Thatsachen lehren, erscheint es einigermassen gewagt, dieselben gleichsam a priori, d. h. aus der Sprache, welche die Formen selbst zu reden scheinen, abzuleiten. Welchen Irrthümern eine solche Betrachtungsweise ausgesetzt ist, zeigt z. B. die Form der modernen Sicherheitsnadel, deren nächste Analogie wir trotz ihrer Einfachheit weder am Anfange noch am Ende einer antiken Entwicklungsreihe, sondern bekanntlich in einer localen Abart zu Peschiera am Gardasee antreffen.

Nach M. zerfallen alle europäischen Fibeln der Bronze- und ersten Eisenzeit in drei Gruppen: die ungarisch-skandinavische, die italienische und die griechische, und stammen sämmtlich von einem gemeinsamen ursprünglichen Grundtypus ab. Als Heimat des letzteren kämen sonach, da die ungarische Fibel die Mutter der skandinavischen sein soll, die Balkanhalbinsel, Italien oder Ungarn in Betracht, am wahrscheinlichsten Italien, von wo sich der Gebrauch dieses Objectes in das Donauthal und nach Griechenland ausdehnte. Montelius denkt sich also, dass die gemeinsame Urfibel, welcher gewisse einfache Formen italienischer Provenienz noch am nächsten stehen, zuerst in Ungarn jene baroken Abwandlungen erfuhr, die man aus zahlreichen Abbildungen kennt, und dass erst

diese „durch die Vorliebe der Griechen für Symmetrie“ eine Umbildung in Gestalt der Brillenfibel veranlasst haben. Daneben erscheinen während des ersten Eisenalters in Griechenland andere Formen, welche wahrscheinlich einer Nachahmung der italischen Fibeln entstammen. In derselben Periode werden Brillenfibeln aus dem Süden nach Mitteleuropa importirt. Aber auch in Ungarn näherte man sich durch symmetrische Gestaltung der Bügelenden als Spiralscheiben den griechischen Fibeln, und in dieser Modification verbreitete sich die ungarische Form während des Bronzealters gegen Norden nach Böhmen, Norddeutschland und Skandinavien. Natürlich trat auch in Italien kein Stillstand ein; doch bewegte sich die Entwicklung hier nach einer andern Richtung, welche der Autor in dem Reste der Abhandlung schrittweise verfolgt.

Diese Hypothese hat unleugbar etwas Gewinnendes. Es ist sehr ansprechend, sich Italien, wo wir die einfachsten und scheinbar ursprünglichsten, aber auch die zierlichsten und vollendetsten Formen dieses Objectes antreffen, als Mutterland aller Arten desselben vorzustellen. Auch das Zusammen-Vorkommen zwei so verschiedener Bildungen, wie der halbkreisrunden Bogenfibel und der doppelspiraligen Brillenfibel in Griechenland, Unteritalien und den von einer südöstlichen Culturströmung befruchteten Gebieten Mitteleuropas erscheint unter diesem Gesichtspunkt hinlänglich erklärt. M. nimmt an, dass die Fibel in Griechenland während der Bronzezeit überhaupt gefehlt habe, später hätte dieses Land die Brillenfibel durch nordischen Einfluss, etwa durch Vermittlung der Illyrier, die Bogenfibel durch Berührung mit dem Westen, von Italien her erhalten. Mit dem Charakter der homerischen Epoche, in welcher die Griechen selbst nordmittelländischen Culturen gegenüber noch unselbstständig erscheinen, stimmt dies ganz gut, bis auf den einen Umstand, dass die bronzene Bogenfibel jüngst auf den Cykladen in Culturschichten nachgewiesen wurde, welche lange vor der intensiven Berührung zwischen Hellas und Italien entstanden sind. Dadurch geräth die Probabilität des italischen Ursprungs der Fibel »an sich«, einer Art platonischer Idee dieses Gegenstandes, welche alle möglichen Verkörperungen desselben in sich schliesst, in's Wanken; und wenn eine solche, als gemeinsamer Ausgangspunkt, überhaupt irgendwo vorhanden war, müsste sie vielmehr im Südosten unseres Continents gesucht werden. Wir halten aber die Monogenesis hinsichtlich dieses so wichtigen kleinen Dinges im Culturapparat der vorgeschritteneren prähistorischen Menschheit keineswegs für wahrscheinlich und können der Thatsache, dass sich aus jeder Fibelform durch gewisse Modificationen eine beliebige andere herstellen lässt, kein grosses Gewicht beilegen. Es ist möglich, dass man an verschiedenen Orten auf verschiedenen Wegen zu Formen gelangte, die dann Archetypa eigener, differenter Reihen geworden sind.

2. Man nimmt gewöhnlich an, die Fibel sei aus einem zweckmässig gekrümmten Bronzedraht in der Art entstanden, dass derselbe ungefähr in der Mitte zurücklaufend umgebogen wurde und nun mit dem einen Ende die Nadelspitze, mit dem andern einen Nadelhalter bildete. Um den von den Nadel durchstochenen Gewandfalten Raum zu gewähren und Zerrungen bei Verschiebung des Gewandes zu verhüten, erhielt der obere Theil, der Bügel, eine angemessene Wölbung und Verstärkung. Für die ganze Classe der sog. „Bogenfibeln“ ist die Annahme dieser Entstehung gewiss gerechtfertigt. Dagegen ist der Ursprung der Brillenfibel höchst wahrscheinlich ein ornamentaler. Diese Form und Alles, was sich um dieselbe gruppirt, wurzelt in der Nachahmung eines anfänglich blos gravirten oder gemalten Ornamentes, des durch Tangenten verbundenen Kreises, aus welchem sich in der classischen Epoche der sog. „laufende Hund“ entwickelte. Jenes Ornament gehört zu den ältesten Motiven der geometrischen Decoration und wurde das namentlich in der Bronzezeit als Verzierung von Waffen, Schmucksachen und Thongefässen sehr gerne verwendet. Daraus entstand mit Nothwendigkeit, sowie man die entsprechende Eignung des Bronzedrahtes erkannte, ein freies metallenes Ornament, das man Anfangs, ähnlich wie Malerei und Gravure, an verschiedenen tektonischen Gebilden anbrachte, dann aber selbstständig weiter verwenden mochte. Mit einem gekrümmten, bügelförmigen Mittelstück war die Doppelspirale zum Anhängen (an Gefässen, Gürteln u. s. w.), mit einem kreisförmig gebogenen zum Anstecken als Ring verwendbar. Mit einer langen Nadel als Mittelstück konnte sie zum Zusammenhalten des Gewandes dienen. Dem gleichen Zwecke genügte sie, wenn man die Nadel nicht von der Mitte, sondern von einem der Enden ausgehen liess und sie in das innere Ende der zweiten Spirale einhakte. Darauf mag die Analogie wirklicher Fibeln geführt haben; die Doppelspirale als Fibel ist aber von sehr geringer Brauchbarkeit, da sie bei jeder stärkeren Zerrung aus den Fugen geht. Daher finden wir in Südeuropa Exemplare (Mont., sp. fr. bronz. Fig. 193 f. 196 f.), bei welchen die einfache oder doppelte Spiralbrille nur als äussere Verkleidung der darunter versteckt angebrachten soliden Fibel auftritt. Die Brillenfibel ist eine Broche, ein Zierrat der menschlichen Tracht mit einer Vorrichtung zur zweckmässigen Befestigung an den Kleidungsstücken, die, wenn sie ungenäht waren, durch sie allein nicht auf dem Körper erhalten werden konnten. In dieser ornamentalen Eigenschaft erscheinen, wenn Helbig's Deutung der homerischen ἕλικες (d. hom. Epos S. 192 f.) richtig ist, Brillenspiralen neben anderen wirklichen Fibeln (πόρπαι) an dem Kleide der Aphrodite (hymn. in Ven. 86 etc.), und so finden wir sie auf den Gräberfeldern der Hallstätter Epoche paarweise oder einzeln neben eisernen oder bronzenen Bogenfibeln in demselben Grabe.

3. Jedenfalls hat M. richtig gesehen, dass die Fibel der ungarischen Bronzezeit eine Art Mittelstellung zwischen der als Fibel verwendeten symmetrischen Doppelspirale und der archaischen Bogenfibel Italiens einnimmt. Innerhalb der letzteren Classe entsteht bekanntlich eine Trennung zweier Gruppen durch die verschiedene Bildung des Schlussstückes mit dem Nadelhalter. Der Bügel formt am

Schlusse entweder eine eckige Fussplatte, die sich unten zur rinnenförmigen Nadelscheide krümmt, oder eine offene Drahtschlinge zum Einlegen der Nadel und eine Spiralscheibe als decorativen Abschluss. Nun verdient Erwähnung, dass die ältesten griechischen Bogenfibeln zur ersteren Gruppe gehören, während die letztere die Voraussetzung der ungarischen Bronzezeit-Fibeln ist. Die letztere charakterisirt sich durch willkürliche Wiederholungen einzelner Theile, gleichsam durch eine barbarische Multiplication der Gliedmassen. Den gestreckten Bügel bildet eine Reihe achterförmiger Doppelschlingen, den Fuss die Spiralscheibe, das federnde obere Ende eine Spiralwulst, aus cylindrischer Vermehrung der einfachen Kopfschlinge entstanden. Statt des Schlingenbügels verwendet man auch einen kleinen Blechbügel mit einer Doppelschlinge an jedem Ende, ein Motiv, das auch Italien nicht ganz fremd ist (M. sp. fr. bronsåld. f. 110). Oder es wurden die Doppeldrahtschlingen der zuerst gedachten Form in zwei einfache Schlingenreihen auseinandergelegt, welche den ovalen Blechbügel am Rande garniren; die Enden der beiden Schlingenreihen bilden dann vier ebenfalls rein decorative Spiralen. Hier sind, könnte man sagen, zwei unentwickelte Fibel-Sprösslinge auf eine fertige aufgepfropft. Diese glänzenden Schnörkel müssen ein auffallendes Kennzeichen der Landestracht gebildet haben, zum Festhalten der Kleidung aber nicht recht tauglich gewesen seien. Vermuthlich waren sie paarweise und mehr zum Schmucke angebracht, wie die viel später in demselben Lande beliebten Verschnürungen. Auch hier scheint, wenigstens der Ausbildung des Bügels, ein Ornament, das vielleicht ursprünglich der Stickerei eigenthümlich war, zu Grunde zu liegen. Ebenso ist wohl auch die nordische Bronzezeitfibel zur Hälfte ornamentalen Ursprungs. Hier half man sich zur Anbringung der Schliesse an die Gewänder ungeschickt genug durch Einhängen einer losen Nadel. Diese Formenreihe geht gleichsam auf Krücken, die ungarische aber auf Stelzen. Dieses Schwanken zwischen Unvermögen und Uebertreibung, welches die ganze unclassische Formenwelt des Alterthums beherrscht, ist charakteristisch für Dasjenige, was man im Sinne der Griechen barbarisch nennen kann. Mittelglieder sind jene gestreckten Brillenfibeln Deutschlands (Lindenschmidt, A. u. s. V. II 2 Taf. 2, 7; Undset, Étude sur l'âge de bronze XII 1.), deren Bügel aus einer Reihe offener Drahtschleifen besteht, an deren Ende eine Nadel eingehängt ist. Bekanntlich bildet auch die archaische Brillenfibel sehr gerne eine achterförmige Doppelschlinge, ehe sie von der einen Spirale in die andere übergeht, eine überflüssige, aber gefällige Zuthat, in welcher dieselbe Tendenz, den Körper des Bügels in federnde Elemente aufzulösen, zum Ausdrucke kommt. Nach M. wäre das ein Rudiment der auf ungarischem Boden vorgenommenen Modification der Bogenfibel. Auch die Bogenfibel selbst wird noch lange nachher zuweilen diesem Bestreben unterworfen, wie eine Hallstätter Fibel zeigt, deren halbkreisförmiger Bügel ganz aus solchen federnden, nach unten gerichteten Schleifen zusammengesetzt ist. Dieselbe Tendenz ist auch da nicht zu verkennen, wo bei compacteren Formen die Drahtschlingenreihe nur als Garnitur aufgesetzt ist, was, wie wir gesehen haben, ebenfalls schon in der ungarischen Bronzezeit vorkommt. In Watsch und St. Margarethen (Krain) werden die Spiralrollen vor Armbrustfibeln, in Idria bei Bača (Küstenland) die Bügel sehr kostbarer Mittel-La-Tène-Fibeln derart durch aufgesetzte Drahtschlingenreihen verziert. Ein Curiosum ähnlicher Art ist das Stück (bei Lindenschmidt l. c. IV. 14, 14) dessen Bügel aus einer viermaligen Wiederholung des charakteristischen Kopfes der La-Tène-Fibel gebildet ist.

Aus Prozor bei Otočac in Croatien, einem auch durch seine Mittellage zwischen Pannonien und Griechenland bedeutsamen illyrischen Fundort, dem wir eine Fülle neuer Aufschlüsse über die Bildung und Verzierung prähistorischer Fibeln verdanken (Einiges davon bringt der Vjestnik hrv. arkeol. družtva 1885 tab. II, III.), stammen zahlreiche Formen, an welchen wir jenes Bestreben, den Fibelkörper durch allerlei Schlingen und Schleifen zu bereichern, recht deutlich wahrnehmen können. Mit besonderer Vorliebe wird hier das armbrustförmige Schlussstück an beiden Enden des Bügels angebracht, und werden die Spiralen der Brillenfibel durch wellenförmig auf und nieder laufende, offene und geschlossene Drahtschlingen getrennt etc. Auch bemerkt man hier in relativ später Zeit (unter einem, nach seinem Gesammtcharakter der La-Tène-Periode angehörigen Inventar) zweigliedrige Brillenfibeln, d. h. solche, deren Nadeln separat gefertigt und im Mittelpunkt der einen Spirale eingehängt sind, sowie grosse Brillenspiralen mit achterförmigem Mittelstück, welche nicht zu Gewandhaften bestimmt, sondern auf eisernen gürtelförmigen Rüstungsstücken zum Schmucke befestigt waren.

4. Auch die italische und von Italien aus nach Norden verbreitete Schlangenfibel (serpeggiante) könnte man sich aus der mehrschleifigen Bogenfibel hervorgegangen denken. Sehr frühzeitig bekommt ja die halbkreisförmige Bogenfibel nebst der Kopfschlinge eine zweite, der ersteren symmetrisch entsprechende Schleife oberhalb des Nadelhalters. Diese Schleifen rücken von den Enden gegen die Mitte des Bügels hinauf und werden durch einen Einbug des letzteren nach abwärts auseinander gehalten, eine Entwicklung, die wir vorzugsweise bei den Fibeln mit schlingenförmigem Nadelhalter und scheibenförmigem Endstück beobachten können. Bei der sog. Schlangenfibel krümmt sich nun der Bügel entweder als auseinandergezogene Doppelschleife zur Hälfte einwärts, zur Hälfte auswärts, oder er beschreibt jene aus offenen oder geschlossenen Schlingen gebildeten capricösen Windungen, die dieser Form den geläufigen Namen verschafft haben. Eine Entwicklung lässt sich hier nicht verfolgen; nach Tischler sind die einfacheren Bildungen dieser Gruppe jünger, die complicirteren älter, ein aus der Erfahrung abgeleitetes Paradoxon, das in gewissem Sinne durch die erwähnten Funde von Prozor bestätigt wird.

Sowie die Kopfschlinge vom Ende des Bügels gegen die Mitte derselben hinaufrückt, muss der Uebergang von der Nadel zum Bügel auf andere Weise abgegrenzt werden, um ein Hinaufgleiten der Gewandfalten zu

verhindern. Bei der Schlangenfibel erscheint daher zumeist ein Scheibchen an jener Uebergangsstelle; bei der älteren (Mutter-?) Form ist die Nadel über den eingezapften Bügel hinaus verlängert und endet in einen manchmal schön verzierten Knopf. (Mont. Fig. 22 bis 25; 115—117.)

5. Diese Form hat, constructiv genommen, eine gewisse Verwandtschaft mit der nordischen Bronzezeitfibel, indem hier wie dort die Nadel separat gearbeitet und mit einer Durchbohrung zur Aufnahme des oberen Bügelendes versehen ist. Völlig gleich sind die Schlussstücke dieser beiden, räumlich so weit auseinander liegenden Gruppen. Die Hauptverschiedenheit besteht darin, dass bei der italienischen Fibel das Bügelende im Nadelöhr festgezapft ist, während es sich bei der nordischen Fibel frei darin bewegt. Dem Herabfallen ist hier dadurch vorgebeugt, dass das Bügelende unterhalb des Nadelkopfes abermals eine Spirale bildet. Die nordische Bronzezeitfibel erscheint sohin typologisch als eine Verschmelzung der Brillenfibel und des Archetypus der Serpeggiante. In Italien streift die Mutterform der letzteren bald das archaische Schlussstück mit der Spirale ab, auch verschwindet die Zapfenverbindung zwischen Nadel und Bügel (Zwischenformen, in welchen nur einer der beiden Schritte gethan ist, sind die bei Mont. abgebildeten Fig. 78—79), und die Fibel wird wieder „eingliedrig", die Federwirkung häufig durch eine starke Krümmung der Nadel erzielt. Wenn, wie Tischler, skeptisch gegen jede „aprioristische" Deduction, bemerkt, die complicirteren Formen der Schlangenfibel früher, die einfacheren später auftreten, so liegt darin nichts Verwunderliches oder Unerwartetes. Gegen das Ende der sog. Hallstatt-Epoche tritt eben, nachdem die Gestaltungen und Verzierungen der Fibeln (namentlich des Bügels) einen ausgedehnten Formenkreis gebildet, zunächst ein Process der Vereinfachung ein. Die sog. Certosa-Fibel ist ihrer ganzen Art nach an das Ende der von der Serpeggiante durchlaufenen Bahn zu setzen. In der Bildung ihres Schlussstückes zeigt sich aber schon der Keim- und Ausgangspunkt einer neuen Entwicklung, die uns in den Typenreihen der La-Tène-Periode vorliegt, einen ähnlichen Verlauf von schmuckloser Einfachheit durch mannigfache Hypertrophie zur abklärenden Veredlung zeigt und historisch besser bekannt ist, als irgend eine frühere Evolution.

8. Herr Dr. **Moriz Winternitz** hält einen Vortrag

Ueber einen altindischen Schlangencult,

welcher in erweiterter Form im nächsten Hefte der Mittheilungen erscheinen wird.

9. Herr **Dr. Friedrich S. Krauss** hält einen Vortrag über:

Medizinische Zaubersprüche aus Slavonien, Bosnien, der Hercegovina und Dalmatien.

Eine auf unseren Gegenstand bezügliche Literatur existirt bei den Südslaven so gut wie gar nicht. Wohl sind in Volkszeitschriften und Volkskalendern einige Zaubersprüche veröffentlicht worden, doch wie dies ja im Süden zu geschehen pflegt, in einer Weise, dass der Forscher nur mit grosser Umsicht von denselben einen Gebrauch machen dürfte. Jenes Material ist eben hinsichtlich seiner Echtheit und Zuverlässigkeit nicht über jeden Zweifel erhaben. Wie wichtig aber in unserer Wissenschaft gerade die Kenntniss der Zaubersprüche eines Volkes ist, braucht hier nicht erst erörtert und bewiesen zu werden. Einschlägige Stoffe zu gewinnen, hält nun, wie sich dies von selber versteht, äusserst schwer. Der sonst mittheilsame Volksmund scheut die Profanirung geheimnissumwobener Weisheit und in Frömmigkeit viel geschätzter Ueberlieferung. Ich und mein verehrter Mitarbeiter Herr Vid Vuletić Vukasović liessen es uns aber recht angelegen sein, gerade diese empfindliche Lücke durch emsige Erhebungen und Nachforschungen auszufüllen, indem wir beschlossen, ganz von Grund auf alle Belege unmittelbar aus dem gegenwärtigen Volksleben uns selber aufzusuchen. Wir haben bis jetzt ein gar herrliches und reichhaltiges Material über südslavische Volksmedizin aufgespeichert und gedenken es in einem Bande, geordnet und gesichtet und mit Erläuterungen zu veröffentlichen. Ein besonderes Capitel dieses Buches werden die medizinischen Zaubersprüche bilden, über die ich nun sprechen will.

Krankheiten rühren her entweder von bösen Geistern, unter welche auch die Vilen gezählt zu werden pflegen, oder von Menschen, die Einem durch ihren bösen Blick oder durch böse Rede oder einen sonstwie gearteten Vorgang unversehens eine Krankheit aufzuhalsen wissen. Die Krankheit erscheint als Ausfluss des bösen Geistes oder des Beschreiers; der Krankheitsdämon im Körper des Leidenden wird förmlich als Vollstrecker der Befehle eines höheren Wesens gedacht. Bei den Krankheitsaustreibungen richten sich die Zaubersprüche demgemäss in erster Linie gegen den Krankheitsaussender, dann gegen den Krankheitsgeist und gipfeln schliesslich in einem Gebet an Gott und die mächtigsten Heiligen nach christlicher Anschauung und Lehre. Wie im deutschen Volksglauben, so sollen auch im serbischen die Verhöhnungen, Flüche und Verwünschungen den Krankheitsdämon in die unzugänglichsten Theile der Erde bannen, das Gebet zu Gott aber oder die Besegnung jede Nachwehen der Leiden beseitigen. Ein weiteres gemeinsames Charakteristikon ist das „Abbeten", „Wenden" der Krankheit, indem man von neun nach abwärts bis zu eins und von eins bis Nichts zählt oder auch das Vaterunser von rückwärts nach vorwärts absagt. Der Kürze halber entfällt häufig die Anrufung Gottes, so z. B. wie in der in Herceg-Bosna üblichsten Beschwörungsformel gegen Beschreiung:

„Urok na prag, uročica pot prag; uročica kukoreče, uročac riče, ako budne muško, otpalo mu mudo, ako bude žensko otpale mu sise."

(Die Beschreiung auf die Schwelle, die Beschreierin unter die Schwelle; die Beschreierin kräht, der Beschreier brüllt; rührt die Beschreiung von einem männlichen Wesen her, so sollen ihm die H . . . n abfallen,

rührt sie von einem weiblichen Wesen her, so sollen ihr die Brüste abfallen.)

Bei kleineren Ueblichkeiten und körperlichen Verstimmungen hat jeder Bauer als Hausmittelchen gewisse kurze, praktische Zaubersprüchlein schon zur Hand, die man sich leicht merken und ohne viele Umstände zur Anwendung bringen kann. Wenn z. B. Einer am Strauchen (balaban) leidet, so begibt er sich mit dem Abenddunkel in's Freie, und wenn er beim Nachbar im Zimmer eine Kerze brennen sieht, so spricht er den Bann [1]): ‚U mog komšije gori svjeća, došo mu gost moj balaban u njegov nos!' (Bei meinem Nachbar brennt ein Licht. Mein Strauchen soll zu ihm kommen als Gas(t) in seine Nas') [2]).

In ernsteren Krankheitsfällen sucht der Bauer nur in äusserster Noth, wenn dem Kranken kaum mehr zu helfen ist, einen wissenschaftlich in deutschen Landen gebildeten Arzt (Doctor medicinae) auf. Seine Aerzte sind der Vračar und Bajač, die Vračarica und die Bajalica. Bei den Serben heisst Vračar so viel als zauberkundiger Heilmann, er entspricht am ehesten dem ‚Medizinmann' der amerikanischen Naturvölker oder dem Schamanen der Mongolen; bei den übrigen Slaven bezeichnet aber Vračar und Vrač einfach: Arzt. Bajač, Bajalica, von der Wurzel ba-, griech. φη-, lat. fa-, sanskr. bha(š), die sprechen bedeutet, sind einfach, wie in ähnlichem Sinne auch unser Volk sagt: Besprecher und Besprecherin. Die Besprechung oder der Zauberspruch heisst darnach basma, bulgarisch: bajilka. Die Bajalica sucht der Krankheit, welche sich nach der Volksauffassung als ein Krankheitsdämon, wie bemerkt, im Körper eingenistet, durch Beschwörungs- und Zauberformeln beizukommen. Zur Ausübung dieser Kunst braucht es weiters keiner grossen Vorbereitungen, sondern blos der Kenntniss der im gegebenen Falle anwendbaren Formel und einer Zugabe Glaubensseligkeit. Der Vračar dagegen ist ein halber Zauberer und ein ganzer Kurpfuscher. Ihm dienen Zaubersprüche nur als nützliches Beiwerk, um seine Thätigkeit mit dem Nimbus höherer Unbegreiflichkeit zu umgeben. Er gebraucht bei seinen Kuren sympathetische Mittel und wieder allerlei heilkräftige Kräuter und Wurzeln. Aber auch die Massage, die Kaltwasser- und die Schwitzkur wird vom Vračar nach Thunlichkeit verordnet und vorgenommen. Wo eine Handgeschicklichkeit erforderlich ist, z. B. bei Einrenkung verrenkter und gebrochener Glieder und besonders bei Wundenbehandlung sind viele Vračari anerkanntermassen oft sehr tüchtig und verständig. Mancher Bader in deutschen Landen hätte an Geschicklichkeit etwas von einem Vračar zuzulernen.

Bei Weitem höheres Ansehen als die Vračaren geniessen die Vračaricen, deren Hauptstärke in Heilungen innerer Leiden und Gebrechen und Prophezeihungen besteht. Jede Vračara ist unbedingt auch Bajalica und vielleicht auch nur aus Verstellung Visionärin, hysterisch aber so gut wie gewiss. Eine Vračara unter fünfzig Jahren ist eine Seltenheit. Gewöhnlich geben sich mit diesem Geschäfte ältere, kinderlose Witwen ab, die sonst kein ausreichendes Auskommen finden. Habsucht ist ein hervorstechender Charakterzug so mancher Vračara. Die Vračaren stehen auch im Geruche, Hexen (vještice) zu sein.

Die Vračaren wissen sich durch recht pfiffig auf die Leichtgläubigkeit des Volkes berechnete Kunstgriffe ihr Ansehen zu sichern und zu erhöhen. Dies mag nachstehendes Histörchen, welches ich meiner Mutter verdanke, erläutern. In Kukunjevci, einem Dörfchen zwischen Pakrac und Gaj in Slavonien, war ein ganzes Heim ausgestorben bis auf die ältliche Bäuerin Stana G. Nach südslavischem Gewohnheitsrecht nahm sie eine arme Likaer Bauernfamilie auf ihren Grund und Boden auf. Nun wollten die Aufgenommenen die Herren spielen und die eigentliche Grundbesitzerin zur Magd herabwürdigen. Das liess sich Stana aber nimmer gefallen. Dafür wurde sie von der Likaerin verzaubert oder verhext (za to ju ličanka opčara). Ein Jahr lang hütete sie das Bett, zwischen Tod und Leben schwebend. Niemand konnte ihr mehr helfen. Da vernahm sie, dass in Klisa, einem Altgläubigen-Dörfchen bei Buč im Gebirge, eine Vračara hause, die jede Krankheit zu heilen verstehe. Also zog sie zur Vračara. Kaum dass sie bei der Vračara die Schwelle übertreten, als ihr die Vračara schon zurief: „Ich weiss, warum Du kommst, wenngleich ich Dich mein Lebtag nicht gesehen habe. Ich weiss, dass Du schon ein Jahr lang im Bette verhext liegst. Dich hat jenes Weib verhext, die Du in Verdacht hältst (na koju ti sum držiš). Geh' Du ruhig heim und trenne Deine Federduchent auf, und Du wirst sehen, was Du darin finden wirst. Nimmst Du Dinge heraus, so wirst Du genesen."

Darauf ging Stana nach Haus. Als sie die Federduchent aufgetrennt, konnte sie ihre Wunder sehen: ein Schwalben- und ein Spatzennest, Kränze aus verschiedenen Haaren geflochten und Todtengebeine und dazu Stücke von Grabkreuzen, eine Schaufel, eine Haue, ein Grabscheit oder Krampen (roviža), und zwar alle diese Dinge aus weissem Wachs angefertigt. Als sie diese Gegenstände herausgenommen, genas sie sofort. Stana pflegte ihre Geschichte immer so zu schliessen: pa onda kako ne bi virovala na vračaru [1]), kad me nije ni poznala a čim me ugledala, odma je znala šta mi fali. (Und wie sollt' ich dann der Vračara kein Zutrauen schenken, da sie, ohne mich auch nur zu kennen, gleich beim ersten Erblicken sogleich gewusst hat, was mir fehlt!)

Ein hochgeschätzter Behelf im Heilverfahren der Vračaren ist der Donnerkeil (strilica [2]). In sehr schweren Fällen schabt die Vračara wohl ein wenig

[1]) Aus den Mittheilungen meines Wahlbruders H. Thomas Dragičević.

[2]) Aehnlich auch in Steiermark (Graz). „Der Schnupfen lässt sich auf Andere übertragen, wenn man einem Begegnenden auf der Strasse leise die Worte entgegen ruft: ‚Ich schenke Dir meinen Schnupfen'." Dr. Victor Fossel in: Volksmedizin und medizinischer Aberglaube in Steiermark, Graz 1886². S. 97. Vrgl meine Anpreisung dieses Büchleins in den Mitt. der W. Anthr. Gesellschaft, 1886.

[1]) Auffällig ist der Gebrauch der Präposition *na*. Sonst wird gewöhnlich construirt: vjerovati mit dem Dat. oder mit der Präp. *u* und dem Acc.

[2]) Vrgl. Krauss: Sreća. Glück und Schicksal im Volksglauben der Südslaven. Wien 1886, S. 161 ff. Sep.-Abd. aus den Mitth. d. Anth. Ges. in Wien, Bd. XVI.

vom Stein ab und gibt dem Kranken, selbstverständlich gegen hohes Entgelt, das Pulverchen ein. Gewöhnlich aber wird der Stein geschont.

Ueber einen klassisch-bemerkenswerthen Fall schrieb mir erst jüngst am 22. October d. J. (1887) meine Sagenerzählerin und vorzüglichste Lehrerin in der südslavischen Volkskunde, ich meine meine alte Mutter in Pleternica in Slavonien. Das reiche Dorf in der nächsten Nähe der k. freien Comitatsstadt Požega zählt bei 1600 Einwohner und hat einen wohlbestallten Gemeindearzt. Die Bauern nehmen aber seine Dienste nicht allzusehr in Anspruch, wie der Brief es beweist. Das Schreiben ist sowohl in formeller als in syntaktischer Beziehung genug merkwürdig, so dass sich schon aus diesem Grunde ein Abdruck desselben an dieser Stelle von selbst rechtfertigt.

„Vidila sam di vračara g bolestniku ide pak sam odmah za njom otišla, da vidim, kako će joj vračati i šta će joj kazati. Kasam došla, izvadila je taki jednu malu strilicu, gledala spram sunčanim dođom, di ju je vila striljala, pa je vidila, da ju je na kutu pendžera vila striljala. Onda je izvadila drugu strilju pak ju je metla u čašu vode i onda nam je kazala: ‚Plug i volovi, na tom plugu u čaši vode sidila je vila pak se češlja, i pod vilom pokazala se je motika.' Onda nam je kazala, da je motika okrenita bila sa držalom gore, onda bi bolestnik umro; onako je bilo držalo dole, onda je kazala, da se neboji, da ne će umreti; i onda je uzela iz 3 krpâ trave pa ju je u njoj okupala, i onda je ozdravila i onu vodu u sunčani zavod bacila. Ja sam sidila. Onda je izišla pak se je u kuhinji sakrila, da mi ne vidimo, di se ona Bogu moli. Ja sam drago djete, tamo zato išla, da tebi mogu ispisati."

„Ich habe eine Vračara zu einer Kranken gehen gesehen, und bin ihr sogleich nachgefolgt, um zu beobachten, wie sie zaubern und was sie sagen wird. Als ich hinkam, nahm sie sogleich einen kleinen Donnerkeil heraus und betrachtete ihn gegen Sonnenaufgang, von welcher Seite aus wohl die Vila auf die Kranke ihren Pfeil abgeschossen. Ferner gab sie an zu sehen, die Vila habe auf der Fensterecke den Pfeil losgelassen. Hierauf nahm sie einen anderen Donnerkeil heraus, legte ihn in ein Glas Wasser hinein und sagte zu uns: ‚(Ich sehe einen) Pflug und Ochsen; auf dem Pfluge im Glas Wasser sitzt eine Vila; die Vila kämmt sich; unter der Vila erscheint eine Haue.' Dann sagte sie uns, wäre die Haue mit dem Griff nach oben gekehrt, müsste die Kranke sterben; weil aber der Griff nach unten gekehrt war, sagte sie, sie sei ganz unbesorgt, die Kranke werde nicht sterben. Sodann nahm sie aus dreien Lappen Kräuter (Gräser), (kochte die Kräuter in Wasser) liess die Kranke darin baden, worauf die Kranke genas. Das Wasser aber warf die Vračara gen Sonnenuntergang. Ich sass ruhig da. Nun ging die Vračara hinaus und versteckte sich in der Küche, damit wir nicht sehen, wie sie zu Gott bete."

Die Vračara hat in der Küche wohl nicht eigentlich ein Gebet nach unserer Auffassung verrichtet, vielmehr ihre Beschwörungsformeln für sich aufgesagt. Jedenfalls wollte sie dieselben jeder Bekrittlung seitens der Zuhörerinnen entziehen.

Hochgepriesene Behelfe bei Beschwörungen (‚bajanja') sind unangegänztes Wasser (‚nenačeta voda') und unangegänztes Feuer (‚nenačeta vatra'). Wird aus einer Quelle oder einem Brunnen vom Sonnenuntergang bis zum nächsten Morgengrauen nicht geschöpft, so gilt das erste Wasser, das man am Morgen einschöpft, als unangegänzt (nenačeta). Man stosse sich nicht an den bei uns in der Schriftsprache ungewohnten Ausdruck ‚unangegänzt'. In niederdeutscher Mundart wird es ganz im selben Sinne wie bei den Serben nenačet gebraucht und ist bei den deutschredenden Juden im Osten und Nordosten Europas ganz gewöhnlich.

Unangegänztes Wasser wird vorzüglich bei Beschwörung von Kopfschmerzen und von Rothlauf gebraucht. Haben sich die Kopfschmerzen in Folge einer Beschreiung eingestellt, so nimmt man ein Glas voll unangegänztes Wasser und wirft drei glühende Kohlen (živa vatra = lebendiges Feuer) hinein; sinken die Kohlen zu Boden, so rührt das Leiden gewiss von einer Beschreiung her; dann steckt man beide Daumen in's Wasser, reibt mit den feuchten Daumen kreuzweis die Stirne, die Augen und die Halsadern und spricht indessen den ‚Mariengruss'.

Hat man gewöhnliches Kopfweh, so lässt man sich die „Hündchen aufschneiden" (štence izrezivat). „Hündchen" heisst man die kleinen Hitzbläschen unter der Zunge. Das „Mütterchen" (baka) fährt mit einem Rasirmesser unter die Zunge und schabt die Bläschen ab, worauf sie aufplatzen und das Wasser ausfliessen lassen. Geht es dem Kranken sehr schlecht (zôr mu je), so wird man ihn in gewärmtem, unangegänztem Wasser ein Bad nehmen lassen. In dieses Badwasser gibt man vorerst neun Wipfel von neun verschiedenen Obstbäumen (Apfel-, Birnen-, Nuss-, Zwetschken-, Pfirsichbaum u. s. w.); während des Abschneidens der Wipfel spricht man den Mariengruss. Ferner legt man hinein drei Krumen Brod, drei Tropfen Wein, gleichviel Tropfen Weihwasser und drei verschiedene Eisengegenstände, z. B. einen Schlüssel, ein Messer und eine Gabel. Man glaubt, wenn es dem Kranken bestimmt sei zu sterben, so müsse er schon zwei bis drei Tage nach dem Bade das Zeitliche segnen; ist es ihm aber beschieden, zu gesunden, so werde die Genesung in kürzester Zeit erfolgen.

In Bosnien besteht das Bad aus mehr Zuthaten. Wenn der Kranke im heftigen Fieberdelirium (uvati ga buncanje i vatruština) darniederliegt, so werden die Vorbereitungen zum Bade getroffen. Es versammeln sich die alten Weiber aus dem Dorfe, nehmen den Kopf eines Fuchses, eines Hasen und eines Hundes, natürlich nur das Gerippe (samokost), ein Pflugeisen (lemeš), ein Stricheisen (crtalo), fünf Häuptchen Knoblauch, ein Gespunstrohr (mosur), drei Bruchstücke von drei Spindeln, drei angebrannte Löffel, Wurzeln vom Alantkraut (oman), ein Brocken Salz und das Herzmark von neun verschiedenen Baumarten. Ferner bringt man von neun verschiedenen Wassermühlen und von neun Flussfurthen Wasser, giesst es in einen Kupferkessel, zerstösst den Knoblauch, gibt ihn in's Wasser hinein, trinkt ein wenig von dem Wasser ab, nimmt die be-

sagten Gegenstände aus dem warm gewordenen Wasser heraus und badet den Kranken mit diesem Wasser [1]).

Wenn man auf dem Herd oder auf dem Felde ein Holzfeuer anmacht und es niederbrennen lässt, ohne neues Holz aufzulegen oder auch nur nachzuschüren, so gilt ein Brandstück oder eine glimmende Kohle von diesem Feuer als: „unangegänztes Feuer". Die Kohle ist „gut" zur Beschwörung von Gicht (kostobolja). Der Kranke wird gedünstet über ‚unangegänztem Wasser und Feuer". Vor Allem wird eine grosse Kanonenkugel rothglühend gemacht. Man gibt sie in einen Kessel mit gewärmtem, unangegänztem Wasser, setzt den Kranken auf den Kessel, überdeckt ihn mit einem Leintuch und lässt ihn dünsten. Nach der Dünstung muss sich der Leidende über unangegänzte Glut niederhocken, die vorher mit Zinnober bestreut wurde. Den Rauch und Qualm muss er durch Mund und Nase einathmen. Nach diesem Rezept vertreibt die Bajalica und Vračara Stana Paković in Mikanovci im slavonischen Savelande dem Kranken die Gicht aus den Gliedern.

Bei jeder Art von Krankheitsbeschwörungen hat man zufolge der Erklärungen der Bajalica Manda Butković in Komljetinci auf Zweierlei besondere Achtung zu haben: auf die Worte, die man spricht und auf das Beschwörungsmittel. Das Beschwörungsmittel wird behutsam und langsam um die leidenden Körpertheile gezogen, so dass man mit dem Umkreisen und der Beschwörungsformel zugleich fertig wird. Kürzere Formeln müssen in einem einzigen Athemzuge ausgesprochen werden. So beschwört man dreimal nacheinander an je drei aufeinander folgenden Tagen. In Dalmatien bedient sich nach H. Vuletić's Angabe, der Katholike nur der rechten Hand, indem er über die kranke Stelle fortwährend Kreuze schlägt. Die Altgläubigen gebrauchen in der Regel ein stumpfes, grosses Messer dazu.

Gliedreissen oder Rheumatismus (koštak) beschwört man in Slavonien und Bosnien mittelst eines Messers und durch folgenden Spruch: Tri divojke u šumi [2]) pasle, jedna nima, druga gluha, treća slipa; devet rika, devet braće plavo se spraviše na vojsku, plavo odoše, plavo u boj udariše, plavo poginuše. U kožu, is kože, u koju, is koje; u kost is kosti; u ledinu odoše, u 'no misto di zvono ne zvoni, di pitalj ne piva, di brat brata ne zove. Od devet do osam od osam do sedam, ot sedam do šest, ot šest do pet, ot pet do četiri, ot četir do tri, ot tri do dva, od dva do jednoga, od jednoga do nijednoga. U ime oca i sina i duha svetoga!

„Drei Mädchen weideten im Walde. Die eine war stumm, die andere taub, die dritte blind; neun Flüsse, neun Brüder rüsteten sich flugs zum Heer, flugs zogen sie fort, flugs stürzten sie sich in den Kampf, flugs kamen sie um. In die Haut, aus der Haut, in welche, aus welcher; in's Gebein, aus dem Gebein; zogen unter den Rasenboden, an jenen Ort, wo keine Glocke läutet, wo kein Hahn mehr kräht, wo ein Bruder den anderen (beim Namen) nicht mehr ruft. Von neun bis acht, von acht bis sieben, von sieben bis sechs, von sechs bis fünf, von fünf bis vier, von vier bis drei, von drei bis zwei, von zwei bis einen, von einen bis keinen. Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes."

Den „Frosch" („žaba") eine harte, bewegliche Geschwulst unter der Haut, beschwört man am Körper eines Täuflings mit einem Messer also: ‚U ime oca i sina i duha svetoga! Bog veli, da gori, gospodin Isukrst, da boli, blažena divica Marija: ‚Bilo pa nij'!' Od devet do osam itd ‚U ime oca itd.'

„Im Namen des Vaters, des Sohnes und des hl. Geistes! Gott spricht, es brennt, Herr Jesus Christus, es schmerzt, die gebenedeite Jungfrau Maria: es ist gewesen und ist nicht mehr! Von neun bis acht u. s. w. Im Namen des Vaters u. s. w."

Den Frosch an einem Rind beschwört man mit einem Maiskolben (kočanj kukuruza): ‚Ovo sve što je, nek ide u sušak a ti žabice u bručak. Oj šurice u šurice! U šurice devet kćeri. Od devet do osam itd. Amen!'

„Alles das, was da ist, soll in's Dürrhaus (die Darre) gehen, du Fröschlein aber in's Steingerölle. O Schwägerin fort zur Schwägerin; die Schwägerin hat neun Töchter, Von neun bis acht u. s. w. Amen!"

Den „Wurm" („crv"), wie man die Halsskropheln, dieses beim Bauernvolke stark verbreitete Uebel nennt, beschwört man unter freiem Himmel, wobei der Kranke das Antlitz gegen Sonnenaufgang richtet. Der Spruch lautet: ‚Bog veli, da gori, draga gospa, da boli, gospodin Isukrst: ‚Bilo pa nij'!' Zaklinjem te Bogom živim, Bogom velikim, Bogom istinitim, krvlju i mukom Isukrstovom, da ideš u bazino srce iz ove duše! Od devet do osam itd. U ime oca itd.'

„Gott spricht, es brennt; die liebe Fraue, es schmerzt; Herr Jesus Christus; ‚ist gewesen und ist nicht mehr!' Ich beschwöre dich beim lebendigen Gott, beim grossen Gott, beim wahrhaftigen Gott, beim Blut und beim Leiden Jesu Christi, fahr hin aus dieser Seele ins Herzmark des Hollunderstrauchs! Von neun bis acht u. s. w. Im Namen des Vaters u. s. w.'

Einen ‚Leistenbruch' oder Leibschaden („prosad") beschwört man mit einem Messer: ‚Suproti, suprot tri, otud ide put Franc i on nosi oštru ćulicu, udara ju šibicom, zaklinje je mukom i krvlju gospodina Isukrsta, da on ide iz ovog tila krstitog i znamenovanog u tu goru pustinju, di se Bog ne moli, di se ništ ne govori. Od devet do osam itd. U ime oca itd.

»Dagegen, gegen die drei, Des Weges kommt Franz daher und er trägt eine scharfe (zugespitzte) kleine Keule [1]), schlägt sie mit einem Stäbchen, beschwört sie bei den Leiden und beim Blut des Herrn Jesu Christi, er soll aus diesem getauften und gezeichneten [2]) Leibe

---

[1]) Aus den Mittheilungen unseres Correspondenten H. Thomas Dragičević.

[2]) Die Bajalica sagte: u sum. Das ist mir unverständlich. Ich berichtigte entsprechend dem Zusammenhange und dem Sinne. U sum ist wohl dem Rhythmus halber eine Abkürzung.

[1]) Metaphorische Bezeichnung des membram virile.

[2]) Gezeichnet d. h. mit einem Kreuz oder mit dem Monogramme J. M. J. oder dem Drudenfuss ✡ tätowirt.

dahin in's wüste Hochgebirge fahren, wo man Gott nicht verehrt, wo der Laut verstummt. Von neun bis acht u. s. w. Im Namen des Vaters u. s. w.“

Kreuzschmerz („krstina“) wird mit einem Messer beschworen: ‚Zaklinjem te zli bolješa Bogom živim, Bogom velikim, tornjem nebeskim, korom angjeoskim, da ideš iz ovi' krstina na usta; jer će doći sveti Antun iz rike regecianske [1]) di se Bog rodio: Otac i sin i duh sveti. Od devet do osam itd. U ime oca itd.'

„Ich beschwöre dich böse Krankheit beim lebendigen Gott, beim grossen Gott, beim himmlischen Thurm, beim Chor der Engel, du sollst aus diesem (Rücken-) Kreuz zum Mond hinausfahren; denn es wird der hl. Antonius aus dem Genazarethfluss kommen, wo Gott geboren wurde: Vater Sohn und hl. Geist. Von neun bis acht u. s. w. Im Namen des Vaters u. s. w.

Rothlaufbeulen (‚micina' = Kätzchen) werden mit einem Schürhaken (vatralj) beschworen: ‚Zaklinjem te treće, čim se vatra preće, da ne rasteš veće. Gospodina Boga moći, blažene Marije pripomoći. Bez oca se rađilo, bez matere rodilo, bez popa se krstilo, bez imena izginulo. Sušak, od devet do osam itd. Križ, ime Isusovo. U ime oca itd.'

„Ich beschwöre dich das dritte Mal (?) damit, womit man Feuer anschürt, du sollst nicht grösser anwachsen. Gott des Herrn Schutzmittel (Amulete), der gebenedeiten Marie Hilfe. Ohne Vater wurde es gemacht, ohne Mutter geboren, ohne Priester getauft. so möge es denn namenlos umkommen (dahinschwinden). Darrung. Von neun bis acht u. s. w. Ein Kreuz. Der Jesu-Name. Im Namen des Vaters u. s. w.

In Serbien pflegt, nach Karadžić's gutem Zeugnisse [2]) die Bajalica auf der Hausschwelle stehend mit einer Zimmeraxt (bradva) die Rothlaufbeule zu beschwören. Indem sie mit der Axt über die Beule Kreuze schlägt, spricht sie: ‚U mice devet muževa, svijeh devet otišlo na vojsku, od devet došlo osam, od osam sedam, ot sedam šest, ot šest pet, ot pet četiri, ot četiri tri, ot tri dva, od dva jedan, od jednoga nijedan. Bježi mico posjeć ću te!' — ‚Ne sijeci me, pobjeći ću'.

„Mietzchen hat neun Männer; alle neun zogen ins Feld (zum Heer), von neun kamen acht, von acht sieben, von sieben sechs, von sechs fünf, von fünf vier, von vier drei, von drei zwei, von zwei einer, von einem keiner mehr. Flieh Mietzchen, sonst hack ich dich zusammen!“ — „Hack mich nicht, ich lauf' davon.“ [3])

Dreimal spricht die Bajalica den Spruch und schlägt jedesmal zum Schluss die Axt in die Schwelle ein.

Milzgeschwulst (‚nateka dalak') wird mit einem Zwetschkenkern beschworen. Der Kranke steht unter freiem Himmel unter einer Eiche; unter den Füssen muss er Koth von Hausrindern haben. In der Hand hält er eine Fette, bestreicht die Verhärtung und spricht: ‚Bio velik kao rast, bio širok kao plast, rastopio se kao ova mâst. Od devet do osam itd.'

„Sollst so gross wie diese Eiche, so breit wie ein Heuschober sein und zerfliessen wie diese Fette. Von neun bis acht u. s. w.“

Gewöhnliches Unwohlsein oder auch schwerer zu bestimmende Leiden, werden meist blos mit der Hand beschworen. Dazu spricht man: ‚Općinska večerica, sirkova posteljica, kameniti vanjkušić, rogozna pokrivačica. Želim od gospodina Boga moći, blažene divice Marije pripomoći. Amen. Od devet do osam itd. itd.'

‚Ein Nachtmahlchen von der Gemeinde, ein Bettchen eines Waisenkindleins, ein steinern Pölsterchen, ein Bettdeckchen aus Schilfrohr. Ich wünsche von Gott dem Herrn Schutzmittel, von der gebenedeiten Jungfrau Maria Hilfe. Amen. Von neun bis acht u. s. w. u. s. w.“

Die Vračara: Baba (Mütterchen) Stana in Topola, einem Dörfchen bei Ragusa in Dalmatien, pflegte oder pflegt noch allerlei Gebrechen, Geschwülste und Augenentzündungen, besonders die sogenannte egyptische Augenkrankheit, unter heftigen Convulsionen, Augenverdrehungen und Aufseufzern, eigens durch folgenden Spruch zu beschwören:

‚Procvilila mlada Stana kćer Mihajla Grubinića i Anice Vidića a žena Mate Mojkovca od nostupne nostupnice, od nevirne nevirnice, vjetrene vjetrenice, od vilovite vilovice, od čarovne čarovnice, od muke kostobolje, od glave vrtoglavlja, od očinjega suzoteka, od ustijega krivosjeka, od ušiju grmljavine, od legja lomljavine, od nogu grčâ, od rukuh drtavine, od kosâ ježurine, od usta zivljavine, od svega tjela proljezljavine, po drobu huke i na dnu legjā muke, koja ne da hoditi nit se Bogu moliti. Susrete mladu gospodin Bog i pričista divica Marija: ‚Što je tebi mlada Stano ter ti cviliš putem glasom do neba, groznim suzam do zemlje crne? Tvoje suze nas na zemlju dovedoše!' Stana veli: ‚Gospodine Bože i pričista divico Marijo! Meni je velika mučica a još viša nevoljica ot pogane poganice!' Gospodin Bog zadahnu mladu Stanu Mijata Grubinića i Anice Vidića i Mate Mojkovca. Reče gospodin Bog: ‚Ne boj se mlada Stane, ja ću tebi poslat sve moje angjele, četerdeset i pet apoštolâ i dvadeset i osam vangjelistâ i prid njima do tri sluge moje Mjelovana i Radovana i Aliju Omućevića; neka Mjelovan tebe omiluje, Radovan obraduje a Omućina neka omuti tvoju poganu poganicu; svetoga Vida koji ne će mita i Davida, koji rane zavija, Solomuna, koji će se domišljati, svetoga Matiju, koji žito sije, da poganu poganicu odma prisiče, svetoga Ivu, koji kosom maše, da je odma razvuče [1])'.

„Laut jammerte auf im Leid Stana, die Tochter Michael Grubinić's und Aennchen Vidić's, die Frau des Matthäus Mojkovac wegen nasabstumpfender Nasabstumpfung, wegen treuloser Treulosigkeit, wegen win-

---

[1]) Offenbar ist regecianski durch Silbenverstellung aus genezarecianski entstanden.

[2]) Im Riječnik S. 360 unter dem Schlagworte.

[3]) Um Admont in Steiermark legt man vor Sonnenaufgang dem Kranken die Hände auf und spricht: ‚Es sind neun Afel (Rothlauf), neun Afel sollen nicht sein; es sind acht Afen, acht Afel sollen nicht sein u. s. w. bis ein Afel, und dann ein Afel ist kein Afel, hilf dir Gott Vater, Gott Sohn u s. w. Hierauf werden sieben Vaterunser gebetet. Vrgl. Fossel a. a. O. S. 152.

[1]) Diese Formel verdanke ich einem Bošnjaken, der vor Jahren in Topola als Arbeiter lebte. Den Schluss der Formel hatte ich auf einem zweiten Blatte; das ist mir aber abhanden gekommen.

diger Windigkeit, vilenhafter Vilenhaftigkeit, wegen zauberhafter Zauberung, wegen des Leidens Gichtigkeit, wegen Schwindelhaftigkeit im Kopfe, wegen Augenflusses, wegen schiefer Mundsperre, wegen Gedonners im Ohre, wegen Reissens und Brechens im Rücken, wegen der Krämpfe in den Füssen, wegen des Zitterns der Hände, wegen Aufsträubens der Haare [1]), wegen Gähnsucht des Mundes, wegen Schmerzdurchzuckung des ganzen Körpers, wegen lärmenden Gedärmereissens und schwerer Pein am Rückgratsende, die das Gehen verwehrt und ein Gebet zu Gott nicht zulässt.

„Es begegneten der jungen Frau Gott der Herr und das hehrste Jungfräulein Maria. (Sie fragten): ‚Was fehlt Dir junge Stana, dass Du laut bis gen Himmel jammerst und mit grausen Thränen die schwarze Erde netzest. Deine Thränen haben uns auf die Erde herabgeführt'. Stana spricht: ‚O Herrgott und hehrstes Jungfräulein Maria! Mich hat gewaltige Peinigung und noch gewaltigere Missbehagung heimgesucht seitens der heidnischen Heidin'. Gott der Herr hauchte an die junge Stana Michael Grubinić's, Aennchens Vidić's und des Matthäus Mojkovac. Sprach Gott der Herr: ‚Fürchte nichts, jung Stana, ich werde Dir alle meine Engel senden, fünfundvierzig Apostel und achtundzwanzig Evangelisten, und an ihrer Spitze meine drei Diener Liebhardt, Freudhardt und Ali, den Trüber. Es soll Liebhardt Dir Liebes erweisen, Freudhardt Freude bereiten und der Trüber soll Deine heidnische Heidin betrüben; dann schicke ich Dir den hl. Vitus, der sich nicht bestechen lässt, und David, der die Wunden verbindet, Salomo, der Rath zu finden kundig ist, den hl. Matthäus, den Fruchtaussäer, damit er die heidnische Heidin sofort durchhacke, den hl. Johannes, den Sensenschwinger, damit er sie sofort in Stücke auseinander zerre . . . .“

Herr Vuletić hat auf seinem Landgute zu Brsečine, unweit Ragusa, eine höchst bemerkenswerthe Variante zu diesem Spruch, den sie in mehreren Punkten ergänzt, so wie sie selber durch ihn eine Erläuterung und Ergänzung erfährt, aufgezeichnet und mir mitgetheilt. Bekommt Jemand eine Geschwulst (poganica) oder einen bösartigen Rheumatismus (zla vjetrina), so nimmt die Bajalica eine Pille (piljuga) aus drei zerstossenen Zehen Knoblauch und ein Rautenzweiglein, schlägt damit über dem Leidenden Kreuze und spricht dreimal nach einander die Beschwörung:

„Jezus, Josef i Marija! Bože ti pomozi Nikolu. Zla ga ukloni. U ime Boga i svetoga trojstva, svetoga Petra, koji angjele sreta; pocmilio Nikola Ivanov, ide putem cmili i plače. Susreta ga blažena gospa i pitaga: ‚Što ti je Nikola Ivanov? što ti cmiliš glasom do neba, suzam do zemlje?' — ‚Moja lijepa blažena gospo, meni je cmiliti nevolja, uhitila me je pogana poganična, nametna nametnična, koja krv pije, meso ije, ne da Boga molit ni na misu hodit!' — Govori mu blažena gospa: ‚Nemoj cmilit, Nikola Ivanov, daću te čitava ko od majke rogjena; poslaću ti svetoga Vida, koji rane vida a mito ne uzima, svetoga Kuzmu i Damjana, da ti ćera poganu poganičinu, nesretnu nesretničinu, otrovnu otrovničinu, gubavu gubavičinu. Ako si po vjetru došla, po vjetru pošla; ako si po moru došla, po moru pošla! Kad izbrojiš pijeske na kraju, taćeš Nikoli naudit; kad pribrojiš liske na gori, taćeš Nikoli naudit; kad pribrojiš kaplje u moru, taćeš Nikoli naudit. A sad hajde pogana poganično, nesretna nesretnično, gubava gubavično otrovna otrovnično iz Nikolinih kosti na Nikolinu kožu, s kože na dlaku, z dlake na vojku, z vojke u jame dubine, u more pučine, gje zvona ne zvone, gje se sveta misa ne govori, gje kršten duh ne dopire, gje volovi ne riču, gje kola ne škripe, gje kokot ne pjeva. Hajde nesretna nesretnično, otrovna otrovnično, zaklinjem te svijem svetijem i sveticam božijem, da izideš s Nikolinih kosti na kožu, s kože na dlaku, z dlake na vojku, z vojke u jame dubine, u morske pučine. Zaklinjem te Bogom svetijem, Bogom pravijem, Bogom živijem; zaklinjem te svetim Lovrom, svetim drvom od križa, svetim Nikom putnjikom, koji će iśćerat nesretnu nesretničinu, poganu poganičinu. (Sat se govori vjerovanje.)

Bože moj, ja vjerujem u te, u blaženu Gospu, tvoju majku, u tvoje vjerovanje, da ćeš iśćerat poganu poganičinu iz Nikolinih kosti itd. Hajde otrovna otrovnično, vjetrena vjetrenično, meso si mu izjela a krv si mu popila, ne daš mu Boga molit ni na misu hodit. Hajde nesretna nesretnično, pogana poganično, ja se nemam kad na te svraćat ni povraćat. Hajde u visoke planine, gje nikome živu naudit ne možeš! Kamenom se kamenila, drvom se drvenila; ovgje ti nema stanka ni pristanka! Jezus, Josef i Marija! Bože, ti pomozi! Nikolu zla ukloni! Ustur na se a ne naprijed!“

„Jesus, Joseph und Maria! O Gott, leih' deinen Beistand dem Nikolaus! Leih ihm Erlösung vom Leid! Im Namen Gottes und der heiligen Dreieinigkeit, des hl. Petrus, der den Engeln bietet einen Gruss. Laut jammerte auf Nikolaus, des Johannes Sohn, er geht des Weges jammernd, er klagt und weint. Ihm begegnet die gebenedeite Fraue und frägt ihn? ‚Was fehlt Dir Nikolaus, Sohn des Johannes? Was jammerst Du mit der Stimme bis zum Himmel, mit Thränen bis zur Erde?' — ‚Meine schöne, gebenedeite Fraue, zur Jammerklage zwingt mich peinliche Noth; ergriffen hat mich heidnische Heidnischkeit, aufzwängliche Aufzwänglichkeit, die Blut trinkt und Fleisch ausfrisst, die zu Gott zu beten wehrt und den Messebesuch nicht zulässt.“

„Es spricht zu ihm die gebenedeite Fraue: ‚Lass' ab vom Jammern, Nikolaus, Sohn des Johannes, ich werde Dich heil und frisch machen, als hätte Dich die Mutter erst geboren; ich werde Dir den hl. Vitus senden, der Wunden verbindet und keine Bestechung (Bezahlung) nimmt, den hl. Kosmas und Damianus, damit sie Dir vertreiben die heidnische Heidnischkeit, die unglückselige Unglückseligkeit, die giftige Giftigkeit, die räudige Räudigkeit. Bist du mit dem Winde gekommen, troll dich mit dem Winde wieder fort; bist du mit dem Meer gekommen, troll dich mit dem Meere wieder fort! Wann du die Sandkörner am Ge-

[1]) Wir sagen eigentlich für ‚ot kosa ježurine', ‚es kriegt Einer eine Gänsehaut' oder: ‚es steigen Einem die Grausbirnen auf'. ‚Kosa mu se ježi' = ‚das Haar borstet sich ihm auf wie bei einem Igel', wir sagen auch: ‚panischer Schrecken ergreift ihn'. Dauert dieser Zustand bei Jemand an, so leidet er an Verfolgungswahn.

stade ausgezählt, dann sollst du auch dem Nikolaus Böses zufügen können; wann du das Blattlaub im Gebirge abgezählt, dann sollst du auch dem Nikolaus ein Leid anthun können; wann du alle Tropfen im Meere abgezählt, dann sollst du auch dem Nikolaus Leid bereiten können. Jetzt aber pack dich heidnische Heidnischkeit, unglückselige Unglückseligkeit, räudige Räudigkeit, giftige Giftigkeit aus des Nikolaus Gebein auf des Nikolaus Haut, von der Haut auf's Haar, vom Haar auf's Obstbäumlein, vom Obstbäumlein in die Tiefen des Schlundes, in des Meeres Unermesslichkeit, wo keiner Glocke Ton ertönt, wo keine hl. Messe gesprochen wird, wo kein getaufter Geist hingelangt, wo keine Ochsen brüllen, wo kein Wagen erknarrt, wo keines Hahnes Krähen erschallt. Pack dich fort, unglückselige Unglückseligkeit, giftige Giftigkeit; ich beschwöre dich bei allen Heiligen und heiligen, Gott geweihten Frauen, du sollst hinausfahren aus des Nikolaus Gebein auf die Haut, von der Haut auf's Haar, vom Haar auf's Obstbäumlein, vom Obstbäumlein in des Meeres Unermesslichkeit. Ich beschwöre dich bei Gott dem heiligen, bei Gott dem gerechten, bei Gott dem lebendigen; ich beschwöre dich beim hl. Laurentius, beim hl. Holz vom Kreuze, beim hl. Niklas, dem Wanderer, der da bannen wird von hinnen die unglückselige Unglückseligkeit, die heidnische Heidnischkeit. (Hierauf sagt man das Glaubensbekenntniss [d. h. Credo]).

„O mein Gott, ich glaube an Dich, an die gebenedeite Frau, Deine Mutter, an Dein Glaubensbekenntniss, dass Du austreiben wirst die heidnische Heidnischkeit u. s. w. aus des Nikolaus Gebeinen. Pack dich fort, giftige Giftigkeit, heidnische Heidnischkeit, windige Windigkeit, das Fleisch hast du ihm ausgefressen, das Blut hast du ihm ausgetrunken, du wehrst ihm zu Gott zu beten und wehrst ihm den Kirchenbesuch. Troll dich fort, unglückselige Unglückseligkeit, heidnische Heidnischkeit; ich habe keine Zeit, dich zu beachten oder gar wieder zu betrachten. Pack dich fort in die hohen Gebirgszüge, wo du keinem lebenden Wesen ein Leid zufügen kannst. Mit Stein sollst du zu Stein, mit Holz zu Holz dich verwandeln! Jesus, Joseph und Maria! O Gott, leih' ihm Deinen Beistand. Gib dem Nikolaus Erlösung vom Uebel! Zurück und von dannen zu deinem Ursprung und komm' nimmer wieder vorwärts hieher!"

Diese Proben mögen vor der Hand zur Charakteristik der medicinischen Zaubersprüche ausreichen. Meine Uebersetzung derselben ist dem Texte formell nicht ebenbürtig. An diesen Vorlagen würde selbst die Meisterschaft eines Uebersetzers wie Bodenstedt scheitern, ein Rückert würde sie glücklich nachdichten, wir Ethnographen aber dürfen uns mit einer genauen Wiedergabe des Sinnes ohne Rücksicht auf die schöne Form begnügen, die ja bis zu einer gewissen Grenze auch nachahmlich wäre. Die Sprüche sind nicht eigentlich metrisch tadellos in Versen verfasst, es sind vielmehr durch regelrechte Verse untermischte, sich wiederholende Kadenzen. Eine grössere Regelmässigkeit liesse sich ohne viele Mühe herstellen; das scheint mir aber gar nicht räthlich, denn gerade diese Zerrüttung im Versmaass und Rhythmus ist ein deutliches Zeugniss für das allmälig sich vollziehende Hinschwinden der Formeln aus dem Volksbewusstsein. Die geringste Aenderung seitens eines Herausgebers gälte mir als eine unverantwortliche Fälschung. [1])

In den slavonisch-bosnisch-hercegovinischen und dalmatinischen Vračen, Vračaren, Bajačen und Bajalicen glaube ich ein durch das Christentum verdünntes und verflachtes slavisches Schamanenthum erblicken zu sollen, welches derzeit bei mongolischen Völkerschaften in Asien noch in Blüthe stehend, eine natürliche Fortsetzung bis auf die Balkanhalbinsel erfährt. Die Zaubersprüchlein und Beschwörungsformeln der gedachten serbischen Stämme haben nur mehr in grossen Zügen den alten schamanistischen Charakter bewahrt. Das Gerippe von den Geistervorstellungen ist wesentlich geblieben, denn noch immer spricht der helfende Geist durch den Mund der Bajalica und des Vračen, das überkleidende Flickwerk ist aber der modernen christlichen Anschauungswelt entnommen. Eines ist mit dem Anderen schon genug innig verquickt. Der Hinschwund und Verlust der alten Geisternamen aus den Formeln ist vom Standpunkte unserer Wissenschaft zu bedauern, zu beklagen keinesfalls. Viel mehr, als wir schon wissen, hätten sie uns nicht lehren können. Die wirklich erhaltenen Ueberreste lassen uns deutlich erkennen, wie sehr das Volk trotz zwölfhundertjähriger Bekehrung zum Christenthume noch immer treulich dem, seinem Fassungsvermögen näher liegenden, sich aus sich selber stets regenerirenden und leichter verständlichen Animismus hingibt. Diese Denkweise stimmt aber auch viel natürlicher überein mit der sonst befremdlichen Erscheinung einer noch im Volke lebenden epischen Poesie, dem Guslarenliede. Das Guslarenlied ist bei den Serben in den genannten Gebieten im Aussterben begriffen. Mit ihm schwinden Hand in Hand die medi-

[1]) An diesem Grundsatze festhaltend, habe ich auch bisher slavische Texte aus meinen Sammlungen veröffentlicht und mir leider die schärfsten Angriffe meist persönlich zugespitzter Art seitens slavischer Philologen oder vielmehr einiger Leute, die sich als Generalpächter der slavischen Philologie geberden, zugezogen. Der Eine meinte, das Volk spreche unmöglich so ungeregelt, so salopp, wie meine Aufzeichnungen lauten. „Dieser Krauss hat keinen Funken Gefühl für slavische Philologie!" ruft der liebe Herr emphatisch zum Schluss aus. Ein anderer, noch gestrengerer philologischer Strafrichter verstieg sich sogar zur Aeusserung, es wäre weit besser gewesen, ich hätte die Denkmale des südslavischen Volksthums lieber gar nicht sammeln sollen, als dass ich sie in so ungeordneter Form herausgebe.

Mit solchen Leuten kann man füglich über Nichts eine sachliche (sachgemässe) Erörterung pflegen. Wenn sie etwas nicht verstehen oder verstehen wollen, so bezichtigen sie mich zum Ueberfluss auch noch der Fälschung; während sie doch an den Oertlichkeiten, die ich ja immer gewissenhaftest ebenso wie die Namen meiner Gewährsmänner angebe, Erhebungen anstellen sollten. Das wäre durchaus nicht schwer noch kostspielig, weil die Länder und Völker, über die ich berichte, vorwiegend zum österreichischen Kaiserstaate gehören und leicht zu besuchen sind. Schliesslich fühle ich mich veranlasst, diese meine „Kritiker" daran zu erinnern, dass es die Aufgabe eines Philologen ist, sprachliche Erscheinungen womöglich zu erklären, doch nicht an ihnen herumzubessern, um sie zu verschönern, am allerwenigsten aber sollten die Herren solche angeblich philologische Verschönerungsthätigkeit einem anspruchslosen Ethnographen zumuthen, dem es in allererster Reihe und fast einzig blos nur auf den Inhalt und die Erscheinungsformen volksthümlicher Anschauungen ankommt.

zinischen Zaubersprüche. Die Neuzeit flutet mit hochaufschäumenden Wogen neuer Bildung und Gesittung über das Serbenvolk dahin, und es wird vielleicht noch ein Jahrhundert und mehr verstreichen, ehe das Schamanenthum in diesen, seinen südlichsten europäischen Ausläufern sich sterbeletzt, wie es ist, auch ausgelebt haben wird.

Herr **Dr. M. Haberlandt**

stellt an den Vortragenden die Anfrage, ob die von ihm mitgetheilte Angabe über das Rückwärtssprechen des Paternosters zu Entzauberungszwecken den einzigen Fall des auch bei andern Völkern verbreiteten Zaubers des Rückwärtssingens unter den Südslaven darstelle. Er spricht die Erwartung aus, dass sich bei den mohammedanischen Südslaven ein grösseres Material in dieser Beziehung finden lassen würde, indem die Ansicht nicht ohne Grund ist, dass die speciell in aufgeschriebenen und rückwärts gelesenen Worten bestehenden Zaubermittel — undenkbar bei einem illiteraten Zustand des betreffenden Volkes — sich im Allgemeinen mehr an das orientalische, uns durch die Araber zugebrachte Zauberwesen anlehnen, das in letzter Instanz in Indien seinen Ursprung und seine Heimat hat — in Indien, wo das Rückwärts-, Herunter-, Hinauf-, Zickzack-, Rösselsprung-lesen von strophenweise angereihten Wörtern nicht nur im Zauberwesen, sondern sogar in der Poesie der Kunstdichtungen (z. B. Çiçupâlavadha, Kirâtârjunîja) so verbreitet und beliebt ist und hier in der Schrift wie in den grammatischen Massregeln und Praktiken der Schulen (z. B. zur stricten Erhaltung der Texte) seine natürlichen Ausgangspunkte besitzt [1]). Ueberall wo die in Rede stehende Form des Zauberns vorkommt, ist zu beobachten, dass sie zunächst aus mehr oder minder gelehrten, mit einer fremden Sprache und Schrift operirenden, wenigstens schriftkundigen Kreisen dem allgemeinen Volksglauben entgegenkam, und so dürfte sich dies auch bei den Südslaven in der Weise verhalten, dass es mohammedanische Einflüsse sind, wie im germanischen Mittelalter lateinische, die wieder seinerzeit auf orientalische zurückgehen — welche die specielle Praxis des Zurücksprechens gegebener Zauberformeln veranlasst haben. Es würde die Mühe lohnen, auf diesen Punkt in der in Aussicht gestellten Publication Dr. Krauss' und seines Genossen, mehr zu achten. Speciell wäre nicht ausser Acht zu lassen, zu eruiren, ob die Form des Rückwärtssprechens mit dem Bewusstsein und der Absicht, einen mit der geraden Formel vollzogenen Zauber unwirksam zu machen, angewendet wird.

Herr **Dr. Krauss** ergreift das Wort zur Entgegnung und betont seinerseits die volle Angemessenheit der von Herrn Dr. Haberlandt erhobenen Bedenken. Die Frage, wieviel die Katholiken und Altgläubigen in Bezug auf medizinische Zaubersprüche den Mohammedanern entlehnt haben, sei äusserst schwierig zu beantworten. Gerade aus diesem Grunde habe er sich darauf beschränken zu müssen geglaubt, nur medizinische Zaubersprüche der Katholiken und Altgläubigen mitzutheilen. Die vorliegenden Proben wären aber nicht von der Art, dass man an eine mohammedanische Beeinflussung denken müsste, eher finde sich dergleichen in den Volksrecepten, die grösserer Schwankung unterworfen sind. Das Rückwärtssprechen des Vaterunser und von Zauberformeln, namentlich von Verfluchungen, worin die Südslaven, wie alle Völker im Süden, Starkes leisten, vergleicht Herr Dr. Krauss mit dem Nestelknüpfen und der Auflösung des Knotens. Die Annahme einer Entlehnung hält er für überflüssig, weil selbst der illiterate Mann im Volke auf solche Gedanken verfallen kann. Er verweist diesbezüglich auf die merkwürdige conventionelle Sprache der Südslaven, auf den s. g. kozarski und poslovački jezik, wo die einzelnen Worte durch die erfolgte Umstellung der Silben und durch bestimmte Präfixe und Suffixe nur dem Eingeweihten verständlich bleiben. Dieser Vorgang sei viel schwieriger als das Rückwärtssprechen. Eine Kenntniss der Schriftzeichen sei nicht unbedingt dazu die Vorraussetzung. Merkwürdig sei die Erscheinung, dass es der illiterate Mann versteht, aus einem Satze, den er riječ (Wort) nennt, das einzelne Wort (riječ) und die Silben eines Wortes (slovo) herauszufinden. Auch unterscheide er zwischen Haupt- und Beiwort.

Das Rückwärtssprechen von Zauberformeln hält Herr Dr. Krauss für ein allgemeines Charakteristikon der Zauberformeln bei den meisten indogermanischen Völkern, ohne gerade der gegentheiligen Ansicht im Augenblicke bestimmt entgegentreten zu können.

10. Herr **Ignaz Spöttl** legt

eine Anzahl neu erworbener Bronze- und Kupferbeile

vor. (Anschliessend an die früher gemachten Mittheilungen in Bd. XV, p. [62] der Sitzungsberichte).

Man kann den Beil- und Meisselformen nach ihrer Herkunft nicht genug Aufmerksamkeit zuwenden; sie geben uns in mancher Beziehung ein sicheres Bild der langsam vorschreitenden Culturentwicklung Mitteleuropas.

Durch den Verkauf einiger alter Sammlungen bin ich in die Lage gekommen, im heurigen Jahre ganz interessante Erwerbungen zu machen, die ich mir der Versammlung hiermit vorzulegen erlaube.

1. Ein Flachbeil aus Irland (Cork). (Fig. 14.) Vergleichen wir mit demselben eine ähnliche Form aus Ungarn, so sehen wir eine wesentliche Abweichung in der durch das starke Aushämmern verbreiterten Schneide. Betrachtet man die Marken des Hammerschlages genauer, so glaube ich mit Recht annehmen zu können, dass die Schläge vom Steinhammer herrühren.

2. Ein nicht minder interessantes Stück ist das Beil (Fig. 15) aus Kupfer; an demselben sieht man noch recht deutlich die aus der Steinzeit herübergekommene Form. Die Oberfläche des Beiles ist nur durch leichte Hammerschläge flüchtig bearbeitet. Dieses aus Ungarn stammende Exemplar ist seinerzeit in der Sammlung Hans Gasser's gewesen, einer der ältesten und gewähltesten Bronzesammlungen Wiens.

[1]) Dr. Haberlandt wird versuchen, dieses Thema demnächst in den Mittheilungen zu erörtern und dabei den ganzen Kreis der einschlägigen Thatsachen in Betracht ziehen.

Das nun folgende Stück entstammt einem Funde aus der Gegend von Oedenburg; es ist insoferne interessant, weil es noch die Gussnaht zeigt; dass der Guss in einer Steinform geschah, ist deutlich sichtbar. Die Bronze ist von stark gelber Farbe.

Der Paalstab, den ich hier vorlege (Fig. 16), rührt aus der Sammlung des verstorbenen Oberstabsarztes Dr. Tomovitz her, ist ein Geschenk desselben und stammt aus dem Pfahlbaue in Peschiera, an welchem Orte ihn Dr. Tomovitz selbst erwarb. Durch die schlanke, elegante Form und die schöne, leichte Ornamentik wird dieses Stück jeder Sammlung zur Zierde. Die Form dieses Beiles von diesem Funde ist überhaupt selten. Hampel bildet in seinem Werke, T. 6, Fig. 11, ein ganz ähnliches Stück ab.

Das nächste Stück zeigt den succesiven Uebergang des Paalstabes zum Schaftlappen-Beile; die seitlichen Lappen sind stark entwickelt. Fundort Slavonien.

In dieselbe Kategorie gehört das nächste Stück, Fig. 17), das einem grösseren Bronzefunde angehört, der in der Nähe von Aussig gemacht wurde. Unter etwa zehn in der Form ähnlichen Paalstäben dieses Fundes befand sich kein einziges Stück, das aus ein und derselben Form stammen würde.

Die nun folgenden Schaftlappen-Beile gehören einer etwas seltenen Form an, die mehr in den südlichen Ländern typisch ist, besonders südlich der Alpen. Die erste dieser Formen (Fig. 18) stammt von einem norditalischen Funde. Die Schaftlappen sind sehr schön entwickelt; die Beilform langgestreckt und elegant, ganz den künstlerischen Begriffen und dem Formensinne des Südens entsprechend.

Das nächste Stück (Fig. 19), welches ich das Zwillingsstück des vorigen nennen möchte, entstammt einem in Krain gemachten Funde; es ist massiger, gedrungener, und obwohl von gleich schöner Arbeit, doch wesentlich im Charakter verschieden. Während bei dem vorhergehenden Stücke der Vorstoss, der zum besseren Halt im Holzspaltstiele dient, nur zwei ganz geringe Erhöhungen über die Schaftlappen zeigt, ist er hier in einem Stücke breit in der Mitte des Beiles entwickelt. Ebenso ist das Drehen des Schaftblattes (Lappens) hier ganz wesentlich verschieden.

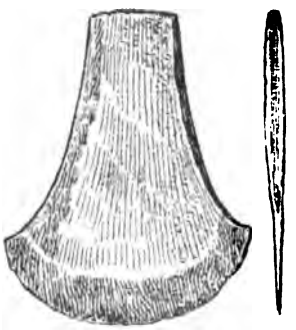


Fig. 14. $^{3}/_{10}$ n. Gr.

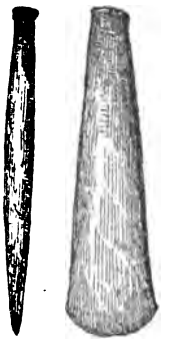


Fig. 15. $^{1}/_{4}$ n. Gr.

Fig. 16. $^{1}/_{4}$ n. Gr.

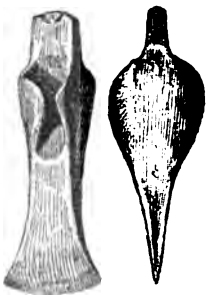


Fig. 17. $^{3}/_{10}$ n. Gr.

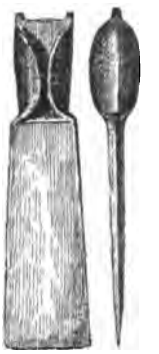


Fig. 18. $^{1}/_{4}$ n. Gr.

Fig. 19. $^{1}/_{4}$ n. Gr.

Fig. 20. $^{3}/_{10}$ n. Gr.

Fig. 21. $^{4}/_{10}$ n. Gr.

Trotz gleicher Verwendung dieser Stücke zum Theil als Prunkstreitwaffen sehen wir verschiedene Geschmackseinrichtungen hier vertreten, wahrscheinlich den verschiedenen Völkern entsprechend, welchen dieselben angehörten.

Zum Schlusse sei hier noch ein grosser Meissel (vielleicht auch eine Waffe) vorgewiesen (Fig. 20). Derselbe stammt von einem grossen Funde, der bei Schässburg in Siebenbürgen gemacht wurde und ist eines der wenigen Exemplare dieses Fundes, die sich im Privatbesitze befinden. Es ist wohl die typisch vollendete Form des Celtes. Auch die Gusstechnik ist gewiss eine ganz vorzügliche; man möchte bei diesem Stücke sagen, hier ist der Celt auf seiner Vollendungsstufe angelangt. Endlich seien hier noch zwei bescheiden aussehende Stücke erwähnt (Fig. 21), welche jedoch zu den Seltenheiten gehören. Kaum 5—10 Stücke befinden sich von dieser Form in den grossen Museen. Es sind sicher Hämmer, wahrscheinlich die ersten Kleinhämmer, welche zum Dengeln der Sicheln, zum Ausklopfen der Meissel, überhaupt der Schneiden an Metallwerkzeugen gebraucht wurden. Wahrscheinlich war aber der Schmiedehammer der Alten meist ein wuchtiger Steinhammer, wie uns dies an vielen Stücken auch angeglühte Stellen, die häufigen Sprünge etc., namentlich an vielen Serpentinhämmern, lehren.

Redactions-Comité: Fr. R. v. Hauer, C. Langer R. v. Edenberg, M. Much, F. Müller, S. Wahrmann und J. Woldřich.
Redacteur: Franz Heger.

MITTHEILUNGEN

der

Anthropologischen Gesellschaft in Wien.

(Band XVII. Der neuen Folge VII. Band.)

Nr. 8. **Sitzungsberichte.** **December 1887.**

INHALT: Dr. Carl Langer Ritter v. Edenberg †; S. [69].

Ausserordentliche Versammlung am 3. December 1887. 1. Dr. A. Brezina, Urgeschichtliche Meteorite; S. [69]. — 2. Dr. W. Tomaschek, Kritik der Nachrichten Herodot's über einen alten Tauschhandel zwischen den pontischen und innerasiatischen Völkern; S. [70].

Ausschuss-Sitzung am 13. December 1887. 1. Aufnahme neuer Mitglieder; S. [71]. — 2. Rücktritt des Professors Dr. Friedrich Müller; S. [71]. — 3. Schriftentausch-Angelegenheiten; S. [71].

Monatsversammlung am 13. December 1887. 1. Begrüssung; S. [72]. — 2. Dr. Meynert, Nachruf für Hofrath v. Langer; S. [72]. — 3. Dr. F. Pichler, Ein neues Grabungsgebiet; S. [73]. — 4. Dr. F. Pichler, Höhen-Besiedelungen; S. [77]. — 5. Dr. O. Müller, Prähistorische Ansiedelung und Gräber am „Burgstall" bei Oedenburg; S. [79]. — 6. Dr. M. Hoernes, Musealverein der Stadt Cilli; S. [83]. — 7. Dr. A. Weisbach, Das Soldatenmateriale der Herzegowina in anthropologischer Beziehung; S. [84]. — 8. F. Heger, Ethnographisches von der Landesausstellung in Krakau; S. [85]. — 9. Einläufe für die Bibliothek; S. [85].

Am 7. December 1887 um 11 Uhr Nachts verstarb nach längerem Leiden unser um die Gesellschaft wie um die Wissenschaft hochverdienter Vice-Präsident, Herr

Carl Langer Ritter von Edenberg

Med. und chirurg. Doctor, ord. öffentlicher Professor der Anatomie an der Universität zu Wien, k. k. Hofrath und Referent im Ministerium für Cultus und Unterricht, Ritter des kais. österr. Leopold Ordens, wirkliches Mitglied der kais. Akademie der Wissenschaften und des Obersten Sanitätsrathes, sowie Mitglied vieler wissenschaftlicher Gesellschaften und Vereine

im 69. Lebensjahre. Wir verweisen auf den von Herrn Hofrath Meynert in der Monatsversammlung der Anthropologischen Gesellschaft am 13. December gehaltenen Nachruf auf S. [72] dieses Sitzungsberichtes.

Ausserordentliche Versammlung am 3. December 1887.

Vorsitzender: Oberstabsarzt Dr. A. Weisbach.

1. Dr. **Aristides Brezina** spricht über

Urgeschichtliche Meteorite.

Die Beziehungen des Menschen zu den Erscheinungen des Herabfallens von Meteoriten gehören einem jener Grenzgebiete zwischen zwei Wissenschaften an, welche nur selten betreten werden. Die letzte grössere Arbeit hierüber ist die des dänischen Theologen, Dr. Friedrich Münter (Baetylier 1804, ins Deutsche übersetzt von Gilbert und von Markussen 1805). In neuerer Zeit haben Wilhelm Haidinger und Dr. L. Beck einzelne Beiträge geliefert.

Der Vortragende bespricht den Cultus, welcher den aus dem Weltenraume herabgefallenen Stein- und Eisenmassen seit den uräitesten Zeiten von Naturvölkern gewidmet wurde. Die Völker des classischen Alterthumes betrachteten die Meteorite als vom Himmel gefallene Sterne und hielten sie sowie diese als von göttlichen Wesen beseelt — λίδους εμψυχους — auch Gottes Wohnung (Beth El, daher der Name Bäthylien). Solche Steine wurden häufig in Tempeln verehrt, wie der bekannte Stein des Sonnengottes Elagabalus im Tempel zu Emisa, der später von Kaiser Elagabal nach Rom gebracht wurde und der sich auf zahlreichen Münzen der Kaiser Antoninus Pius, Caracalla, Elagabalus abgebildet findet.

Aehnliches geschah zu Griechenland mit dem unter dem Namen Ζευς Κασιος in Seleucia verehrten Steine, den Steinen der Diana zu Laodicea und zu Perga und vielen anderen, welche ebenfalls auf zahlreichen Münzen abgebildet sind.

Der schwarze Stein in der Kaaba zu Mekka war schon lange vor Mohamed bekannt und als Heiligthum verehrt; in neuerer Zeit sind allerdings Zweifel darüber geäussert worden, ob er meteorischer Natur sei, trotzdem die Tradition von ihm besagt, dass er, als er vom Himmel fiel, roth gewesen und erst durch die Sünden der Menschen schwarz geworden sein soll.

Diese göttliche Verehrung der Meteoriten hat sich bei den orientalischen Völkern bis in die neueste Zeit erhalten. In Japan hat man bis vor Kurzem Meteor-

steine als Hausgötter gehalten, in Ostafrika (Duruma) wurde ein 1853 gefallener Stein von den Wanikas als Gott angebetet, bis sie in Folge Kriegsunglückes den Glauben an ihn verloren und ihn an Missionäre verkauften; und noch vor 2 Jahren wurde in Ostindien (in Sabetmahet) ein Meteorit gesalbt, kostbar angezogen, mit Blumen und Sandelholzpulver bestreut und so eifersüchtig gehütet, dass für die Wissenschaft nur mit Mühe ein kleiner Splitter desselben gerettet werden konnte.

Hingegen hat der Meteorcultus bei den Völkern der neuen Welt von jeher einen mehr praktischen Beigeschmack gehabt.

Sehr merkwürdig sind in dieser Beziehung die Funde von Meteoriten in prähistorischen Grabhügeln des Ohiothales, Nordamerika, welche durch die vom Peabody - Museum vorgenommenen Ausgrabungen gewonnen werden.

Man hatte schon 1854 in einem Grahügel in Oktibbeha County, Mississippi, ein hühnereigrosses Stück Meteoreisen gefunden, das sich durch ganz einzig dastehenden hohen Nickelgehalt (60 Procent, während er sonst 19 nicht übersteigt) auszeichnet. Wohl deshalb und auch wegen der Vereinzeltheit des Fundes fand die Sache nicht viel Beachtung. Bei den neuen Funden im Ohiothale 1883—1884 wurden in zahlreichen Grabhügeln Meteoriten gefunden; theils lose Stücke eines olivinreichen Pallasites, welche je auf einem Altare lagen, theils sogenannte Ohrstöpsel aus Kupfer, welche mit Meteoreisen plattirt waren, theils Celte (wahrscheinlich kleine flache Meissel) aus Meteoreisen. (Nicht viel mehr als 100 Kilometer von obigen Grabhügeln entfernt wurde 1880 zu Eagle Station ein Pallasit von ungefähr 35 Kilogramm gefunden, welchen unsere Sammlung erworben hat.)

Hier sehen wir also den Gebrauch als Schmuckgegenstand mit dem religiösen Culte Hand in Hand gehen.

Im Anschlusse hieran ist ein zu Catorze, Mexiko, gefundener 42 Kilogramm schwerer Eisenblock zu erwähnen, den unser Museum neuestens erworben hat. Dieses Eisen zeigt eine scharfe, 2 Cm. tiefe, breit keilförmige Furche, welche offenbar behufs Abtrennung einer Ecke gemacht wurde. Im centralen Theile der Furche steckt ein fest eingekeiltes Stück Kupfer, offenbar der Ueberrest eines solchen Meissels (Celt), der zum Abtrennen der Ecke verwendet werden sollte.

So wie in Nord- und Mittelamerika finden wir auch in Grönland natürliches Eisen zu Gebrauchsgegenständen verarbeitet, hier aber nicht meteorisches, sondern tellurisches. Wir besitzen ein von Capitän Ross im Jahre 1818 zu Sowallik erworbenes Messer von Eisen in einem Hefte aus Wallrosszahn, dessen Metall mit dem tellurischen Eisen übereinstimmt, welches an vielen Orten Grönlands in ziemlich constanter Beschaffenheit, zuletzt (1870) durch Baron Nordenskjöld in Ovifac in grösseren Massen aufgefunden wurde und dessen tellurische Provenienz heute ausser Zweifel gestellt ist.

Die vielfache Verbreitung meteorischen und tellurischen Eisens in allen Theilen der Erde macht es höchst wahrscheinlich, dass die Menschen die erste Kenntniss vom Eisen durch natürliche Eisenvorkommnisse erhielten.

(Der hier im Auszuge gegebene Vortrag wird in erweiterter Form in einem der nächsten Hefte der Mittheilungen zum Abdrucke kommen.

2. Herr Professor Dr. **Wilhelm Tomaschek** hält einen Vortrag:

Kritik der Nachrichten Herodot's über einen alten Tauschhandel zwischen den pontischen und innerasiatischen Völkern.

Es ist eine bekannte Thatsache, dass sich in den älteren Grabstätten Europas mitunter Gegenstände vorfinden, deren Rohmaterial aus einer vom Fundort weit entlegenen Gegend stammt, und oft haben die Forscher Veranlassung gefunden, die Vermuthung auszusprechen, jene Stoffe und Gegenstände seien auf dem langsamen, aber sicheren Wege des Tauschhandels an die bezügliche Fundstätte gelangt. Die Wege des prähistorischen Tauschhandels entziehen sich allerdings unserer Kunde; aber sie dürften, gemäss der geringen Veränderlichkeit der natürlichen Verhältnisse, doch im Wesentlichen dieselben gewesen sein, wie zu Beginn unserer historischen Erfahrung. Die Ausgangspunkte derselben ergeben sich häufig aus dem Materiale selbst, falls dieses nur auf wenigen Punkten der Erdfläche zu finden ist, wie dies beim Zinn und beim Bernstein der Fall ist; die Endpunkte und Ziele erschliessen wir aus der Zahl der Fundstätten.

Einer der ältesten Wege des Tauschhandels hat Osteuropa mit Innerasien verbunden; die Kunde dieses Weges verdanken wir dem Vater der Geschichte. Allerdings sind die Nachrichten, welche Herodot in seinem 4. Buche darüber bietet, insoferne unvollständig, als darin kein Wort über die Gegenstände jenes Tauschhandels zu finden ist; leider war es im Alterthum Gepflogenheit, über Handelsgegenstände nichts zu verrathen, um nicht Concurrenten heranzulocken; auch wurden diese Geschäftssachen für viel zu geringfügig gehalten, um neben den welterschütternden Ereignissen eine Stelle zu finden. Für die historische Ethnologie jedoch sind jene Nachrichten von unschätzbarem Werthe, weil sie, richtig gedeutet, die älteste erreichbare Kunde über die iranischen, finnischen, türkischen und tibetischen Völker enthalten und darstellen. Viele Forscher haben sich mit der Erklärung jener Nachrichten beschäftigt; am erfolgreichsten der Petersburger Akademiker v. Baer — aber auch seine Darlegungen bedürfen, namentlich nach der geographischen Seite hin, einiger Berichtigungen. Er sucht z. B. die Sitze der mongolischen Argippäer im Belur-dagh, statt im Altai. (Der Vortragende eröffnet, dass er den Gegenstand in einer umfassenden Abhandlung zu bearbeiten gedenke.)

Während wir über einen Handelsweg von Olbia und der Mündung des pontischen Bug (Hypanis) über den Weichsel-Bug, wo die Neurer sassen, die Vorväter der Slaven, zur Küste Samlands nur dunkle Andeutungen erhalten; während die Dnjeper-Dünalinie, wie es scheint,

wegen der Urwälder und Sümpfe noch völlig verschlossen war, lässt sich die grosse pontisch-innerasiatische Route in ihrem Verlaufe ziemlich genau feststellen. Der Ausgang der Karawanen war die Mündung des Don (Tanais); das Endziel, der äusserste Punkt des Handelsweges, die Handelsstadt Ἰσσηδών, welcher Name in der iranischen Sprache etwa Išyadâna lauten mochte, d. i. „Güterdepot". In den ältesten Zeiten, wie bis fast in die Gegenwart, war die iranische Sprachweise die lingua franca in ganz Innerasien; die Städte des Tarym-beckens bis zu den Grenzen Chinas wurden mit iranischen Namen bezeichnet. Wo haben wir jenes Emporium Ἰσσηδών zu suchen? Die Antwort ertheilt uns Ptolemaios, der die Seidenstrasse nach Sera beschreibt (150 n. Chr.); seinen Karten zufolge fällt Issedon in die Lage von ʿAn-si und Ša-čeu am Hu-lu-ho oder Bulundzir, also in die ursprünglich tibetische Landschaft Tangut. Die Sitten der Issedonen, die uns Herodot schildert, die Weiberherrschaft, der Ahnencult, der sich bis zur Kreophagie steigert, sind auf tibetischem Boden seit jeher eingewurzelt. Die Issedonen, bis zu welchen die skythischen und pontischen Karawanen gelangten, waren ein grosses Handelsvolk; wahrscheinlich brachten sie Gold, Nephrit, Moschus, Rhabarber und Tauschartikel sinischer und indischer Herkunft auf den Markt.

Aber nicht erst zu Herodot's Zeiten (ca. 440 v. Chr.) zogen Karawanen nach Tibet; schon 2 Jahrhunderte vorher (ca. 650) soll der Ioner Aristeas bis zu den Issedonen gekommen sein — ein Beweis für das hohe Alter jenes Karawanenweges. Aristeas hatte ein Epos Ἀριμάσπεια gedichtet, worin er viel fabuloses Zeug über die unbekannten Nordvölker vorbrachte. Seine Arimaspen (= iran. Aryamâçpô, „Besitzer folgsamer, gezähmter Rosse"), die nördlichen Nachbarn der Issedonen, sind gewiss die Vorväter der Hunnen oder Hunyo, wie schon Deguignes erkannt hat; die Sage von den goldhütenden Greifen bezieht sich vielleicht auf die Goldgewinnung im Altai. Der Name der Türken oder Ταρχυαῖοι findet sich erst um Chr. Geb. bezeugt.

Auf dem Wege vom Don bis nach Tibet berührten die Karawanen sieben verschiedene Nationen, wobei sie sich eben so vieler Dolmetscher bedienten. Von diesen Nationen wollen wir einige näher bestimmen. Das grosse Volk der rothhaarigen und lichtäugigen Budinen, etwa in der Region an der mittleren Wolga, scheint uns die heutigen Permier (Wotiaken und Syrjänen) darzustellen, allerdings noch in südlicheren Sitzen. In den Thyssageten erkennen wir die Wogulen an der Čussa oder Čussowaja. Die Jyrken, welche auf Pferden das Wild verfolgen, sind Jugrier, aber nicht die nördlichen ostjakischen Jugrier, sondern die zwischen Ob und Tobol hausende südliche Abtheilung, die Vorväter der Ungarn oder Magyaren. Die weiter gegen Südost folgenden Skythen mit iranischer Sprache erachten wir den Massageten gleich, welche Gold und Kupfer auszubeuten verstanden, Metalle, welche noch jetzt bei Barnaul und Semipolatinsk ausgebeutet werden. Hierauf zogen die Karwanen durch eine lange und schmale Passage, d. i. das dzungarische Völkerthor am oberen Irtysch und Ulungur; sie erreichten endlich die Filzzelte der Argippäer oder „Kahlköpfe", des ersten Volkes mit rein mongolischem Typus. Wir haben hier die Türken vom Altai oder Ak-dagh vor uns, denen in späteren sinischen Annalen die Kunde der Eisenschmelzung zugeschrieben wird. Bei den Argippäern müssen geordnete sociale Verhältnisse bestanden haben; man traf dort mit höchsten Vollmachten ausgerüstete Beamte, Ordner des Tauschhandels — eine Einrichtung, die den sinischen Annalen zufolge nicht nur im Reiche der Mitte selbst, sondern auch bei den Hun-yo (Hunnen) von jeher bestand. Ein Wort, welches Herodot aus der Sprache der „Kahlköpfe" anführt, nämlich ἄσχυ ist entschieden türkisch: asghu oder asugh „Wegekost, Proviant". Ueberschritt man hierauf die Passage Urumtsi-Turfan oder auch Barkul-Kamul, so erreichte man endlich gegen Südost das grosse tibetische Emporium Issedon. Bis hieher brachten die pontischen Karawanen ihre Artikel, vorwiegend nordische Pelze, da sie von den finnischen und ugrischen Jägern um einen Spottpreis erhandelt hatten, und erhielten dafür die Naturschätze Tibets.

Ausschusssitzung am 13. December 1887.

1. Den Beitritt zur Gesellschaft haben angemeldet:

Als unterstützendes Mitglied:

Philipp Ritter von Schöller, Grosshändler in Wien.

Als wirkliches Mitglied:

Dr. A. Witzany, Districtsarzt in Eisgrub, Mähren.

Dieselben wurden als Mitglieder aufgenommen.

2. Der langjährige Vice-Präsident der Gesellschaft, Professor Dr. Friedrich Müller hat seinen Rücktritt von dieser Stelle angemeldet. Der Ausschuss nahm diese Mittheilung bedauernd zur Kenntniss und behielt es sich vor, den Ausdruck seiner Verehrung für den um die Gesellschaft wie um die Wissenschaft hochverdienten Gelehrten in einer denselben besonders ehrenden Form zum Ausdrucke zu bringen. Da durch den Tod des bisherigen zweiten Vice-Präsidenten, Herrn Hofrath Dr. v. Langer, mithin beide Vice-Präsidentenstellen erledigt sind, so wird der Ausschuss bei der nächsten Jahresversammlung Gelegenheit nehmen, Vorschläge zur Neubesetzung dieser beiden Posten zu machen.

3. Der Ausschuss beschloss ferner die Auflassung des Schriftentausches mit einer Anzahl von Gesellschaften und Vereinen, deren Wirksamkeit mehr oder weniger ausserhalb des Rahmens jenes Gebietes fällt, welches unsere Gesellschaft vertritt. Statt dessen wurde die Einleitung des Schriftentausches mit einer gleichen Anzahl von Vereinen beschlossen, welche eine unserer Gesellschaft ähnliche Richtung verfolgen, so dass die Zahl der von derselben bisher abgegebenen Tauschexemplare der Mittheilungen, welche bekanntlich vom k. k. naturhistorischen Hofmuseum gegen Ersatz der Selbstkosten abgelöst werden, genau auf der früheren Höhe erhalten wird.

Monats-Versammlung am 13. December 1887.

Vorsitzender: Herr Felix Kanitz.

1. Der Vorsitzende begrüsst den in der Versammlung anwesenden a. ö. Professor am Lazarew'schen Institut für orientalische Sprachen zu Moskau, Herrn Grigor Chalatiantz. Derselbe dankt für die freundliche Aufnahme und legt der Versammlung zwei ethnographische Fragebogen vor, von denen der eine zur Erforschung des russischen, der zweite jener des armenischen Volksthums dienen soll. Professor Chalatiantz spricht sich dabei in sehr anerkennenden Worten über den von unserer Gesellschaft herausgegebenen, von Dr. F. S. Krauss verfassten ethnographischen Fragebogen für die Südlaven aus, welchen er bei Abfassung seiner Fragebogen mit grossem Vortheil benützt hat.

2. Der Vorsitzende ertheilt hierauf Herrn Hofrath Dr. Theodor Meynert das Wort zu einem Nachrufe auf unseren vor wenigen Tagen dahingeschiedenen Vice-Präsidenten Hofrath Langer von Edenberg.

Indem ich es unternehme, dem uns durch den Tod entrissenen verehrten Vicepräsidenten unserer Gesellschaft, Hofrath C. v. Langer einige Worte des Andenkens zu widmen, weiss ich, dass ich nicht der berufene Sprecher bin, indem ein Stückwerk Anatomie nicht den Beruf haben kann, über einen vollen und ganzen Anatomen zu sprechen und ihn allseitig zu würdigen. Ich vermag auch nicht, den vollen Werth Langer's in seiner wissenschaftlichen Thätigkeit und als Universitätslehrer zu erschöpfen und kann über diese bedeutungsvollen Seiten seines Wirkens nur ganz unzulängliche Worte sprechen.

Wir haben hier einen Mann zu Grabe getragen, welcher weder in geistiger noch in körperlicher Hinsicht vom Greisenthum berührt war. Es sind nicht blos körperliche Reste, die wir bestattet haben, — in diesem Todten entschlief noch reichliches Verdienst um die Wissenschaft und eine Summe von Thätigkeit, die uns vorenthalten blieben. Insofern ist der Verlust ein sehr grosser.

Was Langer's Verhältniss zur anthropologischen Gesellschaft betrifft, so stand er an der Wiege ihrer Begründung, und wenn dabei der Name Rokitansky's als der des ersten Präsidenten in ganz anderer Weise zur Geltung kam, so war es nicht gerade die Production, durch welche sich der Letztere während der kurzen Zeit seines Präsidiums bei uns bemerkbar machte. Wohl aber war dies bei Langer der Fall. Langer war der Gesellschaft nützlich durch organisatorische Theilnahme, durch seine fast in jedem Jahrgange der Mittheilungen wiederkehrenden gediegenen Veröffentlichungen und war ein Beispiel für die anthropologische Gesellschaft, welches sie nie vergessen darf. Es würde den Kreis meiner augenblicklichen Erinnerung überschreiten, nur die Summe der Mittheilungen zu nennen, welche die anthropologische Gesellschaft Langer verdankt; nur an wenige will ich eine dankbare Erinnerung anknüpfen.

Zunächst war schon in den ersten Reihen dieser Mittheilungen von ihm ein massgebender classischer Aufsatz veröffentlicht „über die Gesichtsbildung" — gewiss ein hochwichtiger anthropologischer Gegenstand. Was den Werth dieser Abhandlung betrifft, so gründet sich derselbe auf die ungeheure Masse von anatomischer Anschauung, aus welcher die Lehren derselben gezogen werden, eine Stoffmasse, die Regeln gibt, und Einstreuungen des Zufalls durch ihren Reichthum ausschliesst.

Langer gewann wie jeder echte Morphologe seine Einblicke durch eine ausserordentlich sorgsame, durch eine lange auf seinem Objecte verharrende Anschauung. Nicht irgend eine uncontrolirbare subjective Kraft, sondern einfach diese gediegene Eigenschaft des Naturforschers ist der Grund, warum sich ihm innerhalb der anatomischen Formen der Sinn für die Proportionen in verständlicher Weise darstellte. So hat er die Anatomie und Morphologie nach Richtungen verfolgt, die auch unser Interesse berühren. Seine allgemeine Bildung — immer das Kennzeichen eines namhaften Geistes in der Wissenschaft — führte ihn dahin, auf die künstlerische Bedeutung der Formen überzugehen und mit Hinblick auf die Künstler hat er sein werthvolles Buch: „Die Anatomie der äusseren Form des menschlichen Körpers" abgefasst. Aber ganz im Sinne seiner streng correcten Darstellungsweise wollte er keineswegs den künstlerischen Standpunkt in die Anatomie hereinziehen, sondern rein nur Anatomie in die künstlerischen Grundsätze einführen.

In ähnlicher Weise hielt er es mit der Anthropologie überhaupt. Nach seiner Ansicht konnte man eigentlich nicht sagen, wer ein Anthropologe sei und wer keiner sei. Er wollte nicht die Anatomie von anthropologischen Gesichtspunkten aus behandeln, sondern hinweisen auf die Wichtigkeit der anatomischen Thatsachen für jede Art anthropologischen Denkens und anthropologischer Forschung.

Langer hat sich innerhalb der Anthropologischen Gesellschaft in mannigfacher Weise nützlich gemacht. Er ist organisatorisch aufgetreten und hat Instructionen für die ethnologische Forschung namentlich in Oesterreich herausgegeben. Er sagt darin nicht blos, was erforscht werden soll, sondern am Schlusse sagt er auch: wer forschen solle, und dass man ungeheuer viel Material aufhäufen und beschreiben könne, aber wenn es nicht von Fachleuten bearbeitet sei, so habe solches Material sehr geringen Nutzen. So diente er der Gesellschaft immer vom strengen Standpunkt eines Fachmanns, und dies ist der Grund, warum wir in ihm ein Beispiel erblicken sollen. Ein Anthropologe an sich, der nicht auf irgend einem verwandten Gebiete Fachmann ist, ist eine Abstraction, die wir uns in keiner Weise definiren können. Wir können keineswegs behaupten, dass es sich in der Anthropologie um ein Concert handelt, dessen verschiedene Stimmen durch einen Alles subsumirenden Gedanken in Einklang gebracht werden, und dass die philogenetische Anschauung zu dieser Herrschaft berufen sei. Im Gegentheil: jemehr

heute noch jedes Instrument nur sich selbst regiert, umsomehr wird es Nutzen stiften, und gerade die Dissonanzen, welche im Gesammtrahmen der Anthropologie ungeheuer sind, beweisen, dass jedes Instrument seine Schuldigkeit thut.

Langer war kein Freund und Vertreter allgemeiner, subsumirender Anschauungen; wenn er aber Gelegenheit fand, einen unbefangenen Beitrag selbst zu philogenetischen Gesichtspunkten zu bieten, da leistete er ihn. Es geschah dies einmal in einem Aufsatz, der von überzähligen Zähnen an Negerschädeln handelt, wo er als kurze Bemerkung hinzufügt, dass allerdings auch die Affen in Amerika durch eine Vierzahl der Mahlzähne von den Affen der alten Welt unterschieden sind. Er war aber keineswegs der Mann, das in präjudicirender Weise für philogenetische Ausführungen auszubeuten.

In seinem jüngsten Beitrag zu den Arbeiten der Anthropologischen Gesellschaft hat Langer eine ganz einfache descriptive Darstellung der Cranien der drei grossen Tondichter Beethoven, Schubert und Haydn gegeben. Er hat sie genau untersucht, gemessen, alle Daten zusammengetragen und — nichts gefunden. Es ist vielleicht das grösste Verdienst, nach einer solchen Arbeit und in einer solchen Richtung nichts zu finden. Es zeigt, dass er ein redlicher Arbeiter war, innerhalb der Fundgruben des grossen Materials, kein Sucher, der mit der Wünschelruthe eines Schlagwortes Resultate hervorruft.

Durch seine gediegene Bildung, die er immer nur in fachlicher Weise verwerthete, stand Langer auch formell auf der Höhe eines Universitätsmannes. Als Lehrer war er vielleicht gar nicht zu übertreffen an Klarheit, Durchsichtigkeit, Anschaulichkeit, ein Meister, dem auch keineswegs die Formschönheit der Darstellung fehlte, obwohl er mit derselben nicht zu prunken pflegte. Wir können sagen, dass er in Allem, was er bot, ausgezeichnet war durch Einfachheit, Wahrheit und Klarheit. Durch diese Eigenschaften hat er sich in der Wissenschaft als eine männliche Erscheinung gezeigt, und wer sich in diesem Felde seines Wirkens als eine solche Erscheinung darstellt, wird es auch in allen anderen Lebensäusserungen gewesen sein.

Der Tod eines echten Gelehrten und Forschers hinterlässt uns immer einen Trost: der Abgeschiedene kommt uns nicht abhanden, ja er vervielfältigt sich und wir dürfen wohl aussprechen, dass der Geist der echten anatomischen Forschung, seine ganze unbefangene Art und Weise uns in mehreren seiner Schüler als Nutzen für die Gesellschaft zurückbleiben wird. Verbreiten wir seine Ehre und halten wir sein Andenken hoch!

3. Herr Dr. **Fritz Pichler** in Graz übersendet eine von ihm verfasste Zusammenstellung über

Ein neues Grabungsgebiet.

Die steierischen Thäler, von der Hauptstadt Graz westwärts über die Berghöhen des Plabutsch, Gaisberg, Buchkogel hinaus gelegen, zählen zu den archäologisch noch am wenigsten vollständig untersuchten Gebieten. Die nachfolgenden Zeilen sollen die Aufgabe haben, auf die landschaftlich ebenso schöne, als an Alterthümern muthmasslich bedeutend reiche Strecke von etwa 25 Quadratmeilen (bei $5^1/_8$ Meilen nordsüdlicher und $4^1/_2$ bis $5^1/_8$ westöstlicher Ausdehnung) nachdrücklich aufmerksam zu machen. Es ist beabsichtigt, damit zunächst einen Anschluss nach Norden zu geben für das in den jüngsten Jahren als so fundreich erprobte Sulmthal. Wir meinen die Linie nach dem Lassnitzflusse, also von Leitersdorf einwärts über Grossflorian nach Deutschlandsberg, von da nordaufwärts alles Gebiet des Stainzbaches, der Kainach mit Lieboch- und Södingbach einerseits, Treigitsch-, Gössnitz- und Gradenbach andrerseits bis zur obersten Grenze, welche mit Stubalm, Gradenthal, Oswaldgraben, Geisthal bis heraus gegen Gratwein an der Mur gegeben ist. Ein grosser Theil steierischen Grenzgeländes gegen Kärnten wäre da in Betracht genommen, mit zum Theile schwierigeren Zugängen von Stubalm herunter bis Rappelkogel, Hochgössing, Hirscheck, Pack, Bärenthal bis Speikkogel, mit einigen Thal-Hintergründen, darin noch keines Vorgängers Spaten gearbeitet hat. Höhen bis an 2100 m, Uebergänge bis 1400 m, Thalsohlen von 800 m herab bis 300 wären da theils zu umgehen, theils zu beschreiten; zu etwa 100 schon bestätigten Fundorten wären damit wohl mindestens an 50 neuer zu gewinnen.

In diesem Gebiete würden 4—5 Höhlen zu untersuchen sein und über 400 Hügelgräber, von welchen die meisten bis jetzt bei St. Andreä im Sausal, bei Rassach, Alling, Pichling, Gleinstätten, Leibenfeld, Schönaich, Untergreut, Neudorf, in Gruppen zu 60 bis 15 an etwa 60 Stellen beobachtet worden sind. Namentlich könnte sichergestellt werden, dass die Begräbnissstätten der Mittel-Steiermark nicht ihre Westgrenze haben bei Deutsch-Landsberg, Freiland, Sallegg und Hohenfeld bis hinter Sauerbrunn-Graben.

Die anderweitigen Findlinge, nämlich 20 Grabsteine von 9 Orten, an 40 Reliefsteine, zu etwa einem halben Dutzend von Steingeräthen, laden wohl auch zu gründlicheren Schürfungen ein.

Von Metallsachen sind bisher aus diesen Gegenden bekannt geworden die Formen: Axt, Beil, Dolch, Fibel, Gürtelblech, Hufeisen, Kegel, Kettchen, Knopf, Lanze, Messer, Nadel, Nagel, Pflugschar, Ring, Rüstungstheile, Schwert, Sense, Sichel, Stänglein, Trense, Wagarm, also theilweise ganz seltsame Gegenstände.

Eine eigene Gussstätte scheint ausserhalb Lannach bei Muttendorf eingerichtet gewesen zu sein, wie ähnlich vielleicht auf dem Plabutschberge zwischen Thal und Graz.

Auch an Thongefässen ist nicht Mangel; freilich walten mehr die rohen Erzeugnisse vor, aber auch einzelne Sigillaten tauchen an besser situirten Orten auf, Einzelnes aus der Fabrik des Romanus. Solche bevorzugtere Orte, mit Wohnbauten, zu welchen Musivisches, Statuarisches, Wandmalerei, Reliefarbeit aufgewendet worden, lagen — etwa an einer Gau-Strasse — bei Voitsberg, Grossflorian, um St. Andreä bei Lasenberg; jedoch darüber hinaus nach West und Ost lagert

eine fundlose Oede in dieser Hinsicht bis an die Lavant und herwärts bis in die offeneren Thäler der Mur-Zuflüsse.

Man möchte wohl auch fragen, welche Münzen die ehemalige Bevölkerung dieses Gebietes, soweit wir sie in der Vorgeschichte kennen, benützt haben: es sind die römischen Münzen, weniger des ersten Jahrhundertes (Nerva, Trajan), als hauptsächlich des zweiten (Hadrian, Sabina, Aelius, Pius, zumeist Faustina, dann Commodus, Albinus) vertreten, während die Folgezeiten Alexander's von 222 fort, des Gordianus, Philippus, Decius, Claudius spärlicher besetzt sind und gar vom 4. Jahrhunderte ab mit Maxentius, Constantin I. und II., Constans (Jahr 350) gewissermassen einen Abschluss bieten, welchem gegenüber Arcadius seit 383 ebenso vereinzelt dasteht, als ein zu Mitterdorf bei Voitsberg gefundener Justinus (527 n. Chr.). Es sind das etwa drei Dutzend Münzen von 20 Kaisern und Kaiserinnen, mit welchen wir dermal noch zu rechnen haben; es muss sich aber in Anbetracht der grossen Nähe einer Stadt wie Flavium solvense ungleich mehr aufbringen lassen. Selbst den Goldstücken von Teipel und Ponkrazen, wenn diese ja antik waren, möchte sich noch das eine und andere beigesellen; am wichtigsten aber wäre, das Aelteste zu erkunden, nämlich das Vorkommen der vorrömischen, keltischen Silberstücke grosser oder kleiner Form, die ja schon bei Leibnitz und Marburg einzelweise auftauchten.

Sind die münzlosen Hügelgräber nur vorrömische? Diese Annahme ist gar nicht wahrscheinlich. Gehören nicht einer Thonbeigaben-Mode zufolge die meisten ausgemörtelten in den Anfang des 3. Jahrhunderts? Bezeichnet nicht die Beigabe von Faustina-Münzen vorwiegend das Frauengrab? Zeigen nicht Hügelgruppen, mehr an Abhängen und Höhen angelegt, eine stärkere Besiedelung des Berggebietes über der Thalniederung wegen deren Verschwemmbarkeit an?

Die ausgebildete Römerzeit findet sich allerdings mehr in tiefen und breiten Thälern; aber sie dringt auch in die steinbruchreichen Schluchten vor. Ist nicht auch dem Baukalke, dem Eisen, selbst der Steinkohle schon dazumal nachgeforscht worden?

Die Reliefs dieser Gegend scheinen vornehmlich aus dem Oswaldgraben, seitlich vom Kainachthale, Neuhäusel, Drasenberger-Hammer, Stübler bis gegen den Rossbachkogel zu stammen. Der schöne Sandstein, der krystallinische Kalk werden noch jetzt wie vor 1600 Jahren eifrig gewonnen.

Es sind der Steinbilder an 50 in 10 bis 12 Orten, welche die männliche oder weibliche Büste oder bis drei Familienbrustbilder darstellen, Genien- oder Jünglingsgestalten, Kleidfiguren mit Becher, Blume, Flöte, Gefäss, Helm, Kanne, Korb, Schlinge, Schriftrolle, Schriftkapsel, Stab, Spiegel, Täfelchen, Zierkästchen, wohl auch Thiere, wie Greif, Hund, Löwe, Widder, Delphine oder Baum, Blumenstock, Vase und allerhand Zierwerk. Auch die Statue und Theile, Säulenschaft, Gesimse und Quaderwerk ist einzelweise vertreten. Ein schönstes Stück hat sich bei Voitsberg gezeigt, ein Zweigespann mit zweien Wagenfahrern und dazu ein seitlich Liegender.

Die meisten dieser landesüblichen Kunstsachen, die hier ganz obenhin angedeutet werden, stecken in der Gegend zwischen Geisthal und Mooskirchen; erst bei Grossflorian begegnet dann wieder feinere Arbeit. Da würde es sich doch verlohnen, eine Antwort auf die Frage zu erhalten, ob man denn von Voitsberg z. B. hinter das Jahr 1103 zurück gar nichts wissen könne? Wenn die Umgegend von römischen Karawanen bebaut und bewohnt worden ist, zum Theil wohlhabenden und auch kunstsinnigen Leuten, hatten diese nicht die Berg-Industrie in der Hand, und geht nicht allenfalls auf die (auch an der Save wohnhaften) Syrer-Legionäre zurück die hier gewerkmässig thätige Judenschaft mit dem Judenamt (oder Judlamt), welche erst um 1466 wirthschaftlich niedergeht, aber noch 1574 und später in Erinnerung behalten ist. Dass die Juden hier herum Bergrechte ausübten, unterliegt ja ohnehin keinem Zweifel. Wie steht es nun mit deren Grabstätten? Sind sie gleich nach der römischen Reichszeit so gar nicht mehr zu erkennen? Aus der Reichszeit allerdings klingen uns einige allgemeine Namen von Bewohnern dieser Thäler entgegen.

Wir besitzen Nachricht von nahezu 73 Personen der Zeit um 100—350 n. Chr. Mannsnamen gibt es an 56, deren etwa 28 wohl unrömische, und zwar:

Acceptus 2, Adnama, Albanus, Albinus, Atilius 2, Attius, Attus, Atucius, Aurelius, Autoscutus, Avetus 2; ferner Brigius, Boius, Boniatus 2, Burrus, Busturus; Cabalius, Calandinus und Kalendinus, Celatus, Comatus; Dievion, Domitius, Dubnissus; Elvia? Exuperius; Fabrus; Gemellius, Genicellus?; Januarius, Junianus, Junius, Isaurus; Marcellinus, Marcon, Michu?; Ner? Weiterhin Oclatius, Oupuna?, Opalus?; Palumbus, Propinquus; Quartus; Saitullus, Saturninus, Saturnius, Secundinus 2, Secundus, Senaca, Senno, Surus; endlich Vannus, Vercaius 2, Verinus, Vibius, Vindus.

An Frauennamen haben wir etwa 27, deren vorwiegende sind Aelia, Aurelia und Suaducia. Nämlich: Aelia 2, Atilia, Atucia, Aventina, Aurelia 2; alsdann Brigia, Bugia; Caixun; Derva, Dressia, Dubitata; Finita; Hostillia?; Jarmogia; Latina; Malaia, Materna, Maxima; Rustia; Sabinia, Sabina, Secundina, Silvia, Suaducia 2; Tertulla; Ursacia?, Ursula; schliesslich Vitellia.

Die romanisirten walten da wohl vor.

Dem Stande nach sind das meistens ländliche Grundbesitzer, vielleicht einige städtische Leute des Stadtbezirkes Solva; Soldaten, nämlich einer von der Leg. II adiutrix (Celatus' Sohn Kalendinus im Geisthal), der Leg. II italica (Exuperius zu Voitsberg), zwei Ausgediente, einer wohl von der II. Legion (M. Aur. Secundinus zu Stallhofen), einer gar von den Prätorianern (C. Atucius Albanus, auch zu Voitsberg). Wenn man erwägt, dass über alle Bevölkerung und Ortschaft ein dichter Schleier liegt von mindestens 330 Jahren, bis zuerst wieder eine frühmittelalterliche Urkunde von der einen oder anderen Stelle meldet, zuerst von Andreä im Sausal und der Sulmer-Gegend

890, 860, alsdann erst von 1070 aufwärts, zusammenhängender von 1103 ab, Kainach, Voitsberg u. s. w. genannt wird, so verlohnt es sich gewiss, in der Reihenfolge nacherwähnter Orte etwas spürende Einkehr zu halten.

Im Nachfolgenden ist ein Verzeichniss der bekannten Fundstellen von Alterthümern in diesem Gebiete, die Orte in alphabetischer Reihenfolge, zusammengestellt:

Aling bei Wetzelsdorf bietet 30 Tumuli mit Thonscherben, Dreifuss-Gefäss; Brandschichte mit Knochenresten und Kohlen. Mittheil. der Wiener Anthrop. Ges. XIV. 1884.

Andreä St. im Sausal (Sulmthal), 66 Hügelgräber, im Hansjörglwald 4 sog. römische mit Eisennägeln, Thonscherben, Münzen (Hadrian, Pius), Thongeschirre, davon 2 Schalen mit Dreischlitzfüssen, der Thon grau und gelblich mit Glimmerblättchen, in der Sammlung der Wiener Anthrop. Ges. Hügel mit Steinkammern. Fragmente von Rüstungen, Schwertern, Lanzen, Aexten, Fibeln. Thongeschirren. Sacken, Leitfaden, Seite 199. Text zu Pichler's archäolog. Karte 2. Mittheil. der Wiener Anthrop. Ges. I. 36, 176; XIII. 1883. Sep.-A. Seite 18, 14 (24); XIV. 1884. Seite [22]. Muchar, Geschichte Steiermarks, I. 350. Mittheil. des historischen Vereins für Steiermark III. 25, V. 108. Oesterr. Blätter 1846, 1050. Wiener Zeitung 1846, Nr. 225.

Buchbach bei Lankowitz. Friedhofacker, Schriftstein CABALIO; andere Steine beim Ditmar-Walde nächst Friedhofacker. Acten des Joanneums 1879, 11; Archäolog. epigraphische Mittheil. aus Oesterreich 9, 264; Mittheil. der k. k. Central-Comm. 1879, Seite CXXI; 1880. VIII. Jahresbericht des Joanneums 1879, 16.

Buchkogel bei St. Martin. Steingeräth. Jahresbericht des Joanneums 1883, 15.

Edelschrot, Münze (Alexander). Repertor. der steiermärk. Münzenkunde II. 239. Text zu Pichler's archäol. Karte 9.

Ettendorf. 6 Tumuli. Acten des Joanneums 1886, 10 u. 89.

Feilhofen bei Landsberg. Hügelgrab mit Brandknochen und Kohlenschichte, ein Näpfchen. Thonfragmente.

Frauenthal-Krotendorf, an der Strasse in der Ebene der Lechkogel, Hügelgrab, Steinlager. Mittheil. der Wiener Anthrop. Ges. XIV. 1884.

Freiland (St. Jacob). Bronzeschwert, Fragment (gef. im Sauerbrunnwalde „offen gelegen") in das Museum von Leibnitz gelangt 1883. Meixner's Notizen.

Fürth bei Stainz. Tumulus, sehr gross. Mittheil. der Wiener Anthrop. Ges. XIV. 1884.

Galmansegg bei Piber. Hügelgräber. Text zu Pichler's archäol. Karte 13.

Gams bei Stainz. Bronze-Münze (Pius). Berichtigter Text zu Pichler's archäolog. Karte. 13.

Gams-Stainz, an der Strasse. 2 Hügelgruppen, Brand- und Kohlenschichten. Mitth. d. Wiener Anthrop. Ges. XIV. 1884.

Geisberg bei Graz, angeblich auf der Westseite des Berges (nach Prof. Schmirger), Tumulus.

Geistthal bei Reun, am hintersten Winkel des Södingthales Mommsen, corp. inscript. lat. III. 5417, 5418, 5419, 5420, 5421, 5422a, 5423, mehrere verwitterte Reliefs. Joanneums-Museal-Verein, Jahresbericht III. 19, 15. Muchar, Geschichte Steiermarks I. 380. Mittheil. des histor. Vereins f. Steiermark I. 59, V. 111. Text zu Pichler's archäolog. Karte 13.

Georgen, St. (im Sausal am Lukowitsch, südlich von Haslach Filiale von Gleinstetten). Bronze-Münzen, Geräthe. 1857. Text zu Pichler's archäolog. Karte 14

Gerstorf. Münze (Nerva), Ziegel. Geschichtsblätter Steiermarks I. 190. Mittheil. des histor. Vereins f. Steiermark II. 120; 28 S. XXVIII. Repertor. f. steiermärk. Münzenkunde II. 239. Text zu Pichler's archäolog. Karte 14; vgl. Rassach, 8—10 Hügel mit Leichenbrand und Kohle. Muchar, Geschichte Steiermarks XIV.

Gleinstetten. 29 Hügelgräber; Wallzüge (Erd-Schutzbauten). Bronzefibel, Lanzenspitzen, Knöpfe und Stänglein, Eisennägel, Rüstungsfragmente, Waffen, ein Hufeisen, ein Messerklingenstück. Münzen: Faustina? (Pfarrer Glockengiesser in St. Martin). Heizröhre und Thongefässe, Urnen etc. (zwei graphitirte Urnen), Bruchstücke zahlreicher, meist feinerer Gefässe (Schalen), sowie von graphitirten Urnen und von ganz groben, topfartigen Gefässen (Forstwald). Im Forstwald 8 Tumuli. Acten des Joanneums 1881, 2. Oesterr. Blätter für Literatur etc. 1846, 142, 5. Text zu Pichler's archäolog. Karte 14. Gegenwart 1846, 20, 90 (Seite 12, 14, 15, 18). Radimský in den Mittheil. d. Wiener Anthrop. Ges. 1883. XIII. Seite 61. Jahresber. d. Joanneums 1883, 13, 14, 15. Mittheil. der Wiener Anthrop. Ges. 1884. Verhandlungen Seite 70, Bd. XIV, Heft 1, Seite [21].

Grasshuf, richtig Graschuh bei Stainz. Tumuli. Acten des Joanneums 1886, 10 und 89.

Grünau bei Gross-Florian. Angeblich Mauerwerk, Münzen, Ziegel. Mittheil. der Wiener Anthrop. Ges. XIV, 1884.

Harter-Schlössel bei Graz. In dessen Nähe, im Herberstein'schen Walde, Tumuli mit Thongefässresten und Kohle. Mommsen, corp. inscript. lat. III. 5440. Acten des Joanneums 1880, 55. Archiv für Kunde österr. Geschichtsquellen XXIV. 259. Mittheil. des histor. Vereins f. Steiermark 1867, 184. Mittheil. der k. k. Central-Commission 1882, 4. Grazer Tagespost 1881 ad 163. Text zu Pichler's archäolog. Karte 17.

Hausdorf bei Stallhofen. Hügelgräber. Jahresber. des Joanneums 1885, 21.

Herbersdorf bei Stainz. Gruppe römischer Grabhügel. Macher's Topographie 431. Acten des Joanneums 1886, 10, 89.

Hitzendorf (richtig Rohrbach). Tumuli; aus denselben wurden Steine ausgegraben, angeblich auch ein Thürstock. Acten des Joanneums 1881, 69. Jahresber. des Joanneums 1881, 20.

Hohenfeld beim Rosenkogel. Hügelgräber. Acten des Joanneums 1886, 10 und 89.

Holzberg bei Steinberg. Tumuli mit Kohlenspuren, Glas, Mauerwerk, Mörtel, Bronze, Münzen (Hadrian? Faustina j. Albinus), Hufeisen, Thonscherben. Mittheil. der k. k. Central-Commission 1881, 1882, 4. Tagespost 1881 ad 163. Acten des Joanneums 1880, 55. Jahresber. d. Joanneums 1880, 15.

Kainach. Relief. Text zu Pichler's archäolog. Karte 21.

Köflach. Höhlen in der Umgebung (Lugloch, Heidenkirchen, Zigöllerkogel). Münze (Maxentius), Hufeisen, Relief. Macher, Schmiedl, Stur, Geologie XXI, XXIII. Acten des Joanneums 1876, 137, 1871, 93. Muchar, Geschichte Steiermarks I. 393. Mittheil. des histor. Vereins f. Steiermark V. 115. Repertor. f. steiermärk. Münzenkunde II. 240. Text zu Pichler's archäolog. Karte 23.

Koralpe (s. Bärenthal). Lanzenspitze aus Bronze, gefunden um 1879. Jahresber. des Joanneums 1880, 45.

Krems bei Voitsberg. Münze (Traianus). Am Schloss und an der Brücke Reliefs. Repertor. f. steiermärk. Münzenkunde II. 240. Muchar, Geschichte Steiermarks I. 394. Mittheil. des histor. Vereins f. Steiermark V. 115. Text zu Pichler's archäolog. Karte 23.

Krotendorf-Frauenthal. Lechkogel. Tumulus von 30 m Durchmesser mit Steinsetzung. Mittheil. der Wiener Anthrop. Ges. XIV. 1884.

Landsberg (Deutschlandsberg). Bronze, 2 Fibeln, 2 Hufeisen. Meixner's Notizen.

Lankowitz. Münzen: 1 Silber, 6 Bronze; 11 Hufeisen aus Ditler's Tagbau, 1 (gebrochener) Sporn. Jahresber. des Joanneum 1832, 1882, 22, 1883, 14. Repertor. f. steierm. Münzenkunde II. 240. Text zu Pichler's archäol. Karte 25.

Lannach (Weinzettel). Bronze: Streitmeissel, Sichel, Gussstück, Münze (Nerva). Oesterr. Blätter für Literatur etc. 1846, 140. Muchar, Geschichte Steiermarks I. 395. Repertor. f. steiermärk. Münzenkunde. II. 240; Sacken, Leitfaden etc., Kenner, Katalog 317, Nr. 1742; Acten des Joanneums 1873, 56, 1875, 38. Text zu Pichler's archäolog. Karte 25.

Lasselsdorf bei Stainz-Florian. Bronze-Fibel, Münzen. Mittheil. des histor. Vereins f. Steiermark V. 115. Repertor. f. steiermärk. Münzenkunde II. 240. Text zu Pichler's archäolog. Karte 25.

Lasenberg (St. Andreä) bei St. Niklas im Sausal. Glas, Mauerwerk, Farbwand, Bronze-Fibel, Beil, Kegel, Gürtelblechstück, 2 Schellen, Münzen (Constantin II.), Eisenstift, Messer. Mommsen, corp. inscript. lat. III. Thonschrift III

S. 757. 260.10. 184a. Schleifstein, Urne, eine flache graue Schale, Topfscherben. Geschichtsblätter Steiermarks. I. 190. Mittheil. des histor. Vereins f. Steiermark III. 233, IV. 29, 115. Jahresber. des Joanneums 1883, 17. Repertor. f. steiermärk. Münzenkunde II. 240. Text zu Pichler's archäolog. Karte 25.

Lassenberg an Lassnitz. Auf den Burgstall-Aeckern angeblich: Legionsziegel, römische Münzen, Waffenstücke, Grundmauern. Mittheil. d. Wiener Anthrop. Ges. XIV, 1884.

Lassenberg bei Gross-Florian. Römische Münzen aus Kupfer und Silber. Mittheil. des histor. Vereins f. Steiermark 28, S. XXVIII.

Leibenfeld bei Landsberg. Gruppe von über 25 Tumulis an der Strassenbiegung, ein entfernter im Schwabwalde. Mittheil. d. Wiener Anthrop. Ges. XIV. 1884.

Leitersdorf-Zendorf. Tumulus. Mittheil. d. Wiener Anthrop. Ges. XIV. 1884.

Lemsitz bei Stainz. Hügelgräber mit Kohlenresten und Thonscherben. „Sarkophag" aus Steinplatten, mit Kohlenresten und einer Glasscherbe. Acten des Joanneums 1886, 10 u. 89.

Lenstein bei Lemsnitz (nach der Karte Lestein). Tumulus. Acten des Joanneums 1886, 10 und 89.

Liboch. Von der Station aufwärts gegen Dobelbad im Walde ein Tumulus. Grabstätte? Mörtelmauer, roth, ergraben auf dem Grunde des Hackl-Michel durch Lehrer Fasching (vormals in Peggau) c. 1885.

Ligist. Münzen (Constantin II?). Auf der Anhöhe Dietenberg bei Ligist römischer Tempel, dessen Reste zum Baue der alten Kirche St. Johann bei Hohenburg? Mittheil. des histor. Vereins für Steiermark. VIII. 41. Repertor. f. steiermärk. Münzenkunde II. 240. Text zu Pichler's archäolog. Karte 29.

Mitterndorf bei Voitsberg. Münzen, darunter ein Justinus. Repertor. f. steiermärk. Münzenkunde II. 241.

Mattersdorf, Pfarre St. Florian bei Stainz. Bronzefibeln, Dolch, Medaillon mit Neptun. Acten des Joanneums 1873. 134. Text zu Pichler's archäolog. Karte 32.

Mooskirchen an der Kainach. Münzen, einige hundert Stück; Reliefs. Jahresber. des Joanneums 1820. Muchar, Geschichte Steiermarks, I. 401. Mittheil. des histor. Vereins f. Steiermark. V. 117. Repertor. f. steierm. Münzenkunde II. 241. Text zu Pichler's archäolog. Karte 33.

Mutendorf zwischen Stainz und Doblbad. Hügelgräber mit Steinresten. Giesswerkstätte für Bronzen; Bronzeklumpen (ganze Wagenladungen voll) und Gussöfen, gefunden vor 1860. Bronze-Ringe vom Weinzettel im Museum zu Gamlitz. Thonscherben? Weiss in „Tr. Bild von Steiermark" S. 417. Jahresber. des Joanneums 1882. 27.

Nassau bei Landsberg. Tumulus-Gruppe. Angeblich Bronzen und Eisengegenstände. Mittheil. der Wiener Anthrop. Ges. XIV. 1884.

Neudorf bei Stainz. Beim Taschner: Tumulus, Mörtel. Acten des Joanneums 1886.

Neudorf im Stainzthale. Ueber 15 Tumuli. Stein-Sarkophag mit eiserner Pferdetrense und Mörtelstücke(?). Ferner angebl. 5 menschliche Skelette und verrostete Waffen. Mittheil. der Wiener Anthrop. Ges. XIV. 1884. Acten des Joanneums. 1886. 10 und 89.

Neudorfeck bei Stainz. Hügelgräber. Acten des Joanneums 1886, 10 und 89.

Neuhof an der Glein-Alpe. Steinhammer aus schwärzlichem Serpentin (Museum in Gamlitz.) Katalog der Grazer culturhistor. Ausstellung. S. 2. 56. Nr. 1—16.

Oswaldgraben, seitwärts des Keinachthales, Rossbachalm. Vgl. Drassenberger-Hammer, Neuhäussl, Stieber, Stubalpe. Mauerwerk, keltisches Geräth(?), Mosaik, Steinmetzerei (Säulen, Gesimse, Platten, Reliefs). Macher's Topographie 422, Mommsen, corp. inscript. lat. III. 5415, 5416. Muchar, Geschichte Steiermarks. I. 404. Mittheil. des histor. Vereins f. Steiermark. V. 118, VI. 147. Text zu Pichler's archäolog. Karte 36.

Piber bei Voitsberg. Eisengeräth, Reliefs. Mommsen, corp. inscript. lat. III. 5413, 5414. Thongefäss und Deckel mit Radzier. Acten des Joanneums 1871—208. Muchar, Geschichte Steiermarks. I. 116. Mittheil. des histor. Vereins f. Steiermark. V. 119. Text zu Pichler's archäolog. Karte 41.

Pichling bei Krems. Thongefäss. Acten des Joanneums 1874—148. Text zu Pichler's archäolog. Karte 41.

Pichling bei Stainz. 32 Hügelgräber und zwar gegenüber vom Schlosse bei Pleterer 9, Stallhofmüllner 17, Ritter-Schneider 3, Tumuli (Calvarienberg) Kollertoni 2, Pickerholz 1. — Pleterer: Knochen- und Kohlenreste, Branderde, Thonscherben, Glasscherben, Steinkreis, Fibelfragment. Ritter: Stein in Quadrat behauen? Kollertoni: Topfscherben, Glasscherben, Kohlen- und Knochenreste, Plattensteine. Fibula(?) Acten des Joanneums 1886, 10 und 89, Blatt 7, 15, 16.

Pirkhof bei Teipel. Tumulus. Acten des Joanneums 1886, 10 und 89.

Pistorfer Wald. 29 Tumuli (darunter 8 grosse). Glasgeschirrfragmente nächst Gleinstätten, ein Hufeisen, eine Schwertklinge, Sarkophag, Thongefässe, Ausgussstück und schneckenförmiger Henkel von zwei verschiedenen Thongefässen und sonstige Scherben. Oesterr. Blätter für Literatur etc. 1846, 6. Radimsky in Mittheil. der Wiener Anthrop. Gesellsch. 1883. XIII. Seite 61 (Seite 18). Jahresber. des Joanneums 1883, 14, 15.

Plabutsch, Berg w. von Graz. Bronze-Gussstätte: Beil, Schwerttheile, 3 Lanzenspitzen.

Premstetten. Kleines Bronzebeil mit Schaftlappen, Eisengeräth (?). Acten des Joanneums 1876. 82. Jahresber. des Joanneums 1885, 12, 21. Text zu Pichler's archäolg. Karte 42. Dolchstück, Sicheln, Bruchstücke eines kegelförmigen Aufsatzes mit zwei Stiftlöchern, Bruchstücke eines schweren Ringes, Muchar, Geschichte Steiermarks I, 416. Mittheil. des histor. Vereins f. Steiermark V. 119. Pratobevera, Antiken in Steiermark 27. Acten des Joanneums 1873, 56. Text zu Pichler's archäolog. Karte 42.

Rassach bei Stainz. Mehr als 50 Tumuli. Mittheil. der Wiener Anthrop. Ges. 1884.

Rohrbach bei Hitzendorf, Tumuli (?). Acten des Joanneums 1881. 69.

Rossegg bei Stainz. Tumuli. Acten des Joanneums 1886. 10 u. 89.

Rossegg und *St. Stephan.* Nächst dem Wege zwischen obigen Orten: Hügelgrab. Acten des Joanneums 1886, 10 u. 89.

Sagga oder Saggau-Sulm, Zusammenfluss zwischen Mantrach und Fresing. Sehr zahlreiche Hügelgräber. Angebliches Grab des Attila (Goldsarg?). Mittheil. des histor. Vereins f. Steiermark X. 265. — Acten des Joanneums 1881, Nr. 2. Mittheil. der Wiener Anthrop. Ges. 1884 80, Verhandlungen. Text zu Pichler's archäolog. Karte 46.

Salla an Stubalpen-Strasse. Mehrere Höhlen; die sogenannte heidnische Kirche. Römerstein. Acten des Joanneums 1872. 62. Text zu Pichler's archäolog. Karte 46.

Sallegg bei Gamsgebirg. Hügelgrab. Acten des Joanneums 1886. 10 und 89.

Sauerbrunngraben am Stainzbache. Beträchtliche Anzahl von Bronzemünzen (Constantinus bis Arcadius, 292—408). Topograph. Lexikon. Janisch 34, Seite 791.

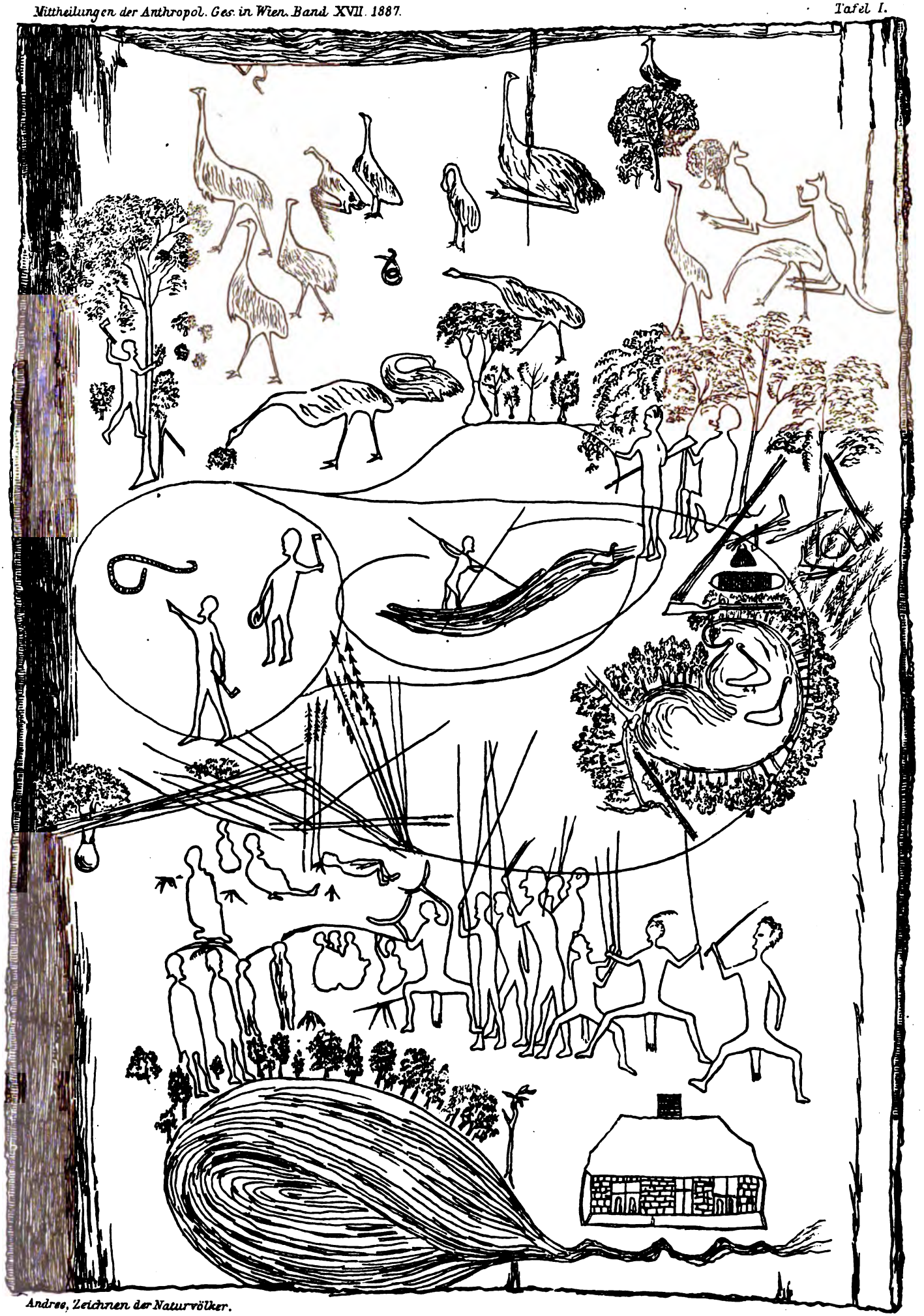
Sauruck-Kogel bei Wieselsdorf. Tumulus. Mittheil. der Wiener Anthrop. Ges. XIV, 1884.

Schönaich bei Wettmannstetten. 20 Tumuli. Acten des Joanneums 1886, 10 und 89.

Schwagg bei Landsberg, Neudorf(?) Tumulus. Mittheil. der Wiener Anthrop. Ges. XIV, 1884, 12. Februar.

Stainz. Gruppen von Hügelgräbern, eröffnet durch Erzh. Johann, Jahresber. des Joanneums 1857, 30; neu angezeigt durch Dr. H. Tauber 1886. Fundstelle von Menschenschädeln beim Schmiedbauer (Sägemühle), zwei Stunden vor Stainz, Steinaxt (?), Münzen (Hadrian, Faustina j., Constans?); Eisengeräth. Mommsen, corp. inscript. lat. III. 5408. Atilivs Muchar, Geschichte Steiermarks I. 433. Mittheil. des histor. Vereins f. Steiermark V. 121. Repertor. f steiermärk. Münzenkunde II. 242. Acten des Joanneums 1875, 82. Text zu Pichler's archäolog. Karte 49. *Schleicher* bei Stainz. Hügelgräber mit calcinirten Knochen und Thonscherben. *Stalhofmüllner* bei Stainz. Hügelgräber mit Kohle, fingerdicken Thongefässscherben.

Stainz und Glainz, Zusammenfluss in die Lasnitz. Hügelgräber, 6—12 Fuss hoch, 24—36 Fuss breit; 4 verschiedene Arten mit und ohne Steinkiste. Mittheil. des histor. Vereins f. Steiermark X. 265. Text zu Pichler's archäolog. Karte 48.



Andree, Zeichnen der Naturvölker.

Fig. 1.

Fig. 2.

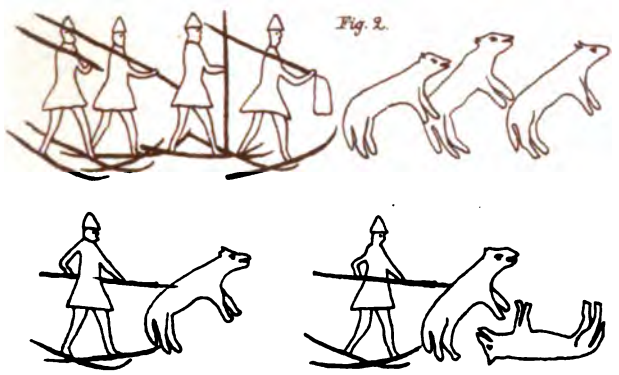


Fig. 5.

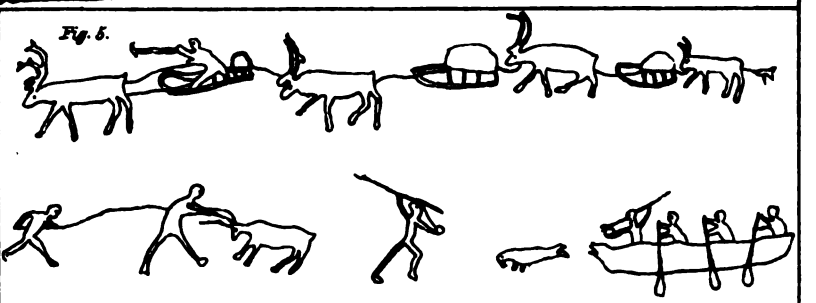


Fig. 3.

Fig. 6.

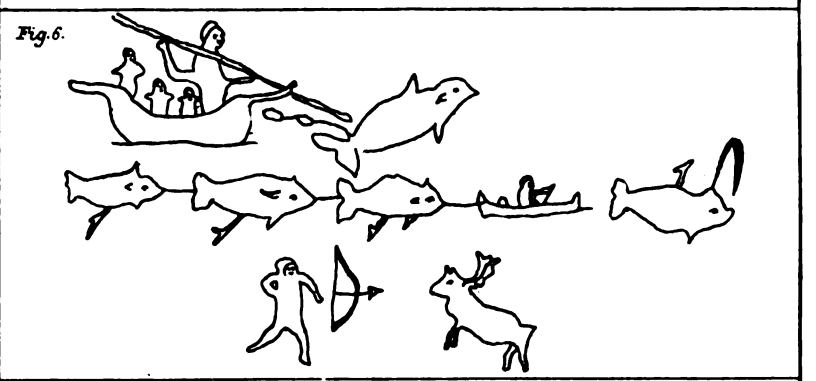


Fig. 4.

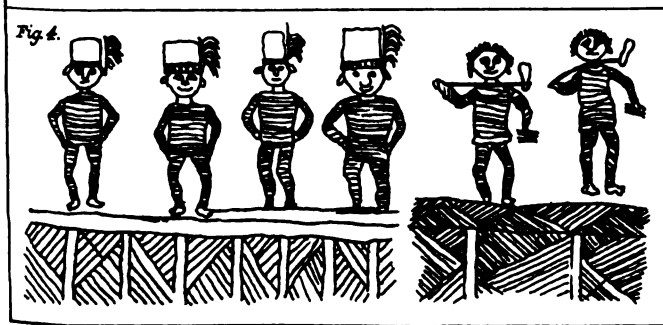
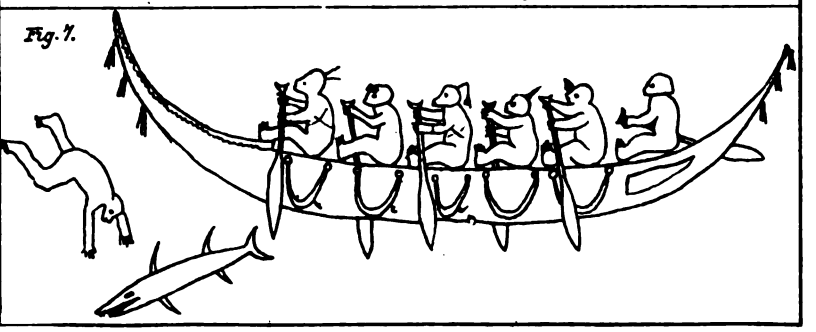


Fig. 7.



Andree, Zeichnen der Naturvölker.

Andree, Zeichnen der Naturvölker.

Erklärung zu Tafel IV.

Indianische Wurfhölzer.

a) Originale.

Fig. 1. (1a untere, 1b obere, 1c Seitenansicht, $^1/_4$ n. Gr.). Wurfholz der **Cocamas,** Ost-Peru (gesammelt ca. 1883 am oberen Amazonenstrom), im Besitz des k. Museums für Völkerkunde, Berlin.

Fig. 2. ($^1/_4$ n. Gr.). Wurfholz von **Riobamba,** Ecuador, ges. 1870—73 von Hrn. W. Reiss, und im Besitz desselben.

Fig. 3. (Ansicht von oben, $^1/_5$ n. Gr.). Wurfholz der **Purupurus** am Purus-Fluss, Brasilien (ges. von Natterer 1817—36), im Besitz des k. k. Naturhistorischen Hofmuseums, Wien.

Fig. 4. Dasselbe Wurfholz (Ansicht von unten, $^1/_5$ n. Gr.).

Fig. 9. ($^1/_8$ n. Gr.). Wurfholz der **Suyá** am Schingu-Strom, Brasilien (ges. von Hrn. K. v. d. Steinen 1884), im Besitz des k. Museums für Völkerkunde, Berlin. — Nach publ. Zeichn.

Fig. 10. (Grösse?) Wurfholz der **Tecuna** am Amazonenstrom, Brasilien (ges. durch v. Spix 1819), im Besitz des k. Ethnographischen Museums, München. — Nach publ. Zeichn.

b) Sehr verkleinerte prähistorische Nachbildungen in Gold.

Fig. 5. ($^5/_4$ n. Gr.). 1. Wurfholz der **Tschibtscha,** Colombien, im Besitz von Hrn. B. Koppel (London).

Fig. 6. ($^5/_4$ n. Gr.). 2. Anderes Wurfholz der **Tschibtscha,** Colombien, im Besitz von Hrn. B. Koppel (London).

Fig. 7. ($^5/_4$ n. Gr.). 3. Wurfholz der **Tschibtscha,** Colombien, im Besitz von Hrn. B. Koppel (London).

Fig. 8. ($^5/_4$ n. Gr.). 4. Wurfholz der **Tschibtscha,** Colombien, im Besitz von Hrn. B. Koppel (London).

c) Prähistorische Nachbildungen in Thon an menschlichen Figuren (Verzierungen von Thongefässen).

Fig. 13. (Thongefäss mit dem oberen Theil einer menschlichen Figur, welche mit Schild und Wurfholz ausgerüstet ist, in Relief verziert, ca. $^1/_7$ n. Gr.). Wurfholz von **Palenque, Guatemala.** Im Besitz des Musée d'Ethnographie, Trocadero, Paris (Coll. Machado 8043).

Fig. 14. (Thongefäss mit einer halblebensgrossen menschlichen Figur, welche mit Schild und Wurfholz ausgerüstet ist, plastisch verziert, ca. $^1/_7$ n. Gr.). Wurfholz aus der Gegend des Isthmus von **Tehuantepec.** Im Besitz des Musée d'Ethnographie, Trocadero, Paris (Nr. 10450).

d) Alte Zeichnungen bei Schriftstellern des 16. Jahrhunderts.

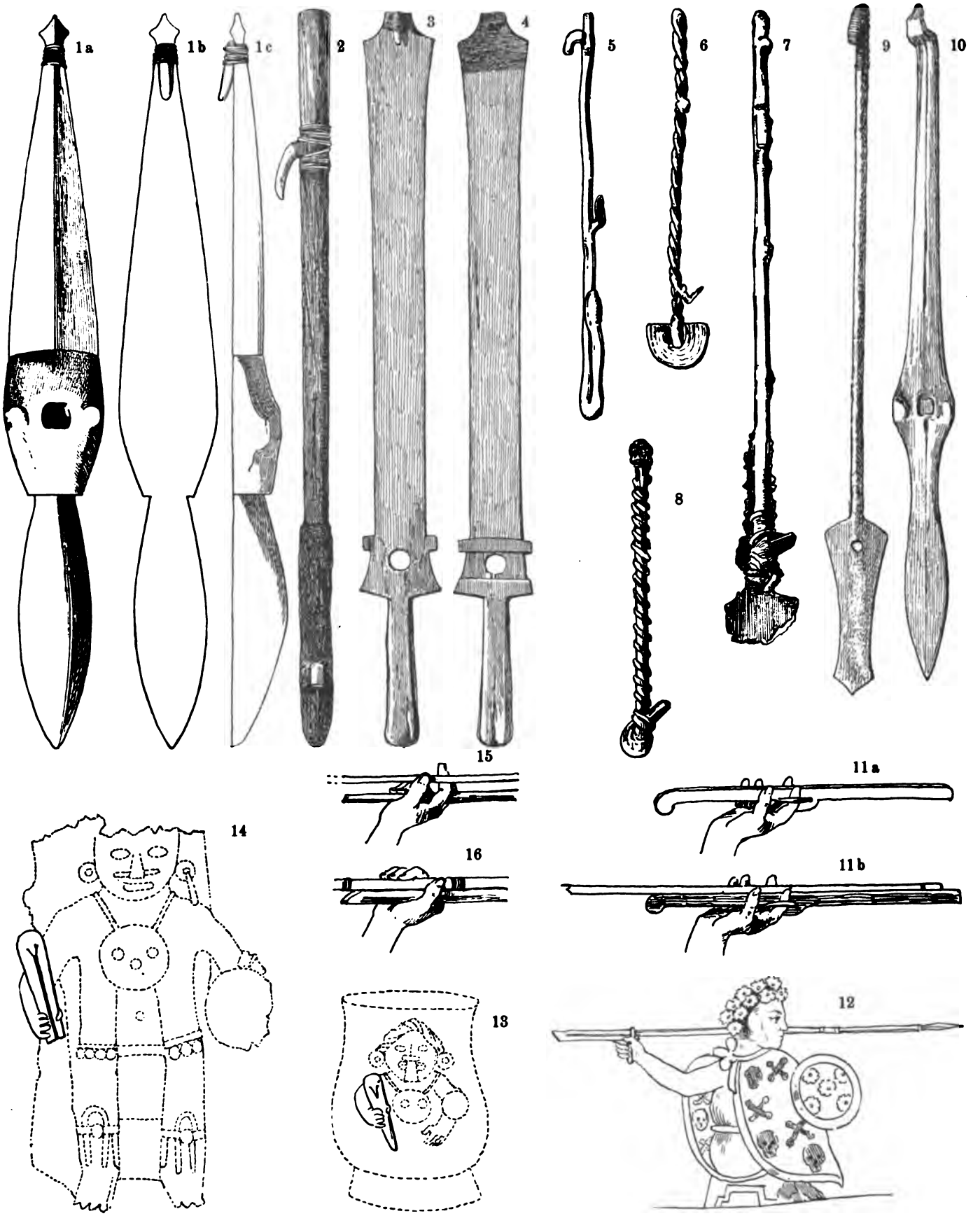
Fig. 11. (a ohne, b mit Speer, ca. $^5/_4$ n. Gr.). Wurfholz der Provinz **Cueva,** westlicher Theil des Isthmus von Panama. — Aus Oviedo, Hist. gen. y nat. de las Indias, 1851, Vol. III, Pl. 1, Fig. 2 und 3.

Fig. 12. (Tezcatlipoca mit Schild, Speer und Wurfholz, wie er in Tempeln in Mexico dargestellt war, n. Gr.). Wurfholz von Mexico. — Aus Durán, Hist. de las Ind. de N. Esp. 1880, Atlas Lam. 5a zu Trat. 2, Cap. 5, Fig. A.

Verschiedene Weisen, das Wurfholz zu halten, aus anderen Gebieten.

Fig. 15. Handhaltung in (Süd)-Australien, nach Hrn. Smyth, Aborigines of Victoria 1878, I. 310.

Fig. 16. Handhaltung bei den Eskimos (in Grönland), nach Hrn. Mason, Throwing Sticks, Smithson. Report 1884, II. pl. I.



Dr. Max Uhle: Die Wurfhölzer der Indianer Amerikas.

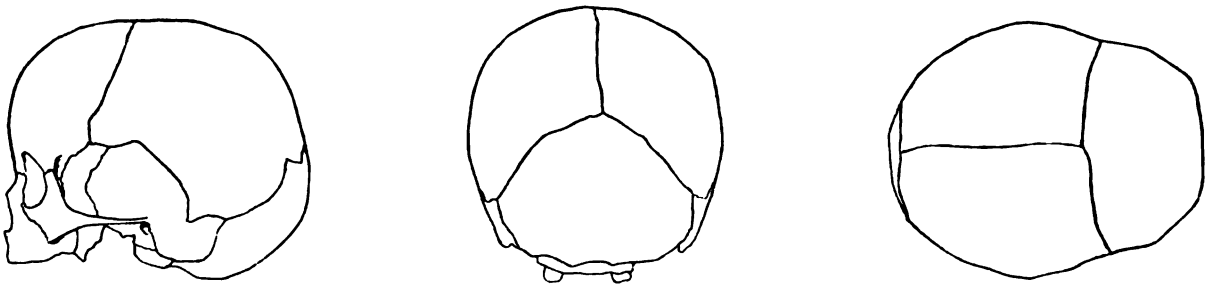


Fig. 1—3. Kindlicher Brachycephalus aus Ischgl.

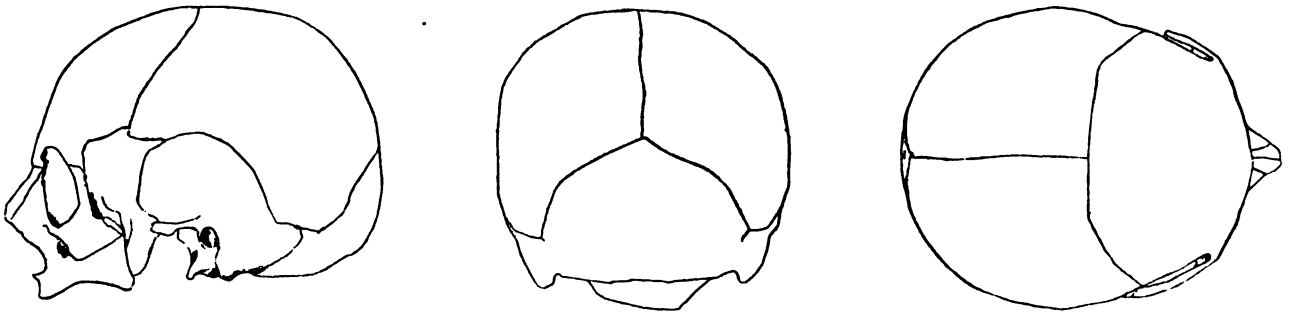


Fig. 4—6. Brachycephalus aus Ischgl.

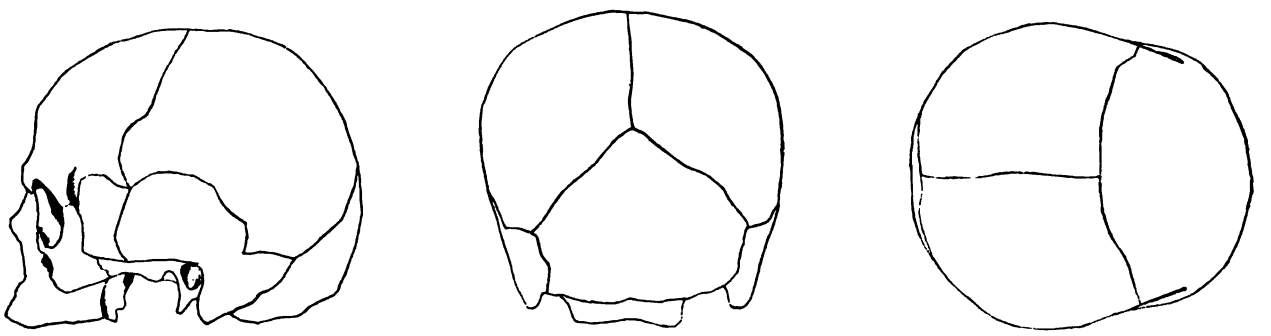


Fig. 7—9. Hyperbrachycephalus aus Ischgl.

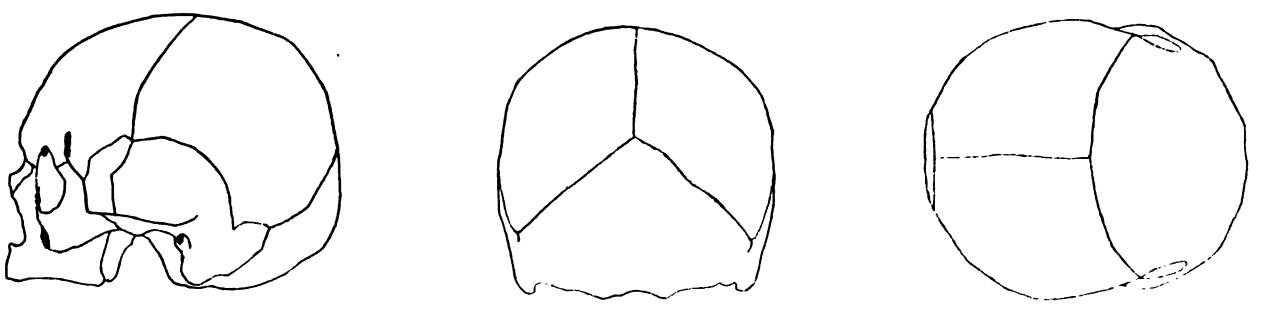


Fig. 10—12. Brachycephalus aus Gallthür.

Erklärung der Abbildungen auf Tafel VI.

Fig. 1. Normal gewachsener **Hauer** eines gezähmten Ebers des weissbärtigen Wildschweines (Sus papuensis) von **Hihiaura-Buchtung**, nahe Ost-Cap in **Neu-Guinea.**

a) Linie, bis zu welcher der Hauer in der Alveole des Unterkiefers steckt, zugleich das Ende der Abschleifung des Innentheiles der Spitze, durch Reiben am Eckzahne des Oberkiefers.

Fig. 2. Abnorm gewachsener, kreisrunder **Hauer** eines Wildschwein-Ebers von **Finschhafen** in **Neu-Guinea.**

a) Linie, bis zu welcher der Hauer muthmasslich in der Alveole des Unterkiefers steckte.

Fig. 3. Kostbarer **Brustschmuck** von der Insel **Normanby, d'Entrecasteaux-Gruppe,** im Besitze der ethnographischen Sammlung des k. k. naturhistorischen Hofmuseums in Wien.

a) Abnorm gewachsener kreisrunder Eberhauer.

b) ca. 105 Centimeter (i. e. Gesammtlänge des ganzen Strickes) langes Tragband aus einem Strick, auf welchen in dem Stücke zwischen Eberhauer und Muschel 30 längliche Plättchen von rother Spondylus-Muschel „Bakiau" und 22 ebenso geformte Plättchen aus weissen perlmutterglänzenden Muschelschalen aufgereiht sind.

c) Verzierungen des Eberhauers aus kleinen auf Schnüren aufgefassten rothen Spondylusscheibchen.

d) Eine weisse Porzellan-Muschel (Ovula ovum) als Nackenverzierung.

Fig. 4. Ein desgleichen **Brustschmuck** von derselben Localität.

a) Eberhauer, durch langes Tragen gelb geworden, wie altes Elfenbein und wie polirt.

b) Tragband, im Ganzen 60 cm lang, aus vierfachem Strick von feinem Bindfaden gedreht, in welchen 4 Reihen zu je 21 Stück runder rother Spondylusscheibchen, „Samakupa", zwischen *a a* und *b b* weisse Muschelscheibchen, „Waiatutta", eingeflochten sind.

c) Weitere Verzierung aus kleinen rothen Spondylusscheibchen, deren Anhängsel

d) in eigenthümliche glänzend schwarze Fruchthülsen endigen. Die letzteren werden auch an der Ostspitze Neu-Guineas bis Port-Moresby häufig als Verzierung von Armbändern und Ohrschmuck benutzt.

Fig. 5. **Brustschmuck** aus zwei kreisrunden Eberhauern, wie ich solche in **Astrolabe-Bai** (**Neu-Guinea**) und auf **Willaumez-Insel** (**Neu-Britannien**) sah.

Fig. 6. Imitirter kreisrunder **Eberhauer,** aus Tridacna-Muschel geschliffen, von **Dinner-Insel,** Ostspitze Neu-Guineas.

Fig. 7. Ein desgleichen, aus gleichem Material von **Krauelbucht,** Kaiser **Wilhelms-Land.**

Stallhofen. 2 Löwen; 11 Reliefs. Mommsen, corp. inscript. lat. III. 5409, 5410, 5411. Muchar, Geschichte Steiermarks I. 432. Mittheil. des histor. Vereins f. Steiermark V. 121. Text zu Pichler's archäolog. Karte 49.

Steinberg bei Thal. Hügelgräber; Eisensichel mit Stielloch, Steinkeilchen aus Quarzgeschiebe aus dem Gneiss vom Rosenkogel bis Stainz. Acten des Joanneums 1880. 61, 55; 1884. 4, 22; 1883, 5; 1881, 13, 20.

St. Florian (Gross-Florian) im Lassnitzthale. Hügelgräber mit Bronzebeil, Drahtgewinde, Kettchen, Morgenstern, Lanzenspitze, Nadel. Eisennagel, Ring, Wagarm. Eiserne Messer, mit Zinnbeschlag; Culturhist. Ausstllg. Kat. S. 14. Nr. 690. Münze (Faustina j.), Steinkeil, Schleifstein, Mosaikboden, Farbwand, weibl. Marmorhand 1843, Thonscherben. Acten des Joanneums 1886. 10, 89. Mittheil. des naturwiss. Vereins für Steiermark XIX, 197. Muchar, Geschichte Steiermarks I. 378. Mittheil. des histor. Vereins f. Steiermark. V. 110. Repert. f. steiermärk. Münzenkunde II. 239. Pratobevera, Antiken in Steiermark 43. Sitzungsber. der kais. Akad. d. Wissensch. 1878, Bd. 91, Seite 613 f. Geschichtsblätter Steiermarks I. 190. Oesterr. Blätter für Literatur etc. 1846. 141. Mittheil. der Wiener Anthrop. Ges. XIII. 1883. 24. Text zu Pichler's archäolog. Karte 11.

St. Johann bei Hohenburg (Kainachthal). Reliefs. Muchar, Geschichte Steiermarks 389. Mittheil. des histor. Vereins f. Steiermark. V. 113. Text zu Pichler's archäolog. Karte 21.

St. Joseph bei Stainz. Hügelgräber. Acten d. J. 1886. 10, 89.

St. Ponkrazen (?) bei Geisthal (?). Goldmünze. Acten des Joanneums 1873. 26. Text zu Pichler's archäolog. Karte 36.

St. Stephan bei Stainz. Im Plettri-Walde zwei Grabhügel. Im Kirchwalde ein Tumulus. Acten des Joanneums, 1886, 10 und 89 Münzen (Claudius (?), Traian, Hadrian (?). Sabina, Faustina s., Commodus, Gordianus (?), Philippus (?). Mitth. des histor. Vereins f. Steiermark V. 121. Repertor. f. steiermärk. Münzenkunde II. 242. Text zu Pichler's archäolog. Karte 49.

Stubalpe. Reisstrassener Höhle. Oswaldgraben, Garten des Sattlerhauses Stiebler. Bronzebeil mit Schaftlappen. Mittheil. des histor. Vereins f. Steiermark V. 121. Macher's Topographie 65. Acten des Joanneums 1873, 56. Text zu Pichler's archäolog. Karte 51.

Stübing. Bronzewaffen, Münze aus Bronze: (Commodus, Aelius?). Repertor. f. steiermärk. Münzenkunde. Mommsen, corp. inscript. lat. III. 5445, 5446, 5447, vgl. Klein-Stübing.

Sulz bei Deutsch-Landsberg. Hügelgrab. Mittheil. der Wiener Anthrop. Ges. XIV. 1884.

Tanzelsdorf bei Stainz. Tumuli. Mittheil. der Wiener Anthrop. Ges. XIV. 1884.

Teipel bei Stainz. Bronze-Beschlägstück, Goldmünze. Acten des Joanneums 1877, 69. Text zu Pichler's archäolog. Karte 52.

Teipel. Fuchsgrabenholz. Tumuli. Acten des Joanneums 1886, 10 und 89.

Thal bei Graz. Heidengräber, Kohlen. Thonscherben. Acten des Joanneums 1880, 90. Jahresber. des Joanneums 1880, 15, 21.

Tobelbad. Bronzemünze. Acten des Joanneums 1876. 82. Text zu Pichler's archäolog. Karte 52.

Unter-Rossegg bei Stainz. Tumulus. Acten des Joanneums 1886, 10 und 89.

Unter-Graden. Kleines Urnenfeld mit Thongefässen (Urnen, Schale mit Deckel), Bronze, Bleiplatte, sensenartiges Eisen, Mühlstein, Stück einer cannellirten und gewundenen Säule, Münzen (1 Kupfer, 5 Bronze). Landesmuseums-Verein 1884, Gruppe XII. 166 Ch. Acten des Joanneums 36, Nr. 166—170.

Unter-Greut im Saggauthale. 17 Tumuli.

Vochera bei Stainz; beim Kleinhappel an der Grenze gegen die Gemeinde Gersdorf. Tumuli. Hufeisen, antik (?) Mittheil. der Wiener Anthrop. Ges. XIV. 1884.

Voitsberg im Kainachthale. Münzen (Augustus, Traian, Pius). Im rosenthaler Kohlenreviere eine Pflugschar, antik (?); 3 Hufeisen unter dem Schlossberge. Reliefs. Mommsen, corp. inscript. lat. III. 5412, vgl. 5425. Thon, Terracotta Mlkopf. Acten des Joanneums 1869—1a. Muchar, Geschichte Steiermarks I. 440. Jahresber. des Joanneums 1854. 1882/22. Mittheil des histor. Vereins f. Steiermark III. 115, V. 122. Jahresber. des Joanneums 1883, 14. Landesmuseums-Verein XII. 283, Text zu Pichler's archäolog. Karte 54, 55.

Voitsberg-Mitterdorf. Münzen. (Decius, Justinus). Repertor. f. steiermärk. Münzenkunde 242. Text zu Pichler's archäolog. Karte 55.

Waltschach im Sulmthale, am Fusse des Temerkogels. Tumuli.

Weinzettel bei Lannach. Weiler nächst der Gallerbrucken. Mehrere Tumuli. Beim Bauer Berger: Bronze-Gussstätte, 4 Streitkeile mit Schaftröhren, Rüstungsbestandtheile (1877), Bronze-Ringe, ziemlich dünn, 30—40 Stück, im Ganzen bis 4 Pfund schwer. Mittheil. des histor. Vereins f. Steiermark IV. 55, V. 123. Acten des Joanneums 1881, 88. Pratobevera, Antiken in Steiermark 27. Text zu Pichler's archäolog. Karte 57.

Wettmannstetten-Zendorf. Tumuli. Mittheil. der Wiener Anthrop. Ges. XIV. 1884.

Wetzelsdorf(berg). Tumuli. Mittheil. der Wiener Anthrop. Ges. XIV. 1884. Acten des Joanneums 1886. 10 und 89, Bogen 10.

Wieselsdorf. Acker d. Grundbesitzers Pauer. Tumulus; Bruchstücke eines Fläschchens, Urne, Thonscherben. Acten des Joanneums 1879. 100. Jahresber. des Joanneums 1879. 15, 16.

Zenndorf-Leitersdorf (Zehndorf). Hügelgrab (?). Mittheil. der Wiener Anthrop. Ges. XIV. 1884.

Zendorf-Wettmannstetten. Tumuli. Mittheil. der Wiener Anthrop. Ges. XIV. 1884.

Zigöllkogel-Höhlen. Im Kalkfels; im Krenngraben bei Köflach. Heidengrotte. Lueghöhle, vgl. Ziguln bei Klagenfurt. Macher's Topographie. 67, 423, Schmiedl. Text zu Pichler's archäolog. Karte 60. Mittheil. des naturwiss. Vereins f. Steiermark. Bd. 19. Seite XXIV.

4. Herr Dr. **Fritz Pichler** in Graz übersendet eine Notiz über

Höhen-Besiedelungen.

Wie weit in gebirgigen Landgebieten, insbesondere wie weit in unseren Alpengauen die Fundstücke der Vorzeit in die Höhen hinaufreichen, ist gewiss allerorten der Untersuchung und wo möglich der kartographischen Darstellung werth. Der Erhebung über Meer aber wird sich die örtliche, über Thalsohle berechnete, erklärend an die Seite stellen müssen. Nun ist aus geläufigen Gründen das Geräthe, die Weihschrift, in seltsamen Fällen die Uebergangs-Strasse meist das Höchstreichende. Für die Frage der Hochbesiedelung möchte aber doch im Gräberfundwesen eigentlich das Entscheidende liegen, wenn man zugeben will, dass man die Leichen zur letzten Ruhe eher von den Höhen herabgetragen haben wird, als ferner von den Besiedelungsstätten nach oben hinauf. Daraus erhellt, wie wichtig es wird, die Grabdenkmäler als Zeichen der Höchstbesiedelung zu beschauen. Es wird sich wahrscheinlich einmal zeigen, dass die Thalbestattungen, besonders in Flussnähe, verhältnissmässig die spätesten, jene auf hügeliger Lehne unter ebensolchen Bedingungen die zahlreichsten, und dass nach oben hinauf bis zu gewisser Grenze die Anzahl viel weniger rasch abnimmt als nach abwärts gerechnet. Der Umschwung hierin dürfte erst nach einem Jahrhunderte erster Römerzeit eingetreten sein, doch so, dass ausnahmsweise noch alte Sitte mit hineinspielt. Für jenes pannonisch-norische Gebiet, zu welchem beispielsweise Steiermark und Kärnten zählen, mit der Basis 140 und 340 m über Meer, scheinen die Höhengrenzen der Funde engeren Sinnes gegeben zu sein mit 944 und 1117 m. Das wäre nun

eine örtliche Erhebung über die Landesbasis 804 und 777 m; aber das will genauer bezeichnet sein nach dem Höhenstande der nächsten Thalstelle. Denn es kommt nur in Erwägung, wie hoch ein nächster Thalsiedler in Beachtung von Wald-, Steinbruch-, Erz- und Weidenutzen in die Höhe gehen wollte. Nun liegen — beiläufig gesagt — die beiden soeben angedeuteten Höchstpunkte nicht im eigentlichen Oberlande der genannten Provinzen, wo die Bergkulmen sich drängen; sie liegen über Thal etwa 426 m und 642 m. Das sind Stellen, wo man die Besiedelung laut der Grabfunde wohl für 18 Jahrhunderte zurück annehmen kann. Die keltisch-römischen Vororte, zu welchen die hervorgehobenen Stellen gehören, sind Celeia und Virunum, jenes 241 m hoch gelegen, dieses 454 m. In den steierischen Bergen haben sich zuhöchst angesiedelt: Silvanus, Sohn des Jantumar mit seinem Weibe Successa und Tochter Sivnia oder Silvinia, welche zehnjährig gestorben ist; im Kärntischen aber mit Namen erst zu erfahrende Leute [1]), und zwar ist auf den Bachern-Kulmen sogar die Hügelform von 12 Klaftern Länge, 8 Klaftern Breite noch gezeigt worden, was von St. Johann am Presen vor der Presner-Alpe nicht berichtet ist. Derlei Höhenstellen haben wir in Steiermark noch zu St. Heinrich am Bachern, St. Martin ebenda, zu Haus am Bacher, Celovnik-Hynina bei Laack, Marnuberg bei Dol, Vipota- und Laisberg bei Cilli, Nikolaiberg und Rifingost, Podwerch, Donatiberg (?), Oberfeising, Wurmberg im Unterlande, zu Seckau, Puchbach, Wallnerberg, Heilbrunn, Rabendorf, Roseck, Penzenberg, St. Radigund vor dem Schöckel, Pischk, St. Dionysen, Pichelhofen u. a. im Oberlande. Allerdings nur vereinzelte reichen da auf 500 m über Thal empor bis 400, 300; aber 200 m hoch sind schon mehrere gestellt, über 100 m mindestens 10. Die Gräberstätten von Goldes, Hausdorf, Hart liegen immerhin noch ein ganzes bis ein halbes Hundert von Metern über Thal. In Kärnten sind als Hochstellen mit antiken Funden bekannt (abgesehen von Koralpe*, Ursulaberg* und dergl.), der Helenen-* und Ulrichs-*, der Stern-, Kanziani-, Oswaldi-* und Danielsberg*, insbesondere Diex*, Loibl*, Gurina, Grebern*, Reisberg, Preblau*, St. Urban-, Primas*, Hemmaberg*, Seidolach am Matzen, Tiffen*, Hollenburg, Tanzenberg und das niedere Köttmannsdorf und Karlsberg. (Die durch * bezeichneten über 800 m Seehöhe.) Der Orte von 100 m über Thal wären im Allgemeinen noch mehrere ausfindig zu machen; nicht wenige aber erreichen sonst mehr als 300 m über Thal, einzelne 400 und 600 m.

Auf der seit Jahren allerdings, durch Zufallsfunde bekannten aber erst 1886 durch planmässige Grabungen, besser erschlossenen Hochbesiedelungs-Stelle des Kugelsteines bei Peggau an der Mur [2]) haben sich 1887 wieder neue Anwohner namhaft machen lassen, welche da oben, 142 m über Thal, beiläufig 544/402, ihre Gelübdesteine in Kriegszeiten der Victoria setzten. Deren möchten Attus, Oicon, Vindia wohl keltische Leute gewesen sein, die ihre Namensverwandten Attus bei Solva, und anderwärts in den Atto, Attio, Occus, Vindio, Vindilla u. s. w. hatten. [1]) Zu den Grabstätten auf Berghöhe und unten zwischen Fluss und Berglehne sind sie gewiss in Beziehung zu bringen. Die drei Ara-Inschriften von den Ausgrabungen des Polytechnikers Moriz Heider in Wien werden hiermit zum ersten Male veröffentlicht. Mitgefunden wurden Bautheile aus krystallin. Marmor, nämlich 7 von muthmasslich vierseitigen Stücken, theils abgeschrägt, eine Säulenbase, 3 kapitälartige Stücke, 1 Mühlsteinstück und eine Sigillata-Scherbe. Dem Stande nach möchten sowohl Attus, des Oicon Sohn, als P(ublius) Ae(lius) S(urus ?), als Vindia Verna und Jan(tull?) zu den Landbauern unter solvenser Patronat gehört haben. Zeit vor 370, nach 180 bei Nr. 2 die Blatt-Interpunction.

1. ATTVS
OICONIS · F
VICTORIAE
AVG
V · S · L M
Ara h. 90, br. 42, d. 30 cm.

2. VICTORI
ÆAVGV
P ♂ Æ ♂ S ♂ T VI
NDIÆ \ER
NVV ♂ IAM ♂
Ara h. 59, br. 33, d. 30 cm.

3. VICA(VG)
Ara h. 21 von m 28, br. 21 v. 18·7, d. 20.

Im kärntischen Oberlande bietet der Landbezirk zwischen den Seeen von Ossiach, Afritz, Feld, Millstatt eine Reihe auffälliger Höhen-Besiedelungen vom Südhange der Görlitzen-Alpe angefangen bis zum Westhange des Mirnock bei Gschriet. Hier zeigen viele Beispiele alte Höhencultur. Einem der bedeutendsten Kulmen dieses Hochlandes, dem Wöllanernock, welcher von 2139, 2086 m bis 1797 m herunter Ausläufer entsendet, ist vorgelagert jenes wohlbebaute Dorfgebiet von Wöllan, von welchem Mommsen's Inschriftenwerk zwei Grabsteine mittheilt (4764, 4765). Die Grabstätten des Calendinus, Sohnes von Ategnat, sowie seiner Gattin Secunda, Tochter des Senicion, und seiner Söhne dürften wahrscheinlich auf den sonnigen Südwest-Abfällen dieser Bergzüge angebracht gewesen sein, etwas tiefer als an den Rainen bei Tengg (1469 m), etwa 1130 über Meer oder 380 bis 413 m über dem Thale von Afritz mit dem Afritzer-See. In der Sohle drunten scheint von Treffen aufwärts, welches noch römische Reliefs und Bauwerke geborgen hat, bis an's Grenzgebirge, alsdann westwärts bis Millstatt, ostwärts bis Himmelberg und Albeck, bisher kein Fundstück irgend eine Besiedelung an den Gewässern in den Engthälern verrathen zu haben. Hier oben aber, auf den lange von der

[1]) Mommsen, corp. inscript. lat. III. 5290. Mitth. der k. k. Central-Commission 1886, Seite CLXXXVI, Nr. 136.

[2]) Siehe Mitth. d. histor. V. f. Steiermark, Bd. XXXV, 1887.

[1]) Vgl. Corp. inscript. lat. III, 4767, 5354, 5529, 4987 u. a.

Sonne besuchten Höhen mit den frühzeitigen Waldlücken haben — der Sage zufolge — die Heiden gehaust und jene Kirche errichtet, welche in der Folge mit den Evangelischen getheilt worden ist; auf den Alphöhen haben sodann die Christen mit den Türken gerauft, woher die langen Gräber auf der Prom- (oder Frohn-) Wiesen unter dem Wöllanernock, Grund des Ase in Arriach und der Tassacher bei Afritz, rühren sollen. Jenseits der Kulmen klaffen die Felseneingänge der Kaser-Höhlen, nach einer Viertelstunde Fussweges erreichbar, mannshoch und breit im Anfange gestaltet, hinter dem niedrigen schrägabfallenden Zugange in etwas erweiterten Hallen Wasserstürze, Vereisung und Holzdielen bietend. Diese, von aussen durch hingelagerte Felsblöcke gekennzeichnete „Kaiserburg" (2055 m), worin der aus Tirol herbeigeflüchtete Kaiser verborgen gewesen und von den Leuten ernährt worden sein soll, und das Freimannsloch scheinen gesonderte Gegenstände der Sage zu sein. „In der Kaiserburg" liegt eine Hütte, drei Viertelstunden vom Gipfel entfernt. Sowohl diese Höhlen-Folge wäre vom urgeschichtlichen Standpunkte aus untersuchenswerth als die ganze vordere Südseite des Wöllanernock, dessen Verzweigungen, wie Rabl's Reisebuch S. 81 hervorhebt, „schöne grüne bewaldete Thalbuchten umschliessen; die ganze Berggruppe ist bis zum hornartigen Gipfel begrünt, sanft geformt und ohne jede rauhere Partie, ein höchst eigenartiger Anblick." Das giebt uns auch den Schlüssel zur Sage alter Zeiten. Zur genauen Erkenntniss der Namen von Personen ausserhalb der früher erwähnten, wenigstens sechs, geben wir aber noch eine berichtigende Lesung des dreizeiligen Grabsteines, welcher auf der wöllaner Kirche, südliche Mauer, aussen, zu oberst unter dem Dache, Ecke gegen die Portalseite, eingefügt ist. An allen vier Seiten vollständig erhalten, also nicht irgendwo eingebrochen, besagt er mit dem Texte:

PILETO . MO
TRI F ET SEVE
RA CALVI F‹ V . F

dass die Ehegatten Pileto, Sohn des Motrus, Severa, Tochter des Calvus, sich bei Lebzeiten den Denkstein sezten. Der Mann giebt sich ganz als Kelte, das Weib ist vielleicht eine Romanisirte aus dem Poststrassen-Bezirke von Sianticum gewesen.

5. Herr Dr. **Otto Müller** in Oedenburg übersendet einen Bericht über eine

Prähistorische Ansiedlung und Gräber am „Burgstall" bei Oedenburg.

Die geographische Lage der Stadt Oedenburg an dem Kreuzungspunkte zweier natürlicher Weltstrassen in Mitteleuropa, von denen, laut der ältesten historischen Nachrichten, die eine vom adriatischen Meere über Aquileja, Laibach, Pettau, Steinamanger, Oedenburg, Deutsch-Altenburg, über die Donau und durch das Marchthal nach dem Norden, die andere von den südöstlichen Donauländern, die Drau zwischen Essegg und Legrad übersetzend, hinauf zum Szalaflusse, dann über die Raab gegen Oedenburg und von hier gegen Wien und weiter durch das obere Donauthal nach dem Westen Europas führte, — noch mehr aber die topographischen Verhältnisse dieser Stadt, welche, am Eingange des ziemlich breiten Thaldefilés an den nordöstlichsten Ausläufern der Ostalpen, das südliche Thor zwischen der kleinen ungarischen Tiefebene und dem Wienerbecken bildet, wo jene zwei Strassen zusammentreffen, weil ein Ausweichen südwestlich wegen der Alpen und nordöstlich wegen des sumpfigen Neusiedlerseebeckens schwierig war, — endlich der alte, auch vor Christi Geburt und vor der Römer-Occupation Pannoniens herstammende, keltische Name der Stadt „Scarbantia"[1]), — liessen die wahrscheinliche Annahme zu, dass in Oedenburg und seiner Umgebung einst Stätten vorgeschichtlicher menschlicher Niederlassungen bestanden haben. Diese Annahme wurde bestärkt durch zahlreiche Einzelnfunde prähistorischer Gegenstände, welche in und um Oedenburg im Laufe der Jahre gemacht wurden, und durch für solch alte Niederlassungen ganz charakteristische Local- oder Riedbezeichnungen, welche sich in der Umgebung von Oedenburg an vielen Stellen im Volksmunde dafür gebildet und seit vielen Jahrhunderten erhalten haben.

Sind schon die Funde aus der Römerzeit in Oedenburg zahlreich gewesen, so haben noch die seit dem Jahre 1878 und insbesondere im Jahre 1882 gemachten Ausgrabungen am Wienerberge[2]), bei den s. g. „Erdburger" Gründen, ausserhalb des nordwestlichen Stadtthores (Wiener Thor), von mehr als 30 prähistorischen Flachgräbern, mit menschlichen Skeletten, eisernen Schwertern und Lanzenspitzen, Thongefässen, bronzenen und eisernen Fibeln, Armbändern u. s. w., sichergestellt, dass neben der römischen Municipalstadt Scarbantia, und wahrscheinlich der Zeit nach auch früher, daselbst eine nichtrömische, zweifellos keltische Ansiedlung bestand, auf welche schon Plinius (N. H. III, 27 ed Sillig) mit den Worten hinwies: „Noricis junguntur lacus Peiso (Plattensee), deserta Boiorum (Bojeröde, heute das Neusiedlerseegebiet mit dem Hanságsumpfe), jam tamen Colonia Divi Claudia Sabaria (Steinamanger) et oppido (vielleicht richtiger „oppida") Scarabantia (Oedenburg) (et?) Julia (wahrscheinlich identisch mit Carnuntum heute Petronell — D.-Altenburg[3]) habitantur."

Der höchste Berg in der nächsten Umgebung von Oedenburg, welcher sich auf den Alpenausläufern süd-

[1]) Stammt vom keltischen (gaelischen) Worte — „Scarb", französisch „Escarpe", englisch „Scarp"; bedeutet: die steile innere Böschung eines Grabens, oder eine Terrainabdachung im Allgemeinen. Die Bedeutung des Wortes entspricht den topographischen Verhältnissen von Oedenburg. Der ungarische Name „Sopron" ist durch Lautwechsel von Scarbantia abgeleitet.

[2]) Beschrieben von Iván Paur — im Archaeolog. Értesitő. VI. B. Neue Folge. 1886. S. 97—114.

[3]) Eine von den bisherigen Erklärungen des Wortes „Julia" abweichende Anschauung, deren Begründung ich an anderer Stelle nachzuweisen Gelegenheit haben werde.

westlich der Stadt, 4 Kilometer von derselben entfernt, hinter Wandorf, 478 Meter hoch erhebt, vereinigt auf seinem Plateau zwei charakteristische Localbezeichnungen, nämlich „Burgstall", so wird die Kuppe des Berges selbst genannt, und „Teufelsbrücke", so heisst der an die Kuppe des Berges gegen Süd sich anschliessende Bergrücken.

Als ich vor zwei Jahren durch den Herrn Bürgermeister von Oedenburg JOHANN FINCK auf die am „Burgstall" ersichtlichen Schanzgräben und Wälle, welche nach Angabe des Forstamtes 1030 Klafter lang sind und einen Flächenraum von 37·4 Katastraljoch umfassen, aufmerksam gemacht wurde und diese eingehend besichtigte, und fand dass sich auf der „Teufelsbrücke" und oberhalb des „Teufelsgraben" südwärts an obige Wallbauten ein ausgebreitetes Gräberfeld anschliesst, welches dadurch besonders merkwürdig ist, dass sich darauf eine bisher noch nicht festgestellte, jedenfalls aber die Zahl mehrerer Hunderte erreichende Menge äusserlich gut erhaltener Tumuli befinden, so kam ich zu dem Schlusse, — worauf auch die Grösse und Form, sowie die gruppenweise Aneinanderordnung dieser Tumuli hinwies, — dass diese Wallbauten sammt dem Gräberfeld aus dem Zeitalter vor der Römer-Occupation Pannoniens stammen dürften. Ich machte auf diesen Umstand den bei diesem Ausfluge mich begleitenden Herrn Bürgermeister aufmerksam und rieth gelegentlich einen solchen Grabhügel, welche sämmtlich in dem der Stadt gehörigen Walde liegen, öffnen zu lassen.

Vor einigen Wochen hatte der Herr Bürgermeister die Güte, mich in Kenntniss zu setzen, dass Herr Oberrealschul-Professor LUDWIG BELLA in Oedenburg bei den jüngst von ihm, nach eingeholter Bewilligung des Stadtmagistrates, mit Ausdauer, leider aber mit zu geringen Mitteln und Hilfskräften vorgenommenen Grabungen, drei Gräber, darunter eine Steinkammer und ein Brandgrab eröffnet und hiebei nebst vielen zerbrochenen Thongefässen auch prähistorische Stein- und Eisengeräthe zutage gefördert habe. Es ist meine Pflicht, hier zu bemerken, dass Herr Professor BELLA selbstständig, ohne von meiner früheren Vermuthung etwas gehört zu haben, in jenen aufgeworfenen Hügeln am „Burgstall" prähistorische Gräber suchte.

Von diesem Funde setzte ich in Wien Herrn JOSEF SZOMBATHY, Custos der prähistorischen Sammlung des k. k. naturhistorischen Hofmuseums, in Kenntniss und besprach mit ihm einen gemeinschaftlichen Ausflug zur Besichtigung dieser prähistorischen Anlagen. Herr SZOMBATHY kam mit dankenswerther Bereitwilligkeit meinem Ansuchen nach und entschloss sich, diese ihm bis dahin unbekannte Stätte einer prähistorischen Ansiedlung zu besichtigen. Nachdem ich leider an jenen Tagen verhindert war, Herrn SZOMBATHY zu begleiten, reiste derselbe allein am 17. August d. J. nach Oedenburg, woselbst er unter Führung des Herrn Stadtpfarrers und Abtes VON PÓDA und der Herren Professor BELLA und des Stadtingenieurs SCHEY den ganzen Tag auf dem „Burgstall" zubrachte und der Eröffnung eines vierten Grabes beiwohnte. Leider wurden die in Gegenwart des Herrn Custos SZOMBATHY vorgenommenen Ausgrabungen durch am 18. August eingetretenes Regenwetter gestört, ohne dass die eigentliche Grabkammer des in seiner Gegenwart und unter seiner sachverständigen Leitung angegriffenen Tumulus zur Eröffnung gelangte. Nach der Anlage der bis dahin von Herrn Professor BELLA aufgedeckten drei Tumuli und den darin gemachten Funden verschiedener thönerner, ohne Drehscheibe verfertigter Gefässe, Spuren von Brand und Knochensplitter, zwei Steinmeisseln, und zwar eines gut erhaltenen aus Serpentin und eines aus Gneiss und einer verrosteten grossen eisernen Nadel in einem anderen Grabe, glaubte Herr SZOMBATHY das Alter dieser Gräber in die s. g. Hallstätter Periode versetzen zu sollen.

Inzwischen hat Herr Professor BELLA die Grabungen fortgesetzt, und hatte ich während eines mehrtägigen Aufenthaltes in Oedenburg Gelegenheit, nebst der fortgesetzten Ausbeute aus den früher eröffneten Gräbern, welche leider meistentheils nur die Scherben von etwa 60 verschiedenen Thongefässen ergab, am 3. September l. J. der Eröffnung eines fünften Grabes beizuwohnen. Dieses, ein kleinerer Tumulus, abseits von den anderen bisher eröffneten gelegen, ergab nebst 7 thönernen Gefässen verschiedener Grösse, welche wohl sämmtlich zerbrochen, aber ihrer Form und Grösse nach deutlich erkennbar waren, noch den Fund eines Bronzebruchstückes, wahrscheinlich einer Fibula.

Ausserdem brachte Herr BELLA aus einem früher eröffneten, dem dritten Grabe, noch zutage: einen eisernen Halsring (Torques), eine eiserne Fibula, das gebrochene Stück einer eisernen Messerklinge, 5 thönerne Spinnwirtel, die Bruchstücke eines mit aufgesetzten Buckeln und Leisten verzierten Gefässdeckels aus schlecht gebranntem Thon, wozu bisher nur zwei ähnliche Gefässscherben gefunden wurden, und endlich den höchst merkwürdigen Fund eines halbmondförmigen „religiösen Idols" aus grobem, röthlichbraunem, stark gebranntem Thon, wahrscheinlich die Mondsichel darstellend, welche auf 4 thönernen Füssen steht. Auffallend an dem Idol ist, dass beide auf- und dann einwärts gebogenen Spitzen des „Kipfels" mit je einem viereckigen, an den Kanten mit Knöpfen verzierten Stab aus Thon, senkrecht mit dem Mittelstücke verbunden sind und dass zwischen Stab und Bogensegment der einen Seite drei gleichweit abstehende Querleisten, auf der anderen Seite in der Mitte des Bogens nur eine Querleiste eingefügt sind. Das Idol ist auf beiden Seiten von der Mitte bis zu beiden Spitzen bandartig mit einem Dreieckornament verziert, welches sich auch auf den Füssen wiederfindet; während jedoch die eine Seite mit einem schwarzen, theerartigen Ueberzug bedeckt ist, blieb die Kehrseite roh und rauh. Das Idol ist 24 cm lang und vom Fusse bis zu den aufgebogenen Spitzen 17 cm hoch. Der Durchmesser des walzenförmigen Mittelstückes beträgt 5 cm und nimmt bis zu den Spitzen auf 2 cm ab.

Auffallend ist, dass der Bau aller bisher eröffneten 5 Gräber verschieden ist. Drei Tumuli waren grösserer Gattung mit 6—8 Meter Durchmesser am

Grunde und 2 Meter Höhe; die zwei anderen waren kleinerer Gattung mit 5 Meter Durchmesser am Grunde, der eine 2 Meter hoch, der andere nur 40 cm über die Sohle sich erhebend; über letzteren führte jedoch ein Fusssteig in den Wald, und dürfte derselbe hiedurch niedergetreten worden sein.

Ein grosser Tumulus, das zuerst eröffnete Grab, enthielt eine gut gebaute, viereckige Steinkammer mit stehenden Randplatten und Deckplatten, ausserdem gegen Südost eine kleine Seitenkammer. In der grossen Grabkammer, welche Ost—West etwa 4 Meter und Süd—Nord etwa 3 Meter mass (genau war dies leider nicht mehr zu constatiren), lagen die zwei oben erwähnten Steinmeissel und 9 Thongefässe verschiedener Grösse.

Der zweite, sehr grosse Tumulus hatte um das ganze Grab herum einen aus grösseren und kleineren Steinen zusammengesetzten Steinkranz und enthielt etwa 40 verschiedene, stark zerdrückte Thongefässe, welche in Dreieckform mit der Spitze gegen Südost gestellt waren.

Der dritte, kleine Tumulus hatte blos eine schwache Steinumfassung um die im Haufen gruppirten 7 Thongefässe herum; ausserdem standen drei grosse Thongefässe abseits. Der übrige Inhalt wurde vorher angegeben.

Dem vierten, grossen Tumulus mangelte jede Steinumrahmung; er enthielt eine grosse eiserne Nadel, ganz verrostet, einen thönernen Spinnwirtel und etwa 20 Thongefässe.

Der fünfte, kleine Tumulus zeigte einen aus ordentlich gelegten und mit lehmiger Erde gebauten, durch den Brand rothgefärbten Steinuntersatz, auf welchem 7 Thongefässe im Kreise gestellt waren. Dieser Tumulus enthielt das Bronzebruchstück.

Der erste und zweite Tumulus zeigten keine Spur von Brand. Die anderen drei Tumuli enthielten mächtige Brandschichten. In dem dritten und vierten Tumulus standen die Thongefässe unter der Brandschichte, in dem fünften Tumulus umgab der Brandhaufen die Thongefässe von allen Seiten. Vom Brande calcinirte Knochenreste kamen fast in allen Gräbern vor, mit Ausnahme des zweiten, woselbst weder Spuren von Brand noch von Knochen zu finden waren. Besonders mächtig und ausgedehnt (über 9 Meter Länge und unbestimmte Breite, weil noch nicht vollständig aufgeschlossen) lag im vierten Tumulus die Brandschichte in der Tiefe von 1·20 Metern unter der Spitze des Hügels, von Ost gegen West in schiefer Ebene aufsteigend; nebst zahlreichen verbrannten Knochenresten und Asche lagen darin starke Kohlenstücke von Holz herrührend.

Im Zusammenhalte mit dem Umstande, dass im ersten Grabe blos Steinwerkzeuge, im zweiten Grabe kein anderer Gegenstand ausser den in allen Gräbern vorgekommenen Thongefässen, im dritten und vierten Grabe nur eiserne Schmuckgegenstände, dagegen im fünften Grabe nur ein Bronzebruchstück vorkamen, — und im Hinblick darauf, dass diese verschiedenen geöffneten Gräber räumlich weit auseinander liegen, und zwar die ersten zwei Gräber etwa 1000 Meter von der „Burgstall"schanze entfernt, das dritte und vierte Grab nur beiläufig 300 Meter vom „Burgstall", und das fünfte Grab noch näher zum „Burgstall", jedoch abseits von der die Gräber 1 bis 4 verbindenden Kammlinie des Höhenrückens, gegen Ost abwendend, etwa 250 Meter vom dritten Grabe entfernt, — kann man mit grosser Wahrscheinlichkeit annehmen, dass der Zeitraum, innerhalb welchem dieses Grabfeld belegt wurde, einige Jahrhunderte umfasst. Die Ausdehnung dieses Grabfeldes konnte bisher nicht festgestellt werden; jedenfalls zählen die Gräber nach Hunderten. Längs des Weges vom „Burgstall" (äussere südliche Schanze) bis zur „Neuwiese", von Nord nach Süd auf etwa einen Kilometer Entfernung, liegen allein 46 deutlich sichtbare Tumuli; an diesem Wege befinden sich auch die geöffneten 4 Hügel, und zwar liegt das erste Grab am Waldesrande nächst der Neuwiese, woselbst nach den bisherigen Beobachtungen das südliche Ende des Grabfeldes sein dürfte. Herr Professor Bella zählte bisher im Walde circa 120 grosse Tumuli, von denen einzelne bis zu 3 Meter hoch sind und am Grunde einen Kreisdurchmesser von 10 Metern und darüber haben. Nebenbei stehen ungezählte kleinere Tumuli, deren Anschüttung zum Theile kaum mehr sichtbar ist. — Die Tumuli stehen gruppenweise, drei bis fünf, auch mehr, im Haufen, also nicht der Reihe nach, bei einander; zwischen einzelnen Gruppen sind oft grössere Zwischenräume von vielen Metern Entfernung; es ist jedoch fraglich, ob diese Zwischenräume unbelegt sind. — Die Hügel sind von der umgebenden Erde künstlich in Kegelform aufgeworfen worden, und ist daher jeder einzelne Hügel von einem entsprechenden Graben rund umgeben. — Das Erdreich der Bodenoberfläche ist theils harter, schwerer Lehm, theils sandiger Lehm. Der tiefere Untergrund, bis zu welchem die Gräber jedoch nicht abgebaut sind, indem sie entweder auf der Oberfläche des gewachsenen Bodens oder nur wenig darunter gebettet sind, besteht aus Gneiss- und Quarzgeröllen und glimmerschiefrigen Platten, von denen häufig grosse Geröllsteine in dem nahen Bachbette des s. g. Tatschigrabens herumliegen, oder an der Grabenböschung anstehen. Solche Steine und Platten, oft von bedeutendem Gewichte, wurden zur Steinumfassung oder Bedeckung der Gräber verwendet und wahrscheinlich zu diesem Zwecke aus dem Bachgraben geholt.

Es ist anzunehmen, dass die ganze Fläche des Bergrückens, welcher sich vom „Burgstall« im Norden, zwischen dem „Tatschigraben" im Osten, dem „Diebmannsgraben" im Westen, über die „Teufelsbrücke" und über die „Neuwiese" bis zum „Hausbergwald" zwischen dem „Brennberg" (517 Meter hoch) und dem „Dornhappelberg" (470 Meter hoch) im Süden, also auf beiläufig 3 Kilometer Entfernung, in mächtiger, durchschnittlich 500 Meter Breite, hinzieht, das Gebiet einer prähistorischen Niederlassung ist. Es ist wohl zweifellos, dass am eigentlichen „Burgstall" im Norden, mit freier Aussicht auf das Thal von Oedenburg und mit der Fernsicht über den Neusiedlersee nordostwärts, und bis zum Wienerbecken nordwestlich, die befestigte Ansiedelung bestand. Obwohl der Berg

gegen Norden ziemlich steil abfällt, so ist doch die mässig gewölbte Kuppe des Berges von einem starken, im Mittel 2 Meter hohen Erdwall umschlossen, so dass der Höhenkamm innerhalb der Umwallung liegt. Es wurde schon früher erwähnt, dass der von den Wällen eingeschlossene Raum 37·4 Katastraljoch misst. Der Haupteingang in die Wallburg ist von der Südseite, das ist vom Bergplateau aus; hier aber ist dem inneren Walle ein zweiter, noch mächtigerer, äusserer Wall vorgebaut, und sind beide Wälle von tiefen Gräben eingesäumt. Der äussere Wall zieht sich vom Diebmannsgraben bis zum Tatschigraben hin, welche beide die natürliche Fortsetzung seines Schanzgrabens bilden. Von der Nordseite ist ein secundärer Zugang zur Wallburg, indem eine schiefe Ebene, längs der äusseren Wallböschung des hier nur einfachen Walles, die Uebersetzung des Walles erleichtert. Ein eigentlicher Eingang wie auf der Südseite besteht sonst nirgends. Herr Custos Szombathy erklärte, „dass er noch an keiner Localität so ausgezeichnete Reste einer befestigten prähistorischen Ansiedelung und der dazugehörigen Gräber gesehen habe".

Die Thonscherben von den gefundenen, beiläufig 90 Gefässen wurden bisher zum geringsten Theile von der anliegenden Erde gereinigt und sortirt, so dass eine genaue Beschreibung ihrer Grösse, ihrer Formen und der darauf angewendeten Ornamentik unmöglich ist. Die Mehrzahl der bekannten Formen prähistorischer Thongefässe, welche in den mitteleuropäischen Alpengegenden vorkommen, und zwar in verschiedenen Grössen, Vasen, Krüge, Schüsseln, Schalen und Becher sind vorhanden, leider Alles, mit Ausnahme dreier kleiner Schalen, in zertrümmertem Zustande. — Der überwiegenden Mehrzahl nach ist die Farbe des dazu verwendeten Thones schwarz oder schwarzgrau, bei wenigen Exemplaren die Aussenseite und auch die Innenseite geglättet. Neben einigen rohen Exemplaren aus röthlichem Thon kam nur ein rothes Gefäss mit glatter Aussenseite vor, welches Spuren eines durch Graphit angemalten Wellenornamentes zeigt. Wenig kleinere, schwarze Gefässe sind aus sehr feinem, geschlemmtem Thon erzeugt und mit einem lackartigen Ueberzug versehen. Die grösseren Gefässe bestehen fast ausschliesslich aus grobem, mit Sand vermischtem, schlecht gebranntem Thon mit rauher Oberfläche. An Henkelgefässen sind bisher nur vier zerbrochene Schalen constatirt worden. Das Linien- und Zackenornament ist vorherrschend, das schraffirte Dreieck häufig, und nur an einem grossen Gefässe das schraffirte Viereck mit aufsitzender Spiralverzierung angewendet. Der concentrische Kreis wurde bisher nicht gesehen; dagegen kommen auf zwei Bruchstücken perlenschnurartige Randverzierungen vor, welche offenbar mittelst Stempel eingedrückt wurden. Diese Scherben lagen jedoch nicht bei den übrigen Gefässen im eigentlichen Grabe, sondern oberhalb der Brandschichten im dritten und vierten Grabe, unter anderen Scherben verstreut. Wie bemerkt, enthielten diese Gräber die Fundgegenstände aus Eisen. Man kann nach dem Ergebnisse der bisherigen Sichtung der gefundenen Thonscherben wohl mit Bestimmtheit sagen, dass mit Ausnahme weniger Stücke fast ausschliesslich das geometrische Ornament, von freier Hand gemacht, in seinen verschiedenen Mustern zum Vorschein kommt. Ein Umstand mag hiebei nicht unberührt bleiben, dass auf einigen Gefässen die Kittung alter Brüche mit einer pechartigen Masse deutlich sichtbar war.

Die Formen und die Ornamente der Gefässe gleichen daher zumeist jenen, welche auch in den krainischen, oberösterreichischen und schweizerischen Pfahlbauten gefunden wurden. Nimmt man hiebei Bedacht, dass auch das im dritten Grabe gefundene „religiöse Idol" in wenigen ähnlichen, bei Weitem aber nicht so schön geformten Exemplaren bisher nur in schweizerischen Pfahlbauten vorkam, so darf ich vielleicht, trotz der in dem dritten und vierten Grabe gefundenen eisernen Gegenstände, den Schluss ziehen, dass das Alter der Gräber am „Burgstall" bei Oedenburg einen Zeitraum von einigen Jahrhunderten vor der römischen Occupation Pannoniens, also vor Christi Geburt umfasst, und vielleicht auch in die erste Hälfte des ersten Jahrtausends vor Christi zurückgreift.

Die Aehnlichkeit der am „Burgstall" bei Oedenburg gefundenen Thongefässe mit jenen in den Pfahlbauten der alpenländischen Seen wird nicht so überraschend erscheinen, wenn ich darauf hinweise, dass im Jahre 1874 in der Nähe von Oedenburg nahe dem südlichen Ufer des Neusiedlersees bei Kl.-Andree (Hidegség) in dem damals ausgetrocknet gewesenen Seebecken ein Pfahlbau erforscht wurde, dessen Artefacte sogar aus einer älteren Culturperiode, nämlich aus der jüngeren Steinzeit stammen [1]).

Es wäre nun noch die Frage zu erledigen: Welchem Volksstamme gehörte die prähistorische Ansiedelung und das Grabfeld am „Burgstall" bei Oedenburg an?

Es mag vor Allem darauf hingewiesen werden, dass das ganze Gebiet, welches von der Donau im Norden und dem Raabflusse im Süden und Osten eingeschlossen ist, heute ebenso, wie während der letzten zweitausend Jahre, ethnographisch, wenn auch nicht staatlich mit den westlich davon liegenden Alpenländern zusammenhing. Immer lag zwar dieses Gebiet an der ethnographischen Grenze zwischen den westlichen und östlichen Völkern Europas, und so mag es daselbst auch niemals einen ganz reinen Volksstamm allein gegeben haben. Ueberwiegend haben jedoch ethnographisch hier immer die westlichen Völker vorgeherrscht. So war es auch vor den Römern zwischen den westlichen Kelten und den südöstlichen illyrischen Pannoniern der Fall, und auch während der Römer-Occupation wird bei den weisen Staatseinrichtungen der Römer, welche die unterdrückten Völker

---

[1]) Kurzer Bericht von Graf Wurmbrand, Mittheil. der Anthropol. Gesellsch. in Wien, IV. 291. — Graf Béla Széchenyi, Funde aus der Steinzeit im Neusiedlersee. Im Selbstverlag 1876; und darüber Literaturbericht von Dr. Much, Mitth. der Anthropol. Gesellsch. in Wien. VII. 245—255; und Dr. von Luschan, Ueber einige Funde aus den Pfahlbauten des Neusiedlersees. X. 315—321.

ihrem Staatswesen zu assimiliren bestrebt waren, ihnen ihre Religionsanschauungen und selbstständigen Gemeinderechte liessen, in diesem Verhältnisse trotz der allmäligen Romanisirung keine wesentliche Aenderung eingetreten sein.

Neben Plinius, den wir oben citirten, und vor diesem hat der griechische Geograph Strabo 66 v. Chr. bis 10 n. Chr.) VII. 292 an die Westgrenze von Pannonien die „Bojeröde", ἡ Βοίων ἐρημία, versetzt, welche Plinius 23—79 n. Chr.) „deserta Boiorum" nannte. Es ist heute ziemlich festgestellt, dass unter dieser Bojeröde oder Bojerwüste das sumpfige Gebiet zwischen der Donau und Raab, östlich vom Leitha- und rücksichtlich vom Neusiedler See-Gebirge verstanden war, welches heute noch theilweise vom Neusiedlersee (Fertö) und dem Hanságsumpfe ausgefüllt ist, zum grössten Theile aber damals auch die heute bewohnte Tiefebene des Wieselburger Comitates und die s. g. Raabau, das ist das Gebiet zwischen der Rabnitz und Raab im Oedenburger und Raaber Comitate, umfasste. Westlich, angrenzend an die Bojerwüste lag — „damals schon bewohnt" — die von Plinius erwähnte Stadt „Scarbantia" [1]) — das heutige Oedenburg. Auch der Astronom und Geograph Ptolemäus 130—180 n. Chr.) führt (II. 14. 2) noch die Bojer als hier sesshaft auf. Dass die Bojer aber ein keltischer Volksstamm waren, bedarf hier wohl keines Nachweises. Es ist jedoch ein Irrthum zu glauben, dass unter dem Namen Bojerwüste eine Gegend gemeint war, aus welcher die Bojer circa 50 Jahre vor Chr. von den Daciern vertrieben worden waren. Wäre dieses der Fall gewesen, so würde sie zweihundert Jahre später Ptolemäus nicht mehr als in Ober-Pannonien sesshaft aufgeführt haben. Die Bojerwüste ist vielmehr eine topische Bezeichnung für das von Natur aus wüste und ausgedehnter als jetzt sumpfig gewesene Land, in dessen unmittelbarer Nähe die Bojer angesiedelt waren; daher der Name. Scarbantia lag an der westlichen Grenze dieser Wüste, und so wäre wohl mit Sicherheit anzunehmen, dass wenigstens kurz vor jener Zeit, als die Römer Pannonien occupirt hatten, um Oedenburg herum die keltischen Bojer sesshaft gewesen waren.

Es ist bekannt, dass die Bojer mit ihrer Hauptmasse früher in Böhmen (Bojohemum), welches Land nach ihnen den Namen behielt, einige Jahrhunderte hindurch gesessen waren, und dass sie daraus, in der Zeit zwischen 100 bis 60 vor Chr., von den germanischen Markomannen vertrieben, über die Donau zu den stammesverwandten Norikern geflüchtet sind. Ob nun erst diese aus Böhmen vertriebenen Bojer sich um Oedenburg herum angesiedelt haben; oder ob die Bojer daselbst schon aus der Zeit stammten, als, wie es heisst, ein anderer Zweig derselben in Oberitalien, 193 vor Chr. in der Schlacht bei Mutina von den Römern halb aufgerieben, zum Theil über die Alpen nach Noricum und Pannonien entwich; oder ob gar deren Ansiedelung daselbst mit der sagenhaften Rückwanderung eines Theiles der Kelten aus Gallien unter Sigovesus (um 500 v. Chr.) zusammenhängt, dürfte kaum jemals aufgeklärt werden. Am wahrscheinlichsten erscheint wohl die erste Annahme, und dann hätte man in den Gräbern am „Burgstall" bei Oedenburg keine Bojer zu suchen.

Immerhin wird aber das Volk, welches am „Burgstall" bei Oedenburg seine Wohnsitze aufgeschlagen und seine Todten bestattet hatte, im grossen Ganzen dem keltischen Stamme zuzuzählen sein, welcher in compacter Masse, von der Schweiz bis zum Raabflusse und dem Plattensee, das Alpengebiet zum mindesten während 500 Jahren vor Chr. Geburt besiedelt hatte und dessen nordöstlicher Ast sogar bis an den Bakonyer Wald und bis Ó-Szöny (Bregetium) an der Donau reichte. Die Gleichheit der prähistorischen Fundgegenstände am „Burgstall" bei Oedenburg mit jenen der Alpenländer gestattet keine andere Annahme.

Die wissenschaftliche Durchforschung und theilweise Aufdeckung dieser prähistorischen Anlagen hat der Municipal-Ausschuss der Stadt Oedenburg beschlossen.

6. Herr Secretär Dr. **Moriz Hoernes** übergibt einige Notizen aus dem

Zweiten Thätigkeitsbericht des Musealvereins der Stadt Cilli 1886.

(S. 6 ff.) Die jüngst erfolgte Untersuchung der Grabhügel zu Schuchitz bei Pragwald im Sannthal, unfern einer kleinen „Gradische" genannten Anhöhe, ist noch auf eine Anregung Hochstetter's zurückzuführen. Es sind im Ganzen über 60 Tumuli im Durchmesser von 2—28 m, 1—3·5 m hoch, erhalten, 20 in einer dichtgedrängten Gruppe, die übrigen im S. und O. zerstreut. 10 der ersteren wurden geöffnet, und es zeigte sich, dass durchwegs zuerst Steinplatten zu einer horizontalen Ebene zusammengefügt, auf diesen die Leiche verbrannt und über den Brandresten unmittelbar oder über eine mit denselben gefüllten Urne die Grabhügel derart aufgeführt wurden, dass die Brandstätte kreisförmig mit übereinandergeschichteten lagerhaften Schiefer- oder Sandsteinplatten umgeben, dann grössere Geschiebe darüber aufgehäuft und endlich durch Abgraben und Anhäufen des Thonmaterials aus der unmittelbaren Umgebung die Form hergestellt war. Die grösstentheils zerdrückten Urnen hatten 60 cm Höhe und waren aus grauem Thon, aussen roth oder schwarz gefärbt. Nur ein kleineres (Bei- ?) Gefäss war auf schwarzem Grunde mit rothem oder weissem Zickzackmuster, der Hals mit einem Mäander verziert, im Innern fand sich „schwarzes Wachs". Von Beigaben wurde nichts als ein eiserner Palstab gefunden. Trotz des geringen Erfolges will der Musealverein die Grabungen an dieser Nekropole, und zwar zunächst im O. bei Brgonik fortsetzen.

(S. 15 f.) Bei Gutendorf im Sannthale westnordwestlich von Cilli wurde in geringer Tiefe ein Stierkopf aus Bronze, 4 cm lang, dessen Augen aus

[1]) Plinius schreibt zwar: „Scarabantia"; jedoch auf den bisher bekannten Inschriftsteinen heisst es „Scarbantia". Ptolemäus schrieb „Sakarbantia", ein Beweis, dass Plinius die lateinische, Ptolomäus die griechische Aussprache des Fremdwortes wiedergaben.

blutrothem Jaspis eingesetzt sind, ausgegraben und dem Stadtmuseum übergeben. An Stelle der Nüstern findet sich eine scharfkantige, sechsseitige Vertiefung und eine am Hinterhaupte befindliche Ansatzstelle zeigt, dass der Kopf zur Befestigung an einem Thierkörper oder an einem Geräthe diente. Das Aussehen wie die Arbeit erinnert an die Thiergestalten des Kesselwagens vom Strettweg im Joanneum zu Graz. Ausserdem verzeichnet der Bericht folgende Erwerbungen prähistorischer Fundstücke: 3 Aschenurnen von der Resingenhöhe bei Cilli, 1 Kelt und 2 Palstäbe aus Bronze aus Sagor, 1 Palstab von Schloss Lemberg. 1 Steinbeil von Weitenstein, 1 solches von Radkersburg und 1 drittes von Slatina bei Ponigl.

7. Herr Oberstabsarzt Dr. **A. Weisbach** bespricht die der Anthropologischen Gesellschaft zur Publication übersandte Arbeit des Herrn Hauptmanns Heinrich Himmel:

Das Soldatenmateriale der Herzegowina in anthropologischer Beziehung.

Herrn Hauptmann H. Himmel's sehr verdienstvolle Arbeit umfasst eine Tabelle justicieller Daten, weiters einen lateinischen Bericht über die Katholiken der Herzegowina aus dem Ordensschematismus der Franziskaner im Jahre 1882, ferner „Sanitäres aus der Herzegowina" von Regimentsarzt Dr. Herrmann des 99. Infant.-Reg., worin der Autor die schlechten hygienischen Verhältnisse schildert, unter welchen die Eingebornen leben, welche daher sehr häufig an Malaria, acuten Exanthemen, Syphilis und Verletzungen erkranken; — weiter eine Schilderung der Jugend dieses Landes vom Lehrer Emil Woska, der dieselbe als folgsam, ehrerbietig, gelehrig, strebsam und intelligent bezeichnet; — endlich eine Beschreibung des Soldatenmateriales und des Volkes überhaupt von Himmel selbst, mit photographischen Aufnahmen von katholischen, orthodoxen und mohamedanischen Herzegowinern.

In seinem geschichtlichen Ueberblicke das graue Alterthum mit seinen fast ganz unzuverlässigen Angaben über dieses Land nur kurz erwähnend, gibt er an, dass zu Ende des 6. Jahrhunderts die wahrscheinlich mit vielen Slaven gemischten Avaren dahin gekommen sind, gegen welche Kaiser Heraklius im Jahre 619 die Chrobathen aus dem Karpathenlande berief, welche sich im Küstengebiete zwischen der Arsa und Cettina niederliessen, die Avaren vertreibend und theilweise auch in sich aufnehmend; so sollen die heutigen Liccaner Ueberbleibsel der Avaren sein.

Im Jahre 626 hiess derselbe Kaiser die Serben südlich von den Kroaten sich niederlassen: An der Narenta und auf den vorliegenden Inseln, im einwärts gelegenen Berglande, im Gebiete von Ragusa und Cattaro bis Antivari hinab, sammt dem Hinterlande.

So hätten diese Länder seitdem ihre ständige slavische Bevölkerung erhalten, freilich an der Küste der Adria italienischen Einflüssen ausgesetzt, während im Innenlande zeitweise auch magyarische Einwirkungen und schliesslich der osmanische Einfluss sich geltend machten.

Himmel findet den Herzegovzen sehr religiös, treu und redlich, mit hohem Familiensinne und vorzüglichen geistigen Eigenschaften ausgestattet, jedoch dabei misstrauisch; als Soldat ist er sehr ausdauernd und genügsam, zurückhaltend und wehleidig.

Den für uns wichtigsten Theil dieser umfangreichen, interessanten Arbeit bilden die an 180 Soldaten im Alter von 20—23 Jahren vorgenommenen Messungen nach Virchow's, dem Broca'schen ganz ähnlichen Systeme, welches 40 Maasse an jedem Individuum nebst Angaben über die Farbe der Haare und Augen und das Körpergewicht verlangt.

Nur wer selbst Lebende gemessen, kennt die dazu nothwendige, ermüdende Mühe, wird aber deshalb umsomehr eine solche Arbeit zu schätzen wissen.

Nach diesen Messungen erfreut sich der Herzegovze der bedeutenden Körperlänge von 1752 mm, womit er selbst seine westlichen Brüder, die Festlands-Dalmatiner (1708 mm Weisbach) übertrifft.

Demgemäss gehören die Herzegowiner zu den Völkern grössten Schlages in Europa; ja sie überragen an Wuchs sämmtliche bisher hierauf untersuchten europäischen Völker.

Ihr Haupthaar ist, ganz ähnlich wie bei den Südslaven an den Gestaden der Adria, weit vorherrschend dunkel (169 = 93·8%), indem die blonden Haare (11 = 6·1%) nur verschwindend spärlich vertreten sind; eigenthümlicher Weise kam unter allen 180 Männern kein einziger rothhaariger vor. Das Dunkel der Haare beschränkt sich vorzüglich auf die Farbentöne hellbraun (52 = 28·8%) und dunkelbraun (87 = 48·3%), ohne die dunkelste Nuance, schwarz (30 = 16·6%), mit einer ansehnlichen Zahl zu erreichen.

In Uebereinstimmung mit den gleichen anderweitigen Erfahrungen verhält sich die Farbe der Augen anders, bei welchen wohl immer noch die dunklen Schattirungen (104 = 57·7%), aber in bedeutend minderem Grade als bei den Haaren, die lichten (76 = 42·2%) überwiegen, worin sie mit den Adriaslaven genau übereinstimmen.

Die blauen Augen (36 = 20%) und die grauen (40 = 22·2%) treten viel häufiger auf als die lichten Haare; die meisten Männer haben hellbraune (50 = = 27·7%) und dunkelbraune (53 = 29·4%), die allerwenigsten schwarze Augen (nur 1 = 0·5%).

An Körpergewicht erreichen sie 70·7 Kilo, die Dalmatiner blos 69, gehören also mit diesen zu den gewichtigsten Männern Europas.

Ihr Kopf ist 180 mm lang und 157 mm breit, also nach seinem Index von 872 ausgesprochen brachycephal bei dem geringen Umfange von 548 mm.

Die Höhe des Gesichtes beträgt 183 mm, dessen Breite zwischen den Jochbogen 144 mm, was einen Gesichtsindex von 786 ergibt.

Ihre Schultern sind ansehnlich breit (416 mm), der Brustkasten sehr geräumig (Umfang 901 mm) und die Arme 773 mm lang; der Oberarm (31· mm) ist an-

sehnlich länger als der Vorderarm (267 mm), die Hand 193 mm lang und 88 mm breit (Index 455).

Die untern Gliedmassen sind viel länger (902 mm) als die oberen, relativ zur Körperlänge (1000) deren Hälfte übersteigend (514), wogegen die Arme (441) unter derselben bleiben, also kurz, die Beine aber lang genannt werden müssen.

Ihr Oberschenkel (393 mm) ist bedeutend kürzer als der Unterschenkel (444 mm) — ganz im Gegensatze zum Baue des Ober- und Vorderarmes — der Fuss sehr lang (273 mm) bei mässiger Breite (104 mm); sein Längenbreitenindex (380) ist wie immer kleiner als jener der Hand.

Die zahlreichen Messungen sollen etwas später von mir bearbeitet und mit jenen anderer Völker eingehend verglichen in den Mittheilungen veröffentlicht werden.

8. Herr Custos **Franz Heger** hält einen Vortrag:

Ethnographisches von der Landesausstellung in Krakau.

Derselbe wird in erweiterter Form in einem der nächsten Hefte der Mittheilungen erscheinen.

8. Für die Bibliothek sind folgende Werke eingelaufen.

Fraipont Julien: La poterie en Belgique a l'âge du Mammouth. Extrait de la Revue d'Anthropologie, Juillet, 1887. 23 p. 8°. (ded. Aut.)

Campi L.: Tombe Romane presso Cles. Trento 1887. 7 p. 8°. (ded. Aut.)

Osborne W.: Das Beil und seine typischen Formen in vorhistorischer Zeit. Ein Beitrag zur Geschichte des Beiles. Mit 19 Tafeln in Lithographie. Dresden 1887. 67 p. 4°. (ded. Aut.)

Campi Luigi de: Ein Massenfund alter Bronzen bei Obervintl im Pusterthale. Sep.-Abdr. aus d. Mittheilungen der Central-Commission zur Erforschung und Erhaltung der Kunst- u. historischen Denkmale. p. LXXI—LXXVI. 1887. 4°. (ded. Aut.)

American Oriental Society: Proceedings at Boston May 11th 1887. Liii. 8°. (ded. American Oriental Society.)

Peez, Dr. Alexander: Dolmetscher und Dolmetscher-Städte. Sep.-Abdr. aus den Beilagen zur „Allgemeinen Zeitung" Nr. 184 und 185. Jahrg. 1887. München. 15 p. 8°. (ded. Aut.)

Australian Museum: Report of the trustees for 1886. 20 p. 4°. (ded. Australian Museum.)

Sommier Stephen: Siriéni, Ostiacchi e Samoiedi dell' Ob. Prima Parte. Firenze 1887. 168 p. 3 Taf. 8°. (ded. Aut.)

Henshaw Henry W.: Perforated stones from California. Smithsonian Institution. Bureau of Ethnology. Washington 1887. 37 p. 8°. (ded. Aut.)

Gatschet Albert S.: Ethnologic notes. Reprint. from American Antiquarian, July 1887. 8°. 3 p. (ded. Aut.)

Gatschet Albert S.: Linguistic notes. Reprint. from American Antiquarian, July 1887. 8°. 2 p. (ded. Aut.)

Gatschet Albert S.: Elephants in America. Reprint. from American Antiquarian, July 1887. 8°. 2 p. (ded. Aut.)

Kirchhoff, Prof. Dr.: Bericht der Central-Commission für wissenschaftliche Landeskunde von Deutschland. Sep.-Abdr. aus d. Verhandlungen des 7. deutschen Geographentages in Karlsruhe. Berlin 1887. 8°. (ded. Aut.)

Rotch, A. Lawrence: Results of the meteorological Observations made at the Blue hill, meteorological Observatory, Massachusetts. Boston. 4°. (ded. Aut.)

Scheidemandel, Dr. Heinrich: Ueber Hügelgräberfunde bei Parsberg, Oberpfalz. Parsberg 1886. 4°. 24 p. VIII Taf. (ded. Aut.)

Fraipont Julien, et Max Lohest: La race humaine de Néanderthal ou de Canstadt en Belgique. Recherches ethnographiques sur les ossements humains découverts dans les dépôts quaternaires d'une grotte à Spy et détermination de leur âge géologique. Extrait des Archives de Biologie publiées par MM. Ed. van Beneden et Ch. van Bambeke. Tome VII. 1886. Gand 1887. 8°. 587—758 p 4 Taf. (ded. Aut.)

Brinton G. Daniel: Library of Aboriginal American Literature. Philadelphia. 8 p. 8°. (ded. Aut.)

Brinton G. Daniel: Address by Daniel G. Brinton before the section of Anthropology, American Association for the advancement of science at the New-York Meeting August 10 th 1887. From the Proceedings of the American Association for the Advancement of Science, Vol XXXVI. Salem 1887. 8°. 21 p. (ded. Aut.)

Finsch, Dr. O.: Canoes und Canoebau in den Marshall-Inseln. Sep.-Abdr. a. d. Verhandl. d. Berliner anthropolog. Gesellschaft. Sitzung vom 15. Januar 1887. (22)—(29) p. 8°. (ded. Aut.)

Orsi P.: I ripostigli di bronzi del Golluzo presso Chiusi e di Limone (Montenero) presso Livorno. Estratto dal Bullettino di paletnologia italiana, Anno XIII. Nr. 7 e 8. 1887. 17 p. 2 Taf. 8°. (ded. Aut.)

Pichler, Dr. F.: Grabstätten-Karte der Steiermark 1887. (ded. Aut.)

Brinton D. G.: Ancient Nahuatl poetry containing the Nahuatl text of XXVII ancient Mexican poems with a translation, interduction, notes and vocabulary. Brinton's Library of Aboriginal American Literature. Number VII. Philadelphia 1887. 177 p. (ded. Aut.)

Brinton D. G.: Were the Toltecs an historic Nationality? Read befor the American Philosoph. Society. Sept. 2, 1887. 15 p. 8°. (ded. Aut.)

Pamo de L., et Jacques, Dr. V.: Le cimetière de Saaftingen. Ext. du Bulletin de la Société d'Anthropologie de Bruxelles. Tom. III. 1884—85. 75 p. 2 Taf. 8°. (ded. Aut.)

Culin Stewart: China in America a study in the social life of the Chinese in the eastern cities of the United States. Read befor the American Association for the advancement of science (Section of Anthropologie) at the thirty sixth Meeting. New-York 1887. Philadelphia 1887.

Hamy, Dr. E. T.: Études ethnographiques et archéologiques sur l'Expositon coloniale et indienne de Londres. Ext. de la Revue d'Ethnographie. Paris 1887. 116 p. 8°. (ded. Aut.)

Jacques, Dr. V. u. Storms E.: Notes sur l'Ethnographie de la partie orientale de l'Afrique équatoriale. Extr. du Bulletin de la Société l'Anthropologie de Bruxelles Tom. V. 1886—1887. 112 p. 14 Taf. 8°. (ded. Dr. Jacques.)

Chijs J. A. van der: Dagh-Register gehouden int Casteel Batavia vant passerende daer ter plaetse als over geheel Nederlandt-India. Anno 1640—41. Uitgegeven door het Bataviaasch Genootschap van Kunsten en Wetenschappen, met medewerking van de Nederlandsch-Indische Regeering en onder toezicht. Batavia 1887. 509 p. gr. 8°. (ded. Aut.)

Ljubenov Peter: Baba Ega oder eine Sammlung von Volksliedern, Volkssagen und Volksmitteln in Kustendilisko. Tirnova. 86 p. 8°. (ded. Aut.)

Anutschin, Dr. A.: Die alten im russischen Reiche gefundenen künstlich umgestalteten Schädel. 72 p. 8°. (ded. Aut.)

Makowsky, Prof. Alex.: Die Urzeit Mährens auf Grundlage prähistorischer Forschungen. Vortrag im Brünner Gewerbemuseum am 14. und 18. März 1887. Brünn 1887. 12 p. 4°. (ded. Aut.)

Ernst A.: Ethnographische Mittheilungen aus Venezuela. Sep.-Abdr. aus d. Verhandlungen der Berliner anthropologischen Gesellschaft. Sitzung vom 23. April 1887. (295)—(302) p. 8°. (ded Aut.)

Undset, Dr. Ingv.: Nordisk og mellemeuropaeisk Arkaeologi. En forelaesning. Saerskilt aftryk af „Nyt Tidsskrift". Kristiania 1887. 23 p. 8°. (ded. Aut.)

Undset, Dr. Ingv.: Le préhistorique Scandinave ses origines et son développement. Extrait: Revue d'Anthropologie Tome II. (1887) Nr. 3. Paris 1887. (314)—(332) p. 8°. (ded. Aut.)

Naue Julius, Dr.: Die Hügelgräber zwischen Ammer- und Staffelsee. Mit einer Karte und 59 Tafeln Abbildungen. Stuttgart. Ferd. Enke. 1887. (Rec. E.)

Post. Afrikanische Jurisprudenz. Oldenburg. Schulze (A. Schwartz) 1887. (Rec. E.)

Post. Ethnologische Jurisprudenz. Oldenburg. Schulze (A. Schwartz) 1887. (Rec. E.)

Naeher J.: Die römischen Militärstrassen und Handelswege in der Schweiz und in Südwestdeutschland, insbesondere in Elsass-Lothringen. Zweite Auflage. Strassburg 1888. (Rec. E.)

Lombroso Cesare: Der Verbrecher in anthropologischer, ärztlicher und juristischer Beziehung. In deutscher Bearbeitung von Dr M. O. Fränkel. Hamburg. J. F. Richter. 1887. (Rec. E.)

Pilling James Constantin: Bibliography of the Siouan languages. Washington 1887. (ded. A. S. Gatschet.)

Barroil Giulio: Una gita fra i calabro-albenesi. Estratto dall' Archivio per l'Antropologia e la Etnologia. Vol. XVII. (ded. Autor.)

Den Spendern wird hiemit der verbindlichste Dank der Gesellschaft ausgesprochen.

Redactions-Comité: Fr. R. v. Hauer, C. Langer R. v. Edenberg, M. Much, F. Müller, S. Wahrmann and J. Woldřich.
Redacteur: Franz Heger.

Fig. 3.

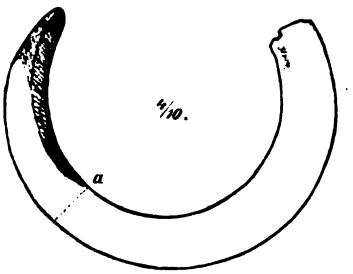


Fig. 1.

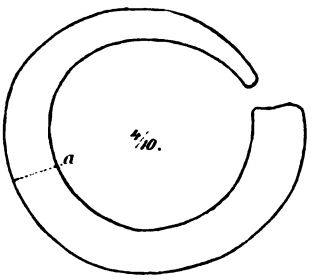


Fig. 2.

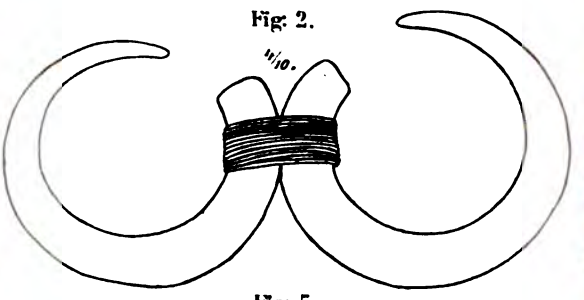


Fig. 5.

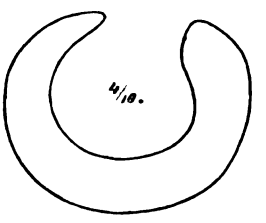


Fig. 6.

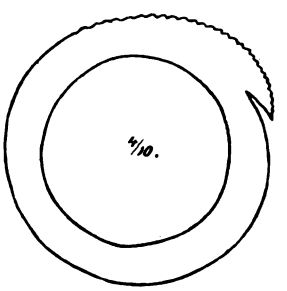


Fig. 7.

Fig. 4.

Finsch, Abnorme Eberhauer.

C. Angerer & Göschl, Wien.

1

2

3

4

5

7a

7

9

11

6

8

10

11a

12

12 a

13

14

15 (2/5 n. Gr.)

16

Allgemeiner Maassstab: 1/6 nat. Gr.

Radimský und Szombathy, Wien.